

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

INSTITUT FÜR GERONTOLOGIE



„Die Heimat vergisst man nicht“

—

Eine qualitative empirische Analyse
zu subjektiven Bedeutungen
von Orten und Gegenständen
im Leben von Menschen mit Demenz

Inauguraldissertation
zur Erlangung des akademischen Grades Dr. phil.
der Fakultät für Verhaltens- und Empirische Kulturwissenschaften
der Ruprecht-Karls-Universität
Heidelberg

vorgelegt von
Judith Beil

Heidelberg 2012

1. Gutachter: Prof. Dr. Dr. h.c. Andreas Kruse

2. Gutachter: Prof. Dr. Eric Schmitt

Tag der mündlichen Prüfung: 22.Juni 2012

Danksagung

Mein herzlicher Dank gilt in erster Linie den demenzerkrankten Menschen, ihren Angehörigen, Pflegekräften, Betreuern und ehrenamtlichen Begleitern, die mir durch ihre Bereitschaft und Offenheit diese Arbeit erst ermöglicht haben.

Eine Vielzahl an Personen hat darüber hinaus durch ihre fachlichen und persönlichen Beiträge die Entstehung dieser Dissertation unterstützt.

Besonderer Dank gebührt an erster Stelle Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Andreas Kruse, der es mir ermöglicht hat, am Institut für Gerontologie zu promovieren, für seine Förderung, sein Vertrauen, die Freiheit bei der Gestaltung dieser Arbeit und sein konstruktives Feedback. Auch bei Herrn Prof. Dr. Eric Schmitt möchte ich mich sehr herzlich für die Übernahme des Zweitgutachtens und für seine hilfreichen Anmerkungen bedanken.

Die vorliegende Arbeit entstand im Rahmen des interdisziplinären Promotionskollegs „Kognitive Einschränkung im Alter und die räumliche Alltagsumwelt“, das im Juli 2008 an der Universität Heidelberg von den Disziplinen Psychologie, Gerontologie, Geografie und Medizin gemeinsam ins Leben gerufen wurde. Für die damit verbundene Finanzierung meiner Dissertation im Rahmen eines Promotionsstipendiums danke ich der Landesgraduiertenförderung Baden-Württemberg.

Ich danke darüber hinaus allen beteiligten Professorinnen und Professoren des Promotionskollegs - insbesondere Herrn Prof. Dr. Hans-Werner Wahl - für die gute Zusammenarbeit, den wissenschaftlichen Austausch und zahlreiche fächerübergreifende Diskussionen im Rahmen unser Kollegtreffen. Durch die verschiedenen interdisziplinären Veranstaltungsformate im Rahmen des begleitenden Studienprogrammes des Kollegs konnte ich zahlreiche inhaltliche und methodische Anregungen gewinnen.

Beim Austausch mit meinen Mitdotorandinnen und -doktoranden Ute Koch, Elżbieta Kuźma, Anna-Lena Schwieger, Denise Solle, Markus Wettstein und Felicia Zuber sind nicht nur wissenschaftliche Diskussionen geführt worden, sondern auch Freundschaften entstanden. Unsere gemeinsamen Unternehmungen und Gespräche haben ebenfalls ihren Teil zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen.

Frau Dr. Sonja Ehret hat durch ihre Forschungen sowie durch ihre konstruktiven Kommentare und Ideen die vorliegende Arbeit stets bereichert. Insbesondere danke ich ihr für die zeitaufwendige Konsensvalidierung der Strukturbilder.

Auch Frau Dr. Elżbieta Kuźma und Herrn Dipl.-Gerontologe Volker Cihlar möchte ich noch einmal in besonderer Weise für ihre Unterstützung danken.

Über das aufrichtige Interesse meiner Eltern an meiner Dissertation habe ich mich sehr gefreut. Für ihre stetige Ermutigung, ihren Zuspruch und ihre große Unterstützung danke ich ihnen sehr. Ein ganz besonderer Dank gilt meinem Vater für seinen Blick für den „roten Faden“, sein großes Engagement bei der kritischen Durchsicht meiner Arbeit und seine wertvollen Anmerkungen.

Schließlich danke ich auch meinem Freund Wolfgang, der mir in allen Phasen zur Seite stand, für seine Unterstützung und Geduld und – nicht zu vergessen – seine hilfreiche Computerexpertise.

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	vii
Einleitung	1
1. Demenzerkrankungen	8
1.1. Definition und Formen	8
1.2. Epidemiologie	9
1.3. Symptomatik und Verlauf	10
1.4. Überblick über die derzeitige Versorgungslandschaft	13
2. Demenz und Lebensqualität	16
2.1. Theoretische und empirische Grundlegungen	16
2.2. Räumliche Umwelt als Dimension von Lebensqualität	20
3. Zum Forschungsbereich der ökologischen Gerontologie	24
4. Mensch und Umwelt – erste Annäherungen.....	27
4.1. Person-Umwelt-Dynamiken aus einer Lebenslaufperspektive	27
4.1.1. Auseinandersetzung mit räumlichen Umwelten als Teil lebenslanger Entwicklung	27
4.1.2. Räumliche Umwelten im Kontext von Biografie	32
4.2. Phänographische Aspekte elementarer Umwelterfahrungen.....	40
4.2.1. Wohnen – Zur Bedeutung des Zuhauses	40
4.2.2. Heimat	50
4.2.3. Übergänge zu neuen Umwelten: Wohnortswechsel	55
4.3. Die Welt der Dinge - Zur symbolischen Bedeutung von Gegenständen.....	58
5. Theoretische ökogerontologische Grundlagen.....	65
5.1. Arten von Person-Umwelt-Austausch-Prozessen	65
5.2. Ausgewählte Konzepte zum Person-Umwelt-Erleben im Alter.....	67
5.2.1. Ortsbindung	67
5.2.2. Räumlich-dingliche Umwelt und Identität	74
5.2.2.1. Identitätstheoretische Grundlagen	74
5.2.2.2. Narrative Identität	76
5.2.2.3. Orte und Gegenstände als symbolische Erweiterungen der Identität – Ein Überblick über die umweltpsychologische Identitätsforschung	80
5.2.2.4. Ortsidentität.....	84
5.2.2.5. Weitere identitätsbezogene Aspekte räumlich-dinglicher Umwelten	89
6. Zusammenfassung und Vorausschau	92

7. Psychologische Rahmung der Untersuchung.....	97
7.1. Die kognitive Persönlichkeitstheorie nach Hans Thomae.....	97
7.2. Der subjektive Lebensraum und das Selbst.....	100
7.3. Daseinsthemen und Daseinstechniken	101
7.4. Daseinsthematische Begleitung bei Demenz	106
8. Zusammenführung der theoretischen Implikationen und forschungsleitende Fragen	109
9. Vorgehen und Methodik	111
9.1. Grundsätzliche Überlegungen zur Datenerhebung bei demenziell erkrankten Menschen	111
9.2. Methoden.....	115
9.2.1. Die biografische Methode und Exploration.....	115
9.2.2. Die Heidelberger Struktur-lege-Technik.....	118
9.2.2.1. Grundlagen und Ablauf des Verfahrens	118
9.2.2.2. Die methodische Adaptation an die Besonderheiten demenziell Erkrankter	121
9.2.2.3. Zur Konstruktion der Strukturbilder.....	127
9.3. Beschreibung der Stichprobe.....	128
9.4. Durchführung der Erhebung.....	133
9.5. Transkription der Explorationen	136
10. Zur Darstellung der Ergebnisse	138
11. Einzelfallbezogene Darstellung der Ergebnisse	141
11.1. Falldarstellung Frau URBAN	141
11.2. Falldarstellung Frau WIESEL	163
11.3. Falldarstellung Herr HORTUS	180
11.4. Falldarstellung Frau AMT	204
11.5. Falldarstellung Frau LINGUA	223
11.6. Falldarstellung Herr PATRIA.....	250
11.7. Falldarstellung Frau AMOR.....	271
11.8. Falldarstellung Frau WERTHER.....	288
11.9. Falldarstellung Herr FELIX	310
11.10. Falldarstellung Herr SCHLAGER.....	325
12. Zusammenführung der Ergebnisse.....	344
13. Themenbezogene Darstellung der Ergebnisse	347
13.1. Empirisch gefundene Kategorien in Bezug auf Orte.....	347
13.1.1. Erinnern an einen Ort der Vergangenheit.....	347
13.1.2. Vermissen eines Ortes der Vergangenheit.....	347
13.1.3. Aufsuchen eines Ortes der Vergangenheit	348
13.1.4. Ort stiftet Identität	348
13.1.5. Auseinandersetzung mit Wohnortswechsel.....	349

13.1.6. Vergleich zwischen aktueller und früherer Wohnsituation	350
13.1.7. Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit positiven Emotionen verbunden.....	351
13.1.8. Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit negativen Emotionen verbunden.....	352
13.1.9. Wunsch nach Beibehaltung der aktuellen Wohnsituation	352
13.1.10. Wunsch nach Veränderung der aktuellen Wohnsituation	353
13.1.11. Wunsch einen bestimmten Ort zu besuchen.....	354
13.2. Empirisch gefundene Kategorien in Bezug auf Gegenstände	354
13.2.1. Gegenstand weckt Erinnerungen	354
13.2.2. Gegenstand hat Selbstbezug/stiftet Identität.....	355
13.2.3. Gegenstand löst positive Emotionen aus/dient der Emotionsregulation	356
13.2.4. Gegenstand dient als Interaktionsmedium zwischen Personen	357
14. Diskussion.....	358
15. Ausblick	377
Literaturverzeichnis	380
Abbildungsverzeichnis	410
Tabellenverzeichnis	412
Abkürzungsverzeichnis	413
Anhang.....	414
Kodierleitfaden.....	414
Konventionen für die Transkription der Gespräche	422
Leitfaden für die modifizierte Heidelberger Struktur-lege-Technik.....	424

Zusammenfassung

In den letzten Jahren ist die Zahl demenziell erkrankter Menschen in Deutschland auf etwa 1,3 Millionen Menschen angestiegen (Sütterlin, Hoßmann & Klingholz, 2011). Aufgrund der demografischen Entwicklungen in den kommenden Jahren ist mit einer steigenden Prävalenzrate zu rechnen, so dass sich die Zahl der Betroffenen bis 2050 nach derzeitigen Schätzungen auf ca. 2,6 Millionen erhöhen wird (ebd.).

Da dem chronisch progredienten Verlauf der Demenzerkrankung bislang keine kausalen Behandlungsmöglichkeiten entgegenstehen, steht die Frage nach dem Erhalt bzw. der Förderung der Lebensqualität demenziell erkrankter Menschen zunehmend im Forschungsinteresse.

Räumliche Umwelt wird in diesem Zusammenhang entsprechend einer Konzeption von Lawton (1996) als eine Dimension von Lebensqualität betrachtet. In Anlehnung an Thomae (1968, 1971) kann davon ausgegangen werden, dass nicht nur objektive räumliche Umweltaspekte die erlebte Lebensqualität – und damit das subjektive Wohlbefinden – bestimmen, sondern auch subjektive Erlebens- und Bewertungsprozesse.

Vor diesem Hintergrund strebte die vorliegende Arbeit an, sich den räumlichen Umweltgegebenheiten aus einer subjektiven Perspektive zu nähern und zu klären, ob und in welcher Weise Aspekte der räumlich-dinglichen Umwelt für demenziell Erkrankte (noch) von Bedeutung sind.

Zu diesem Zweck wurden zunächst ökogerontologische Zugänge herangezogen, die sich mit den wechselseitigen Beziehungen zwischen dem alternden Menschen und seiner räumlich-dinglichen Umwelt befassen. Neben klassischen, funktional orientierten ökogerontologischen Ansätzen finden sich Konzepte innerhalb der ökologischen Gerontologie, die sich auf subjektive Prozesse der Bewertung, Bedeutungszuschreibung und Verbundenheit richten (Rowles, 1983a, 1983b; Rubinstein, 1989, Rubinstein & Parmelee, 1992; Proshansky et al., 1983).

Die Zielsetzung subjektiv bedeutsame Beziehungen zur räumlich-dinglichen Umwelt zu erfassen, zog es nach sich, vom erlebenden Subjekt auszugehen und dessen individuelle Welt in den Mittelpunkt der Forschung zu stellen. Daher wurde die kognitive Persönlichkeitstheorie von Hans Thomae (1968, 1971) als weitere theoretische Rahmung herangezo-

gen, vor deren Hintergrund die Innenperspektive des subjektiven Erlebens über das Konstrukt des subjektiven Lebensraumes erschlossen wurde.

Als empirisches Material diente eine Stichprobe von N=10 Menschen, die an einer leichten, mittleren oder schweren demenziellen Erkrankung unterschiedlicher Ätiologie litten (MMST-Wert: 2-24 Punkte). Das Durchschnittsalter der Studienteilnehmer betrug 88,4 Jahre, darunter waren sechs Frauen und vier Männer. Vier Personen lebten in einer Einrichtung der stationären Altenpflege, zwei in einer Demenz-Wohngemeinschaft, zwei lebten im Haushalt von Angehörigen, eine Person im Betreuten Wohnen und eine in der eigenen Privatwohnung.

Die Art der Fragestellung erforderte ein methodisches Vorgehen, das es den untersuchten demenziell erkrankten Menschen erlaubte, ihr Erleben und subjektive Bedeutsamkeiten frei zu schildern. Mit jeder Person wurden daher jeweils fünf Explorationen nach der biografischen Methode geführt. Die biografische Exploration stellt ein Forschungsinstrument dar, das die Perspektive des Subjekts und dessen individuelles Erleben in einen besonderen Fokus rückt. Angestrebt wird dabei ein Spontanbericht, bei dem das Individuum als Experte „seiner Welt“ zu einer freien und umfassenden Darstellung angeregt wird (Thomae, 1968; Kruse, 1987).

Im Anschluss an die Datenerhebung wurden sämtliche Explorationen transkribiert.

Die Darstellung der Ergebnisse erfolgte zunächst anhand idiografischer Einzelfallstudien mit dem Ziel jedes Individuum und seine individuelle Erlebenswelt ausführlich zu beschreiben. Dabei wurde eine modifizierte Version der Heidelberger Struktur-Lege-Technik (Scheele & Groeben, 1984) genutzt, um die subjektiven Erlebenswelten zu rekonstruieren, ihre Inhalte in Beziehung zu setzen und grafisch abzubilden. In einem zweiten Schritt wurden in Anlehnung an das Vorgehen der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1990) aus dem erhobenen Material induktive Kategorien abgeleitet. Insgesamt konnten elf Kategorien in Bezug auf Orte bzw. vier Kategorien in Bezug auf Gegenstände herausgearbeitet werden, die annähernd alle räumlich-dinglichen Themenschwerpunkte abbilden, die in den Interviews Erwähnung fanden.

Wie die Ergebnisse der empirischen Forschung dieser Arbeit zeigen, machen individuell bedeutsame Beziehungen zu Orten und Gegenständen einen wichtigen Teil der subjektiven Erlebenswelt demenziell erkrankter Menschen aus. Dabei erwiesen sich Umweltausschnit-

te von der Mikro- (Gegenstände, Wohnung) bis Mesoebene (Dorf, Stadt) sowie auch größere, nicht klar abgegrenzte räumliche Kontexte (z. B. die Heimat) als bedeutsam.

Die Vergangenheit zeigte sich in ihren subjektiv bedeutsamen Aspekten bis in die Gegenwart präsent, d. h. neben aktuellen Umweltgegebenheiten bestimmten auch biografische Handlungsräume das aktuelle und in die Zukunft gerichtete Erleben.

Neben positiv getönten Aussagen in Bezug auf die räumliche Umwelt fanden sich in den Explorationen auch Sequenzen, die negative Erlebnisinhalte (Nicht-Zuhause fühlen, Heimweh) beinhalteten.

Während sich bisherige empirische Studien, die sich mit dem subjektiven Umwelterleben beschäftigten (vgl. u. a. Rowles 1983a, Rubinstein, 1987, 1989; Oswald, 1996; Habermas, 1999), ausschließlich auf kognitiv unbeeinträchtigte Personen konzentrierten, konnte mit der vorliegenden Arbeit erstmals der Nachweis erbracht werden, dass erlebensbezogene, sinnstiftende Umweltbeziehungen auch bei einer demenziellen Erkrankung noch bestehen können.

Orte und persönliche Gegenstände – ob in der eigenen Wohnung oder im Zimmer im Pflegeheim – können positive Emotionen auslösen, biografische Erinnerungen (z. B. an Ereignisse oder Personen) bergen, zu subjektivem Wohlbefinden und Kontinuitätserleben beitragen und identitätsstützend wirken.

Der Wunsch nach einem „*aging in place*“ – bei kognitiv unbeeinträchtigten Personen bereits mehrfach empirisch belegt (BMFSFJ, 1998; Heinze et al., 1997, Schneider-Sliwa, 2003) – wurde in diesem Zusammenhang auch für die Personengruppe der demenziell Erkrankten empirisch gestützt.

Insofern starke subjektive Bindungen an einen Ort vorliegen, kann ein tatsächlicher oder antizipierter Wohnortswechsel (z. B. in eine Pflegeeinrichtung), der zu einer Unterbrechung langjähriger Bindungen führt, das subjektive Wohlbefinden bedrohen und im Falle starker Verwobenheiten sogar identitätsgefährdend wirken.

Die gefundenen Ergebnisse sprechen dafür, dass die räumlich-dingliche Umwelt bei einer demenziellen Erkrankung nicht nur aus kompensatorischer und prothetischer Sicht Einfluss auf die Lebensqualität besitzt. Wie die vorliegende Arbeit zeigt, ist es im Hinblick auf das subjektive Wohlbefinden und die Erhaltung des Selbst ebenso wichtig, neben objektiven Umweltaspekten auch komplexere Bedeutungen und Funktionen, die sich aus dem subjektiven Erleben räumlich-dinglicher Umwelten ergeben, in den Blick zu nehmen.

Die empirischen Befunde verdeutlichen, dass Orte und Gegenstände nicht nur als Randbedingungen des täglichen Lebens anzusehen sind, sondern als sinnstiftende Inhalte der subjektiven Erlebenswelt demenziell Erkrankter verstanden werden müssen.

Interventionsmaßnahmen sollten daher darauf ausgerichtet sein, notwendige Veränderungen mit dem Wunsch nach Aufrechterhaltung gewohnter räumlich-dinglicher Bezüge zu verbinden, um auf diese Weise zur Erhaltung von erlebter Lebensqualität beizutragen.

Einleitung

Aktuellen Schätzungen zufolge leiden in Deutschland gegenwärtig etwa 1,3 Millionen Menschen an einem demenziellen Syndrom (Sütterlin, Hoßmann & Klingholz, 2011). Für die steigende Prävalenzrate in den kommenden Jahren ist vor allem die demografische Entwicklung maßgebend. Nach derzeitigen Hochrechnungen könnte sich die Zahl der Betroffenen bis 2050 auf ca. 2,6 Millionen erhöhen (ebd.).

Demenzielle Erkrankungen stellen damit eine der derzeit wissenschaftlich, gesellschaftlich und ethisch größten Herausforderungen dar. Eine Heilung der Krankheit ist bislang nicht in Sicht. Vor dem Hintergrund dieser Problematik zeichnet sich inzwischen bei den beteiligten Wissenschaften und Fachkreisen ein Paradigmenwechsel ab.

Tom Kitwood, Sozialpsychologe und Begründer der Dementia-Care-Mapping-Methode¹, hat mit seinem ganzheitlichen personenzentrierten Ansatz die bis dato weit verbreitete Vorstellung vom „Verfall“ des demenzkranken Menschen kritisiert. Er gesteht zwar zu, dass demenzielle Erkrankungen mit erheblichen kognitiven Einschränkungen und Kompetenzeinbußen verbunden seien; betont aber, dass der Betroffene² niemals aufhöre, eine Person mit einer unverwechselbaren Persönlichkeit zu sein, die weiterhin das Recht auf wertschätzende Begegnungen habe.

Der Sozialpsychiater Klaus Dörner bezeichnet die Demenzerkrankung als eine neue „*menschliche Seinsweise*“ (2005, S. 604), die „*genauso zum Menschsein gehört wie Kindsein, Erwachsensein und aktiv alt sein, nicht nur mit denselben Grundrechten, sondern auch mit denselben Verstehensmöglichkeiten*“ (ebd., a. a. O.).

Diese Sichtweise sollte keinesfalls dazu verleiten, den progressiv-neurodegenerativen Charakter einer Demenzerkrankung sowie die damit einhergehenden kognitiven, alltagspraktischen und funktionalen Einbußen zu verleugnen oder zu verharmlosen. Eine Differenzialdiagnostik der pathologischen Veränderungen ist äußerst wichtig, um entsprechende medikamentöse und nicht-medikamentöse Therapieverfahren einzuleiten, die zu einer Verzögerung der kognitiven Kernsymptomatik sowie einer Linderung bzw. Verbesserung der psychischen Begleitsymptome beitragen können.

¹ Bei der Dementia-Care-Mapping-Methode handelt es sich um ein in den 1990er Jahren entwickeltes regelgeleitetes Beobachtungsverfahren, das als Instrument zur Überprüfung des relativen Wohlbefindens von Menschen mit Demenz dienen soll. Es wird zur Evaluation und Entwicklung der Pflege und Betreuung von demenziell Erkrankten eingesetzt.

² Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit durchgehend die männliche Formulierung verwendet, wobei jedoch stets Angehörige beider Geschlechter gemeint sind.

Neben diesem medizinischen Blick auf die Erkrankung ist jedoch aus ethischer Sicht auch eine „Personenperspektive“ (Kruse, 2008) bedeutsam, da diese sich darum bemüht, eine reduktionistische pathologische Sichtweise zu relativieren und eine moralische Abwertung demenzkranker Menschen in Frage zu stellen (Rüegger, 2009). Dies impliziert einen demenzkranken Menschen nicht nur vor dem Hintergrund seiner Pathologie zu betrachten, sondern als Person zu sehen, die weiterhin das Recht auf wertschätzende Begegnungen hat (Kitwood, 2000).

Da der chronisch progrediente Verlauf der Erkrankung derzeit lediglich zu verlangsamen, aber nicht aufzuhalten ist, kommt der Frage nach einer Erhaltung und Verbesserung der Lebensqualität in Anbetracht der Verluste und Einschränkungen eine große Bedeutung zu. Der *subjektiven Lebenswelt* der Erkrankten wird in diesem Zusammenhang von Seiten der Forschung zunehmendes Interesse entgegengebracht. Es stellt sich die Frage wie der Betroffene selbst seine Welt erlebt und wie sich subjektiv erfahrene Lebensqualität aus der Sicht des Individuums darstellt. Vor diesem Hintergrund gilt es Zugänge zu dieser Welt zu finden und zu erkunden, durch welche Maßnahmen Situationen geschaffen werden können, in denen sich Lebensqualität für demenziell erkrankte Menschen realisieren bzw. verbessern lässt.

Gegenstand meiner Magisterarbeit war die Auseinandersetzung mit der relativ neuen Wohnform der Wohngemeinschaft für demenziell erkrankte Menschen („Demenz-Wohngemeinschaft“). Es handelt sich hierbei um ein gegen Mitte der 1990er Jahre aufkommendes innovatives Konzept, das sich als alternatives Versorgungsmodell von „klassischen“ Einrichtungen der stationären Altenpflege abgrenzen will.

Bei der Analyse der Leitlinien dieser Wohnform stieß ich immer wieder auf konzeptionelle Aspekte, die sich ausführlich mit der Gestaltung der räumlichen Umwelt in diesen Einrichtungen befassten. In diesem Zusammenhang wurden zum einen Ausstattungs- und Einrichtungsmerkmale diskutiert, die die Orientierung und Sicherheit der Bewohner verbessern und Gefahrenquellen vermeiden sollen. Das zweite Anliegen, das häufig als das bedeutsamere hervorgehoben wurde, zielte auf das *subjektive Erleben* der Umweltgestaltung in diesen Einrichtungen. So sollen bei den demenzkranken Bewohnern der Wohngemeinschaften positive Gefühle wie Gemütlichkeit, Vertrautheit und Geborgenheit erzeugt werden, es soll „Normalität“ herrschen, die Menschen sollen sich dort „heimisch fühlen“. Eine Wohngemeinschaft möchte in erster Linie ein „Ort des Wohnens“, ein „Zuhause“ sein. Erreichen will man dies durch die Ausstattung mit vertrauten Einrichtungsgegenständen, persönli-

chen Erinnerungsstücken und Möbeln, die einen biografischen Bezug zu den Bewohnern haben.

Durch meine Mitgliedschaft in dem interdisziplinär angelegten Promotionskolleg „Kognitive Einschränkung im Alter und die räumliche Alltagsumwelt“ ergab sich für mich die Möglichkeit, die Wechselwirkungen zwischen dem Altern mit einer demenziellen Erkrankung und der Rolle der räumlich-dinglichen Umwelt weiter zu erforschen und entsprechend meiner Interessen eigene Schwerpunkte zu setzen.

In Anbetracht der Bedeutung der subjektiven Erlebenswelten demenzkranker Menschen schien es eine interessante Vorgehensweise, sich den räumlichen Umweltgegebenheiten aus einer subjektiven Perspektive – der Sicht des demenzkranken Menschen – zu nähern, und sich die Frage zu stellen, ob und in welcher Weise Aspekte der räumlich-dinglichen Umwelt für demenziell Erkrankte (noch) von Bedeutung sind.

Vor dem Hintergrund neuerer, am Institut für Gerontologie in Heidelberg durchgeführter Studien erschien es durchaus denkbar, dass auch bei einer Demenzerkrankung noch bedeutsame Beziehungen zur räumlich-dinglichen Umwelt bestehen.

So konnte nachgewiesen werden, dass die Fähigkeit Personen, Dingen und Situationen persönliche Bedeutsamkeit beizumessen, auch angesichts der kognitiven Beeinträchtigungen weiter besteht (Bär, Kruse & Re, 2003)³. Mithilfe von geeigneten Zugängen können diese positiven Bedeutsamkeiten auch von den erkrankten Personen selbst verbal oder nonverbal kommuniziert werden.

Auch bleiben persönlich bedeutsame Lebensthemen - so genannte „Daseinsthemen“ (Thomae, 1968), die sich im prozesshaften Verlauf der Persönlichkeitsentwicklung bilden, - selbst bei einer Demenzerkrankung noch lange erhalten (Ehret, 2008)⁴. Wendet man sich diesen Daseinsthemen individuell zu, kann nachweislich das psychische Wohlbefinden demenzkranker Menschen verbessert sowie das Selbst stabilisiert werden.

In der gerontoökologischen Literatur finden sich zahlreiche Hinweise, die auf die Bedeutsamkeit von Orten und Gegenständen *im Alter* im Hinblick auf Erinnerungs- und identitätsstützende Funktionen verweisen. Psychologische Studien, die sich mit der subjektiven

³ Empirische Einblicke hierzu lieferte das von 2004-2010 am Institut für Gerontologie in Heidelberg laufende Projekt DEMIAN (Demenzkranke Menschen in individuell bedeutsamen Alltagssituationen).

⁴ Den empirischen Nachweis erbrachte das von 2005-2007 am Institut für Gerontologie in Heidelberg durchgeführte Projekt THELIA (Thematische Lebenswegbegleitung im Alter und bei Demenz).

Wahrnehmung bestehender Wohnbedingungen beschäftigen, machen beispielsweise auf die hervorgehobene Stellung von persönlichen Gegenständen oder Lieblingsplätzen im Erleben älterer – allerdings kognitiv unbeeinträchtigter - Menschen aufmerksam (BMFSFJ, 1998).

Auch in der Humangeografie richtete sich das Forschungsinteresse bereits auf die Bedeutung von Orten im Erleben älterer Menschen (Relph, 1976; Rowles, 1978, 1983; Rubinstein, 1987, 1989, 1990). In diesem Zusammenhang wurden u. a. Phänomene wie Ortsbezogenheit, Ortsbindung oder Ortsidentität untersucht.

Auch wenn die Bedeutung der räumlich-dinglichen Umwelt von der Entwicklungspsychologie (Muchow & Muchow, 1935; Lewin, 1951; Barker, 1968; Bronfenbrenner, 1976, 1979; Pinguart & Silbereisen, 2008) bereits seit geraumer Zeit betont wird, bestehen in Bezug auf das höhere Lebensalter, speziell im Hinblick auf die Personengruppe der Demenzkranken, in diesem Bereich noch größere Forschungsdesiderate.

Weder in der humangeografischen noch in der psychologischen Forschung wurden bislang demenziell erkrankte Menschen berücksichtigt.

Die gerontologische Forschung hat zwar in den vergangenen Jahren der räumlichen Umweltgestaltung im Hinblick auf demenziell Erkrankte zunehmend Aufmerksamkeit geschenkt (Höpflinger & Stuckelberger, 1992) und die zuvor dominierenden medizinisch-biologischen Modelle mit ökologischen Ansätzen ergänzt; der Einfluss der räumlichen Umwelt auf die Lebensqualität demenzkranker Menschen ist bislang jedoch vor allem im Hinblick einer kompensatorisch und therapeutisch wirksamen Umwelt untersucht worden.

In Bezug auf komplexere Bedeutungen und Funktionen, die sich aus dem subjektiven Erleben räumlich-dinglicher Umwelten ergeben, besteht noch erheblicher Forschungsbedarf. Man weiß bislang wenig darüber, was das langjährige Wohnen in derselben Wohnung für demenzerkrankte Menschen bedeutet, welche Erinnerungen an bestimmte Orte geknüpft sind, welche Rolle emotionale Bindungen an inner- und außerhäusliche Umwelten bei einem Umzug spielen oder wie wichtig vertraute Gegenstände im alltäglichen Lebensvollzug oder bei einer Veränderung der Wohnsituation, etwa einem Heimeinzug, sind.

Falls aber subjektiv bedeutsame Person-Umwelt-Beziehungen auch bei einer Demenzerkrankung noch bestehen, kann vermutet werden, dass diese im Hinblick auf die erlebte Lebensqualität Potenziale enthalten, die bislang noch nicht systematisch berücksichtigt wurden.

Vor diesem Hintergrund erschien es lohnend, der subjektiven Sichtweise der demenziell Erkrankten mehr Raum einzuräumen und bisherige Erkenntnisse durch einen qualitativ orientierten Ansatz zu ergänzen, der Aspekte aufgreifen kann, die bislang nicht erfasst wurden.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, individuell bedeutsame Beziehungen demenzkranker Menschen zur räumlich-dinglichen Umwelt - d. h. Orten und Gegenständen - differenziert zu betrachten und deren individuelle subjektive Bedeutungen unter einer idiografischen Perspektive herauszuarbeiten.

Mögliche Bedeutungszuschreibungen – eingebettet in ihre aktuellen und biografischen Bezüge – sollen in der vorliegenden Arbeit erschlossen und unter Bezugnahme auf theoretische Konzepte aus verschiedenen Disziplinen (Psychologie, Gerontologie, Humangeografie) diskutiert werden.

Diesem Anspruch angemessen erscheint eine idiografische Ausrichtung der Arbeit sowie die Erhebung qualitativer Daten, wobei die Erlebens- und Erfahrungswelten der demenziell Erkrankten den Ausgangspunkt bilden.

Wenn es gelingt, einen empirisch fundierten Einblick in Bezug auf subjektiv bedeutsame Umweltaspekte aus der Sicht demenziell erkrankter Menschen zu erlangen, können sich hieraus möglicherweise auch praktische Maßnahmen im Hinblick auf die Betreuung und Versorgung demenziell erkrankter Menschen ableiten lassen.

Das erste Kapitel der Arbeit gibt zunächst einen Überblick über Formen, Symptomatik, Epidemiologie und Verlauf von Demenzerkrankungen sowie die derzeitige Versorgungslandschaft.

Daran anschließend wird die Diskussion um die Lebensqualität demenzkranker Menschen aufgegriffen, wobei eine Überleitung zur Rolle der räumlichen Umwelt erfolgt, die nach Lawton als wichtige Dimension der Lebensqualität angesehen wird (Kapitel 2).

In der Weiterführung sind ökogerontologische Zugänge gefragt, welche die räumlich-dingliche Umwelt als Themenkreis in den Mittelpunkt stellen. Kapitel 3 gibt zunächst eine kurze Einführung in den Forschungsbereich der ökologischen Gerontologie.

Im Anschluss daran sollen überblicksartig erste Annäherungen an elementare Mensch-Umwelt-Beziehungen erfolgen. Die Auseinandersetzung mit räumlichen Umwelten wird

dabei zunächst vor dem Hintergrund einer entwicklungspsychologischen sowie einer biografischen Perspektive beleuchtet. Hierbei wird die gesamte Lebensspanne in den Blick genommen (Kapitel 4.1).

Im darauf folgenden Kapitel 4.2 werden die ausgewählten thematischen ökopsychologischen Schwerpunkte Wohnen, Heimat und Wohnortwechsel behandelt, sowie Gegenstände als „kleinstmögliche Umweltausschnitte“ (Kapitel 4.3).

Kapitel 5 widmet sich ausgewählten ökologischen Konzepten, die sich dem Bereich des Mensch-Umwelt-Erlebens („Belonging“) zuordnen lassen. Dies soll vorwiegend aus einer psychologischen Perspektive erfolgen; es finden jedoch auch geografische Ansätze und Erkenntnisse Berücksichtigung.

Ausgehend von den bisher dargestellten Inhalten lassen sich in Kapitel 6 erste notwendige Vorüberlegungen im Hinblick auf die Konzeption der empirischen Untersuchung anstellen. Eine weitere theoretische Fundierung aus psychologischer Perspektive liefert die kognitive Persönlichkeitstheorie nach Hans Thomae (Kapitel 7), vor deren Hintergrund der Versuch unternommen werden soll, die Innenperspektive subjektiven Erlebens über das Konstrukt des subjektiven Lebensraumes zu erschließen. Zentrale theoretische Grundbegriffe wie Selbst, Daseinsthemen und Daseinstechniken werden in diesem Zusammenhang erläutert.

Die am Institut für Gerontologie in Heidelberg durchgeführte Studie THELIA, die aufbauend auf dem Thomaeschen Ansatz die daseinsthematische Begleitung als psychosoziale Interventionsform für demenziell erkrankte Menschen entwickelte, ist ebenfalls für die Arbeit von Bedeutung. Sie wird in Kapitel 7.4 vorgestellt.

Die Erhebung des Datenmaterials erforderte, sich zunächst mit dem methodischen Vorgehen der Datenerhebung bei demenziell erkrankten Menschen im Allgemeinen auseinanderzusetzen (Kapitel 9.1).

Der Zugang zu den subjektiv bedeutsamen Umweltbeziehungen führte über die qualitative Methode der biografischen Exploration, die nach Thomae (1968) in besonderer Weise geeignet ist, die individuellen Erfahrungs- und Bedeutungsinhalte des „Individuums in seiner Welt“ zu erfassen (Kapitel 9.2.1).

Als ein bei ähnlichen Forschungsprojekten bereits erprobtes Verfahren wird anschließend in Kapitel 9.2.2. die Heidelberger Struktur-Lege-Technik (Groeben & Scheele, 1984) vorgestellt, die bei der Rekonstruktion der mentalen Repräsentationen zur Anwendung kommt. Dieses Verfahren wurde im Hinblick auf die Fragestellung und Untersuchungsgruppe der demenziell erkrankten Menschen angepasst. Entsprechende Modifikationen

werden in Kapitel 9.2.2.2. erläutert. Einen Einblick über das verwendete Regelsystem bei der Erstellung der Strukturbilder gibt Kapitel 9.2.2.3.

Als empirisches Material dient eine Stichprobe von $N = 10$ demenziell erkrankten Menschen. Mit jeder Person wurden jeweils fünf mehrstündige Explorationen geführt. Diese bilden das primäre Datenmaterial der vorliegenden Arbeit. Im Anschluss an die Datenerhebung erfolgte die Transkription der Explorationen. Eine Beschreibung der Stichprobe, der Durchführung der empirischen Erhebung sowie der Transkription der Explorationen findet sich in den Kapiteln 9.3 bis 9.5.

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung werden zunächst in Form von Einzelfalldarstellungen präsentiert. In diesen sollen bedeutsame Mensch-Umwelt-Beziehungen erhellt werden, wobei individuell-biografische Besonderheiten in Mikrokontexten im Vordergrund stehen. Neben der grafischen Repräsentation in Form von Strukturbildern erfolgt eine ausführliche Darstellung in Textform (vgl. Kapitel 10 und 11).

Anschließend werden in einem weiteren Schritt die gewonnenen Erkenntnisse der Einzelfälle in Anlehnung als das Vorgehen der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring, 1990) zusammengeführt (Kapitel 12). Die Darstellung der induktiv gebildeten Kategorien erfolgt in Kapitel 13.

In Kapitel 14 werden die Ergebnisse der empirischen Untersuchung zusammengefasst und unter Einbezug theoretischer Ansätze diskutiert. Eine Auseinandersetzung mit den Begrenzungen der Untersuchung findet ebenfalls an dieser Stelle statt. Die Arbeit endet mit einem Ausblick.

1. Demenzerkrankungen

1.1. Definition und Formen

Bei einer Demenz handelt es sich um eine neurodegenerative Erkrankung und nicht um eine Begleiterscheinung des normalen kognitiven Alterns. Allerdings tritt die Demenz nahezu ausschließlich im höheren Lebensalter auf. Bezeichnend ist der Name „De-Menz“⁵. Demenzen können reversibel, permanent oder progredient verlaufen (Weyerer & Bickel, 2007).

Die Diagnose folgt den Kriterien der ICD-10 (International Classification of Diseases). Demnach handelt es sich bei der Demenz um

„ein Syndrom als Folge einer meist chronischen oder fortschreitenden Krankheit des Gehirns mit Störung vieler höherer kortikaler Funktionen, einschließlich Gedächtnis, Denken, Orientierung, Auffassung, Rechnen, Lernfähigkeit, Sprache und Urteilsvermögen. Das Bewusstsein ist nicht getrübt. Die kognitiven Beeinträchtigungen werden gewöhnlich von Veränderungen der emotionalen Kontrolle, des Sozialverhaltens oder der Motivation begleitet, gelegentlich treten diese auch eher auf. Dieses Syndrom kommt bei Alzheimer-Krankheit, bei zerebrovaskulären Störungen und bei anderen Zustandsbildern vor, die primär oder sekundär das Gehirn betreffen“.

Gemäß dem DSM-IV, dem Diagnostischen und Statistischen Manual psychischer Störungen der American Psychiatric Association (deutsch: Saß, 1998), wird als Hauptmerkmal einer Demenz die Entwicklung multipler kognitiver Defizite genannt. Neben einer Gedächtnisbeeinträchtigung muss mindestens eine der folgenden Störungen vorliegen:

- Aphasie: Störung der Sprache
- Apraxie: Beeinträchtigung der Fähigkeit, motorische Handlungen auszuführen
- Agnosie: Unfähigkeit, Gegenstände zu identifizieren bzw. wiederzuerkennen
- Störung der Exekutivfunktionen, d. h. Planen, Organisieren, Einhalten der Reihenfolge

Demenzielle Erkrankungen haben keine einheitliche Ursache, sondern können durch vielfältige, das Gehirn unmittelbar bzw. mittelbar betreffende Krankheitsprozesse verursacht

⁵ Der Begriff „Demenz“ ist abgeleitet vom lateinischen „dementia“ und beinhaltet die Komponenten „de“ („weg“) und „mens“ („Sinn, Geist, Verstand“). Eine wörtliche Übersetzung von Demenz wäre also „kein Geist/Verstand“.

werden. Der Oberbegriff Demenz umfasst verschiedene Typen, die sich gemäß ihrer Ätiologie in primäre und sekundäre Demenzen unterteilen lassen.

Zu den Demenzen, die primär durch neurodegenerative Prozesse entstehen, zählt die am häufigsten vorkommende Alzheimer Demenz sowie die vaskuläre Demenz, die als Folge von vaskulär bedingter Schädigung des Gehirns entsteht.

Daneben sind als weitere primäre Demenzformen die frontotemporale Demenz, die Lewy-Body-Demenz und das Parkinsonsyndrom zu unterscheiden (Schröder et al., 2004).

Sekundäre Demenzen sind zumeist Folgeerscheinungen anderer Erkrankungen und werden durch Störungen außerhalb des Gehirns verursacht. Im Gegensatz zu primären Demenzen ist bei sekundären Demenzen die geistige Leistungsfähigkeit der Betroffenen durch Behandlung der Ursachen und gezielte Rehabilitation teilweise wieder herstellbar.

Ursachen für eine sekundäre Demenz können z. B. Stoffwechselstörungen, Schilddrüsenerkrankungen sowie Infektionskrankheiten wie Hirnhautentzündungen, AIDS oder die Creutzfeldt-Jakob-Krankheit sein.

Bei Verdacht auf eine demenzielle Erkrankung gilt es zunächst Art und Schweregrad der Symptome zu untersuchen, um Depressionen und delirante Zustandsbilder anderer Genese auszuschließen. Die Diagnostik von Demenzerkrankungen erfordert ein differenziertes interdisziplinäres Vorgehen (Förstl, 2001). Aus diesem Grund sollte bei einem Demenzverdacht stets eine Überweisung an spezialisierte Fachärzte bzw. Institutionen erfolgen. Zur Demenzdiagnostik zählen neben einer gründlichen Eigen- und Fremdanamnese die neuropsychologische Objektivierung der kognitiven Leistungsfähigkeit sowie eine bildliche Darstellung der Hirnstrukturen und eingehende Laboruntersuchungen (Knebel & Schröder, 2010).

Hinsichtlich der Differenzialdiagnostik sei an dieser Stelle auf weiterführende Literatur verwiesen (DGPPN & DGN, 2010; Beyreuther et al., 2002, Schröder et al., 2010; Knebel & Schröder, 2010).

1.2. Epidemiologie

In Deutschland leiden gegenwärtig etwa 1,3 Millionen Menschen an einem demenziellen Syndrom (Sütterlin, Hoßmann & Klingholz, 2011). Aufgrund der demografischen Entwicklung ist abzusehen, dass die Zahl der Demenzbetroffenen in den nächsten Jahren weiter ansteigen wird. Die jährliche Neuerkrankungsrate wird in den meisten Studien mit 1,5-2% angegeben (Weyerer & Bickel, 2007). Die Zahl der Neuerkrankungen beträgt bei

Personen der Altersgruppe 65+ im Laufe eines Jahres 248.000 (ebd.); bis zum Jahr 2020 ist nach Schätzungen des Statistischen Bundesamtes mit über 1,4 Millionen, bis zum Jahr 2050 sogar mit 2,3 Millionen Demenzkranken zu rechnen (Statistisches Bundesamt, 2003). Neuere Zahlen gehen sogar von 2,6 Millionen Betroffener im Jahr 2050 aus (Sütterlin, Hoßmann & Klingholz, 2011).

Nahezu zwei Drittel aller demenziell Erkrankten sind von der Alzheimer Demenz betroffen. Jeweils etwa 15% leiden unter vaskulären Demenzen bzw. Mischformen (Schröder et al., 2004).

Die Prävalenz ist stark altershängig. Die Häufigkeit demenzieller Erkrankungen steigt von einer mittleren Prävalenzrate von 1,2 % bei der Altersgruppe der 65- bis 69-Jährigen auf 5,8 % bei den 75- bis 79-Jährigen und bis zu 33,5 % bei den über 90-Jährigen an (Weyerer & Bickel, 2007).

Die Gesamtprävalenzrate liegt bei Frauen deutlich höher als bei Männern, was vor allem auf ihre im Vergleich zu Männern wesentlich längere Lebenserwartung zurückzuführen ist (Weyerer & Bickel, 2007). Frauen machen damit rund 70% der Krankheitsfälle aus.

1.3. Symptomatik und Verlauf

Im Vorfeld einer Demenzerkrankung sind häufig psychische Störungen zu beobachten, die den Symptomen einer Depression ähneln. Dazu zählen der Verlust von Interessen und Eigeninitiative, Reizbarkeit, Gefühle der Überforderung, Verlust der affektiven Schwingungsfähigkeit sowie depressive Verstimmungen. Die Krankheit beginnt schleichend; die ersten Anzeichen werden häufig weder vom sozialen Umfeld noch von den Betroffenen selbst bewusst wahrgenommen.

Erste Warnzeichen einer Demenzerkrankung können sein:

- Schwierigkeiten, sich in einer vertrauten Umgebung zu orientieren
- Häufiges Verlegen von wichtigen Gegenständen, wie z. B. Geldbeutel oder Wohnungsschlüssel
- Vergessen von Ereignissen, die erst kurz zurückliegen; Wiederholen von bereits erledigten Tätigkeiten
- Probleme beim Autofahren hinsichtlich der Orientierung und Reaktion auf Gefahren
- Schwierigkeiten im Umgang mit Geld

Die Gedächtnisstörungen bei Demenzerkrankungen betreffen die Aufnahme, Speicherung und Wiedergabe neuer Informationen sowie die Urteilsfähigkeit. Auch die Erfassung komplexer Zusammenhänge wird zunehmend schwieriger. Im fortgeschrittenen Stadium ist die Sprachproduktion und das Sprachverständnis gestört, sowie die Einordnung und Deutung des Wahrgenommenen, Lese- bzw. Rechenfähigkeit, außerdem visuokonstruktive Fähigkeiten (Beeinträchtigung des Erkennens, Zusammenfügens oder Zeichnens von Figuren). Des Weiteren ist die zeitliche, räumliche, personelle und situative Orientierung gestört. Das Bewusstsein ist jedoch nicht getrübt (Gutzmann & Zank, 2005).

Im Verlauf der Erkrankung zeigen sich zunehmend Einschränkungen der Sprache, die sowohl das Sprachverständnis als auch die Sprachdarbietung betreffen können. Dazu zählen Wortfindungs- und Benennungsstörungen, ein verringerter Mitteilungsgehalt, Paraphasien und Perseverationen, Satzabbrüche sowie eine floskelhafte Sprache (Kurz, 2002). Die grammatischen Fähigkeiten sind weniger und wesentlich später betroffen als die semantischen und bleiben wenigstens bis zum mittleren Krankheitsstadium relativ intakt (Gutzmann & Brauer, 2007).

Zu den nicht-kognitiven Symptomen zählen Depressionen, psychotische Symptome wie Wahn, Halluzinationen oder Fehlidentifikationen, Apathie, psychomotorische Störungen wie Unruhezustände, Schreien, Aggressivität oder Umherwandern, Störungen des Tag-Nacht-Rhythmus, Verschlechterung der emotionalen Kontrolle sowie Störungen des Sozialverhaltens und Persönlichkeitsveränderungen. Die nicht-kognitiven Symptome treten in individuell unterschiedlicher Kombination und Ausprägung auf. Sie werden z. T. durch die Hirnschädigung verursacht, aber auch durch die empfundenen Verluste sowie durch Reaktionen der Umwelt. Man spricht daher von so genannten Sekundärsymptomen.

Viele dieser Symptome zeigen sich verstärkt bei Überforderung, mangelhafter Anpassung der Umweltbedingungen sowie bei unangemessenem Umgang mit den Erkrankten (Marwedel, 2004).

Bei den neurodegenerativen Demenzerkrankungen (Alzheimer-Demenz, frontotemporale Demenz, Parkinson-Demenz, Lewy-Körperchen-Demenz) handelt es sich um progressive Erkrankungen, deren Verlauf mehrere Jahre beträgt. Die Dauer der Krankheitsverläufe ist sehr variabel. Bei der vaskulären Demenz zeigen sich teilweise stufenförmige Verläufe mit langen Phasen ohne Progredienz bzw. leichter Besserung (DGPPN & DGN, 2010).

Zu den bekanntesten Verfahren zur Schweregradeinschätzung demenzieller Syndrome zählen die siebenstufige Global-Deterioration-Scale (Reisberg et al., 1988) und die dreistufige Clinical-Dementia-Rating-Scale (Morris, 1993). Eine Einschätzung des Schweregrads in

drei Verlaufsstadien kann für die Zuordnung zu optimaler Therapie und Versorgung durchaus sinnvoll sein.

Die leichte Demenz (erstes Krankheitsstadium) zeichnet sich u. a. durch eine verringerte Konzentrationsfähigkeit sowie eine beginnende Merk- und Gedächtnisschwäche aus. Dies äußert sich durch das Verlegen von Gegenständen und das Vergessen von Verabredungen, Namen sowie neuer Informationen. Im Alltag führen diese Symptome zu einer Beeinträchtigung komplexerer Tätigkeiten (z. B. Bank- oder Behördenangelegenheiten), die betroffene Person ist jedoch in diesem Stadium noch in der Lage, unabhängig zu leben und die Erkrankung weitestgehend zu kompensieren. Für das Stadium der leichten Demenz gelten MMST-Werte⁶ zwischen 20 und 26 Punkten als hinweisgebend (DGPPN & DGN, 2010).

Im Stadium der mittelschweren Demenz (zweites Krankheitsstadium) treten vermehrt Störungen des Kurzzeitgedächtnisses auf. Nur gute gelernte Informationen werden behalten, neue Informationen werden nur selten und kurz erinnert. Die Sprachfunktion nimmt ab; ebenso die Lese-, Schreib- und Rechenfähigkeit. Eine selbstständige Lebensführung ist nur noch mit erheblichen Einschränkungen und mit Unterstützung anderer Menschen möglich. Im MMST finden sich Werte von 10 bis 19 Punkten (DGPPN & DGN, 2010).

Liegt eine schwere Demenz (drittes Krankheitsstadium) vor, ist eine selbstständige Lebensführung nicht mehr möglich. Den Betroffenen bleiben nur noch Fragmente von früher Gelerntem, auch Familienangehörige werden z. T. nicht mehr erkannt. Im MMST werden weniger als 10 Punkte erzielt (DGPPN & DGN, 2010). Zu hochgradigen Störungen der kognitiven Leistungen kommen körperliche Symptome hinzu. Eine sprachliche Verständigung ist in der Regel kaum noch oder gar nicht mehr möglich. Das Endstadium der Krankheit ist gekennzeichnet durch Schwerstpflegebedürftigkeit; die Betroffenen werden inkontinent, bettlägerig und versterben in der Regel an Pneumonie, infiziertem Dekubitus oder den Folgen von Unterernährung oder Dehydratation.

⁶ Der Mini-Mental-Status-Test (MMST, Folstein, Folstein & McHugh, 1975; deutsche Adaption: Kessler, Markowitsch & Denzler, 1990) ist ein Screeninginstrument, das bei der Feststellung kognitiver Beeinträchtigungen sowohl zur Erstbeurteilung als auch zur Verlaufskontrolle eingesetzt wird. Bei diesem Test werden der zu untersuchenden Person Fragen gestellt, die verschiedene Hirnleistungsbereiche ansprechen wie Orientierung, Merkfähigkeit, Aufmerksamkeit, Erinnerungsfähigkeit, Handlungsdurchführung, abstraktes Denken und Sprache. Die Skala reicht von 0 bis 30 Punkten, wobei 30 für uneingeschränkte, 0 für schwerstmöglich geschädigte kognitive Funktionen steht.

1.4. Überblick über die derzeitige Versorgungslandschaft

Die derzeitige Versorgungslandschaft für demenziell erkrankte Menschen ist nach wie vor stark von der Dichotomie „häusliche Versorgung“ vs. „stationäre Versorgung“ geprägt (BMFSFJ, 2002). Dazwischen liegende Angebote wie die teilstationäre Betreuung (Tages- oder Nachtpflege) als „Mischform“ können zwar eine wesentliche Unterstützung für die häusliche Pflege sein; sind jedoch laut den Ausführungen des vierten Altenberichts z. T. nicht hinreichend bekannt oder akzeptiert (BMFSFJ, 2002).

Wie die Ergebnisse der EUROFAMCARE-Studie zeigen, beträgt die Nutzungsrate von Tagespflegeeinrichtungen in Europa zwischen 0,3 und 10,1%. In Deutschland ist sie mit 4,2% im Vergleich zu anderen Angeboten (ambulante Pflege, Haushaltshilfe) relativ gering (Lamura et al., 2006). In einer Teilstudie des Projektes MuG III nutzen sogar nur 2,7 % der demenziell erkrankten Probanden teilstationäre Angebote. Die Gründe hierfür sind nach Schäufele et al. (2006) schwer auszumachen. In den Verbesserungsvorschlägen, die von einem Teil der pflegenden Angehörigen genannt wurden, kam zum Ausdruck, dass teilstationäre Angebote zwar prinzipiell positiv beurteilt wurden, finanziell aber günstiger und insgesamt flexibler gestaltet sein sollten.

Eine neuere Studie von Gräbel et al. (2009) kommt anhand von Angehörigenbefragungen ebenfalls zu dem Ergebnis, dass Betreuungsgruppen ein weniger bekanntes Angebot darstellen, das nur vom einem Achtel der Befragten genutzt wird. Über die Hälfte der Befragten ist zudem der Meinung, dieses Angebot nicht oder kaum zu benötigen (Gräbel, Römer & Donath, 2009).

Etwa drei Viertel aller Demenzerkrankten werden zu Hause versorgt (Grass-Kapanke, Kunczik & Gutzmann, 2008). Töchter bilden mit über 40 Prozent die überwiegende Mehrheit unter den pflegenden Angehörigen, Ehefrauen folgen mit knapp 26 Prozent, Ehemänner mit fast 16 und Schwiegertöchter mit etwas über acht Prozent (Sütterlin, Hoßmann & Klingholz, 2011).

Einem starken Anstieg der Pflegebedürftigen stehen jedoch abnehmende Möglichkeiten familialer Pflege gegenüber. Nach bisherigen Erkenntnissen ist davon auszugehen, dass familiäre Netzwerke in den kommenden Jahren zwar nicht völlig zusammenbrechen, jedoch in längerfristiger Perspektive tendenziell mit einer Abnahme des informellen Pflegepotenzials zu rechnen ist (BMFSFJ, 2006).

Gründe hierfür sind u. a. in den demografischen Entwicklungen zu sehen. So können die Zunahme der Scheidungshäufigkeit und die höheren Quoten von Alleinlebenden und Unverheirateten sowie der Rückgang der Zahl der Kinder und die steigende Kinderlosigkeit

das Unterstützungspotenzial für die zukünftig Pflegebedürftigen reduzieren (Künemund & Hollstein, 2000; Klie, Blinkert & Roloff, 2001). Auch kann die steigende Erwerbsbeteiligung der Frauen, ein späteres Ausscheiden aus dem Erwerbsleben oder auch eine höhere Mobilität der erwerbstätigen Kinder zu geringeren familiären Betreuungsressourcen führen (Künemund & Hollstein, 2000).

Ist ein familiäres Unterstützungsnetzwerk nicht vorhanden oder nicht mehr in der Lage, die Belastung einer progredient verlaufenden Pflegebedürftigkeit zu tragen, wird ein Übergang in eine institutionelle Versorgungseinrichtung erforderlich. Wie bei sonst keiner anderen relevanten Erkrankungsgruppe wird eine stationäre Versorgung bei einer fortschreitenden demenziellen Erkrankung immer wahrscheinlicher (Schäufele et al., 2006).

Das Betreute Wohnen kann dabei als Übergang zur stationären Langzeitpflege betrachtet werden (BMFSFJ, 2002).

In vollstationären Einrichtungen ist inzwischen ein großer Teil der Bewohner demenziell erkrankt. Schätzungen zufolge ist davon auszugehen, dass 69 Prozent der Bewohner unter demenziellen Erkrankungen leiden. Allerdings beruht diese Angabe lediglich für 56 Prozent der Heimbewohner auf einer dokumentierten Diagnose (Schneekloth et al., 2007).

In einigen stationären Pflegeeinrichtungen existieren spezielle Wohnbereiche zur segregativen Betreuung demenziell erkrankter Menschen. Sie zeichnen sich aus durch ihre räumliche Abgrenzung zu anderen Bereichen sowie durch eine spezifische Pflege- und Betreuungskonzeption, die insbesondere auf Bewohner mit herausfordernden Verhaltensweisen ausgerichtet ist.

Seit etwa Mitte der 90er Jahre begann in Deutschland eine intensive Auseinandersetzung mit Konzepten für kleinräumige Wohnformen für demenzerkrankte Menschen (Heeg & Bäuerle, 2008). Seitdem ist nach und nach eine Reihe von neuen Versorgungsmodellen für demenziell Erkrankte entstanden, die versuchen dem Anspruch auf eine menschenwürdige und qualitativ hochwertige Betreuung gerecht zu werden. Eine Systematik ist angesichts der Vielzahl – gerade von Modellprojekten – schwer zu erkennen und wird durch uneinheitliche, verschwommene oder nicht klar abgegrenzte Begriffsbildungen zusätzlich erschwert.

Wichtige Impulse ergaben sich aus Wohngruppenkonzepten, die sich in anderen europäischen Ländern (Frankreich, Niederlande, Schweden, England) bereits als vielversprechende Alternative erwiesen haben.

Inzwischen verbreiten sich auch in Deutschland zunehmend neue Wohnformen wie „Demenz-Wohngemeinschaften“, die sich systematisch im Zwischenraum von herkömmlicher Privatwohnung und klassischer Institutionalisierung ansiedeln.

In diesem segregativen Versorgungsmodell soll vor allem der Aspekt des Wohnens und der Gemeinschaft stärker betont werden als das bei traditionellen Einrichtungen der stationären Altenpflege bislang der Fall ist (Pawletko, 2002). Wohngemeinschaften zeichnen sich aus durch eine familienähnliche Struktur in Haushalten mit etwa sechs bis acht Personen sowie eine an Normalität orientierte Organisation des Tagesablaufs mit einer dezentralisierten Hauswirtschaft. Es lassen sich stationäre und ambulante Typen von Wohngemeinschaften unterscheiden.

Die Schwierigkeiten bei der Versorgung demenziell Erkrankter ergeben sich vor allem aus der spezifischen Symptomatik der Erkrankung. Die Kritik an Pflegeheimen – der amerikanische Soziologe Goffman prägte Anfang der 1960er Jahre (deutsch 1973) den Begriff der „totalen Institution“⁷ – die mit ihren institutionellen Rahmenbedingungen in der Regel nicht auf die Bedürfnisse demenziell Erkrankter zugeschnitten sind, hat zu Diskussionen über angemessene Wohn- und Betreuungsformen geführt. Die Bundesregierung fördert dazu seit Ende der 1990er Jahre eine Vielzahl von Forschungsvorhaben mit dem Schwerpunkt Demenz sowie Modellprojekte zum Praxistransfer, zur Erprobung adäquater Pflege- und Betreuungsformen sowie Bau- und Architekturkonzepte für stationäre Einrichtungen.

⁷ Anhand seiner Studien über psychiatrische Kliniken und Gefängnisse identifizierte Goffman eine Reihe von bestimmten Strukturmomenten, in denen sich die von ihm so genannten „totalen Institutionen“ ähneln. Diese zeichnen sich nach Goffman dadurch aus, dass sie die Zeit ihrer Mitglieder in besonderer Weise reglementieren, Beschränkungen des sozialen Verkehrs mit der Außenwelt aufweisen sowie die Lebensbereiche Arbeit, Privatleben und Freizeitgestaltung an einem Ort und unter einer Autorität bündeln.

Als theoretischer Bezugsrahmen für die Analyse der Binnenstruktur von Pflegeheimen lieferte das Konzept der „totalen Institution“ Anregungen für empirische Studien. So kommt bspw. Koch-Straube (2003) in ihren Ausführungen über die „Fremde Welt Pflegeheim“ zu dem Schluss: „Trotz aller notwendigen Vorsicht das Konzept der Totalen Institution auf Pflegeheime für alte Menschen anzuwenden, trotz mancher Abweichungen, sind seine zentralen Aussagen zutreffend und bündeln die Erfahrungen, die eine intensive und zugewandte Auseinandersetzung mit dem Leben und Arbeiten im Pflegeheim hervorrufen“ (S. 345 f.).

Eine neuere sozialwissenschaftliche Dissertation von Heinzlmann (2004) vertritt dagegen die Auffassung, dass „die gegenwärtigen Altenheime [...] als Pseudo-Totale Institutionen zu bezeichnen sind: Sie wirken ihrem Erscheinungsbild nach wie ‚Totale Institutionen‘ des traditionellen Modells, ihren Auswirkungen auf den Lebensalltag nach sind sie es im Wesentlichen nicht. Die ‚Lebenswelt‘ Altenheim wird maßgeblich durch andere Ursachen geprägt als durch die Zwänge einer ‚Totalen Institution‘. Diese Einschätzung gilt in noch stärkerem Maße für die Pflegeheime, die ebenfalls als Pseudo-Totale Institutionen anzusehen sind“ (S. 246).

2. Demenz und Lebensqualität

2.1. Theoretische und empirische Grundlegungen

Zwar wurden in der pharmakologischen Behandlung der Frühphase der Demenz in den letzten Jahren beachtliche Fortschritte verzeichnet; diese Maßnahmen erzielten jedoch keine Heilung, sondern bewirken lediglich eine Verzögerung bzw. Linderung der Symptome. Bislang ist es nicht gelungen, mithilfe von medikamentösen Behandlungsansätzen den fortschreitenden degenerativen Prozess aufzuhalten. Die Erhaltung von Wohlbefinden und Lebensqualität demenziell erkrankter Menschen wird daher in Verbindung mit der Frage nach geeigneten Maßnahmen sowohl in der professionellen als auch in der häuslichen Pflege immer wichtiger.

Mittlerweile steht neben medikamentösen Ansätzen auch eine Reihe von nichtmedikamentösen Interventionen zur Verfügung. Diese haben in der Regel einen unterstützenden und begleitenden Charakter. Generell steht bisher weniger die Bekämpfung der Krankheitsursachen als vielmehr die Verringerung der Sekundärsymptomatik im Vordergrund.

Zu den nichtmedikamentösen Ansätzen zählen kognitive Verfahren (kognitives Training, Realitätsorientierungstraining, Reminiszenztherapie, Selbsterhaltungstherapie), milieutherapeutische Maßnahmen, Psychotherapie, Ergotherapie, künstlerische Therapien (Musik- und Kunsttherapie) sowie sensorische Verfahren (Aromatherapie, Snoezeln etc.).

Verfahren der validierenden Begleitung (Validation nach Feil, 2000; Integrative Validation nach Richard, 2001) plädieren dafür, Aussagen und Verhaltensweisen demenziell erkrankter Menschen nicht zu korrigieren, sondern deren veränderte Realitätswahrnehmung zu akzeptieren. Die subjektive Erlebniswelt des demenzkranken Menschen wird dabei in den Mittelpunkt gestellt und für gültig erklärt (validiert). Wertschätzende Kommunikations- und Umgangsformen, die den demenzerkrankten Menschen und seine Gefühle ernst nehmen, sollen helfen, Auseinandersetzungen zu vermeiden, das Selbstwertgefühl der Betroffenen zu stabilisieren sowie deren Würde zu wahren.

Aktuelle nichtmedikamentöse Interventionsansätze basieren auf der Annahme,

„dass sich die Aufgabe der Betreuung und Versorgung demenzkranker Menschen nicht auf die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse oder die Linderung psychischer und physischer Krankheitssymptome beschränken darf, sondern darüber hinaus demenzkranke Menschen dabei unterstützen muss, ihre psychosozialen Präferenzen möglichst weit zu verwirklichen“ (Kruse & Wahl, 2010, S. 290).

Im Hinblick auf die Zielsetzung solcher Maßnahmen wird häufig die Lebensqualität der Betroffenen als zentrale Outcome-Variable betrachtet.

Bislang existiert zwar keine allgemein anerkannte Definition darüber, was Lebensqualität bei einer Demenzerkrankung beinhaltet, es ist jedoch die Auffassung verbreitet, dass sie als multidimensionales Konstrukt verstanden werden sollte.

Große Beachtung hat eine von Lawton vorgelegte Konzeption zur Lebensqualität demenziell Erkrankter gefunden, die vier Dimensionen berücksichtigt: Das subjektive Wohlbefinden, die erlebte Lebensqualität, die objektiv gegebene Umwelt sowie die Verhaltenskompetenz.

Lebensqualität ist danach zu verstehen als *„the multidimensional evaluation, by both intrapersonal and social-normative criteria, of the person-environment system of an individual in time past, current, and anticipated“* (Lawton, 1991, S. 6).

Lawton (1996) vertritt die Ansicht, dass Lebensqualität durch Interventionen zu beeinflussen sei. Dazu ist jedoch *„die detailreiche Kenntnis der Lebensumstände eines demenzkranken Menschen wie auch der Beurteilungen und Gefühle, die dieser mit den gegebenen Lebensumständen verbindet, unabdingbar“* (Becker, Kaspar & Kruse, 2010, S. 137f.).

Studien, die sich mit subjektiven Bedürfnissen aus der Sicht der Betroffenen befassen, konnten zeigen, dass sich Lebensqualität nicht auf gesundheitsbezogene Aspekte beschränken lässt (Becker, Kaspar & Lindenthal, 2010). Auch komplexe Bedürfnisse wie bspw. soziale Kontakte, Aktivitäten, Ästhetik, Selbstbestimmung oder Privatheit bleiben nach Dröes et al. (2006) erhalten. Es kann jedoch vermutet werden, dass sich im Verlauf der Erkrankung die Relevanz bestimmter Lebensbereiche und die Kriterien für die Erfüllung individueller Bedürfnisse und Präferenzen verändert (Becker, Kaspar & Lindenthal, 2010).

Neben den tatsächlichen Lebensumständen können dann auch fiktive, oftmals biografische Realitätsinhalte im Erleben demenziell Erkrankter eine Rolle spielen (ebd.). Subjektiv als bedeutsam wahrgenommene Lebensaspekte müssen auch insbesondere bei kognitiv beeinträchtigten Personen nicht mit der „objektiven“ Realität oder der Perspektive von Angehörigen und Pflegekräften übereinstimmen (ebd.).

Die Befunde der am Institut für Gerontologie in Heidelberg durchgeführten Projekte DEMIAN und THELIA konnten zeigen, dass die Fähigkeit Personen, Dingen oder Situationen persönliche Bedeutsamkeit beizumessen, auch bei einer demenziellen Erkrankung erhalten bleibt. Selbst in fortgeschrittenen Krankheitsstadien können diese Bedeutsamkeiten noch

durch sprachliche Äußerungen, Handlungen und Emotionen mitgeteilt werden (Berendonk & Stanek, 2010; Ehret, 2008). Durch die Herstellung oder Vermeidung von Situationen, denen im individuellen emotionalen Erleben besondere Bedeutung zukommt, kann gezielt zu einer Verbesserung der Lebensqualität beigetragen werden (Becker et al., 2005, 2011).

Das emotionale Erleben kann dabei als wichtige Ressource verstanden werden, die im Gegensatz zu kognitiven und verbal-kommunikativen Fähigkeiten im Verlauf der Erkrankung erhalten bleibt und gezielt gefördert werden kann (Berendonk & Stanek, 2010).

Als weitere Ressource demenziell erkrankter Menschen gilt die Fähigkeit, trotz zunehmend eingeschränkter kognitiver Fähigkeiten noch lange auf das Langzeitgedächtnis zurückgreifen zu können (ebd., vgl. auch Kitwood, 2000). Die dort gespeicherten Erinnerungen haben meist große emotionale Bedeutung (Berendonk et al., 2011).

Während der fortschreitende Verlust des expliziten Gedächtnisses zu den Leitsymptomen einer demenziellen Erkrankung zählt, sind große Bereiche des impliziten Gedächtnisses auch noch in späten Krankheitsstadien unbeeinträchtigt. Dazu zählen bspw. der Umgang mit Gegenständen, aber auch persönliche Anteile wie vertraute Umgebungen, Melodien und Gerüche. Diese können nicht nur Emotionen wecken, sondern auch die zugehörigen biografischen Erinnerungen, die sonst nicht unmittelbar zugänglich sind (Fuchs, 2010). Fuchs bezeichnet diese leiblichen Erfahrungen, die durch eingespielte Bewegungsabläufe oder wiederkehrende Handlungen und Gewohnheiten „in Fleisch und Blut“ übergegangen sind, als *Leibgedächtnis*. Es enthält die impliziten Erinnerungseinschlüsse und Gedächtniskerne, die einen engen Bezug zu biografischen Vergangenheit aufweisen (ebd.).

Da das aktuelle Erleben durch vergangene Erfahrungen beeinflusst ist, kann dieses häufig nur durch biografisches Wissen verstanden werden (Berendonk & Stanek, 2010; Kruse, 2000; Remmers, 2006). Die Kenntnis über subjektive Bedeutsamkeiten, Erfahrungen, Vorlieben und Werte kann entscheidend dazu beitragen im Verlauf einer Demenzerkrankung das Personsein zu fördern und die Identität der Betroffenen zu erhalten (Kitwood, 2000).

Neben der Frage, was Lebensqualität ausmacht, stellt sich die Frage nach ihrer Erfassung. Die meisten bisherigen Ansätze zur Lebensqualität demenziell Erkrankter beschränken sich dabei auf die Durchführung von Fremdbeurteilungen, da in der Regel davon ausgegangen wird, dass aufgrund der kognitiven Beeinträchtigungen keine direkte Befragung der Betroffenen möglich sei (BMFSFJ, 2001).

Das „Heidelberger Instrument zur Erfassung von Lebensqualität bei Demenz“ (H.I.L.DE.) zählt zu den bislang in Deutschland umfassendsten und am weitesten entwickelten Instru-

menten zur Erfassung der Lebensqualität demenziell Erkrankter (Becker, Kruse, Schröder & Seidl, 2005; Becker, Kaspar & Kruse, 2006, 2011). Neben medizinischen und diagnostischen Untersuchungen sowie Fremdeinschätzungen und Beobachtungen wird hier – im Gegensatz zu anderen Instrumenten - auch die Perspektive des demenzerkrankten Bewohners berücksichtigt⁸.

Dem H.I.L.DE.-Projekt liegt das Modell der Lebensqualität von Lawton bzw. seine Erweiterung und Spezifizierung durch Veenhoven (2000) zugrunde.

Bei seiner operationalen Definition von Lebensqualität geht das H.I.L.DE. von einer Differenzierung der folgenden Dimensionen von Lebensqualität aus (Becker et al., 2005; Becker, Kaspar & Kruse, 2010; Becker, Kaspar & Kruse, 2011):

- *Medizinische Versorgung und Schmerzerleben*

(Beurteilung von Schmerzen, Schmerzbelastung, Lokalisation, Aktualität, ärztliche Befundung durch den Hausarzt und Gerontopsychiater)

- *Räumliche Umwelt*

(objektive Umweltaspekte: Sicherheit, Orientierung, Gemütlichkeit etc.; subjektive Umweltaspekte: maximal möglicher Bewegungsradius, positiv oder negativ bedeutsame Plätze)

- *Aktivitäten*

(hausseitiges Aktivitätsangebot und angeleitete Aktivitäten, selbstständig vom Bewohner ausgeübte Aktivitäten)

- *Soziales Bezugssystem*

(wichtige Bezugspersonen: lebend oder verstorben; negativ erlebte Beziehungen; Anzahl und Häufigkeit)

- *Emotionales Befinden und Lebenszufriedenheit*

(emotional positiv oder negativ besetzte Alltagssituationen: Anzahl und Häufigkeit; aktuelle Lebenszufriedenheit, Emotionsbeobachtung)

- *Kompetenzgruppen*

(Einteilung in vier verschiedene Bewohnergruppen, Unterscheidung bzgl. des Musters der noch erhaltenen Kompetenzen: jeweilige Merkmale im Bereich der kognitiven, alltagspraktischen Kompetenzen sowie die sie charakterisierenden Verhaltensauffälligkeiten)

⁸ Hierbei geht es um die selbst eingeschätzte Zufriedenheit mit bestimmten Lebensbereichen (z. B. mit eigenen Fähigkeiten, dem sozialen Umfeld usw.) oder dem eigenen Leben im Allgemeinen. Der Bewohner wird hierzu direkt befragt (Becker, Kaspar & Kruse, 2011).

Im nachfolgenden Kapitel soll nun vor dem Hintergrund der Forschungsfrage der Dimension der räumlichen Umwelt besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

2.2. Räumliche Umwelt als Dimension von Lebensqualität

Entsprechend der Definition von Lawton (1991) kann die räumliche Umwelt als eine wesentliche Dimension von Lebensqualität betrachtet werden, wobei sowohl subjektive Maßstäbe der Person als auch objektive Kriterien eine Rolle spielen (Wahl & Oswald, 2007).

Die Gestaltung der räumlichen Umwelt als beeinflussbare Dimension der Lebensqualität hat in der Demenzforschung und Pflegepraxis in den letzten Jahren vermehrt Aufmerksamkeit erfahren. Es wird angenommen, dass bei der Erhaltung der Lebensqualität demenziell erkrankter Menschen nicht nur die Art der Pflege und Betreuung, sondern auch die Gestaltung des Lebensumfelds eine wichtige Rolle spielt (Heeg & Bäuerle, 2008).

Zahlreiche Diskussionen drehen sich in diesem Zusammenhang um das geeignete Versorgungssetting. Es stellt sich die Frage wie eine Umgebung beschaffen sein muss, damit ein Leben gewährleistet ist, das in hohem Maße den Bedürfnissen der Betroffenen entspricht.

Vor dem Hintergrund des steigenden Anteils an demenzerkrankten Pflegeheimbewohnern wurden im Rahmen ökologischer Interventionsansätze Betreuungskonzepte entwickelt, in denen Empfehlungen einer kompensatorisch und therapeutisch wirksamen Umwelt für Demenzerkrankte berücksichtigt wurden.

Eine optimal an die Bedürfnisse demenziell Erkrankter angepasste Umgebung soll dementsprechend nach Lawton et al. (1997):

- übersichtlich sein; Sicherheit und Geborgenheit vermitteln
- Funktionsfähigkeit und Kompetenzerhaltung unterstützen, maximale Bewegungsfreiheit ermöglichen
- stimulierend wirken (z. B. durch angenehme, anregende Gerüche und Geräusche, unterschiedlich beschaffene Tastflächen)
- Kontinuität zum bisherigen Lebenszusammenhang vermitteln; eine gemütliche Atmosphäre ausstrahlen
- über entsprechende Beleuchtung, Temperatur und Geräuschkulisse verfügen (diffuses, schattenfreies Licht von mindestens 500 Lux in Augenhöhe, „warme“ Lichtqualität mit möglichst gleichmäßiger Lichtstärke, Raumtemperaturen zwischen 21 und 23°C, zeitweise ausgewählte Hintergrundmusik, keine chaotischen, schwer lokalisierbaren Geräusche)

- Orientierung unterstützen (z. B. Spiegel sollen dort angebracht werden, wo man sie normalerweise vermutet)
- Soziale Interaktionen und Besuche der Angehörigen fördern
- Erfahrungen mit Tieren ermöglichen
- Rückzugsmöglichkeiten bieten

(Robert Koch-Institut, 2005)

In vielen Einrichtungen – insbesondere den kleinräumigen Demenz-Wohngemeinschaften - wird zudem angestrebt, eine Wohnlichkeit zu erzeugen, die es demenziell erkrankten Menschen erleichtern soll, ein Gefühl des „Zuhause seins“ zu entwickeln. Die Forderung nach „vertrauten Szenarien“ (Heeg & Bäuerle, 2008), die durch Möbel und Einrichtungsgegenstände geschaffen werden sollen, gilt dabei nicht nur für den privaten Bereich des Zimmers, sondern auch für gemeinschaftlich genutzte Bereiche wie den Speisesaal.

Der Grundgedanke bestimmter Gestaltungsprinzipien beruht hauptsächlich auf einem Kompensationsansatz mit dem Ziel durch Veränderungen der räumlich-dinglichen Umwelt krankheitsbedingte Einschränkungen auszugleichen. Zur theoretischen Begründung werden in der Regel klassische funktional orientierte ökopsychologische Ansätze herangezogen, die Aspekte der Umwelt (Umweltdruck, Reichhaltigkeit) in wechselseitige Abhängigkeit zu Personfähigkeiten (Anpassung, Gestaltung) betrachten (Lawton & Nahemow, 1973; Kahana, 1975; Carp & Carp, 1980; vgl. Kap. 5.1.).

Ein Instrument zur Messung der objektiven Umweltmerkmale, das auch im H.I.L.DE.-Projekt verwendet wurde, ist das „Therapeutic Environment Screening Survey for Nursing homes“ (TESS-NH) (Sloane et al., 2002). Das Instrument umfasst 12 Bereiche (z. B. Sicherheit, Orientierung, Privatheit), sowie eine Gesamtbeurteilung der physikalischen Umwelt.

Nach Heeg (1994) können bauliche Maßnahmen dabei helfen, krankheitsbedingte Einschränkungen zu kompensieren, Sekundärsymptome (z. B. Angst, Unruhe, Aggressivität) therapeutisch zu beeinflussen und die Nachteile eines institutionellen Settings zu vermeiden. Bezüglich des Einflusses baulicher und architektonischer Maßnahmen liegen bislang viele Erfahrungsberichte, aber nur wenige wissenschaftliche Untersuchungen vor (BMFSFJ, 2002).

Sicherlich können diese Faktoren zu einer Verbesserung bestimmter Bereiche wie Orientierung etc. beitragen⁹ - es kann allerdings bezweifelt werden, ob es ausreichend ist, umweltbezogene Einflussfaktoren auf die Lebensqualität allein an objektiven Umweltattributen festzumachen.

Wie bereits im vorangegangenen Kapitel ausgeführt, stimmen die meisten theoretischen Ansätze zur Lebensqualität darin überein, dass Lebensqualität als ein mehrdimensionales Konstrukt zu verstehen ist, in dem neben objektiven Determinanten auch subjektive Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse eine Rolle spielen. Auch das Modell von Lawton betont die Differenzierung zwischen objektiv gegebener Umwelt und subjektiv erlebten Umweltbedingungen („erlebte Lebensqualität“).

Der Einteilung des Heidelberger Instruments zur Erfassung von Lebensqualität folgend, kann auch die Dimension „räumliche Umwelt“ noch einmal in objektiv gegebene Umweltgegebenheiten und subjektiv wahrgenommene Umweltaspekte unterschieden werden.

Dabei werden unter subjektiven Umweltmerkmalen im Rahmen der H.I.L.DE.-Studie all diejenigen Aspekte gefasst, die sich – im Gegensatz zu objektiven Gegebenheiten – von Mensch zu Mensch unterscheiden können (Becker et al., 2005, 2011).

Während objektive Umweltmerkmale als externale Umweltressourcen verstanden werden können, stellen die subjektiv bedeutsamen Umweltaspekte eine Kombination aus person- und umweltseitigen Ressourcen dar, d. h. sie können erst durch individuelle Personeneigenschaften wie Vorlieben oder Abneigungen als Ressource für das Erleben von Lebensqualität bedeutsam werden (ebd.).

Die Frage, inwieweit subjektive räumliche Umweltmerkmale positiven Einfluss auf die Lebensqualität eines Menschen ausüben, ist daher nur im Kontext der psychosozialen Präferenzen bzw. des individuellen Bezugssystems dieses Menschen zu beantworten. Daraus erwächst die Forderung, die Erhebung von lebensqualitätsrelevanten Aspekten der räumlichen Umwelt durch die Perspektive des demenzkranken Menschen zu ergänzen. Dabei müssen emotionale, kognitive und biografische Aspekte des Umwelterlebens berücksichtigt werden, die sich über die Lebensspanne hinweg entwickeln.

Der Sozialgeograf Rowles (1983a, 1983b) verweist in diesem Zusammenhang beispielsweise auf das Phänomen der „*insideness*“ - einer tiefen Verbundenheit, die sich aus der langjährigen Interaktion zwischen Person und Umwelt entwickeln kann (vgl. Kap. 5.2.1); der Anthropologe Rubinstein (1987) beschreibt in seinen qualitativen Forschungen die sinn- und identitätsstiftende Funktion von Gegenständen in den Wohnungen alter Men-

⁹ Wissenschaftliche Studien zu einzelnen Befunden sind im Vierten Altenbericht (BMFSFJ, 2002) aufgeführt.

schen (vgl. Kap. 4.3). Mit dem Konzept der Ortsidentität haben Proshansky et al. (1983) einen weiteren, häufig in der Umweltpsychologie diskutierten Zusammenhang zwischen Umwelt und Identität formuliert (vgl. Kap. 5.2.2.4.).

Auch der amerikanische Entwicklungspsychologe Daniel Levinson (1986), der sich überwiegend mit der Entwicklung im mittleren Erwachsenenalter befasste, betont die Bedeutung räumlich-dinglicher Umweltausschnitte als wichtige Komponenten der Lebensstruktur¹⁰ eines Menschen. Er zählt zu den subjektiv bedeutsamen Beziehungen zu „*significant others*“ nicht nur Personen, sondern auch Orte oder Objekte, an die sich ein Mensch in besonderer Weise gebunden fühlen kann:

„The primary components of a life structure are the person’s relationships with various others in the external world. The other may be a person, a group, institution or culture, or a particular object or place.” (Levinson, 1986, S. 6, H. d. V.)

Ein „bedeutsamer Anderer“ kann also nicht nur menschlicher, sondern auch räumlicher oder gegenständlicher Natur sein, wie Levinson im Folgenden noch weiter ausführt:

„The other might not be an individual but might be a collective entity such as a group, institution, or social movement; nature as a whole, or a part of nature such as the ocean, mountains, wildlife, whales in general, or Moby Dick in particular; or an object or place such as a farm, a city or country, ‘a room of one’s own,’ or a book or painting.” (Levinson, 1986, S. 7, H. d. V.)

Levinson postuliert in seinen empirischen Arbeiten das hohe Investment des Selbst in diese Beziehungen, die in diesen Beziehungen erfahrene Bereicherung, sowie die daraus resultierenden geistigen und emotionalen Anregungen (Kruse & Wahl, 2010).

Wie bereits ausgeführt, werden subjektiv bedeutsame Umweltaspekte wie beispielsweise affektive Bindungen an Orte oder an persönliche Erinnerungsstücke erst durch individuelle Personeneigenschaften, Vorlieben und biografische Hintergründe als Ressource für das Erleben von Lebensqualität relevant. Sie können im Alltag deutlich erfahrbar oder eher subtilerer Natur sein – wie beim „Wachsen“ einer besonders innigen Bindung an das Zu-

¹⁰ Vor dem Hintergrund der Frage nach einer grundsätzlichen Ordnung innerhalb der menschlichen Lebensspanne führte Levinson (1979) in Abgrenzung zu Stufenmodellen ein zyklisches Modell von Entwicklung ein, in dem er das Leben als eine Abfolge qualitativ unterschiedlicher Phasen beschrieb. Die Lebensstruktur, ein Schlüsselbegriff in der Theorie Levinsons, definierte er als „*die Ordnung oder Gesetzmäßigkeit, die dem Leben eines Menschen zu einem gegebenen Zeitpunkt zugrunde liegt*“ (Levinson, 1979, S. 70). Sie konstituiert sich aus der Gesamtheit der zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehenden Beziehungen zu bedeutsamen Anderen (meist Beruf bzw. Ehe/Familie). Während des Erwachsenenalters entfaltet sich die Lebensstruktur in einer relativ geordneten Sequenz, die eine Einteilung in Phasen ermöglicht.

hause (Wahl & Oswald, 2005). Ein Wegzug aus der gewohnten Umgebung, z. B. durch die Einweisung in eine Pflegeeinrichtung, kann diesen subjektiven Aspekt der Lebensqualität bedrohen.

In dieser Arbeit sollen nun solche subjektiv bedeutsamen Umweltaspekte im Mittelpunkt stehen, die sich bspw. in Bindungen an Orte und Gegenstände als Ausschnitte der materiellen Umwelt zeigen können.

Falls auch bei einer Demenzerkrankung noch subjektiv bedeutsame Umweltausschnitte existieren und deren Bedeutung im Gespräch mit den Erkrankten erhoben werden kann, bestehen darin möglicherweise bislang noch ungenutzte Potenziale, die einen weiteren Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität leisten können.

Als theoretische Fundierung liegt zunächst eine Orientierung an der Forschungsrichtung der ökologischen Gerontologie nahe; bemüht sich diese doch stärker als andere Disziplinen um die Erhellung der Beziehungen des älteren Menschen zu seiner alltäglichen Umwelt.

3. Zum Forschungsbereich der ökologischen Gerontologie

Der Teilbereich der Altersforschung, der sich mit den wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Menschen und seiner sozialen, kulturellen und physisch-materiellen Umwelt befasst, wird als Öko-Gerontologie (Thomae, 1976), Ökologische Gerontologie (Saup, 1993), Ökologische Altersforschung (Franz & Ueltzen, 1984), Geography of Aging (Rowles, 1986) oder Gerontoökologie (Friedrich, 1995) bezeichnet.

Der ursprünglich von Haeckel (1870) in die Zoologie eingeführte Ökologie-Begriff leitet sich vom griechischen Wort „*oikos*“ ab, was so viel wie „Haus, Haushalt, Wohnort“ bedeutet. Haeckel bezeichnete damit jene biologische Richtung, die sich mit der Wechselwirkung zwischen Organismen und Umwelt befasste. Ihr sollte die Aufgabe zukommen, die Beziehung von Lebewesen sowohl zu ihrer organischen als auch anorganischen Umgebung zu untersuchen (Haeckel, 1870).

Erste theoretische Klassifikationsversuche von Umwelt in der Psychologie gehen auf Hellpach (1924) zurück, der in seiner Schrift „Psychologie der Umwelt“ die Unterscheidung zwischen natürlicher, sozialer und kultureller Umwelt einbrachte.

Ebenfalls in den 1920er Jahren entstanden in der Soziologie Ansätze (Park, Burgess & McKenzie, 1925), die Ideen der biologischen Ökologie aufgriffen und auf die menschliche

Gesellschaft übertragen. Wegbereitend war die so genannte Chicagoer-Schule, die wichtige Beiträge zur Stadtökologie leistete.

Inzwischen existieren zahlreiche konzeptionelle Entwürfe, welche menschliche Person-Umwelt-Bezüge in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung stellen. Während die ökologische Psychologie als Teildisziplin der Psychologie Mensch-Umwelt-Beziehungen in allen Lebensaltern untersucht, ist die ökologische Gerontologie speziell auf den alternden Menschen fokussiert. Zu ihrem Gegenstandsbereich gehört das Verhalten, Erleben und Wohlbefinden älterer Menschen in ihrer Beziehung zur konkreten räumlich-sozialen Umwelt. Dahinter steht die Annahme, dass

„Entwicklungsprozesse im höheren Lebensalter in besonders intensiver und kontingenter Weise von den Ressourcen und Begrenzungen der jeweils gegebenen Umweltbedingungen abhängen und gleichzeitig von diesen stimuliert und gefördert oder unterdrückt und begrenzt werden können, was durchaus auch als strukturelle Ähnlichkeit mit Entwicklungsprozessen im Kindesalter gesehen werden kann“ (Wahl & Oswald, 2005, S. 209).

Mensch-Umwelt-Interaktionen umfassen viele Arten von Umweltaspekten, die sich in materiellen, räumlichen, symbolischen, geografischen, architektonischen, psychophysischen, sozialen, objektiven und subjektiven Einflüssen zeigen (Schulze, 1983).

Saup (1993) spricht im Hinblick auf die Ökologie des Alterns auch von einem „Sammelbecken“, in das Anregungen aus unterschiedlichen Professionen einfließen. Ittelson et al. (1977) schlagen vor, die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Aspekte interdisziplinär und mit vielfältigen Methoden zu untersuchen, um sie in ganzheitlicher Weise erklären und verstehen zu können.

Dementsprechend bildet der Themenbereich der ökologischen Gerontologie ein vielfältiges Arbeits-, Forschungs-, und Praxisfeld, in dem u. a. Fachrichtungen wie Psychologie, Architektur, Sozialgeografie, Stadtsoziologie, Geriatrie und Verkehrsforschung beteiligt sind. Wahl & Oswald (2005) konstatieren zudem einen „Theorien-Pluralismus“ im Hinblick auf die Vielfalt an theoretischen Ansätzen zur Beschreibung und Erklärung von Person-Umwelt-Austauschprozessen im Alter. Überwiegende Einigkeit besteht darin, dass die zwischen Mensch und Umwelt bestehenden Beziehungen als transaktional anzusehen sind (Wahl, 2000; Fuhrer, 1996).

Über das Interesse an dem gemeinsamen Forschungsgegenstand ist den beteiligten Disziplinen das Bemühen um eine Verbesserung der Umwelt für alte Menschen und die Gestaltung altersgerechter Umwelten gemeinsam (Saup, 1993).

Neben sozialen sind auch physische Umwelten „in ihrem So-sein wichtige Ressourcen bzw. Begrenzungen der Entwicklung von Handlungspotentialen und von tatsächlich möglicher Lebensqualität“ (Wahl & Lang, 2003, S. 5).

Die ökologische Gerontologie kann dabei zum einem zum grundlegenden Verständnis von Lebensqualität beitragen, zum anderen aber auch praktische Implikationen zu ihrer Verbesserung bereitstellen (Wahl & Oswald, 2007).

Aus empirischer Sicht zeichnet sich eine Orientierung an alltäglichen und natürlichen Settings ab (Wahl & Oswald, 2005), wobei gleichzeitig eine große Bandbreite von Umwelten eingeschlossen ist. Eine grobe Einteilung unterscheidet zwischen Mikroebene (z. B. Wohnung und deren Ausstattung), Mesoebene (z. B. Dorf oder Stadt(teil)) und Makroebene (z. B. Region, Land).

Daneben sind aus methodischer Sicht objekt- und subjektorientierte Herangehensweisen zu unterscheiden (Wahl & Oswald, 2007). Dahinter steht die bereits im vorangegangenen Kapitel eingeführte Unterscheidung zwischen objektiver Umwelt und subjektiv wahrgenommener („phänomenaler“) Umwelt, die sich darin äußert, dass Personen objektiv vergleichbare Umweltgegebenheiten unterschiedlich wahrnehmen, ihnen unterschiedliche Bedeutungen zuschreiben sowie unterschiedliche Bewertungen vornehmen (Wahl, 2000; Saup, 1993). Neben Beschreibungen und Untersuchungen objektiver Umweltmerkmale wurde in der ökogerontologischen Forschung auch subjektiven Umweltperzeptionen Aufmerksamkeit zuteil (ebd.).

Empirische Forschungsstränge reichen von der Bedeutung alltäglicher Gegenstände (Harbermas, 1999; Oswald, 1996), über die Gestaltung von Wohnumwelten und Lieblingsplätzen (Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989; Flade, 1987; Oswald, 1996) bis hin zu Untersuchungen über die Bedeutung von Ortsbindung (Altman & Low, 1992) und Ortsidentität (Proshansky, 1978; Proshansky et al., 1983) oder die Regulation von Privatheit über räumliche Abgrenzung (Altman, 1975). Darüber hinaus wird die Bedeutung und das Erleben von und die (emotionale) Bindung an Umwelt innerhalb bestimmter Abschnitte des Lebenslaufs fokussiert (Oswald, 1996).

Zu den Zielen ökogerontologischer Forschung zählen (Mollenkopf et al., 2004; Saup, 1993):

1. die Beschreibung der Wechselbeziehungen zwischen Personen und ihren Umwelten von der Mikro- zur Makroebene
2. die Beschreibung raumbezogenen Verhaltens und Erlebens älterer Menschen

3. die Erforschung der Umwelt als erklärende Variable in Zusammenhang mit Outcome-Variablen wie Wohlbefinden oder Selbstständigkeit
4. die Explikation von Möglichkeiten einer Optimierung von Umweltbedingungen im Rahmen von Interventionen.

Die nachfolgenden Ausführungen sollen anhand phänographischer Aspekte einer ersten Annäherung an den vielfältigen Themenbereich „Mensch und Umwelt“ dienen und damit gleichzeitig einen Überblick über zentrale Themenbereiche und erste psychologische Betrachtungsweisen liefern.

4. Mensch und Umwelt – erste Annäherungen

4.1. Person-Umwelt-Dynamiken aus einer Lebenslaufperspektive

4.1.1. Auseinandersetzung mit räumlichen Umwelten als Teil lebenslanger Entwicklung

Ökologische Alterns- und Entwicklungsforschung betrachtet Altern als Entwicklung im Kontext. Der Begriff „Kontext“ muss dabei in einem umfassenden Sinne stets unter Einbezug der sozialen *und* der räumlich-dinglichen Umwelt verstanden werden (Wahl & Lang, 2003).

Das menschliche Leben ist raumgebunden und ohne einen Umwelt- oder Raumbezug nicht denkbar, denn *„Räumlichkeit ist eine Wesensbestimmung des menschlichen Daseins“* (Bollnow, 1990, S. 22). Es ist evident, dass Menschen im Laufe ihres Lebens unterschiedliche Raumerfahrungen machen – *„to be human is to know your places“* (Relph, 1976, S. 1). Unser Alltag gliedert sich in eine Abfolge von Räumen, die wir mit einer gewissen Regelmäßigkeit aufsuchen: Neben Wohnräumen nutzen wir Arbeits- und Erholungsräume. Mit dem Übergang von einem Status in den anderen ist in der Regel auch ein neuer Handlungsraum verbunden (Bertels & Herlyn, 1990), weshalb man in der Entwicklungspsychologie auch von so genannten *„ökologischen Übergängen“* (Bronfenbrenner, 1978, vgl. auch Kap. 4.2.3) spricht.

Die Sichtweise einer lebenslangen Entwicklungsperspektive bedarf daher neben einer zeitlichen auch einer räumlichen Verankerung (Setterstein, 1999):

„To be is to exist somewhere, and to exist somewhere means to be in some place. Bodily human experience cannot occur ‚out of place‘ any more than it can happen ‚out of time‘“ (Chaudhury, 2008, S. 10, H. i. O.).

Die Annahme, dass die räumlich-dingliche Umwelt als Bestandteil des alltäglichen Lebens sozialisationsrelevant ist, hat erstmals Uri Bronfenbrenner (1976, 1981) konzeptionell verdichtet, indem er Entwicklung dezidiert als lebenslange Veränderung der Person-Umwelt-Auseinandersetzung beschrieb. Den Gegenstandsbereich einer sozialökologischen Sozialisationsforschung charakterisiert Bronfenbrenner wie folgt:

„Die Ökologie der menschlichen Entwicklung befasst sich mit der fortschreitenden gegenseitigen Anpassung zwischen dem aktiven, sich entwickelnden Menschen und den wechselnden Eigenschaften seiner unmittelbaren Lebensbereiche. Dieser Prozeß wird fortlaufend von den Beziehungen dieser Lebensbereiche untereinander und von den größeren Kontexten beeinflusst, in die sie eingebettet sind“ (Bronfenbrenner, 1981, S. 37)

Unter Berücksichtigung relevanter Raumstrukturen konstruierte Bronfenbrenner ein Systemmodell, in dem Entwicklung als ein über die Lebensspanne zunehmend komplexer werdender Austauschprozess zwischen einer Person und ihrer sozial-räumlichen und symbolischen Umwelt verstanden wird. Die Umwelt wird in diesem Zusammenhang als ein Komplex ineinandergeschachtelter ökologischer Systeme konzipiert, die direkt oder indirekt auf die menschliche Entwicklung einwirken. Die sozialisationsrelevanten Entwicklungskontexte beschreibt Bronfenbrenner in einem Mehrebenenmodell mit verschiedenen „Wirkungsebenen“, die er als Mikro-, Meso-, Exo-, Makro- und Chronosystem bezeichnet. Entwicklung lässt sich nach Bronfenbrenners Modell sowohl als geografische als auch als soziale Ausdehnung des Handlungsraumes verstehen. Geografisch spiegelt sich dies in dem wachsenden Bewegungsradius des Kindes wider, der sich allmählich vom eigenen Bett im Säuglingsalter auf die Wohnung, die Wohnumgebung bzw. das weitere lokale Terrain im Grundschulalter ausweitet. Im Hinblick auf die soziale Ausdehnung bedeutet dies, dass das Kind mit immer weiteren Kreisen von Personen interagiert und Erfahrungen als Träger verschiedener Rollen sammelt (Habermas, 1999).

Aus entwicklungspsychologischer Perspektive findet eine Auseinandersetzung mit räumlich-dinglichen Umwelten von Geburt an statt. Die Mensch-Umwelt-Interaktion erfolgt zunächst in der Erfahrung der Abgrenzung zwischen eigenem Körper und Umwelt, später kommen die Manipulierung, die Erforschung des Raumes sowie dessen Nutzung und Personalisierung hinzu. Im Verlauf der kindlichen Entwicklung nehmen die physischen und psychischen Voraussetzungen zur Bewegung im Raum zu, vom ersten Krabbeln eines Kleinkindes bis zur weiträumigen Mobilität Jugendlicher (Zeiger, 1990). Die räumlich-

dingliche Umwelt kann dabei als Gegenstand einer lebenslangen Aneignung betrachtet werden (Oswald, 1996).

Im Zentrum kindlicher Rauman eignung stehen vor allem die alltäglichen Nahräume. Frühe Untersuchungen zum Spiel- und Lebensraums des Großstadtkindes stammen von Martha Muchow (1935), die als Pionierin der ökologischen Psychologie gelten kann. Bei ihrem Konzept des Lebensraumes handelt es sich um einen klassischen subjekt- oder personorientierten Zugang (Wahl & Oswald, 2005). Muchow versteht unter dem „Lebensraum“ in Anlehnung an William Stern sowohl den räumlich- dinglichen als auch den kognitiv repräsentierten Raum. Der Begriff des Lebensraumes wird daher erstens verstanden als „Raum, in dem das Kind lebt“, zweitens als „Raum, den das Kind erlebt“ und drittens als „Raum, den das Kind lebt“. Durch diese Sichtweise ergibt sich ein komplexes Bild von den Orten, an denen sich Kinder aufhalten, von den Aktivitäten, die sie an diesen Orten ausüben sowie von der Art und Weise, wie sie sich diese Orte aneignen.

Kurt Lewin (1951) lieferte mit seiner „Feldtheorie des Verhaltens“ weitere wichtige Anregungen für eine ökologische Perspektive in der Entwicklungspsychologie. Nach Lewin ist der Lebensraum („*life space*“) als ein psychologisches Feld zu betrachten, das als Produkt der Interaktion von Person und Umwelt bestimmt wird und sowohl die objektiven Merkmale der Umwelt als auch die subjektive Bedeutung dieser Komponenten für das Individuum umfasst. Ausgehend von der phänomenalen Welt des Menschen zählen zum Lebensraum alle Aspekte, welche eine Person und ihre erlebte Umwelt zu einem bestimmten Zeitpunkt ausmachen. Diese Aspekte beeinflussen als bewusste oder unbewusste Kräfte bzw. Aufforderungscharaktere das Erleben und Handeln des Menschen. Aus entwicklungspsychologischer Sicht ist bedeutsam, dass sich der Lebensraum mit zunehmendem Alter vergrößert und ausdifferenziert. Die Veränderungen betreffen die Ausweitung des Lebensraumes hinsichtlich der psychologischen Zeitdimension, die Ausdifferenzierung der verschiedenen Dimensionen des Lebensraumes, die Zunahme der Organisation des Lebensraumes sowie die Veränderung der Durchlässigkeit von Grenzen (Pinquart & Silbereisen, 2008).

Umwelt zeigt sich in diesem Ansatz als subjektiv bestimmt, d. h. innerhalb des Lebensraumes werden Umweltgegebenheiten im Wesentlichen dadurch verhaltenswirksam, dass sie mental repräsentiert sind.

Roger Barker (1968), ein Mitarbeiter Lewins, verfolgte einen anderen Ansatz, indem er in seinem „*Behavior-setting*“-Konzept menschliches Verhalten in Abhängigkeit von den physischen und sozialen Gegebenheiten der räumlichen Umwelt untersuchte und die psychologische Komponente bewusst vernachlässigte.

Über empirische Studien kam er zu dem Schluss, dass zwischen einem bestimmten physisch-sozialen Milieu und dem dort üblichen Verhaltensmuster eine Passung besteht, die er als „Synomorphie“ bezeichnete. Die - von ihm als „*behavior settings*“ beschriebenen - Kontexte sind durch soziale Regeln und Rollenanforderungen, räumliche Attribute sowie räumlich-zeitliche Grenzen bestimmt und existieren unabhängig von der Wahrnehmung der in ihnen handelnden Personen. Umweltgegebenheiten wirken nach Barker deterministisch und haben einen starken Einfluss auf das menschliche Verhalten. Über Sozialisationsprozesse werden bestimmte Verhaltensweisen in Bezug auf konkrete Settings vermittelt. Als pädagogisch relevante „*behavior settings*“ können bspw. Klassenzimmer gelten. Barkers „*behavior setting*“-Konzept leistet einen Beitrag zur Analyse von Person-Umwelt-Kongruenz, betrachtet das Individuum jedoch vornehmlich in seiner Funktion als Rollenträger und klammert damit im Unterschied zu Lewin individuelle Persönlichkeitsmerkmale und subjektives Erleben aus. Man kann Barkers Ansatz daher auch als klassischen objekt- oder umweltorientierten Ansatz bezeichnen (Wahl & Oswald, 2005).

Innerhalb einer Life-Span-Perspektive rückt das höhere Erwachsenenalter als ein Lebensabschnitt in den Blick, in dem bedeutsame und vielschichtige Veränderungsprozesse zu konstatieren sind, die sich auch in veränderten Person-Umwelt-Beziehungen zeigen. Umweltaneignung erfolgt dann nicht mehr notwendigerweise durch Manipulation oder Besitznahme, sondern kann sich auch in der perzeptiven und emotionalen Besetzung von Räumen niederschlagen (Korosec-Serfaty, 1973, 1984).

Analog zur Regulierung von sozialen Beziehungen im Lebensverlauf (Carstensen et al., 1999) folgern Wahl & Lang (2003) im Rahmen ihres SPOT-Ansatzes¹¹, dass sich hinsichtlich der physischen Umwelt vom mittleren bis ins höhere und hohe Erwachsenenalter eine ähnliche Adaptionsdynamik vollzieht. Die Veränderung zeigt sich nach Ansicht der Autoren aufgrund veränderter Motivationslagen im allmählichen Übergang von einer überwiegend aktional geprägten Person-Umwelt-Beziehung („*Agency*“) hin zu einer überwiegend

¹¹ Mit der Konzeption des metatheoretischen „Social-Physical-Places-Over-Time“ (SPOT)-Modells unternahmen Wahl und Lang (2003) den Versuch, räumlich-dingliche und soziale Umweltelemente zu verschränken, ausführlich dazu siehe Wahl & Lang (2003).

von emotionalen Bindungen und personalen Zugehörigkeitsgefühlen („*Belongingness*“) bestimmten Person-Umwelt-Relation im hohen Alter (Wahl & Lang, 2003).

Den Grund dahinter sehen Wahl & Lang in altersabhängigen Ressourcenveränderungen. Demnach ist zu erwarten, dass bei zurückgehenden personalen Ressourcen raumbezogene Zugehörigkeit eine höhere Priorität gewinnt. Das Streben nach Zugehörigkeit äußert sich dann beispielsweise darin, dass ältere Menschen eine engere Bindung an ihre jeweiligen räumlichen Lebensumwelten entwickeln und sich an diesem Ort vertraut und heimisch fühlen.

In einem weiteren Schritt rekurrieren Wahl & Lang auf das Konzept der Person-Umwelt-Passung¹² und konkretisieren diese in die drei inhaltlichen Dimensionen

- (1) Anregung und Stimulation,
- (2) Sicherheit und Vertrautheit und
- (3) Kontinuität und Sinnerhaltung.

Aus entwicklungspsychologischer Sicht ist zu vermuten, dass diese Person-Umwelt-Passungsdimensionen in unterschiedlichen Altersphasen (mittleres, höheres, hohes Erwachsenenalter) in Abhängigkeit von unterschiedlichen personalen Ressourcen unterschiedliche Bedeutung besitzen (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Person-Umwelt-Passung und SPOT

Altersabschnitt	Bedeutung sozial-raumbezogener Effizienz	Bedeutung sozial-raumbezogener Zugehörigkeit	Person-Umwelt-Passungsdynamik in SPOT		
			Anregung und Stimulation	Sicherheit und Vertrautheit	Kontinuität und Sinnerhaltung
Mittleres Erwachsenenalter/ Hohe Kompetenz	+++	+	+++	+	+
Höheres Erwachsenenalter/ Mittlere Kompetenz	++	++	++	++	++
Hohes Erwachsenenalter/ Deutlicher Kompetenzverlust	+	+++	+	+++	+++

Quelle: Wahl & Lang, 2003, S. 11

¹² Die amerikanische Gerontologin Eva Kahana (1975) beschrieb mit dem Modell der „Person-Umwelt-Passung“ (in der Weiterführung Carp, 1987) den Zusammenhang zwischen individuellen Bedürfnissen und konkreten Umweltgegebenheiten, die zu diesen Bedürfnissen passen, als „Fit“ oder „Missfit“. Dabei wird angenommen, dass eine mangelnde Übereinstimmung zwischen Bedürfnissen und Umweltmerkmalen zu negativen Effekten im Erleben und Verhalten führt.

Während im mittleren Erwachsenenalter die Dimension „Anregung und Stimulation“ im Vergleich zu den beiden anderen eine entscheidendere Rolle spielt, sind im hohen Alter die Dimensionen „Sicherheit und Vertrautheit“ bzw. „Kontinuität und Sinnerhaltung“ im Hinblick auf eine erfolgreiche Person-Umwelt-Passung bedeutsamer.

4.1.2. Räumliche Umwelten im Kontext von Biografie

*Groß ist die Kraft der Erinnerung, die Orten innewohnt.
Marcus Tullius Cicero*

*Places not only are, they happen.
And it is because they happen that they lend themselves so well to narration,
whether as history or as story.
Edward S. Casey*

Psychologische Prozesse lassen sich nach Thomae (1951) nur unter Berücksichtigung einer zeitlichen Perspektive angemessen erfassen. Er betont damit den Geschehenscharakter des Psychischen und die Bedeutung der individuellen Entwicklung für das Verständnis einer Person. Altern muss dabei als biografisch verankerter Entwicklungsprozess betrachtet werden, der nicht ohne seine individuelle Vorgeschichte verstanden werden kann. Auch in dieser Dissertation wird die Ansicht vertreten, dass es keine Auseinandersetzung mit der Forschungsfrage ohne eine lebensgeschichtliche Betrachtungsweise geben kann.

Dies bedeutet, dass der Alterungsprozess stets im Kontext von Ereignissen und Entwicklungen betrachtet werden sollte, die sich im Lebenslauf des Individuums vollzogen haben und Einfluss auf dessen Altern ausgeübt haben (Kruse, 2005). Dahinter steht die Annahme, dass „*ein angemessenes Verständnis von Entwicklungsprozessen in späteren Lebensabschnitten Kenntnisse über Entwicklungsprozesse in früheren Lebensabschnitten voraussetzt*“ (Kruse, 2005, S. 23). So lässt sich das aktuelle Erleben häufig nur unter Einbezug einer biografischen Perspektive deuten (Kruse, 2000, 2005; Remmers, 2006; Berendonk et al., 2011). Biografie meint dabei die subjektive Darstellung des Lebenslaufs und der erlebten Zeit – so gibt es im Lebenslauf einzelne Ereignisse und Entwicklungen, denen das Individuum eine besondere Bedeutung beimisst (Kruse, 2000; 2005).

Menschen konstruieren und rekonstruieren ihre Lebensgeschichte in einem fortwährenden lebenslangen Prozess. Dieser Auseinandersetzung – in Form von Reminiszenen oder Lebensgeschichten¹³ - wird eine existenzielle Bedeutung für Identität, Sinnfindung und Befindlichkeit zugesprochen (Perrig-Chiello & Perrig, 2007).

¹³ Unter Reminiszenzen versteht man nach Perrig-Chiello & Perrig (2007) persönliche Erinnerungen an erlebte Ereignisse. Diese können spontan, intentional oder sozial indiziert worden sein. Als Lebensgeschichte

Dass auch der Lebenslauf raumvermittelt ist, klang bereits bei Bronfenbrenners Konzept des ökologischen Übergangs im vorangegangenen Kapitel an. Auch nach Behnken et al. gehört es „zu den selbstverständlichen Grunderfahrungen des Lebens, [...], dass die einzelnen Schritte unseres Lebenslaufs mit räumlicher Bewegung und Ortswechsel verknüpft sind“ (Behnken et al., 1988, S. 5, zit. n. Herlyn, 1990, S. 7).

Der Lebensweg führt – bildlich gesprochen – durch eine Aneinanderreihung von Orten (Zeiger, 1990). Diese Raumerfahrungen können als „biografische Ressourcen“ gewollt oder ungewollt in spätere Interpretationen und Deutungsmuster von räumlichen Situationen einfließen (Herlyn, 1990). Vor allem den Raumerfahrungen in früher Kindheit wird dabei eine Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung zugesprochen (ebd.).

Während beim Lebenslauf eine „äußere“ Analyseperspektive gegeben ist, die eine möglichst objektive Beschreibung von Ereignissen und Entwicklungen in historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten anstrebt, ist die Biografie als „*Lebenslauf in seinen subjektiv bedeutsamen Aspekten*“ (Kruse, 2000, S. 93) zu verstehen.

Hierbei wird eine subjektorientierte Perspektive eingenommen, die danach fragt, welche Ereignisse, Entwicklungen oder Stationen das Individuum in seinem Lebenslauf als besonders wichtig erachtet. Diese können nach Kruse (2000) auch als „Knoten“ – im Sinne von subjektiv bedeutsamen Ereignissen in der Biografie – verstanden werden.

Biografieforschung ist inter- und transdisziplinär, sie ist als solche in den Disziplinen in unterschiedlichem Ausmaß anerkannt und etabliert. Ihre fachliche Verankerung und Institutionalisierung hat sie in der (deutschsprachigen) Wissenschaftslandschaft vor allem in der Soziologie und der Erziehungswissenschaft (Dausien, 2004).

In diesem Kapitel soll nun das große Feld der Biografieforschung auf eine spezielle Frage im Zusammenhang mit der Themenstellung dieser Arbeit hin fokussiert werden:

Welche Rolle spielt die räumliche Umwelt – genauer gesagt Orte¹⁴ - in der Biografie?

Lebensgeschichten lassen sich als Aufschichtung von Erfahrungen begreifen. Diese finden ihren Niederschlag als Erinnerungen bzw. Erinnerungsspuren im Gedächtnis. Sie sind jedoch zugleich an bestimmten Orten eingeschrieben (Frohnhofen, 2003).

wird die subjektive Interpretation und Narrative der Gesamtheit des bisher Gelebten bezeichnet (ebd., vgl. auch Kap. 5.2.2.2 zur narrativen Identität).

¹⁴ Unter dem Begriff Ort („*place*“) wird ein geografisch eindeutig bestimmbarer und begrenzter Umweltausschnitt verstanden, der durch die Kombination seiner Umweltmerkmale (dingliche, soziale, sensorische) über eine eigene Spezifität verfügt und dem Individuen oder Gruppen eine funktionale und/oder symbolische Bedeutung zuweisen (Vinke 2005). Ähnlich definieren Gebhardt & Schweizer (1995) einen Ort als einen „*Ausschnitt der Lebenswelt [...], der für einen einzelnen oder eine soziale Gruppe mit Sinn erfüllt ist*“ (S. 27).

Diese „Schauplätze“ bilden einen integralen Bestandteil jeder Lebensgeschichte und sind gleichzeitig wichtige Elemente einer biografischen Rückschau:

„Jeder Mensch kann wohl Orte benennen, die in ihrem, in seinem Leben eine Rolle gespielt haben, Schulwege oder Treffpunkte, Orte des Unglücks oder des Glücks. Derartige Orte sind lebenswichtig, wir vergewissern uns an ihnen unserer selbst. [...] An Orte der Erinnerung, Orte privater Erinnerung, kehren wir zurück, um uns unserer eigenen Geschichte zu vergewissern, um uns zu erinnern, wer wir waren [...] Menschen tragen das Bild an Orte, die ihnen bedeutungsvoll waren, mit sich, oft jahrelang in Latenz. Spezifische Situationen lassen dann solche Bilder wieder auftauchen, Leuchtkraft gewinnen.“ (Hoffmann, 1996, S. 11)

Nicht selten werden Erinnerungen an bestimmte Orte zu „*mnemonischen Ankern*“ (Dovey, 1985) oder „*Krücken*“, um Ereignisse der Biografie ins Gedächtnis zu rufen und zu rekonstruieren (Herlyn, 1990). Nach Weiss (1993) eignen sich materielle Raumelemente grundsätzlich gut, um daran biografische Ereignisse zu codieren. Insbesondere im höheren Lebensalter können dann „*bedeutsame Umweltausschnitte [...] als Vehikel zur Thematisierung zurückliegender Erfahrungen und Zeitabschnitte dienen*“ (Oswald, 1996, S. 75).

Boesch sieht in der materiellen Umwelt „*Kreuzungspunkte von Handlungsketten*“ (1980, S. 33), die mit Bedeutung angefüllt sind. Demnach definiert sich ein Ort nicht allein durch seine physischen Eigenschaften, sondern durch die damit verknüpften individuellen und kollektiven Handlungsstrukturen und Bedeutungen (Kraft-Alsop, 1996).

Orte werden dabei zum Symbol für Erfahrungen, Erlebnisse und soziale Handlungen. In diesem Zusammenhang spricht Treinen (1965) auch von „*Ortsbezogenheit*“ als Ergebnis eines Symbolisierungsprozesses, der durch Assoziationen von sozialen Handlungen mit räumlichen Merkmalen entsteht. Nach Simmel werden Handlungen bzw. deren Sinn in der Erinnerung auf einen Ort übertragen, an dem die Handlung stattfand. Gleiches gilt für Artefakte, die mit der Handlung verbunden sind (z. B. Reiseandenken oder Fotos). Diese physisch-materiellen Elemente sind - im Gegensatz zur vergangenen Handlung - sinnlich anschaulich und bieten daher einen Halt für das Bewusstsein (Simmel, 1903). Sie fungieren zudem als Reize, die Erinnerungen hervorrufen und als Stütze für die Erfahrung biografischer Kontinuität, welche wiederum hilft, die personale Identität zu sichern.

Dabei spielt auch das Leibgedächtnis (Fuchs, 2010) eine wichtige Rolle. Es umfasst alle Formen des Gedächtnisses, die im gegenwärtigen leiblichen Empfinden, Wahrnehmen und Verhalten unwillkürlich wirksam sind, ohne dass man sich dabei explizit an Vergangenes erinnert. Das Leibgedächtnis repräsentiert die Vergangenheit nicht, sondern reinszeniert

diese und stellt daher einen unmittelbaren Zugang her. Neben Geruchs- oder Geschmacksempfindungen und Musikstücken können nach Fuchs (2010) auch Orte Erinnerungen wecken:

„[...] die Atmosphären vertrauter Plätze besitzen in besonderer Weise das Vermögen, die Vergangenheit in uns wiederzuerwecken; sie sind gleichsam aufgeladen mit den intensivsten Erinnerungen, die wir kennen. Kehre ich nach Jahren an einen Ort meiner Kindheit zurück, so wiederholt sich plötzlich mein Sehen von damals, und meine Gefühle von damals steigen in mir auf. [...] So kann das Leibgedächtnis auch unverhofft ein Tor zur expliziten Erinnerung öffnen und das Vergangene so wiedererstehen lassen, als wäre es unmittelbar gegenwärtig“ (Fuchs, 2010, S. 238).

Ältere Menschen können in der Regel auf eine ganze Reihe von Raumerfahrungen und –erlebnissen im Leben zurückblicken. Physiognomische Strukturen können dabei als „Erinnerungsträger“ auf verschiedenen Ebenen symbolische Funktionen übernehmen. Nach der Spezifität der Bedeutungsinhalte lassen sich nach Reuber (1995) kollektive (öffentliche) Raumsymbole – wie das Brandenburger Tor - und individuelle (private) – wie die Parkbank des ersten Kusses - unterscheiden. Sie dienen als externalisierte materielle Erinnerungsspeicher (Halbwachs, 1985), wobei nicht nur Gebäude, Straßen und Plätze, sondern auch Düfte und Geräuschkulissen eine Rolle spielen.

Als „individuell-spezifische Symbole“ tragen räumliche Umweltausschnitte „Spuren der Lebensgeschichte“ des einzelnen Menschen und symbolisieren Lebenssituationen, die das Individuum dort erlebt hat. Vergangene Erlebnisse erfüllen Orte mit einem „*sense of place*“ (Relph, 1976 in Anlehnung an Tuan, 1974). Teile der räumlichen Umwelt werden dabei mit symbolischem Bedeutungsgehalt aufgeladen und übernehmen infolgedessen eine Schlüsselrolle bei der gedanklichen Reaktivierung von Ereignissen:

„Many individuals’ most powerful memories revolve around places – the house where they grew up, the secret places of childhood and adolescence, the setting where the first fall in love, the neighbourhood where they established their first home, the dwelling where they raised their children, the summer home they built in the woods, the garden they first nurtured.“ (Cooper-Marcus, 1992, S. 87f.).

Unter „kollektiven Raumsymbolen“ versteht man dagegen Wahrzeichen oder Ensembles, die für die gesamte Bevölkerung eines Teilraumes (Stadt, Stadtteil) die gleichen, allgemein verbindlichen Bedeutungsinhalte haben und für die Geschichte sozialer Gemeinschaften eine sinnstiftende Rolle spielen. Kollektive Raumsymbole dienen in erster Linie zur inneren Selbstvergewisserung der Gemeinschaft und gleichzeitig zur Abgrenzung nach außen.

Die Analyse von „*Raumerfahrungen im Lebenslauf*“ (Herlyn, 1990, S. 7) ist zwar bislang unterentwickelt geblieben, könnte jedoch die Biografieforschung entscheidend bereichern. So ließe sich unter dem Blickwinkel des bisher Dargestellten fragen, welche Bedeutung räumlichen Erfahrungen bzw. bestimmten Orten bei der Rekonstruktion der Biografie zukommt. Die Ausführungen zur Symbolfunktion von Orten lassen zumindest die Vermutung zu, dass Orte auch stellvertretend für bedeutsame Lebensereignisse, bestimmte Lebensphasen und soziale Bezugssysteme stehen können.

Zwar steckt die - im wörtlichen Sinne – Ver„ort“ung von Biografien noch in den Kinderschuhen; Behnken & Schulze (1997) haben sich jedoch in ihrem gleichnamigen Buch speziell mit dem „*Tatort Biografie*“ auseinandergesetzt.

Aus Sicht der erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung verweisen sie auf die vielfältigen Rollen, die Orte in Zusammenhang mit Biografie einnehmen können:

„Ort kann in Verbindung mit Biographie vielerlei bedeuten: der Geburtsort und der Ort, an dem ich sterben werde; ein Ort, an dem ich aufgewachsen bin, an dem ich gearbeitet und gelebt habe; ein Ort, für den ich mich entschieden habe, und ein Ort, an den es mich verschlagen hat; ein Ort, an dem ein Unglück geschehen ist, und ein Ort, an dem ich glücklich war; ein Ort, an den ich mich erinnere [...]“ (Behnken & Schulze, 1997, S. 7f.)

Im folgenden Schritt verbinden die Autoren Orte mit biografischen Kategorien und gelangen zu einer Übersicht von Berührungspunkten, die allerdings lediglich dazu dienen soll, einige richtungweisende Orientierungen zu bieten:

„Es handelt sich bei Biographien immer um das Nebeneinander verschiedener Orte - Elternhaus, Schule und Disko oder Wohnung, Arbeitsplatz und Kneipe. Es handelt sich aber immer auch um die Gleichzeitigkeit verschiedenartiger Orte. [...] Das Ineinander und Zueinander der verschiedenartigen Orte weist auf die Mehrdimensionalität biographischer Prozesse. Einer dieser Orte steht jeweils im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Er verweist auf die anderen. [...]“

Biographie ist das Geschehen in der Zeit, ein Prozess. Doch die Zuordnung im Raum verleiht dem Geschehen die Wirklichkeit. [...] Die Bestimmung des Ortes versetzt den zeitlichen Ablauf nicht nur in eine irdische Existenz, sondern damit auch zugleich in ein Kräftefeld gesellschaftlicher Verhältnisse. Der Ort ist nicht nur der Wirklichkeitspunkt, sondern selbst ein Stück Wirklichkeit. Er ist nicht nur der Ort, an dem etwas geschieht. Er ist selbst am Geschehen beteiligt.[...]

Biographie ist Bewegung - die Bewegung eines menschlichen Lebens im soziokulturellen Raum. [...] Das kann mehreres bedeuten: Die Bewegung von einem Ort zum anderen: Ortswechsel, ein Umzug, eine Reise, ein Auslandsaufenthalt [...]. Oder die Bewegung fort von einem bekannten und vertrauten Ort: Ortsverlust - Ablösung vom Elternhaus, von der Familie oder Auswanderung oder Vertreibung und Emigration [...] Aber die Bewegung kann sich auch innerhalb desselben Orts vollziehen: Orts-

veränderung - als Austausch zwischen dem biographischen Subjekt und seiner Umwelt, als Eindringen, Entdecken, Untersuchen, Einrichten, Ausgestalten und Ausphantasieren oder als Heranwachsen in einer Umwelt, als Erweiterung der Reichweite, Verlagerung der Schwerpunkte, Wechsel des Standorts und damit der Perspektive.“ (Behnken & Schulze, 1997, S. 7f.)

Aus der Bestimmung von Biografie als Lebenslauf in seinen subjektiv bedeutsamen Aspekten ergibt sich, dass das individuelle subjektive Erleben den Ausgangspunkt der methodischen Erfassung von Biografien bilden muss (Kruse, 2005a).

Methodisch gesehen ist Biografieforschung durch nicht direktive Gesprächsverfahren gekennzeichnet, wodurch dem Individuum die Möglichkeit gegeben wird, die aus seiner Perspektive relevanten Ereignisse und Entwicklungen auszuwählen und in eigenen Begrifflichkeiten wiederzugeben (Kruse, 2005a).

Nach Schütze (1984) orientiert sich die Repräsentation der Biografie an kognitiven Figuren, die die Erinnerung und Strukturierung der Biografie unterstützen (Schütze, 1984).

So umfasst jede autobiografische Erzählung neben der zentralen Figur des Biografieträgers verschiedene weitere Ereignisträger, die beim Aufbau von Erzählungen genutzt werden. Sie sind für den Sinnzusammenhang in der Erzählung wichtig und umfassen oftmals soziale Andere, darüber hinaus aber auch Orte und Gegenstände, wie Schütze ausführt:

„Ereignisträger müssen aber nicht bereits von sich aus als soziale Einheiten konstituiert sein; es gibt auch unbelebte Objekte wie das eigene Auto, das eigene Haus, ein beeindruckendes Bild, die in den Erfahrungsabläufen des Biografieträgers einen wichtigen Stellenwert erhalten und mit denen dieser in symbolische Interaktion tritt.“ (Schütze, 1984, S. 84, H .d. V.).

Lebenslaufrelevante Zustandsänderungen eines Individuums finden nach Schütze in sozialen Rahmen statt. Für diese ist konstitutiv, dass auch der spezifische sozial-räumliche Schauplatz, in dem sie sich ereignen, präsentiert wird. Schulze spricht in diesem Zusammenhang von so genannten Lebensmilieus und versteht darunter

„ [...] ein umfassender Lebenszusammenhang [...], der durch die Intimität des Erlebens, die Fraglosigkeit des Sich-Orientierens in ihm und das weitgehende Aufgehen des Selbst in ihm für den Zeitraum, in welchem sich der Biografieträger in ihm aufhält, gekennzeichnet ist. Die Zugehörigkeit zum Lebensmilieu setzt stets das Betreten eines abgegrenzten Territoriums und das körperliche Sich-Bewegen in ihm voraus.“ (Schütze, 1984, S. 116).

Eine empirische Arbeit, die die gedankliche Verknüpfung von Orten, Biografie und Identität aufgegriffen und weiter verfolgt hat, stammt von Christoph Porschke¹⁵ (2009).

Unter der Annahme, dass Orten der eigenen Vergangenheit im Rahmen von biografischen Rekonstruktionsprozessen eine strukturierende Funktion zukomme, ging er davon aus, dass sich Biografie mit Hilfe dieser Orte konkret beschreiben und gewissermaßen wieder erfahren lasse. Die strukturierende Funktion von Orten für die eigene Biografie stellt sich nach Porschke dadurch ein, dass sie als kognitive Figuren im Verständnis von Schütze im Prozess der biografischen Rekonstruktion fungieren.

Diesen Gedanken weiterführend konstituierte er den Begriff „*biografisches Setting*“, das er als „*ein räumlich abgrenzbares Gebiet, das benennbare soziale Bezüge umfasst und Dimensionen der Identitätskonstruktion integriert*“ (S. 84) definierte. Ihm zufolge zählen zum biografischen Setting soziale und räumliche Konstellationen und Ereignisse, die sich im Rückblick als prägend für den weiteren Lebensverlauf erwiesen haben. Ihre Relevanz erlangen sie nach Porschke insbesondere aus der Bedeutung, die sie innerhalb der biografischen Rekonstruktion erhalten.

Den Nachweis für die Existenz biografischer Settings versuchte Porschke anhand von Leitfadeninterviews zu erbringen, wobei die Biografieträger (21 Personen im Alter von 60 bis 81 Jahren) aufgefordert waren, die wichtigsten Orte ihrer Lebensgeschichte zu benennen, die Auswahl zu begründen und zu berichten, was den Ort mit dem eigenen Leben verbindet. Aus den Antworten der Befragten schloss Porschke, dass biografische Settings als eine Art „landmarks“ im Rückblick auf das eigene Leben fungieren und eine gewisse Symbolkraft für die Selbstidentität erlangen können. Darüber hinaus scheinen biografische Settings eine Art Gerüst für die Repräsentation der Biografie darzustellen. Oftmals werden biografisch als wichtig wahrgenommene Orte auch mit zentralen lebensprägenden Themen verknüpft.

Vor allem im Zuge einer wahrgenommenen Entfremdung gegenüber der aktuellen Umwelt – so folgert Porschke - kann die biografische Umwelt eine große Bedeutung für die Rekonstruktion eines konsistenten Selbst erlangen:

„An die Stelle des aktuellen Handlungsraumes tritt hier das biografische Setting, ein biografischer Handlungsraum. Der Biografieträger sieht das eigene, vergangene Handeln in einen dramaturgischen Verlauf integriert. Die räumliche Erinnerung erscheint dabei als Kulisse des eigenen Lebensverlaufs. Man sieht die vom Krieg zerstörte Heimatstadt, in die man heimkehrt; man erinnert den immer gleichen Ferienort; man sieht ein Wien des Johann Strauss – vor solchen Kulissen wird die biografi-

¹⁵ Porschke, Christoph (2009): „Denkmäler des Lebens - Biografische Aspekte der Ortsidentität“ (Dissertation im Fachbereich Psychologie).

sche Dramaturgie geschildert. Die „Bühnenbilder“ des eigenen Lebens werden genutzt, um das Stück, das „Mein Leben“ heißt, vorzuführen.“ (Porschke, 2009, S. 152 f.).

Mit der Bedeutung, die Orten bei der Rekonstruktion der Biografie zukommt, hat sich auch der Altersforscher Habib Chaudhury beschäftigt. Sein besonderes Interesse galt dabei der für die vorliegende Arbeit relevanten Personengruppe der demenziell erkrankten Menschen.

Chaudhury vertritt die These, dass Erinnerungen häufig an bestimmten Plätzen verankert seien: „*We can say that memory is naturally place-specific or place-oriented*“ (Chaudhury, 1999, S. 245). In der Weiterführung dieses Gedankens geht er davon aus, dass der räumlichen Umwelt eine entscheidende Rolle im Erinnerungsprozess zukomme:

„Environment can be seen as an integral part of lived experience and, consequently, environmental memories exist as cues for remembering one’s past experience“ (Chaudhury, 1999, S. 234).

„Places, especially personally meaningful ones, may serve as mnemonic anchors in autobiographical relocations, even for the cognitively impaired, and be a means of recalling who we are” (Chaudhury, 2002, S. 42).

Seiner Ansicht nach können Orte als „Trigger“ fungieren, um Ereignisse, Personen und Gefühle, die mit diesem Ort verbunden sind, wieder zu vergegenwärtigen¹⁶.

Auf diese Gedanken aufbauend entwickelte er in Zusammenarbeit mit Angehörigen von demenzkranken Menschen so genannte „*place-biosketches*“¹⁷, die Informationen über bedeutsame Orte in der Kindheit (Elternhaus, Schule, Nachbarschaft) und im Erwachsenenalter (Zuhause, Arbeitsplatz, Wohnort) enthielten.

Diese sollten – zusätzlich mit Fotos der entsprechenden Plätze illustriert - dazu dienen Erinnerungen zu evozieren und identitätsstützend zu wirken: „*As the sense of identity gradually fades in dementia, place-biosketches could be one way of holding that identity in place*“ (Chaudhury, 2002, S. 45).

In der Erstellung der „*home-stories*“ sieht Chaudhury u. a. Möglichkeiten zur Verbesserung der Pflege in stationären Einrichtungen. So könnten nach Einschätzung von Pflege-

¹⁶ In der Relation zu anderen Orten sieht Chaudhury vor allem das Zuhause als wichtiges und überdauerndes Konzept in der Erinnerung dementierender Menschen an: „*Home is important not so much because it is more likely to be remembered than other places or experiences, but because memories of the place the individual has lived are more likely to reveal what home means for that person, whether as a physical place, an experience, or people in her or his life*“ (Chaudhury, 2008, S. 104).

¹⁷ Später verwendet Chaudhury statt „*place-biosketches*“ den Begriff „*home stories*“ (Chaudhury, 2008).

kräften die „*home stories*“ dazu dienen individuelle Aktivitäten zu planen, herausfordernde Verhaltensweisen besser zu verstehen, Gespräche zu beginnen und mehr Empathie für die demenzkranken Bewohner zu empfinden (Chaudhury, 2008).

Einen weiteren Nutzen dieser ortsbasierten Lebensläufe diskutiert Chaudhury vor allem im Hinblick auf Einsatzmöglichkeiten in der Reminiszenztherapie.

4.2. Phänographische Aspekte elementarer Umwelterfahrungen

4.2.1. Wohnen – Zur Bedeutung des Zuhauses

*The place in which I am living
has not significance to me as a geographical concept,
but as my home.
Alfred Schütz*

*There's no place like home.
L. Frank Baum, "The wizard of Oz"*

Obgleich der Mensch im Laufe seines Lebens in eine große Vielzahl unterschiedlicher räumlicher Kontexte eingebettet ist, besitzen nicht alle Orte die gleiche Bedeutung für den alltäglichen Lebensvollzug.

Im Vergleich zu anderen räumlichen Settings ist die Wohnung¹⁸ als „*central point of reference*“ (Relph, 1976) der wichtigste Alltagskontext und eigentliche Lebensmittelpunkt. Dies gilt vor allem für die Personengruppe der älteren Menschen, da mit zunehmendem Lebensalter aktuelle Umweltbezüge häufig auf die Wohnung und das angrenzende Umfeld zusammen schrumpfen (Saup, 1993). Saup hebt besonders die psychologische Bedeutung der Wohnumwelt hervor, die stärker als in vorherigen Lebensphasen hervortritt, und konstatiert: „*Alltag im Alter ist vor allem Wohnalltag*“ (Saup, 1993, S. 107).

Wohnen zeichnet sich aus durch eine enge Mensch-Umwelt-Beziehung und kann definiert werden als lebenslanger „*physischer, sozialer und psychologischer Austauschprozess zwischen dem Menschen und seiner Umwelt*“ (Flade, 1987, S. 16).

Die Wohnung ist dabei jedoch nicht nur Ort alltäglicher Handlungen, sondern auch „*Erlebens- und Gefühlsraum*“ (Saup, 1993, S. 94). Die in der Wohnung verbrachte Zeit beläuft sich bei den 70jährigen und Älteren im Schnitt auf 20 bis 21 Stunden täglich (BMFSFJ, 1998).

¹⁸ Im Folgenden wird auch dann von Wohnung gesprochen, wenn es sich um das eigene Haus handelt.

Wohnbedingungen können in Anlehnung an einschlägige Systematisierungen von Umwelteigenschaften beispielsweise als unterstützend, stimulierend oder vertraut beschrieben werden. Lawton (1989) schlägt drei wesentliche Funktionen vor, um den Ressourcencharakter häuslicher Umwelten für ältere Menschen zu charakterisieren. Ein Überblick findet sich bei Mollenkopf et al. (2004). Demnach können Lebensumfelder wie Wohnungen und Wohnfelder Unterstützung bieten, indem sie dazu beitragen altersbezogene Kompetenzausfälle im somatischen und psychischen Bereich zu kompensieren („*support*“).

Wohnumfelder fördern auch sinnliche, soziale und naturräumliche Erfahrungen, können zu außerhäuslichen Aktivitäten motivieren und soziale Kontakte erleichtern („*stimulation*“). Darüber hinaus kann die Wohnung bzw. das Wohnumfeld als wichtiger äußerer Rahmen dazu beitragen die biografische Kontinuität zu wahren („*maintenance*“).

Wohnen umfasst physische, soziale und psychologische Transaktionen (Flade, 2006). Nach Bollnow bedeutet Wohnen jedoch mehr als bloßes Sein oder sich-Befinden. Es beinhaltet „*an einem bestimmten Ort zu Hause zu sein, in ihm verwurzelt sein und an ihn hingehören*“ (Bollnow, 1990, S. 125).

Zu unterscheiden ist zwischen der physisch-räumlichen Umwelt, d. h. dem materiellen Bau („*house*“) und dem persönlich bedeutsamen Zuhause („*home*“). Während die Wohnung zunächst nur eine objektiv beschreibbare physische Umwelt darstellt, versteht man unter dem Zuhause die in Besitz und Gebrauch genommene, persönlich bedeutsame Umwelt als Ergebnis von Transaktionen (Flade, 2006):

„Homes are places where families grow and develop, they are safe havens; they are representations of feelings, either real or desired; they are investments; they are embodiments of both our individuality and our sense of community; their messages, like a code, can be deciphered and read by others. [...] The home, too, acts within a domain of behaviour that may be labelled rituals of the self such as those important elements of decor that are portrayed help organize memories and personal history (biography)“ (Rubinstein et al., 1992, S. 80 ff.).

Nur wenige Wörter wecken so starke Gefühle wie der emotional getönte phänomenologische Begriff „*Zuhause*“ bzw. das englische Pendant „*home*“ (Czikszenmihalyi & Rochberg-Halton, 1989):

„Home is a word that captures so much in our lives. Home is integral to our lived experiences. It's in our imagination and in our memories. [...] Among the various places that become meaningful for us, home is the single most significant one. Beyond meeting the need for a shelter, a true home is where we can be ourselves and be at home. Home sets the stage of our live experience; it is the psychological and emotional frame of reference from which we relate to all other places and life experiences“ (Chaudhury, 2008, S. 7).

Der Vorgang, über den sich das persönlich bedeutsame Zuhause konstituiert, wird als Aneignung bezeichnet. Zu den Aneignungsvorgängen zählt das Personalisieren, das einer Wohnung eine „persönliche Note“ verleiht. Man versteht darunter:

„[Das] Möblieren von Zimmern, dekorieren, markieren, mit Pflanzen schmücken, Verteilen und Aufstellen persönlicher Dinge, verändern und umformen, umbauen = Raum bewohnbar, wohnlich machen = wohnen“ (Kruse & Graumann, 1978, S. 186).

Der Zustand des „zu Hause Seins“ beinhaltet mehr als den Aufenthalt an einem konkreten Ort. Es schließt Bindungen, ein Gefühl des Wohlbefindens, der Zugehörigkeit und Geborgenheit mit ein. Die individuelle Bedeutung des Zuhauses kann vielfältig sein und weit über funktionale Aspekte hinausgehen (Oswald, 1996). Gerade bei älteren Menschen sind zahlreiche symbolische Inhalte an die Wohnung geknüpft:

„Housing for the elderly is more than a place to live – it can become a symbol of independence; a focal point for family gettogethers; a source of pleasant memories, family sentiments, and traditions [...]; a place of security [...] and a ‘cultivator’ of the self. [...] Housing may be an important means by which older adults can retain their valued identities. In addition to cultivating one’s sense of self, homes may serve as reminders or symbols of one’s economic and physical independence, an important component of one’s self concept“ (Kamptner, 1989, S. 190 f.).

Durch Personalisierungs- und Aneignungsprozesse, die sich beim Einrichten einer Wohnung vollziehen, kann durch physische Umwelten die eigene Identität zum Ausdruck gebracht werden: *„Decorating or personalizing this space in our own particular style is our way of saying: ‘This is mine...this is an expression of who I am’“ (Cooper-Marcus, 1992, S. 88).*

Es kann vermutet werden, dass gerade im sehr hohen Erwachsenenalter Aneignungsprozessen der Personalisierung oder Symbolisierung im Laufe der biografischen Gewachsenheit eine größere Bedeutung zukommt als dem aktiven Handeln und Manipulieren von physischer Umwelt (Oswald, 1996; Wahl & Lang, 2003).

Bei alten Menschen weist der Wohnraum deutlicher als bei jüngeren biografische Konturen auf. Die Wohnung wird zum Portrait der individuellen Biografie – Selle (1996) spricht daher auch vom *„Ich-Museum“* (S. 76). Mit der eigenen Wohnung sind häufig viele Erinnerungen verknüpft, die zur Wahrung der persönlichen Identität beitragen und es der Person erleichtern, Kontinuität zu früheren Lebensabschnitten herzustellen (BMFSFJ, 1998):

„Die Wohnung als ein materieller Bestandteil der Lebensgeschichte, als Ort des vollzogenen Lebens mit seinen Höhen und Tiefen, wird Symbol und Verortungspunkt des eigenen Lebens“ (Lind, 2005, S. 8 f.).

Nach Wahl und Lang sind Wohnungen „aufgeladen“ mit emotionalen Erfahrungen, spiegeln den eigenen Lebensverlauf wider und tragen zu Sicherheit, Wohlbefinden und dem Gefühl von Entwicklungskontinuität durch Vertrautheit und tiefe emotionale Verbundenheit bei (Wahl & Lang, 2003). Möbel und andere Einrichtungsgegenstände in der Wohnung sind häufig Teil der individuellen Identität, Teil der eigenen Biografie, „Zeugen“ des gelebten Lebens (Saup, 1999).

Wohnumwelten sind daher auch unter dem Aspekt der Identitätsstiftung zu betrachten (BMFSFJ, 1998). Der Wunsch, auch im Alter in der eigenen Wohnung zu bleiben, wurde bereits im Zweiten Altenbericht deutlich und ist empirisch mehrfach belegt (vgl. dazu auch Kap. 5.2.1). Kruse (1989) verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass ein unabhängiger Haushalt häufig als Ausdruck des Strebens nach Kompetenz, Selbstständigkeit und einer selbstverantwortlichen Lebensführung verstanden werden muss. In diesem Sinne symbolisiert die eigene Wohnung Kompetenz nach außen. Da gerade das subjektive Kompetenzerleben für die Lebenszufriedenheit im Alter von besonderer Bedeutung ist und der eigene Haushalt mit zu diesem subjektiven Kompetenzerleben beiträgt, kann das unabhängige Wohnen auch die Zufriedenheit älterer Menschen fördern (Kruse, 1989).

Wie die bisherigen Ausführungen zeigen, kann das Wohnerleben aus der Sicht des Individuums inhaltlich sehr vielfältig sein. Einen Überblick über typische wiederkehrende Inhalte von Wohnbedeutungen aus einschlägigen bisherigen Arbeiten gibt Oswald (1996). Demnach lassen sich fünf Gruppen von umweltbezogenen Bedeutungsfacetten unterscheiden.

Diese beziehen sich auf das Erleben

- (1) der räumlich-dinglichen Verortung (Wohnlage, Ausstattung, Möblierung, Anbindung, Erreichbarkeit),
- (2) des konkreten oder potenziellen Verhaltens (Nutzung, Gestaltung, Veränderung, Anpassung, Kontrolle, Autonomie),
- (3) von Prozessen der kognitiven, insbesondere biografischen Repräsentation (Verinnerlichung, Vertrautheit, Vergangenheitsbezug),
- (4) emotionaler Aspekte (Zufriedenheit, Geborgenheit, Privatheit, Anregung) sowie

(5) des sozialen Umfelds (Interaktionen mit Mitbewohnern und Nachbarn, Aspekte von Gemeinschaft, Integration oder Hilfeleistung) (Oswald, 1996).

Diese Bedeutungsaspekte konnten im Rahmen halbstandardisierter Befragungen bei $N = 84$ gesunden und gehbeeinträchtigten Personen im Alter von 62-92 Jahren ($M = 77$ Jahre) empirisch untermauert werden (Oswald, 1996). Erwartungsgemäß zeigten sich Unterschiede zwischen Gesunden und Gehbeeinträchtigten im Bereich des Erlebens von dinglich-räumlicher Ausstattung und kognitiv-biografischen Aspekten. Dementsprechend beschrieben gehbeeinträchtigte Personen häufiger Aspekte der Vertrautheit und hoben kognitive Prozesse der Verinnerlichung und Erinnerung hervor. Gesunde Personen nannten dagegen häufiger die Wohnanlage, Einrichtung und Ausstattung. Im Erleben von Gestaltungsmöglichkeiten oder Autonomie, dem Erleben von Zufriedenheit und Wohlbefinden sowie dem Erleben sozialer Gefüge unterschieden sich die Gruppen nicht voneinander.

Auch Judith Sixsmith (1986) untersuchte anhand einer explorativen Studie mit 22 Personen im Alter von 22 bis 29 Jahren verschiedene Bedeutungsaspekte des Zuhauses. Die große Vielzahl an Antwortfacetten reduzierte sie schließlich auf drei Erlebensbereiche: das persönliche Zuhause („*personal home*“), das soziale Zuhause („*social home*“) und das räumlich-dingliche Zuhause („*physical home*“).

Das persönliche Zuhause kann verstanden werden als Ausweitung des Selbst. Es ist verknüpft mit Gefühlen von Sicherheit, Glück und Zugehörigkeit. Über Aneignungs- und Dekorationsprozesse bietet es Möglichkeiten zum Ausdruck von Identität. Dazu kommen starke Bindungen aufgrund von Erlebnissen, die mit dem Zuhause verbunden sind: „*It would seem that the home [...] is one profound centre of significance contributing to a sense of place identity*“ (Sixsmith, 1986, S. 291).

Das soziale Zuhause zeichnet sich durch die sozialen Beziehungen zu Freunden und Verwandten aus, die das „*house*“ zum „*home*“ werden lassen: „*It is familiarity with other people, their habits, emotions, actions etc., indeed the very knowledge that they are there, which creates an atmosphere [...]*“ (Sixsmith, 1986, S. 291).

Das räumlich-dingliche Zuhause schließlich ist charakterisiert durch physische Merkmale, Architektur, Ausstattung und Einrichtung „*[...] the physical environment has a role to play in structuring what people do, what they feel and the sorts of meanings that are associated with physical form*“ (Sixsmith, 1986, S. 293).

Vor dem Hintergrund der Fragestellung dieser Arbeit erscheint es an dieser Stelle besonders interessant, einen Blick auf jene empirischen Studien zu werfen, die sich speziell mit den Erlebensfacetten des Zuhause-seins bei demenzerkrankten Menschen auseinandergesetzt haben. Auch wenn die empirischen Befunde, die diese Studien enthalten, oft nur vorläufigen Charakter haben und die Schlussfolgerungen, die daraus gezogen wurden, zumindest teilweise spekulativ sind, stellen sie doch interessante Anknüpfungspunkte für die vorliegende Arbeit dar.

Die globale Zielsetzung der Studie der niederländischen Pflegewissenschaftlerin Corry Bosch (1998) bestand zunächst darin einen Einblick in das Wirklichkeitserleben demenziell erkrankter Menschen zu erhalten. Methodisch folgte die Studie dem Grounded Theory Design (Glaser & Strauss, 1967). Teilnehmende Beobachtungen in insgesamt fünf unterschiedlichen gerontopsychiatrischen Stationen bildeten dabei das primäre Datenmaterial. Die Beobachtungen erfolgten über einen Zeitraum von einem Jahr im täglichen Zeitrahmen von 3,5-6 Stunden. Als weitere Datenquelle nutzte Bosch Interviews mit Pflegenden, Angehörigen, Ärzten, Psychologen und Sozialarbeitern.

Aufgrund ihrer Beobachtungsanalysen kam Bosch zu dem Schluss, dass das Zuhause eine zentrale Rolle im Erleben demenziell erkrankter Frauen spielt und häufig mit bestimmten Aufgaben verbunden ist, die für andere erbracht werden müssen:

„Genau wie früher haben diese Frauen das Gefühl, zu Hause sein zu müssen. Sie sehnen sich nach dem Alten und Vertrauten; sie sind auf der Suche nach dem Zuhause, sie befinden sich auf dem Weg nach Hause, sie haben Angst, nicht rechtzeitig zuhause zu sein, sie begreifen nicht, dass sie nicht nach Hause dürfen.[...] Dieses Gefühl des ‚nach Hause wollens‘ scheint nicht nur ein vorübergehendes zu sein. Auch wenn Frauen schon Jahre in der Einrichtung wohnen, äußern sie es immer wieder. [...] Sie verdeutlichen ihre Beweggründe: Es wartet jemand, Mann, Kinder, Mutter, oder sie müssen für ihren Mann, ihre Kinder, manchmal einen kranken Mitbewohner, ihre Enkel oder ihre Mutter sorgen. Häufig zeigt sich in ihrer Motivation das Verantwortungsgefühl für diejenigen, für welche sie in der Vergangenheit gesorgt haben“ (Bosch, 1998, S. 60).

Zur Überprüfung der Gültigkeit ihrer Hypothese und zum weiteren Ausbau theoretischer Erkenntnisse verglich Bosch die Bedeutung, die das Konzept „Zuhause“ für ehemalige Hausfrauen hatte, mit der für Männer und Ordensfrauen¹⁹. Indem sie die unterschiedlichen Erlebens- und Verhaltensweisen von Hausfrauen, Männern und Ordensfrauen untersuchte,

¹⁹ Bosch wählte Ordensfrauen als Vergleichsgruppe, da diese im Gegensatz zu Hausfrauen einen anderen Lebenslauf aufweisen. Das Leben in einem Kloster ist nach Bosch geprägt von einem bestimmten Lebensrhythmus, der dem auf einer Pflegestation ähnelt (räumliche Verbindung von Arbeiten und Wohnen, Leben in enger Gemeinschaft etc.).

miteinander verglich und in Zusammenhang mit den jeweiligen Biografien betrachtete, gelangte Bosch zu der integrativen Kernkategorie „Vertrautheit“. Während für Frauen das Zuhause und die dort stattfindenden Abläufe Vertrautheit bedeuten, scheinen Männer das Leben im Pflegeheim dagegen als weniger belastend zu empfinden, da sie es – so Bosch – lebensgeschichtlich durch die Erwerbstätigkeit eher gewohnt seien, sich in fremden Umgebungen (z. B. Arbeitswelten) aufzuhalten. Sie benötigen im Allgemeinen kürzere Eingewöhnungszeiten auf Pflegestationen, beschäftigen sich weniger mit dem Thema „(Zu)Hause“ bzw. fühlen sich auch dort mehr zu Hause als Frauen und zeigen eine geringe Neigung weg zu wollen (Bosch, 1998). Ordensfrauen haben nach Bosch am wenigsten Probleme mit dem Leben auf einer Pflegestation. Bosch begründet dies mit dem typischen Lebensrhythmus eines Klosters, der in vielen Bereichen mit dem eines Pflegeheims übereinstimmt. Dadurch – so schlussfolgert Bosch - entstehe bei den demenzkranken Ordensfrauen kein Fremdheitsgefühl und das Vertrautheitsgefühl bleibe bestehen.

Es handelt sich hier um eine aufwendige Beobachtungsstudie, die sich als eine der ersten Studien dem subjektiven Erleben demenziell erkrankter Menschen widmete. In den Ausführungen von Bosch finden sich allerdings keine Angaben zum Demenzschweregrad der beobachteten Personen. Zudem bezogen sich die Beobachtungen nur auf den stationären Bereich. Wie oder ob sich das Erleben von Hausfrauen, Männern und Ordensfrauen auch im häuslichen Kontext unterscheidet und ob dort ebenfalls Fremdheitsgefühle entstehen können, bleibt offen. Hervorzuheben ist jedoch, dass die von Bosch herausgearbeitete Kernkategorie „Vertrautheit“ auch von dem Umweltpsychologen Saup (1993) als gerontologisch bedeutsames Umweltattribut beschrieben wird²⁰.

Die Anthropologin Jacquelyn Frank (2005) beschäftigte mit dem semiotischen Gebrauch des Wortes „Home“ bei Menschen mit Alzheimer Demenz. Mehrere von ihr durchgeführte qualitative Studien, die neben teilnehmenden Beobachtungen auch Gespräche mit den Betroffenen umfassten, führten sie zu der Annahme, dass auch bei einer Demenzerkrankung ein Verständnis des Konzeptes „Zuhause“ bestehen bleibt, das mehr als nur den physikalischen Ort umfasst:

„[...] In spite of the cognitive losses that Alzheimer’s disease causes, a sense of home appears to remain in the minds of those with dementia. Based on findings [...] people with Alzheimer’s disease are able to comprehend the concept of home beyond

²⁰ Saup (1993) führt in diesem Zusammenhang aus, dass die Vertrautheit mit bestimmten Umweltgegebenheiten – insbesondere mit der Wohnung und dem Wohnumfeld für das psycho-physische Wohlbefinden im Alter sehr wichtig ist; Veränderungen werden dementsprechend als nicht wünschenswert betrachtet (vgl. hierzu Kap. 5.2.1).

a physical place and they are still able to convey what home means to them through personal expressions such as drawings and verbal definitions. Their solicited explanations of home, along with their drawings of what home means to them, illustrate the poignancy connected to this term” (Frank, 2005, 175 f.).

Darüber hinaus konnte sie beobachten, dass der Wunsch nach Hause zu gehen vor allem in emotional belastenden Situationen spontan geäußert wurde. Sie stellte daraufhin die Vermutung auf, dass bei demenziell Erkrankten der Begriff „Zuhause“ gleichbedeutend mit „Selbst“ sei und es sich demzufolge nicht um den Wunsch handle, tatsächlich wieder nach Hause zu gehen – also den physikalischen Ort wieder aufzusuchen -, sondern dass damit die Bitte formuliert werde als Person wahrgenommen und verstärkt zu werden.

In der Weiterführung dieses Gedankens geht sie davon aus, dass es sich bei der Verwendung des Wortes „home“ um eine „Bitte zum Selbstsein“ („*a plea for selfhood*“) handeln könnte. Diese Vermutungen sind allerdings aufgrund der fehlenden Angaben zur genauen methodischen Vorgehensweise der vorausgegangenen Studien, auf die sich Frank bezieht, nur schwer nachvollziehbar. In der Darstellung der Autorin finden sich weder Informationen zu Stichproben (Größe, Alter, Demenzschweregrad) noch zu Auswertungsmethoden. Die getroffenen Rückschlüsse werden teilweise unter Bezugnahme auf anderen Studien gezogen. Die unmittelbare Gleichsetzung „Home = Selbst“ scheint nicht haltbar.

Positiv hervorgehoben werden kann hier jedoch der Ansatz, neben fremderhobenen Daten bei Angehörigen und Pflegekräften auch die demenziell Erkrankten selbst bei der Dateneinhebung zu Wort kommen zu lassen und dabei neben verbalen auch non-verbale Ausdruckformen (gemalte Bilder) einzubeziehen, um sich auf diese Weise dem Phänomen zu nähern.

Auch eine schwedische Forschergruppe um Karin Zingmark (1993) beschäftigte sich mit Gefühlen des „Zuhause-seins“ bei demenzerkrankten Personen. Zu diesem Zweck führten sie über einen Zeitraum von zwanzig Monaten Beobachtungen in einer speziellen Wohneinheit für demenziell Erkrankte in Schweden durch mit dem globalen Ziel „*to gain deeper understanding of demented patients’ everyday life and to explore demented patients’ behavior related to home*“ (Zingmark et al., 1993, S. 11). Als Stichprobe dienten sechs Personen im Alter von 65-78 Jahren, die an einer Alzheimer Demenz litten. Die Beobachter analysieren Äußerungen, Verhalten und Interaktionen mit Pflegekräften in verschiedenen Situationen. In Anlehnung an das Verfahren der Grounded Theory wurden alle Aussagen der Betroffenen, die das Thema „Zuhause“ betrafen, kodiert und zu den drei Hauptkategorien

„*Longing for home*“, „*On their way home*“ und „*Being at home*“ zusammengefasst. Zu der Kategorie „*Longing für home*“ zählten Erinnerungen an das frühere Zuhause, Wünsche, wieder zuhause zu sein sowie Erwartungen an ein zukünftiges Zuhause (dies konnte auch der Himmel nach dem Tod sein). Die Kategorie „*On their way home*“ beschreibt Wünsche, die sich auf das „Zuhause sein“ richten, diese sind häufig verbunden mit dem Versuch, die Einrichtung zu verlassen, um nach Hause zu gehen. Auch Gefühle von Heimweh wurden hierzu gezählt. Heimweh wurde vor allem in Momenten beobachtet, in denen die Bewohner sich unsicher oder ängstlich fühlten bzw. sich in ihrer Autonomie angegriffen. Die Kategorie „*Being at home*“ wurde genutzt, um Situationen zu beschreiben, in denen Bewohner sich in der Einrichtung zuhause fühlten. In diesem Zusammenhang spielten als bedeutungsvoll erfahrene Interaktionen eine wichtige Rolle sowie Tätigkeiten oder Gegenstände. Insgesamt kamen die Autoren zu dem Schluss, dass das Gefühl zuhause zu sein, einen wichtigen Teil der Lebenswelt demenzkranker Menschen ausmacht: „*They talked about being at home, about going home, and insisted on going home at the very moment*“ (Zingmark et al., 1993, S. 15).

Zwar beruhen die Ergebnisse der Studie von Zingmark et al. lediglich auf einer kleinen Stichprobe, hervorzuheben ist jedoch die gute Konzeptualisierung sowie die Phänomenentdeckung. Durch Wiedergabe einzelner Beobachtungssituationen und Zitate werden die einzelnen Kategorien belegt sowie für den Leser anschaulicher und nachvollziehbar.

Wie bereits in den Studien von Bosch und Frank ergeben sich aus der Forschung von Zingmark et al. Hinweise, die daraufhin deuten, dass das Zuhause im Erleben demenziell erkrankter Menschen noch ein wichtiges Thema darstellt und immer wieder spontan zum Ausdruck gebracht wird. Dies bietet einen interessanten Ausgangspunkt für weitere qualitative Forschungen in diesem Phänomenbereich.

Eine neuere Studie der Deutschen Alzheimer Gesellschaft (2010), die im Rahmen des Projekts „Allein lebende Demenzkranke – Schulung in der Kommune“ entstand, befasste sich mit der Bedeutung der eigenen Wohnung für allein lebende demenziell erkrankte Menschen. Zehn Personen im Alter von 42-84 Jahren mit vorliegender Demenzdiagnose wurden anhand qualitativer Leitfadeninterviews befragt, wie sie über das Alleinleben denken, auf welche Ressourcen sie zurückgreifen, welche Wünsche sie haben und mit welchen Ängsten sie sich auseinandersetzen. Die Interviews wurden in Anlehnung an das theoretischen Kodierverfahren nach Strauss und Corbin (1996) ausgewertet.

Laut der Deutschen Alzheimer Gesellschaft zeigen die Ergebnisse, dass sich die Wünsche und Bedürfnisse allein lebender Menschen mit Demenz nicht wesentlich von denen kognitiv unbeeinträchtigt Menschen unterscheiden. Alle Interviewten waren sich darin einig, dass sie so lange wie möglich selbstbestimmt und selbstständig in der vertrauten Umgebung bleiben möchten.

Zwei Teilnehmer äußerten sich dazu folgendermaßen:

„Ich hab ’ne wunderschöne Wohnung,... fühl’ mich hier wohl und will hier bleiben, solange es geht“ (Deutsche Alzheimer Gesellschaft e.V., 2010, S. 40).

„Das (Haus, Anm. d. Verf.) haben wir gebaut, mein Mann hat den Plan und alles gemacht. Und er hat viel selber gearbeitet, dass er mal gesagt hat: ‚Fünf Jahre meines Lebens hingen dran!‘ ... Und dann hat man ja miteinander die Möbel angeschafft. Wir waren drei Jahre verlobt, bis wir alles gehabt haben“ (Deutsche Alzheimer Gesellschaft e.V., 2010, S. 41).

Darüber hinaus scheinen die eigenen vier Wände nach Meinung der Autoren für Demenzkranke eine noch höhere Bedeutung zu haben, denn *„die gewohnte Umgebung vermittelt ihnen nicht nur Geborgenheit und Sicherheit. Durch die vertrauten Räume, Möbel und Bilder und die damit verbundenen Erinnerungen wird auch ihre Identität gestärkt“* (ebd., S. 25).

Aufgrund der verkürzten Darstellung der Studie, die sich zudem an ein Laienpublikum richtet, lassen sich keine Rückschlüsse auf die Güte des methodischen Vorgehens ziehen. Zudem fehlt eine theoretische Fundierung. Bei der Stichprobe handelt es sich um eine kleine, selektive Gruppe; es finden sich keine Angaben zum Demenzschweregrad der befragten Personen. Zwar postulieren die Autoren, dass sich die Wünsche und Bedürfnisse demenziell erkrankter Menschen nicht von denen kognitiv unbeeinträchtigt unterscheiden; in der vorliegenden Studie fehlt jedoch eine entsprechende Vergleichsgruppe.

Davon abgesehen vermitteln die angeführten wörtlichen Zitate aus den Interviews interessante Einblicke in spezifische Themenbereiche (Selbständigkeit, Einsamkeit, Bewältigungsstrategien), die mit dem Wohnen in Verbindung stehen können und mögliche Anhaltspunkte für tiefer gehende Forschungen bieten.

4.2.2. Heimat

*Ubi bene, ibi patria.
Marcus Tullius Cicero*

*Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl.
Herbert Grönemeyer*

Ein weiteres Beispiel für die Verklammerung zwischen objektiven Umweltstrukturen und subjektivem Erleben lässt sich an dem Begriff Heimat veranschaulichen.

Beim dem Wort Heimat handelt es sich - wenn man der Etymologie folgt – um eine suffigale Erweiterung des Begriffs Heim, womit zunächst der Ort, „*wo man sich niederlässt*“ bezeichnet wurde (Neumeyer, 1992). Nach anfänglich noch überschneidender Verwendung beider Begriffe trat allmählich – wie Neumeyer unter Bezugnahme auf von Bredow und Foltin (1981) ausführt – die Bedeutung für Heim das Haus als „*innerer Bereich von Heimat*“ und für Heimat der „*um das Heim herumliegende Bezirk*“ hervor (S. 7).

Das spezifisch Ökologische am Konzept Heimat ist in seiner Umweltbestimmtheit zu sehen (Winter, 1995):

„Heimat hat zwingend zu tun mit der Umwelt, in der ein Mensch aufwächst bzw. lebt. Das Wort meint eine gewisse Vertrautheit und Nähe, in der er zu dieser Umwelt steht. Es ist aber nicht der Umstand der Vertrautheit aufgrund der Dauerhaftigkeit und Konstanz des Lebens, des Wohnens in einer bestimmten Umwelt allein, der Heimat konstituiert. Es muß ein Wohlgefühl (aufgrund von Sich-Wohlfühlen) hinzukommen“ (Busch, 1995, S. 81).

Von den meisten Autoren wird dieser räumliche Charakter hervorgehoben. So ist es „*selbstverständlich [...] daß die Heimat zunächst einmal mit dem Raum und der Erdoberfläche etwas zu tun hat*“ (Brehpol, 1953, S. 12); Heimat ist „*auf den Raum bezogen*“ (Schmidt, 1978, S. 56). Allerdings ist Heimat „*mehr als nur ein geographischer Ort*“ (Neff, 1958, S. 8), denn der Raum muss mit bestimmten Inhalten gefüllt werden, damit er als „*Erlebnishintergrund*“ (ebd., S. 3) fungieren kann. So merkt Weigelt (1984) an, dass der „*geistig-seelische Gehalt*“ von Heimat entscheidender sei als der „*geographisch-räumliche*“ (S. 17).

Heimat ist dabei nicht auf kognitiv-rationale Gehalte beschränkt, sondern bezieht sinnlich-emotionale Anteile mit ein und ist damit wie kaum ein anderer Begriff durch eine Mischung dieser beiden Bereiche geprägt (Busch, 1995).

Als einer der ersten brachte Eduard Spranger den psychischen Aspekt in die Heimatdiskussion ein, indem er deren Bedeutung für die erlebenden Subjekte hervorhob:

„Das tiefe Verwachsensein aller Lebensenergien mit dem Boden lässt ihn erst zur Heimat werden. Oder deutlicher gesagt: Von Heimat reden wir, wenn ein Fleck Erde betrachtet wird unter dem Gesichtspunkt seiner Totalbedeutung für die Erlebniswelt der dort lebenden Menschengruppe. Heimat ist erlebte und erlebbare Totalverbundenheit mit dem Boden. Und noch mehr: Heimat ist geistiges Wurzelgefühl. Eben deshalb kann die Heimat nie als bloße Natur angesehen werden: sie ist erlebnismäßig angeeignete, folglich durchgeistigte und durchaus persönlich gefärbte Natur“ (Spranger, 1923, zit. n. Joisten, 2003, S. 56).

Heimat bedeutet für Spranger das emotionale und geistige Verbundensein des Menschen mit seinem Raum. Die Umwelt ist – so Spranger – *„in mein Innenleben hineingezogen, sie ist ein Stück von mir selbst geworden“* (Spranger, 1923, zit. n. Joisten, 2003, S. 56).

Obwohl in der Regel auf einen konkreten Umweltausschnitt bezogen, ist Heimat daher keine objektiv zu bestimmende Größe, sondern existiert nur in einer subjektiven Bezogen- und Bestimmtheit (Greverus, 1979).

Damit wird Heimat nach Mitzscherlich (1995) auch zum „psychologischen Phänomen“, das zentral in der Emotionalität des Menschen verankert ist und dadurch auch – wie Mitzscherlich postuliert - in den „Zuständigkeitsbereich“ der Psychologie fällt.

Eine Verknüpfung mit dem Konzept der Identität liegt nahe: *„Ich bin' als Selbstdefinition der Identität bedarf des ‚Dorthin gehöre ich‘“* (Greverus, 1995, S. 25). Nach Busch (1995) ist Heimat da *„wo Identität ihren Ort hat, ist gewissermaßen lokale Identität²¹“* (S. 82). Peter Sloterdijk (1999) bezeichnet als *„heimatlich definierten Mensch“* eine Person, die *„Wurzeln geschlagen hat“* und damit eine feste Verbindung von Ort und Selbst eingegangen ist.

Historisch betrachtet hat der Begriff Heimat einen Bedeutungswandel durchlaufen²², der im Verlaufe der Entwicklung mit einer immer stärkeren emotionalen Aufladung einherging (Greverus, 1979).

Die Frage, wem – d. h. welcher Disziplin - die Heimat denn eigentlich „gehöre“ (Belschner et al., 1995), kann nicht klar beantwortet werden. Heimat ist ein „diskursiver Knoten“, in dem sich die Perspektiven und Forschungsstränge verschiedener Wissenschaftsdisziplinen wie bspw. Ethnologie, Geografie, Soziologie oder Geschichte treffen (Mitzscherlich, 1995).

²¹ Vgl. hierzu die Ausführungen zur Ortsidentität in Kapitel 5.2.2.4.

²² Auf die politische Instrumentalisierung des Begriffes der Heimat in der Zeit des Nationalsozialismus und der ehemaligen DDR soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Zur Begriffsgeschichte sei verwiesen auf Greverus (1979).

Darüber hinaus ist Heimat kein klar definierter wissenschaftlicher Terminus, sondern ein mehrdeutiger Begriff: „*Versuche, Heimat zu definieren, enden nicht selten bei dem Bekenntnis, daß die unsagbare Vielfalt dieses Begriffes nur dichterisch ausgedrückt werden könne*“. (Bausinger, Braun & Schwedt, 1963, S. 177).

Das deutsche Wort Heimat, das nur ungenügend ins Englische übersetzt werden kann (etwa: „*native place*“ oder „*homeland*“), hat eine Vielzahl von Konnotationen, die von „*Vaterland*“ über „*Region*“ bis zu „*bodenständigen dörflichen Strukturen*“ reichen (Lalli, 1989, S. 7).

Im heutigen allgemeinen Sprachgebrauch verbindet man Heimat häufig mit der Herkunft und versteht darunter zumeist „*den Lebensbereich, in dem der Mensch geboren und aufgewachsen ist und in dem er in der Regel auch weiterhin zu Hause ist*“ (Bollnow, 1984, S. 28). Es handelt sich also um ein „*Sozialisationsphänomen*“ (Busch, 1995), dass „*je individuell, im Fall eines jeden einzelnen Menschen also, hergestellt, eben ‚sozialisiert‘ wird und sich nicht einfach nachträglich von außen dekretieren, statuieren oder gar oktroyieren lässt*“ (ebd., S. 83).

Die frühe Sozialisationserfahrung der Kindheit und Jugend schließt jedoch nicht aus, dass im Erwachsenenalter auch andere Orte zur Heimat werden können. Wenn man Heimat nicht als etwas Statisches und auf die Vergangenheit Bezogenes versteht, sondern pragmatischer als einen Ort der Geborgenheit, Vertrautheit und Verortung, dann ist es möglich, sich auch an einem anderen Ort Heimat wieder anzueignen (Schulze, 2001).

Zu der durch Geburt erworbenen Heimat kommt die Möglichkeit, sich für eine „*Wahlheimat*“ zu entscheiden. Der Heimat als einem einmaligen oder unveränderlichen Phänomen steht also die Möglichkeit der Veränderung in Form von Ausdehnung, Einengung oder der Gewinnung neuer Heimaten gegenüber (Greverus, 1979). Heimat muss somit als „*eine biografisch variable Raumdeutung*“ verstanden werden (Herlyn, 1990).

Auch die geografische Eingrenzung bzw. die räumliche Erstreckung der Heimat ist nicht feststehend. Während das Heim im engeren Sinne, das heißt das Haus oder die Wohnung, durch Wände gegen die Umwelt abgegrenzt ist, hat die Heimat keine klar erkennbare Grenze (Bollnow, 1984). Die inhaltliche Offenheit des Begriffs kann vom Elternhaus über den Geburtsort, einer Stadt oder einer Landschaft bis zur Nation alles umfassen.

Zudem darf man Heimat nicht nur mit räumlichen Strukturen gleichsetzen. Zur räumlichen Dimension tritt die sozial-kulturelle. Die vertrauten Beziehungen zu Familie und Freunden gehören ebenso zur Heimat wie Gewohnheiten, Gebräuche und Sitten (Bollnow, 1984) sowie eine gemeinsame Sprache in Form von regionalen Dialekten (Busch, 1995).

Mit der Betonung von Sozialisationsprozessen bei der Ausbildung von Heimatkonzepten und Heimatgefühlen wird deutlich, dass der Heimatbegriff immer auch eine soziale Dimension besitzt (Winter, 1995): „*Ein Gefühl und ein Bewusstsein von Heimat erwachsen aus der Verbindung des ‚wo‘ mit dem ‚Mit wem‘ der individuellen Biographie*“ (Busch, 1995, S. 83). Es handelt sich bei Heimat also auch um ein „Interaktionsphänomen“ (ebd.), das entsteht durch „*die menschlichen Beziehungen, die an einen Ort geknüpft sind*“ (Mitscherlich, 1965, S. 124).

Soziale Beziehungen und typische Orts- und Landschaftsbilder dabei sind häufig eng miteinander verbunden, bedingen und ergänzen sich gegenseitig:

„Ist Heimat der Ort, der Landschaftsraum, in dem wir die grundlegenden sozialen Erfahrungen gesammelt haben – sei es in Kindheit und Jugend, sei es im späteren Alter in der Wahlheimat – so kommt es im Verlaufe dieser sozialen Prozesse zu einer emotionalen Besetzung der Strukturen und Bilder der heimatlichen Stadt und der Landschaft. Erlebniswerte, Gefühlswerte wie rationales Erfahrungsgut heften sich in der Erinnerung an den Raum“ (Buchwald, 1984, S. 53 ff.).

Nach Bollnow (1984) muss ein Mensch die Heimat zunächst erwerben, bevor er sie besitzen kann, er muss sich „*in der Heimat erst heimisch machen*“ (Bollnow, 1984, S. 30), d. h. sie sich vertraut machen. Geschehen kann dies nach Bollnow „*durch die Pflege der nachbarschaftlichen Beziehungen, durch das Wandern in die nähere oder fernere Umgebung, durch den Blick für ihre Schönheiten, durch das Hinhören auf den besonderen Klang der Sprache usw.*“ (Bollnow, 1984, S. 30).

Eine typische Polarität besteht zwischen Heimat und Fremde. Heimat bildet einen Gegenbegriff zu Entwurzelung und Entfremdung (Schulze, 2001). Das Zugehörigkeitsgefühl zur Heimat kann Geborgenheit bedeuten, der Verlust kann Heimweh hervorrufen, ein „*als unangenehm und beklemmend empfundenen Gefühl, das von dem Verlangen getragen wird, in die angestammte Umgebung zurückzukehren*“ (Brockhaus Enzyklopädie online, 2010). Der reflektierenden Beschäftigung mit Heimat geht nach Greverus (1995) in der Regel deren Infragestellung durch Entfremdung voraus: „*Heimat wird erst als verlorene zum Problem*“ (ebd., S. 24 f.). Im Erleben von Heimweh tritt die emotionale Bindung an einen Umweltausschnitt besonders deutlich hervor²³. Die mit einem Ort assoziierten Aktivitäten, Personen und Dinge werden mitunter erst dann verstärkt bewusst, wenn sie nicht verfügbar sind (Flade, 2006). Auch Heinrich Böll formulierte treffend, dass „*mit dem Quadrat der Entfernung*“ die Intensität des Heimatgefühls wächst (Böll, 1967, S. 201, zit. n. Reuber, 1995, S. 67).

²³ Vgl. hierzu die Ausführungen zur Ortsbindung (Kap. 5.2.1).

Heimat kann über die bereits dargelegten Inhalte hinaus auch in einer weiteren Bedeutung als unräumliches Phänomen betrachtet werden und ist in diesem Sinne als Metapher bzw. Symbol für Sicherheit, Geborgenheit und Zufriedenheit und als Welt fragloser Gegebenheiten aufzufassen (Greverus, 1972; Wimmer, 1986). Heimat - als „geistige Heimat“ verstanden - kann dann auch in einem Verein, einer Partei, der Familie oder auch nach dem Tod im Himmel liegen (Weiss, 1993). In diesem Verständnis ist Heimat dann kein Ort mehr, sondern nur noch persönlicher (Satisfaktions)wert (Greverus, 1979).

Als Ergebnis ihrer eigenen Untersuchungen zum subjektiv gemeinten Sinn von Heimat stellt Greverus zusammenfassend fest

„[...] daß als Heimat ein Lebensraum verstanden bzw. intendiert wird, in dem die Bedürfnisse nach Identität (dem Sich-Erkennen, Erkennt- und Anerkanntwerden), nach materieller und emotionaler Sicherheit, nach Aktivität und Stimulation erfüllt werden, ein Territorium, das sich die Menschen aktiv aneignen und gestalten, das sie zur Heimat machen und in dem sie sich einrichten können“ (Greverus, 1995, S. 24).

Für ein psychologisches Verständnis von Heimat scheint neben der identitätsstiftenden Funktion vor allem das Heimatgefühl von zentraler Bedeutung zu sein. Dieses Heimatgefühl ist in der Regel eindeutig positiv belegt: Heimat bedeutet Sicherheit, Vertrautheit, Geborgenheit oder Entspannung, die man in Bezug auf eine bestimmte Umgebung – real oder vorgestellt – erlebt (Mitzscherlich, 1995).

Mitzscherlich (1995, 2004) zufolge stehen hinter dem Begriff Heimat verschiedene Grundbedürfnisse, die gleichzeitig die wesentlichen psychologischen Dimensionen von Heimat darstellen:

- „Sense of community“ - Das Bedürfnis nach sozialer Einbindung, Zugehörigkeit und Anerkennung,
- „Sense of control“ - Das Bedürfnis nach Gestaltung, Beeinflussung und Handlungsfähigkeit,
- „Sense of coherence“ - Das Bedürfnis nach Sinnstiftung, Verstehbarkeit, und Beeinflussbarkeit des Lebenszusammenhanges.

In der Weiterführung dieser Gedanken versteht Mitzscherlich (1995, 2004) die Gestaltung von Heimat als eine Aufgabe, einen konstruktiven und handlungsbezogenen Prozess, den sie als „Beheimatung“ bezeichnet. Dabei handelt es sich ihr zufolge in erster Linie um einen sozialen Prozess des Sich-Einbindens in Gemeinschaften bzw. des Sich-Verbindens mit signifikanten Anderen, was sich in der Auswahl, Herstellung und Pflege von sozialen Beziehungen niederschlägt. Des Weiteren ist Beheimatung aber auch ein praktischer Pro-

zess des Sich-Beteiligen an Aktionen und des Herstellens von Produkten, der mit der Übernahme von Verantwortung für Orte, Beziehungen und das eigene Handeln einhergeht. Schließlich beinhaltet Beheimatung aber auch einen psychologisch-reflexiven Prozess der Integration, Weltdeutung und Sinnstiftung.

4.2.3. Übergänge zu neuen Umwelten: Wohnortswechsel

Veränderungen in Person-Umwelt-Beziehungen können sowohl von der Person als auch von der Umwelt ausgehen. In der Transaktion zwischen Mensch und Umwelt spielen ökologische Übergänge (Bronfenbrenner, 1981) als spezifische Form der Veränderung der Person-Umwelt-Beziehung eine bedeutende Rolle. Unter ökologischen Übergängen versteht Bronfenbrenner Bewegungen im Raum, die mit einer Veränderung der Rolle, dem Lebensbereich oder beidem verbunden sind. Die besondere Bedeutung dieser Übergänge für die umweltpsychologische Forschung liegt darin begründet, dass hierbei ökologische und psychische Gegebenheiten miteinander verwoben sind. Ökologische Übergänge fordern psychische, soziale und geografische Umorientierungsleistungen (Fischer & Fischer, 1990).

Mogel (1984) spricht in Anlehnung an Bronfenbrenner von „*ökopsychischen Übergängen*“, da seiner Auffassung nach die ökologische Veränderung, die das Individuum häufig als Einschnitt erfährt, auch mit tiefgreifenden psychischen Veränderungen verbunden ist. Ökopsychische Übergänge bedeuten für das Individuum sowohl den Verlust der Teilhabe am bisherigen Ökosystem als auch die Neueingewöhnung in ein zukünftiges Ökosystem. Sie können sowohl negativ als auch positiv erlebt werden.

Bisherige empirische Untersuchungen lassen darauf schließen, dass die psychosozialen Folgen eines Umzugs – unabhängig von den Merkmalen der neuen Umwelt – umso belastender erlebt werden, je weniger der Wohnortswechsel auf freier Entscheidung beruht, je weniger Personen auf Bewältigungsstrategien zurückgreifen können, je geringer ihre Selbstakzeptanz und personale Veränderungsbereitschaft ist und je stärker sie sich mit der alten Wohnumgebung verbunden fühlen (Fischer, 1982).

Im Vergleich zu anderen Wohnoptionen im Alter²⁴ hat die Heimübersiedlung als radikalster Einschnitt in die Wohnsituation in der Altersphase (Saup, 1993) in der gerontologischen Auseinandersetzung bislang die größte Aufmerksamkeit erfahren. Der Umzug in

²⁴ Zu nennen wären hier weitere Wohnoptionen wie Formen des gemeinschaftlichen Wohnens oder Koresidenz (in Bezug auf den Fall, dass ein erwachsenes Kind einen oder beide Elternteile zu sich in den Haushalt aufnimmt) (Iken, 2007).

eine Pflegeeinrichtung beruht nicht immer auf einem freiwilligen Entschluss. Häufigste Ursache für eine Heimübersiedlung ist die Minderung oder der Verlust der Alltagskompetenz durch eine körperliche oder psychische Erkrankung (Mollenkopf et al., 2004).

Das Lebenszeitrisiko für die Aufnahme in eine stationäre Einrichtung liegt bei Frauen bei etwa 40%, bei Männern bei etwa 20% (BMFSFJ, 1998). Demenzielle Erkrankungen sind mit Abstand der häufigste Grund für eine vollstationäre Versorgung (Pawletko, 2002). So erfolgt bei 65% der Betroffenen im Verlauf der Erkrankung ein Umzug in eine stationäre Einrichtung der Altenpflege (Kastner & Löbach, 2007). Der Anteil der Pflegeheimbewohner, die an einer mittleren bis schweren Demenzerkrankung leiden, beträgt ungefähr zwei Drittel (Weyerer et al., 2005).

Typischerweise schließt sich die Übersiedlung in eine stationäre Pflegeeinrichtung unmittelbar an einen Krankenhausaufenthalt an, in dessen Anschluss keine Rückkehr in die eigene Wohnung möglich ist. Häufig handelt es sich bei einem Umzug im Alter um eine „Notfallreaktion“ (Saup, 1993), die weitreichende Folgen auf den weiteren Verlauf hat. Dieser zeichnet sich nach Saup aus durch einen hohen Zeitdruck bei anstehenden Entscheidungen und Handlungsabläufen, eine starke Involviertheit von Angehörigen und Außenstehenden sowie eine starke Fremdbestimmung.

Ohne einer spezifischen theoretischen Einordnung vorgreifen zu wollen, die in Kapitel 5.2.2.4 erfolgt, soll an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass das Verlassen der vertrauten Wohnumwelt eine Entwurzelung und Bedrohung der psychischen Gesundheit und Identität darstellen kann.

Der Eintritt in eine stationäre Einrichtung stellt in jedem Fall einen ökologischen Übergang dar, der von psychologischer Seite auch als kritisches Lebensereignis (Filipp, 1981) konzeptualisiert werden kann. Die vertraute Wohnung muss aufgegeben werden; an ihre Stelle tritt eine institutionelle Wohnform, die die individuelle Autonomie und Privatsphäre einschränken kann (Saup, 1993). Darüber hinaus setzt ein Umzug in eine Pflegeeinrichtung ein hohes Maß an Bewältigungskompetenzen voraus (Wahl & Reichert, 1994). Bei der Bewältigung der Heimübersiedlung hat die Phase der kurzfristigen Anpassung einen entscheidenden Einfluss auf die längerfristige Eingewöhnung: Je positiver diese verläuft, desto bessere Prognosen lassen sich im Hinblick auf eine langfristige positive Bewältigung treffen (Thiele et al., 2002).

In der Studie von Thiele et al. (2002), die 45 Senioren, die kürzlich in ein Seniorenheim gezogen waren und 34 ihrer Angehörigen zu ihren Erfahrungen befragte, fiel vor allem der

relativ geringe Informationsstand kurz vor dem Umzug sowie eine mangelnde gedankliche Auseinandersetzung auf. Die Autoren kommen vor dem Hintergrund der Ergebnisse ihrer Studie zu dem Schluss, dass zwar der Übergang ins Pflegeheim als komplexer (Belastungs-)prozess erscheint; mit frühzeitiger Vorbereitung jedoch wesentlich positiver erlebt wird als es die älteren Ausführungen von Saup (1993) erwarten lassen.

Räumlich betrachtet ist die neue Wohnsituation in der Regel durch eine geringe Wohnfläche und eine geringere Anzahl persönlich nutzbarer Zimmer gekennzeichnet; zudem sind die Möblierungs- und Personalisierungsmöglichkeiten eingeschränkt. Den Verlust der eigenen Möbel erleben viele ältere Menschen als belastend und zeigen dementsprechend häufig ausgeprägte Trauerreaktionen (Saup, 1993).

In einer mikroökologischen Betrachtungsweise wird der Blick auf die persönlichen Gegenstände gelenkt, die bei solchen Übergängen eine besondere Rolle spielen (Wahl & Kruse, 1994):

„Die alten Menschen, die zum Beispiel beim Einzug ins Pflegeheim ihr Hab und Gut auf ein Minimum reduzieren müssen, verlieren damit nicht nur materielle Werte, sondern auch Symbole ihres Lebens, vertraute Orientierungen und nach außen wirkende Repräsentanzen ihrer Biografie und ihrer Persönlichkeit“ (Blimlinger, 1996, S. 3).

Nach Bronfenbrenner werden Übergänge aus der alten in eine neue Umwelt leichter bewältigt, je mehr Verbindungen zwischen alter und neuer Umwelt bestehen bzw. wenn vertraute Umweltelemente aus der alten mit in die neue Umwelt hinüber genommen werden (Habermas, 1999).

In Anlehnung an die Ausführungen zur Personalisierung des Wohnbereichs (vgl. Kap. 4.2.1) sowie zu der identitätsstiftenden Bedeutung der Dinge (vgl. hierzu das nachfolgende Kapitel) muss gefragt werden, inwieweit ältere Menschen eine Pflegeeinrichtung als Zuhause erleben können, wenn sie durch den Umzug viele persönliche Gegenstände verlieren (Saup, 1993). Erste Evidenzen für die unterstützende Rolle persönlicher Objekte in Übergangssituationen sollen im nachfolgenden Kapitel erfolgen.

4.3. Die Welt der Dinge - Zur symbolischen Bedeutung von Gegenständen

*Einem Eigentümer spiegeln die Güter dieser Welt das eigene Dasein wider.
Jean-Paul Sartre*

Neben Orten machen Gegenstände - quasi die „*kleinstmöglichen Umweltauusschnitte*“ (Oswald, 1996) - einen weiteren wesentlichen Bestandteil der physischen Umwelt aus. Jenseits ihrer materiellen Beschaffenheit sind Gegenstände²⁵ in der Lage, verschiedenste Inhalte symbolisch zu repräsentieren, was sie zu Trägern von Bedeutungen macht (Boesch, 1980).

In der bisherigen psychologischen Forschung wurden individuell bedeutsame Gegenstände – auch bezeichnet als „*geliebte Objekte*“ (Habermas, 1999), „*cherished objects*“ (Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989), „*valued personal objects*“ (Kroger & Adair, 2008) oder „*persönliche Objekte*“ (Boesch, 1982) - am ausführlichsten hinsichtlich ihrer Funktion für die Bildung und Aufrechterhaltung der Identität bzw. des Selbstkonzeptes untersucht²⁶ (Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989; Dittmar, 1992; Habermas, 1999; Hormuth, 1990).

Gegenstände können nach ihrer semiotischen Spezifität (Eco, 1975) grob in zwei Klassen eingeteilt werden: Gebrauchsgegenstände mit überwiegend instrumenteller Funktion und symbolische Objekte (Habermas, 1999; Dittmar, 1992)²⁷. Während Gebrauchsgegenstände primär zu bestimmten Handlungen auffordern, zeichnen sich symbolische Objekte dadurch aus, dass in ihnen subjektiv bedeutsame Person-Objekt-Beziehungen zum Ausdruck kommen²⁸.

Im Hinblick auf die symbolischen Funktionen persönlicher Objekte unternimmt Habermas noch einmal eine Dreiteilung, indem er zwischen Identitätsobjekten, Reflexionsobjekten und Erinnerungsobjekten unterscheidet. Während Identitätsobjekte der Selbstdarstellung dienen, Zugehörigkeit oder Einmaligkeit betonen und die Stabilität der Identität sichern, ermöglichen Reflexionsobjekte die Einnahme einer selbstreflexiven Haltung und erhöhen die eigene Konsistenz in einer zeitlichen Dimension. Erinnerungsobjekte sichern die Kon-

²⁵ Die Begriffe Gegenstand, Ding und Objekt werden in dieser Arbeit als Synonyme verwendet.

²⁶ Vgl. hierzu die Kapitel 5.2.2.3 und 5.2.2.5.

²⁷ Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton schlugen unter Rekurs auf kulturell übliche Verwendungen von Objektarten eine Einteilung in Aktions- vs. Kontemplationsobjekte vor. Diese Klassifikation entspricht jedoch nicht der Dichotomie instrumentell vs. symbolisch, da sie Objekte lediglich danach unterteilen, ob sie physisch manipuliert werden oder nicht (Habermas, 1999). Die Einteilung erscheint darüber hinaus an einigen Stellen inkonsistent. So klassifizieren sie beispielsweise Fernsehgeräte und Pflanzen als Aktionsobjekte, wohingegen Geschirr den Kontemplationsobjekten zugeordnet wird.

²⁸ Jedoch scheint es teilweise selbst bei den nützlichsten Dingen extrem schwierig, die instrumentelle Funktion und die symbolische Bedeutung zu trennen (Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989).

tinuität mit sich selbst, sowie die Bindung an Personen und Orte, indem sie räumliche und zeitliche Distanzen überwinden (Habermas, 1999).

Innerhalb einer bedeutungsorientierten ökogerontologischen Sichtweise können Gegenstände als „*'materialisierte' Anker biographischer Erfahrungen und Erlebnisse, die in der Lebenswelt des Individuums kognitiv repräsentiert sind*“ (Oswald, 1996, S. 94), betrachtet werden. Durch die Symbolfunktion von Objekten können räumliche und zeitliche Distanzen überwunden werden; dabei kann sich das Objekt auf die eigene Person, andere Personen oder Orte beziehen: „*Das heißt, ein Gegenstand erinnert an ein Ereignis, einen Ort, ein Gefühl, eine Person, eine vielleicht nicht mehr ausgeübte Fähigkeit usw.*“ (Oswald, 1996, S. 94). Darüber hinaus können in Gegenständen zentrale lebensgeschichtliche Themen zum Ausdruck kommen (Kuntz, 1989, 1990).

Die subjektive Relevanz von Objekten kann sich im Laufe der Zeit wandeln: Gegenstände gewinnen, verlieren oder verändern ihre Bedeutung. Sie werden zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Lebenslaufs unterschiedlich wahrgenommen, konnotiert und wertgeschätzt (Breuer, 2009).

Eine bedeutungsorientierte Sichtweise ist gerade für ältere Menschen auch praktisch bedeutsam, weil eine einseitige rationale Klassifizierung von Gegenständen, z. B. als „sturzgefährdend“ mit einer Missachtung ihres kognitiv-emotionalen Symbolgehalts einhergehen kann (Wahl, Oswald & Schmitt, 2009; Oswald, 2010).

Empirische Untersuchungen über persönliche Objekte haben gezeigt, dass es sich um ein „*identifizierbares und untersuchbares Phänomen*“ (Habermas, 1999, S. 493) handelt. Als methodische Zugangsweisen bieten sich bspw. teilnehmende Beobachtungen, standardisierte Interviews oder die Methode der (realen oder fiktiven) Autofotografie an.

In der psychologischen Literatur gibt es Entwürfe, die zumeist anhand empirischer Untersuchungen versuchen, das Spektrum der symbolischen Bedeutungen und Funktionen, die Objekten zukommen können, zu systematisieren. Tilman Habermas (1999), der den Funktionen persönlicher Objekte die bislang umfangreichste Untersuchung gewidmet hat, kommt auf der Grundlage einer umfangreichen Literaturübersicht und eigener Studien zu einer Liste von neun theoretisch begründeten Funktionsgruppen (vgl. Tabelle 2):

Tabelle 2: Funktionen persönlicher Objekte nach Habermas

Selbstdarstellung	Das persönliche Objekt dient als Zeichen, sich selbst als zu einer sozialen Gruppe oder Kategorie zugehörig auszuweisen bzw. sich als besonders hervorzuheben.
Selbstkommunikation	Das persönliche Objekt dient als imaginärer Dialogpartner bzw. erleichtert das Nachdenken.
Erinnerung	Das persönliche Objekt dient dem Erinnern an die Vergangenheit, bestimmte Personen und Orte oder verkörpert zukunftsgerichtete Intentionen oder Identitätsentwürfe.
Autonomie	Das persönliche Objekt dient der Kontrolle über den Eigenbereich, der Herstellung von Freiräumen und Unabhängigkeit oder symbolisiert diese.
Mediale Funktion	Das persönliche Objekt ermöglicht oder erleichtert Kommunikation und Kontakt mit Dritten oder gemeinsame Tätigkeiten.
Beeinflussung von Stimmung und Befindlichkeit	Das persönliche Objekt dient der Regulation der eigenen Befindlichkeit und Gestimmtheit; dazu zählen Entspannung, Anregung, Vertrautheit und Geborgenheit.
Ästhetisch-rezeptive Funktion	Das persönliche Objekt gefällt optisch, akustisch, taktil und/oder olfaktorisch und dient dem Herstellen von Schönheit und Harmonie in der Umgebung.
Erhöhung der Handlungspotenz	Das persönliche Objekt dient zur Erhöhung von Kreativität, Leistungsfähigkeit und Stärke bzw. des Gefühls von Handlungspotenz.
Instrumentalität	Das persönliche Objekt ist instrumentell wichtig für das Ausführen bestimmter Tätigkeiten oder das Erreichen bedeutsamer Ziele.

Quelle: Habermas, 1999, S. 422 ff.

Geben die bisherigen Ausführungen einen eher allgemeinen Überblick über mögliche Bedeutungen persönlicher Objekte, so sollen im Folgenden einige ausgewählte empirische Untersuchungen aus diesem Forschungsbereich vorgestellt werden.

Mit dem „Sinn der Dinge“ beschäftigten sich Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton (1989) in ihrem gleichnamigen Buch. Den empirischen Ausgangspunkt bildete eine umfangreiche Interviewstudie mit 315 Angehörigen dreier Generationen von 82 Familien in Chicago. Die Fragen zielten hauptsächlich auf Dinge mit besonderer Bedeutung im Wohnbereich, erfassen aber u. a. auch Beziehungen zu Nachbarschaft, Quartier und Stadt, die Beschreibung des Hauses, dessen Atmosphäre, die subjektiv erlebte Stimmung und bestimmte physische Merkmale. Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton versprachen sich von den Gesprächen Informationen über Generationsunterschiede in der Objektinteraktion und unterschiedliche Aktionsmuster in den Familien. Ziel der ethnografischen Untersuchung war eine möglichst präzise und vollständige Deskription der zu untersuchenden Phänomene in der Sprache und Begrifflichkeit der Gesprächspartner (Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989).

Die Autoren konnten zeigen, dass bei älteren Befragten eine Präferenz für Dinge vorherrschte, die keine physische Interaktion erforderten. Demgegenüber wurden vor allem Dinge genannt, die Reflexion ermöglichten wie Fotografien, Bücher, Gemälde, Porzellan etc. (ebd.).

In diesem Zusammenhang weisen Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton explizit auf die Sinn- und Bedeutungsgehalte von persönlichen Gegenständen hin und betonen in der praktischen Konsequenz die Bedeutung von vertrauten Einrichtungsgegenständen bei der Erzeugung persönlicher Kontinuität und Sinnhaftigkeit (ebd.). So sind Möbel beispielsweise nicht nur physische Funktionsobjekte, sondern können von ihren Besitzern als „*Ausweitungen ihrer selbst oder als individueller Niederschlag ihrer Erinnerungen und Erfahrungen*“ (ebd., S. 117) gesehen werden.

Neben den unterschiedlichen Altersgruppen verglichen die Autoren auch die Geschlechtsspezifität von Objektbedeutungen. Sie fanden in diesem Zusammenhang unterschiedliche Objektbeziehungsmuster. Während Männer häufiger aktivitätsorientierte Gegenstände nannten, bevorzugten Frauen Kontemplationsobjekte. Darüber hinaus verknüpften Männer andere Bedeutungen mit den genannten Objekten, auch wenn derselbe Gegenstand genannt wurde. Männer nahmen in ihren Begründungen hauptsächlich Bezug auf die Herausforderungen der Berufsrolle, die durch persönliche Gegenstände widerspiegelt wurde, wohingegen Frauen stärker auf menschliche Bindungen sowie besondere Anlässe und Ereignisse in der Familiengeschichte verwiesen.

Die Autoren postulieren, dass der Erinnerungswert von Objekten Ich-konstitutive Erfahrungen aktualisiert und rekonstruiert und damit eine Ich-stärkende Funktion zu haben scheint. Mit zunehmendem Alter nehmen Bedeutungsgehalte mit Vergangenheitsbezug zu, frühere Erfahrungen werden in gegenwärtige innerpsychische Abläufe integriert. Auf diese Weise können Gegenstände der Sicherstellung einer zeitüberdauernden Identität dienen. (ebd.). Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton resümieren:

„Der Mensch kann mit einer sehr großen Flexibilität Bedeutungen an Objekte attribuieren und ist daher in der Lage, Bedeutungen von dort ‚abzulesen‘. Fast jedes beliebige Ding kann zum Träger eines bestimmten Bedeutungsaggregats gemacht werden. Die physischen Merkmale eines Objekts determinieren keinesfalls die Art der vermittelbaren Bedeutungsgehalte, obwohl sich diese Merkmale oftmals für gewisse Bedeutungen mehr anbieten als für andere; ebenso wenig gibt es innerhalb der Kultur eine semiotische Konvention, welche die Arten von möglicher oder nicht möglicher Bedeutungsgewinnung aus der Interaktion mit einem bestimmten Objekt absolut festlegt. Jeder Mensch ist zumindest potentiell in der Lage, aus der Summe seiner persönlichen Lebenserfahrung einen Sinnzusammenhang zu entdecken und zu kultivieren“ (Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989, S. 103).

Der Anthropologe Rubinstein (1987) untersuchte ebenfalls anhand von strukturierten Interviews mit 88 Personen im Alter von 65-92 Jahren die Bedeutung persönlicher Objekte. Ihm zufolge können verschiedene Bedeutungskategorien unterschieden werden:

„Objects symbolizing relationships with others past and present; objects as symbols of the self; those serving as defenses against loss and other deleterious changes; objects of care; representations of the past; and objects as the focus of mature sensuousness” (Rubinstein, 1987, S. 225).

Rubinstein vertritt wie auch Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton die Ansicht, dass persönliche Gegenstände im Alter eine wichtige Rolle in Bezug auf die Erhaltung und Ausdruck der personalen Identität spielen.

Eine weitere qualitative Studie zu persönlichen Gegenständen und ihrer Bedeutung speziell für pflegebedürftige Menschen wurde von Ralf Orlich (1996) im Rahmen seiner Dissertation durchgeführt. Er untersuchte anhand von Leitladeninterviews mit vierzehn Personen zwischen 62 und 96 Jahren die Bedeutung von vertrauten Gegenständen „um das häusliche Krankenbett“. Zu diesem Zweck arbeitete er drei Bedeutungskategorien von Objekten heraus, die er anhand von Fallstudien zu belegen versuchte. Ihm zufolge lassen sich drei Arten von Dingen anhand ihrer Funktionen unterscheiden:

- (1) „*Gemeinsame Dinge*“, die an Ereignisse mit anderen Personen sowie an Verstorbene erinnern und damit den „materiellen Niederschlag“ sozialer Kontakte bilden,
- (2) „*Gewohnte Dinge*“, die frühere Erfolge, Leistungen, Gewohnheiten etc. vor Augen führen oder auch als Beweise noch vorhandener Handlungskompetenz dienen,
- (3) „*Heilige Dinge*“, die bei Angst und Schmerzen entlasten, Halt und Hoffnung geben und Sinnerleben ermöglichen.

Aufgrund seiner Beobachtungen vermutet Orlich, dass gerade bei der Gruppe pflegebedürftiger Menschen, deren Radius auf die eigene Wohnung oder sogar nur das Bett beschränkt ist, die Bedeutung vertrauter Dinge besonders hoch sei, da sie quasi als „Antwort“ auf pflegetypische Belastungen wie Hilflosigkeit, Einsamkeit und Einweisungsangst fungiere. Im Vergleich zu anderen empirischen Studien, die sich mit der Bedeutung persönlicher Gegenstände im Alter befassen, weist die Dissertation von Orlich jedoch erhebliche Schwächen auf. Vor allem das methodische Vorgehen der Studie scheint fragwürdig. So erklärt der Autor anhand von Leitfadeninterviews die Bedeutung vertrauter Dinge empirisch untersuchen zu wollen; zu den drei oben beschriebenen Kategorien gelangt er allerdings bereits a priori anhand von Vorüberlegungen, die zudem nicht überzeugend theoretisch fundiert sind. Da die Zielsetzung von Interviews gerade darin bestehen sollte, subjek-

tive Bedeutungen zu erheben, leuchtet diese Vorgehensweise nicht ein. Die postulierten Funktionen sind daher anzuzweifeln.

Eine empirische Studie, die sich mit dem Mitbringen persönlicher Gegenstände im Hinblick auf eine Anpassung bei einem Umzug ins Pflegeheim beschäftigt, stammt von Wapner und Kollegen (1990). Bei der Befragung von 100 kognitiv unbeeinträchtigten Personen zeigte sich, dass die Anpassung ans Pflegeheim von denjenigen Personen besser bewältigt wird, die persönliche Objekte mitbringen - im Vergleich zu denjenigen, die keine persönlichen Objekte mitnehmen. Die Funktionen der mitgenommenen Objekte sehen die Autoren im Erleben von Kontinuität, Wohlbefinden und Zugehörigkeit.

Zur symbolischen Bedeutung von „*valued personal objects*“ ebenfalls speziell in Übergangssituationen forschten auch Kroger und Adair (2008). Sie befragten anhand von halbstrukturierten Interviews 20 Personen zwischen 65 und 89 Jahren, die kürzlich in eine Pflegeeinrichtung umgezogen waren. Den Antworten zufolge werden Objekten vor allem identitätserhaltende Funktionen zugesprochen, darüber hinaus stellen sie Verbindungen zu wichtigen sozialen Bezugspersonen bzw. vorangehenden Generationen sowie vergangenen persönlichen und historischen Ereignissen dar.

Sherman & Newman (1977-1978) befragten 94 Personen im Alter 60+ nach ihrem „*most cherished object*“. Die Befragten lebten entweder zu Hause oder in einem Pflegeheim. Neben Selbstbezügen spiegelten die geschätzten persönlichen Gegenstände auch Beziehungen zu anderen Personen wider. Die Wohnform (zu Hause vs. Pflegeheim) hatte Einfluss auf Anzahl, Art und Bedeutung der genannten Objekte.

In einer späteren Veröffentlichung schlussfolgerten Sherman & Dacher

„that the meaning of home and its objects comes into dramatic focus with the prospect or reality of loss of home. The move from one's own home in late life into long-term, institutional care often means moving into a place bereft of the meaningful objects that surround one in the home“ (Sherman & Dacher, 2005, S. 65 f.).

Um die Bedeutung von Gegenständen im Zusammenhang mit Reminiszenz zu erforschen²⁹, befragte Sherman (1995) 100 Personen im Alter zwischen 60 und 102 Jahren mithilfe eines Fragebogens und daran anschließenden Interviews danach, welche Objekte ih-

²⁹ Auf diese Funktion von Objekten verwies bereits Casey (1987), der diese Art von Gegenständen mit dem Begriff „*reminiscentia*“ bezeichnete. Ihm zufolge dienen sie als „*inducers of reminiscence*“ bzw. besitzen „*the special aptitude for arousing a reminiscent state of mind*“ (Casey, 1987, S. 110, zit. n. Sherman, 1995, S. 193).

nen als Erinnerungsstücke („*memorabilia*“) bzw. als geschätzte Objekte („*cherished objects*“) dienten. Diese sollten zudem hinsichtlich ihrer Besonderheit beschrieben werden. Sherman kam zu dem Schluss, dass die beiden Objektkategorien sich häufig überlappen, d. h. Objekte in erster Linie deswegen geschätzt wurden, weil sie Erinnerungen hervorrufen. Dabei wurden Fotos am häufigsten genannt.

In Bezug auf die Personengruppe der demenziell Erkrankten findet sich im Hinblick auf die Bedeutung persönlicher Gegenstände kaum Literatur.

In der Betreuung und Versorgung Demenzbetroffener wird der Stellenwert von Gegenständen eher am Rande und in der Regel ohne theoretische Begründung im Hinblick auf den praktischen Einsatz im Rahmen von Biografiearbeit oder Aktivierungsprogrammen diskutiert. So stößt man beispielsweise auf den Vorschlag, eine Erinnerungskiste zu erstellen, in der persönliche Gegenstände des demenzkranken Menschen gesammelt werden können, die als „Trigger“ dazu dienen sollen, bei dem Betroffenen Erinnerungen zu wecken:

„Persönliche Gegenstände aus dem Leben einer Person, möglichst von ihr selbst ausgesucht, füllen eine kleine Kiste im Schuhschachtelformat. Das Ansehen und Tasten weckt Erinnerungen, es entsteht ein Kontakt zur persönlichen Geschichte. Gespräche können sich entwickeln. [...] Wenn die Demenz fortschreitet, kann die Pflegekraft die Bedeutung des Gegenstandes erklären und so Erinnerungen zurückgeben. [...] Der Inhalt hilft den Betreuenden, etwas vom Leben, den Leidenschaften und Interessen der erkrankten Person zu entdecken und positiv in die Betreuungsarbeit einzubringen. [...] Klare Vorstellungen, eine gute Zusammenarbeit mit Angehörigen und gründlich geführte Aufnahmegespräche sind das wichtigste für die Erstellung einer Erinnerungskiste, die immer mehr zum Alltag geworden ist im Aktivierungsbereich. Zur weiteren Aktivierung können, wenn keine persönlichen Gegenstände mehr da sind, Stationserinnerungskisten angelegt werden, die bspw. nach Themen angelegt sind“ (Schneberger et al., 2008, S. 85).

„Um Erinnerungen zu wecken ist es sinnvoll eine Erinnerungskiste für den an Demenz erkrankten Menschen zusammen zu stellen. Hilfreich ist hierbei, sich an Themen zu orientieren, die im Leben des Menschen Bedeutung hatten. [...] Anhand dieser Gegenstände können Erinnerungen geweckt werden“ (Eichhorn-Kösler, 2004, S. 2 f.).

Durch die Einrichtung und Ausstattung einer Pflegeeinrichtung mit bekannten Gebrauchsgegenständen und Möbeln, die einen biografischen Bezug zu den Erkrankten haben, sollen im Rahmen milieutherapeutischer Ansätze Vertrautheitsgefühle bei den Bewohnern gefördert werden. Als „*Things from the past*“ bezeichnen Cohen und Weisman (1991) dieses

Gestaltungsprinzip, das vor allem in Demenz-Wohngemeinschaften zur praktischen Anwendung kommt.

Darüber hinaus werden persönliche Gegenstände in Pflegeeinrichtungen teilweise auch funktional genutzt, indem sie bspw. als Orientierungshilfen eingesetzt werden. So können an Zimmertüren angebrachte Fotos oder persönliche Gegenstände dem demenzkranken Menschen helfen, sein eigenes Zimmer wiederzufinden. Empirische Nachweise finden sich bei Namazi, Rosner, Rechlin (1991), Brawley (1997) und Nolan (2002). Demnach konnte eine Personalisierung durch das Anbringen persönlicher Gegenstände an der Zimmertür bzw. eines Portraitfotos aus der Jugendzeit bewirken, dass die Bewohner bis zu 50% besser die eigene Zimmertür identifizieren konnten.

5. Theoretische ökogerontologische Grundlagen

5.1. Arten von Person-Umwelt-Austausch-Prozessen

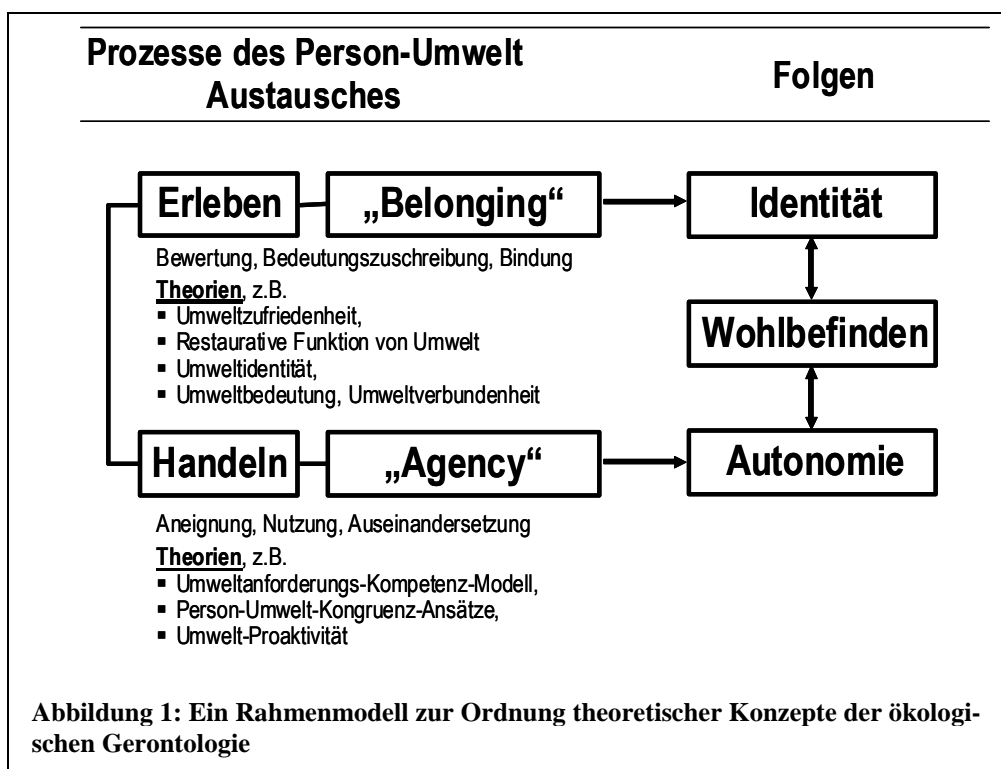
Neben klassischen, funktional orientierten ökogerontologischen Theorien (eine ausführliche Darstellung findet sich bei Saup, 1993) gibt es mittlerweile einige Ansätze der ökologischen Gerontologie, die primär subjektive Aspekte der Bedeutung und des Erlebens von Umwelt in den Blick nehmen bzw. die Relevanz individuell bedeutsamer Umweltausschnitte für psychisches Wohlbefinden und Identität in den Mittelpunkt stellen. Derartige Konzeptionen fokussieren das Verhältnis der Individuen zum Raum – es geht also nicht um den „Raum als solchen“, sondern seine zugeschriebene Bedeutung für das Subjekt.

Zur Ordnung und Darstellung der vielfältigen theoretischen Ansätze und empirischen Befunde entwickelten Wahl und Oswald (2010) ein konzeptuelles Rahmenmodell, das zwischen zwei Arten von Person-Umwelt-Austausch-Prozessen unterscheidet (vgl. Abb. 1).

Prozesse der Bewertung, Bedeutungszuschreibung und Verbundenheit werden hier unter dem Begriff „*belonging*“ zusammengefasst. Die zugeordneten erlebensbezogene Ansätze beschreiben die Bewertung, Bedeutung von und Bindung an Umweltausschnitte. Dahinter steht die Annahme, dass in lange andauernden Person-Umwelt-Austauschprozessen Umweltaspekte so stark verinnerlicht werden, dass eine alternde Person mit diesen untrennbar verwachsen ist (Rowles, 1983a, 1983b; Rubinstein, 1989). Dies entspricht einer Sicht der Person-Umwelt-Beziehung im Alter, in der nicht nur Anpassung gefordert und Anreize geboten werden, sondern auch lebenslang erworbene Bedeutungen repräsentiert sind und

Identität gestiftet wurde – das heißt, die ältere Person erlebt, fühlt und erinnert sich an Umwelten bzw. fühlt sich mit diesen verbunden (Wahl & Oswald, 2005).

Die zweite Gruppe bilden Prozesse der verhaltensbezogenen Aneignung, Nutzung und Auseinandersetzung mit Umwelt („Agency“). Hier lassen sich vor allem klassische funktional orientierte Ansätze der ökologischen Gerontologie wie das Umwelтанforderungs-Kompetenz-Modell, Ansätze zur Person-Umwelt-Kongruenz, das Person-Umwelt-Komplementaritäts-/Kongruenz-Modell und Ansätze zur Umwelt-Proaktivität (Carp & Carp, 1980; Lawton, 1989; Lawton & Nahemow, 1973; Kahana, 1975) einordnen.



Quelle: Wahl & Oswald, 2010, S. 238

Wahl und Oswald gehen in der Fortführung des Modells davon aus, dass Umweltprozesse bestimmte Folgen für das Individuum haben.

Unter Rekurs auf empirische Befunde wird dabei zunächst der Zusammenhang zwischen „Agency-Prozessen“ und der Aufrechterhaltung von Autonomie im Alter hergestellt. Weiterhin wird angenommen, dass beide Umweltprozesse Auswirkungen auf das subjektive Wohlbefinden haben.

In Bezug auf die Prozesse des „Belonging“ wird postuliert, dass diese zur Aufrechterhaltung von Identität bzw. identitätsrelevanter Persönlichkeitsaspekte im höheren Lebensalter beitragen (Wahl & Oswald, 2010). Dabei wird vermutet, dass ein Individuum in der refle-

xiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst auch Aspekte heranzieht, die sich aus seiner Position in der räumlichen Umwelt ableiten lassen (vgl. auch Fuhrer, 2008):

„Die Frage ‚Wer bin ich?‘ wird nicht zuletzt auch aus Antworten wie ‚Ich wohne noch in meinen eigenen vier Wänden‘, ‚Ich gehe noch nach draußen‘, ‚Ich genieße die Natur wie früher nie‘ oder ‚Ich wohne jetzt im Heim‘ gespeist“ (Wahl & Oswald, 2007, S. 59).

Auf diese Weise wird die Identität einer Person auch *„durch die Orte und Dinge, die ihr wichtig sind, genährt“* (Ittelson et al., 1977, S. 190). Damit ist eine sinnstiftende, bedeutungsvolle Umwelt im Alter nicht nur als räumlich-dingliche Randbedingung des Lebens, sondern als identitätsstiftend zu betrachten: *„Place is necessary to identity“* (Howell, 1983, S. 105).

Bislang wurden Aspekte des *„Belonging“* mit Bezug auf das höhere Lebensalter eher selten thematisiert, obwohl dieser Blickwinkel Wahl und Oswald zufolge gerade für alte Menschen wichtig erscheint:

„Aus unserer Sicht ist diese Perspektive für alte Menschen vor allem deshalb von Bedeutung, weil Umweltidentität ganz wesentlich angereichert wird durch lebenslang erprobte und mit dem Alter sich mehrende Umwelterlebnisse und -auseinandersetzungen. Sie ist geprägt durch die eigene Umweltvergangenheit, die biografisch zurückliegende Räume und Plätze in ihrer Beziehung zu erfüllten oder unerfüllten Bedürfnissen der Person umfasst“ (Wahl & Oswald, 2010, S. 242).

Ausgewählte theoretische Zugänge, die dem Person-Umwelt-Erleben (*„Belonging“*) zugeordnet werden können, werden im folgenden Kapitel ausführlich dargestellt.

5.2. Ausgewählte Konzepte zum Person-Umwelt-Erleben im Alter

5.2.1. Ortsbindung

*You can fall in love at first sight with a place as with a person.
Alec Waugh*

Das Konzept der Ortsbindung (*„place attachment“*) hat sich innerhalb der Umweltpsychologie zu einem wichtigen Konstrukt entwickelt. Auch in der Geografie sind in diesem Forschungszweig vor allem in den 1990er Jahren eine Reihe empirischer Arbeiten entstanden³⁰. Wie Weichhart jedoch kritisch anmerkt, *„zeigt sich eine nur geringe Durchlässigkeit der Fachgrenzen gegenüber nachbarwissenschaftlichen Ansätzen“* (Weichhart, 1990, S. 13); zudem finden sich *„kaum Bemühungen, die unterschiedlichen Theoriefragmente,*

³⁰ Vgl. z. B. Gebhardt & Schweizer, 1995; Reuber, 1993; Sachs, 1993 und Reinhardt, 1999.

die in verschiedenen Sozialwissenschaften diskutiert, aber nur sehr mangelhaft aufeinander bezogen werden, systematisch zusammenzufassen“ (ebd., a. a. O.).

In diese Darstellung sollen nun Konzeptionen, Grundlagen und Erkenntnisse sowohl aus der psychologischen und soziologischen als auch aus der geografischen Forschung einfließen.

Ortsbindung beschreibt die positive emotionale Bindung an einen bestimmten Umweltausschnitt und steht damit in einem zumindest assoziativen Zusammenhang mit affektiven Phänomenen wie Heimweh (Greverus, 1979; vgl. auch Kap. 4.2.2) und der Bindung an primäre Bezugspersonen (Bowlby, 1982).

Altman und Low (1992) definieren „*place attachment*“ wie folgt:

„In summary, place attachment is an integrating concept that involves patterns of:

Attachments (affect, cognition, and practice)

Places that vary in scale, specificity, and tangibility

Different actors (individuals, groups, and cultures)

Different social relationships (individuals, groups, and cultures)

Temporal aspects (linear, cyclical)“ (Altman & Low, 1992, S. 8).

Nach Gebhardt et al. (1995) kann dann von Ortsbindung gesprochen werden, wenn ein „*starkes gefühlsmäßiges Band*“ (S. 37) zwischen Mensch und einem bestimmten Umweltausschnitt besteht. Ortsbindung hängt mit Wohlbefinden zusammen, das aus dem Zugang zu einem Ort resultiert (Giuliani, 1991) bzw. äußert sich in Trauer, wenn Personen dieser Zugang versperrt wird (Fried, 1963). Flade (2006) spricht in Zusammenhang mit Ortsbindung auch von einer „*gefühlsmäßigen Anhänglichkeit*“ (S. 30).

Im Prozess der Entstehung von Ortsbindung wird durch Bedeutungszuschreibungen der „*space*“ zum „*place*“³¹: „*Whereas a space is any defined piece of territory, a place has personal significance, a significance established through time spend in or with the space.*“ (Rubinstein & Parmelee, 1992, S. 142; vgl. auch Howell, 1983 und Rowles, 1983a, 1983b).

³¹ Während der Begriff „*space*“ (Raum) prinzipiell alles beschreibt, was den Menschen räumlich umgibt, verweist der Begriff „*place*“ (Ort) auf einen geografisch eindeutig bestimmbar und begrenzten Umweltausschnitt, der durch die Kombination seiner Umweltmerkmale über eine eigene Spezifität verfügt und dem Individuen oder Gruppen eine funktionale und/oder symbolische Bedeutung zuweisen, weswegen er von besonderer Bedeutung für Gruppen und das Selbstkonzept des Individuums sein kann (Vinke, 2005, vgl. auch Kap. 4.1.2.).

Unter dem Konzept der Ortsbindung werden nicht nur aktuell bestehende Bindungen, sondern unter einer zeitlichen Perspektive auch deren Prozesshaftigkeit reflektiert. Ortsbindungen entstehen über die Zeit, haben zu unterschiedlichen (Lebens-)phasen unterschiedliche Bedeutungen und spannen einen individuellen zeitlichen Bogen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (Iken, 2007):

„Place attachment is not a state but a process that continues throughout life. [...] One can form any number of bonds with place over the course of a lifetime; these bonds may continue even as new ones are formed, and one may become attached to new places at any point in life. [...] In late life, place attachment subsumes not only past and current bonds but also the relation of past attachments to current-day attachments” (Rubinstein & Parmelee, 1992, S. 143).

Neben räumlichen sind vor allem soziale Faktoren für die Entstehung einer Ortsbindung ausschlaggebend. In geografischen Untersuchungen konnte nachgewiesen werden, dass soziale Beziehungen *„der wichtigste Faktor der Lebenswelt für die Entstehung von Ortsbindung sind“* (Reuber, 1993, S. 120). Dabei spielen Kontakte zu Freunden, Bekannten und Nachbarn eine wichtige Rolle.

Auch in der Konzeption der Soziologin Milligan (1998) bezieht sich *„place attachment“* sowohl auf die physikalischen als auch auf die sozialen Elemente der Umwelt. Ihr zufolge werden Orte, an die man sich gebunden fühlt, als unersetzbar erlebt:

„Place attachment refers to an emotional bonding to a site that decreases the perceived substitutability of other sites for the one in question. [...] that is, the higher the acceptability of substitutes for the place, the lower the degree of place attachment to it [...]” (Milligan, 1998, S. 6 f.).

Nach Milligan entsteht die Bindung an einen Ort durch Interaktionsprozesse, wobei sie zwischen der *„interactional past“*, d. h. den mit einem Ort assoziierten vergangenen Erfahrungen und Interaktionen und dem *„interactional potential“*, d. h. den antizipierten zukünftigen Erlebnissen, die an einem Ort stattfinden können, differenziert.

Personen können zu Orten unterschiedlicher Art und Größenordnung eine Bindung aufbauen (Hidalgo & Hernandez, 2001). Es kann sich um die Wohnung, die Wohnumgebung, einen Stadtteil, die gesamte Stadt, eine größere Region oder auch ein Land handeln; darüber hinaus können Menschen auch an einem bestimmten Siedlungstyp hängen (z. B. Großstadt oder Land). Dies zeigt sich darin, dass ein Wohnortwechsel in einen ähnlichen Siedlungstyp als weniger einschneidender erlebt wird als in einen unähnlichen (Feldman, 1996).

Da Ortsbindungen meist präreflexive Bindungen sind, werden sie häufig erst infolge raumbezogener kritischer Lebensereignisse bewusst. Ist die Bindung ausgeprägt, kann bereits ein freiwilliger Umzug zu Heimwehgefühlen führen. Beim Erleben von Heimweh tritt die emotionale Bindung an einen Ort besonders deutlich hervor (Fuhrer & Kaiser, 1993; vgl. auch Kap. 4.2.2).

Bei der Ortsbindung handelt es sich um ein Phänomen, das einer empirischen Untersuchung relativ schwer zugänglich ist (Reuber, 1993). Ein grundsätzliches Problem beim Versuch einer quantitativen Erfassung bleibt die Frage nach deren Operationalisierung. So kommt Reuber (1993) zu dem Schluss, dass eine rein quantitative Messung dem Forschungsgegenstand nicht gerecht wird. Ein hermeneutisches Verstehen im Sinne einer idiografischen Sichtweise scheint in diesem Zusammenhang als wesentlich geeigneter, um sich dem Phänomen der Ortsbindung empirisch anzunähern (ebd.).

Richtungsweisend in der empirischen Forschung zur Ortsbindung im höheren Erwachsenenalter waren vor allem die umfangreichen qualitativen Studien des Sozialgeografen Graham Rowles (1978, 1983a, 1983b). Er begleitete insgesamt 15 Personen im Alter von 62-91 Jahren über einen Zeitraum von drei Jahren. Seine Datensammlung umfasste mehrere hundert Explorationsstunden, Fragebögen, Tageslaufanalysen, Fotografien, kognitive Karten sowie soziale Netzwerkanalysen.

Er versteht Ortsbindung als „*a multidimensional phenomenon involving physical, social and psychological components*“ (Rowles, 1983b, S. 310). In Anlehnung an Relph's Konzept der „Verinnerlichung“ („*insideness*“) formulierte er drei grundlegende Formen der Bindung an einen Ort, die er als „*physical insideness*“, „*social insideness*“ und „*autobiographical insideness*“ bezeichnete.

Eine körperliche (räumlich-dingliche) Verinnerlichung entsteht nach Rowles in einem Prozess der Gewöhnung an die Beschaffenheit der räumlich-dinglichen Umgebung durch die täglichen Routinen des Nutzens und des Bewegens im Raum³²: „*A physical insideness*

³² In diesem Zusammenhang sei auch auf die Bedeutung des Leibgedächtnisses verwiesen (Fuchs, 2010). Es handelt sich bei diesem zugleich um ein Raumgedächtnis, das uns dazu verhilft, uns im Raum der Wohnung, der Nachbarschaft, der Heimat zurechtzufinden: „*Leibliche Erfahrungen verbinden sich in besonderer Weise mit Innenräumen, und je öfter dies geschieht, desto mehr wird dieser Raum erfüllt von latenten Verweisungen auf die Vergangenheit, von einer Atmosphäre der Vertrautheit. ‚Wohnen‘ und ‚Gewohnheit‘ sind gleichermaßen im Leibgedächtnis begründet*“ (Fuchs, 2010, S. 234). Fuchs führt in diesem Zusammenhang ein Zitat des französischen Philosophen Gaston Bachelard (1960) an, das in eindrucklicher Weise die leibbezogene Vertrautheit des Elternhauses wiedergibt:

„[...] über die Erinnerungen hinaus ist das Elternhaus physisch in uns eingezeichnet. Es besteht aus einer Gruppe von organischen Gewohnheiten. Aus einem Abstand von zwanzig Jahren, allen anonymen späteren Treppen zum Trotz, würden wir noch die Reflexe jener ‚frühesten Treppe‘ wiedererkennen, über eine bestimmte, etwas zu hohe Stufe würden wir nicht stolpern. Das ganze Sein des Hauses würde sich entfalten,

emanates familiarity with the contours of the physical setting“ (Rowles, 1983a, S. 114). Diese Art der Umweltverbundenheit führt zu einer tiefen Vertrautheit mit der Wohnumgebung, die hochgradige Verhaltenssicherheit bietet und routinierte Handlungsabläufe ermöglicht. Man kennt sich sozusagen „blind“ aus.

Die soziale Verinnerlichung - „*stemming from integration within the social fabric of the community*“ (Rowles, 1983b, S. 302) - verweist auf die Einbindung in ein soziales Netzwerk. Hierbei werden interaktionelle Komponenten wichtig. Normen, Werte und Rollen sind die Basis einer gewachsenen Integration.

Als bedeutsamste Komponente der Bindung an einen Ort wird von Rowles die autobiografische Verinnerlichung beschrieben. Diese Form bezieht sich auf erinnerte und bedeutsame Erlebnisse in der unmittelbaren Umwelt; die Umgebung fungiert dabei sozusagen als Schauplatz der eigenen Lebensgeschichte, als „Erinnerungslandschaft“:

„[...] Autobiographical insideness stems from a temporal legacy of having lived one's life in this environment. [...] Place becomes landscape of memories, providing a sense of identity [...]“ (Rowles, 1983a, S. 114).

Das Erleben einer autobiografischen Verinnerlichung muss sich nach Rowles nicht auf den aktuellen Wohnort beziehen. Auch frühere Lebensumwelten können als „*geographical fantasy*“ erinnert werden:

„This is because old people, indeed all of us, have the ability to project ourselves vicariously into environments displaced in space and/or time. We do not need to be present in order so participate in a place“ (Rowles, 1983b, S. 304).

Auch bei dem Anthropologen Rubinstein (1987, 1989) finden sich Beschreibungen von Mensch-Umwelt-Bindungen. Anhand von Fallstudien erläutert er drei Arten von psychosozialen Prozessen, die der Umwelt Bedeutung verleihen. Während bei dem „*Social-centered Process*“ der Fokus auf sozialen Aspekten liegt, steht bei dem „*Person-centered Process*“ die Person im Vordergrund. Die Bezeichnung „*Body-centered Process*“ schließlich verweist auf die Rolle des Körpers.

In Bezug auf Umweltbedeutungen, bei denen die Person im Mittelpunkt steht („*Person-centered Process*“), unterscheidet Rubinstein noch einmal vier abgestufte Formen.

Der Prozess des „*Accounting*“ (Bilanzierung) beschreibt lediglich das Wissen um sämtliche räumlich-dingliche Umweltgegebenheiten. Die zweite Stufe der „*Personalization*“

unserem eigenen Sein treu geblieben. Wir würden die Tür aufstoßen, die noch das gleiche Knarren hat, ohne Licht würden wir in den entlegenen Speicher gehen. Das Gefühl der kleinsten Klinke ist noch in unserer Hand“ (Bachelard, 1960, S. 47, zit. n. Fuchs, 2010, S. 234f.).

(Personalisierung) verweist auf erste Bedeutungsaspekte der Wohnumwelt oder einzelner Gegenstände. Es ist jedoch noch eine klare Trennung zwischen Subjekt und Objekt vorhanden. In der nächsten Stufe, der „*Extension*“ (Ausdehnung), beginnt diese Grenze langsam zu verschwimmen. Bestimmte Umweltaspekte können dann Teile des Selbst verkörpern: „[...] *through extension individuals may utilize environmental features as direct, conscious representations of key aspects of the self*“ (Rubinstein, 1987, S. 49).

Das intensivste Verhältnis einer Person zu ihrer Umwelt fasst Rubinstein unter dem Begriff „*Embodiment*“ (Verkörperung), das sich durch eine Verwischung der Grenzen zwischen Person und Umwelt auszeichnet: „*In embodiment, the distinction between person and object is further blurred, as the environmental feature becomes subjectively merged with the individual*“ (Rubinstein, 1989, S. 50). Weiter heisst es:

„Environmental features may therefore be assigned the task, through embodiment, of carrying the load of personal meaning and thereby aid in the maintenance of self, when it is threatened. An environmental feature and its component physical objects may come to embody key ideas, values, or personal themes of the older individual” (Rubinstein, 1989, S. 50).

Als empirisches Kriterium der Ortsbindung wird u. a. das Mobilitätsverhalten angesehen. Demnach liegt dann eine Ortsbindung vor, „*wenn eine Person ihren Wohnsitz freiwillig an einem Ort behalten möchte*“ (Reuber, 1993, S. 6). Darüber hinaus werden auch Indikatoren wie „sich zuhause fühlen“ oder „sich wohl fühlen“ als Bestimmungsgrößen für Ortsbindung herangezogen (Gebhardt & Schweizer, 1995; Reinhardt, 1999).

Große Bedeutung hat das Konzept der Ortsbindung vor allem in der Wohnpsychologie erlangt, da es zumeist die eigene Wohnumwelt ist, mit der sich Menschen enger als mit anderen Umwelten verbunden fühlen (Flade, 2006).

Die Wohndauer steht mit der Entstehung von Ortsbindung in einem direkten Zusammenhang und ist damit eine der wenigen quantitativ erfassbaren Bestimmungsgrößen von Ortsbindung (Gebhardt et al., 1995). In empirischen Untersuchungen zeigt sich ein enger Zusammenhang zwischen Ortsbindung und Wohndauer (vgl. Abb. 2), wobei davon ausgegangen wird, dass eine hohe Ortsbindung einerseits zum Bleiben veranlasst, die Wohndauer aber gleichzeitig zur Entwicklung und Intensivierung von Ortsbindung beiträgt, da sie das Erinnerungspotenzial eines Ortes erhöht.

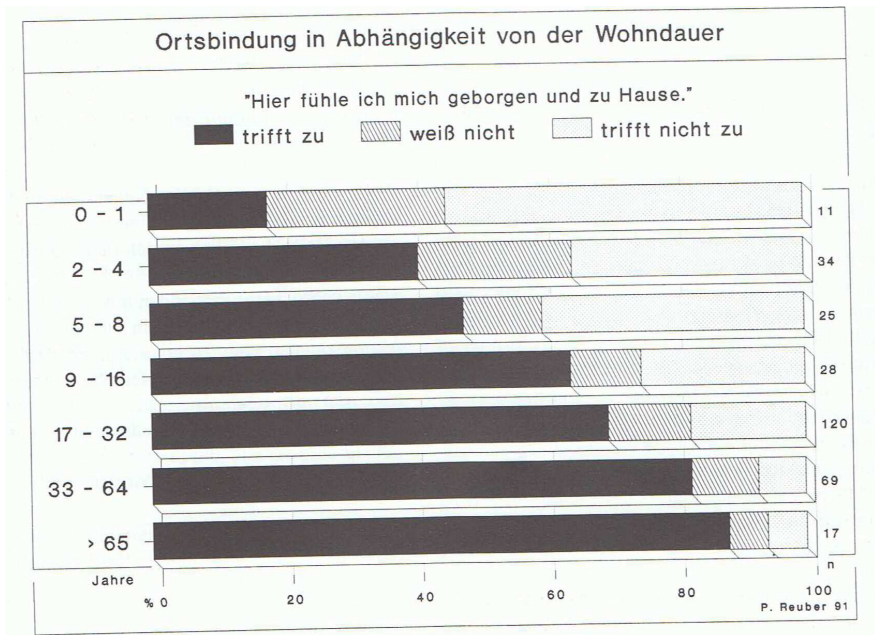


Abbildung 2: Ortsbindung in Abhängigkeit von der Wohndauer

Quelle: Reuber, 1993, S. 75

Ältere Menschen wohnen im Durchschnitt besonders lange in ihren Wohnungen und weisen eine besonders hohe emotionale Verbundenheit mit ihrer Wohnung und dem zugehörigen Wohnumfeld auf (Oswald, 1996).

Befunde des Alters-Surveys zeigen, dass die Wohndauer der 70-85jährigen befragten Personen im Mittel 31,6 Jahre in derselben Wohnung und 50,3 Jahre am selben Ort beträgt. Der Anteil der Befragten, die seit 40 und mehr Jahren in derselben Wohnung leben, liegt bei 28,4% im Westen und 34,7% im Osten Deutschlands (Motel et al., 2000).

Im Unterschied zur Wohndauer scheint die Wohnsituation für die Entstehung von Ortsbindung weniger wichtig zu sein. Zwar lassen sich Zusammenhänge zwischen Ortsbindung und Wohnstatus bzw. Wohnzufriedenheit nachweisen; diese sind jedoch im Vergleich zu anderen Faktoren von untergeordneter Bedeutung (Gebhardt et al., 1995).

Der Wunsch nach dem Verbleib in der vertrauten Wohnung wurde im englischen Sprachraum unter dem Begriff des „*Aging in place*“ eingeführt. „Einen alten Baum verpflanzt man nicht“ – so könnte mit einer deutschen Entsprechung der Sinngehalt dieses englischsprachigen Begriffs wiedergegeben werden.

Wie bedeutsam eine starke Bindung älterer Menschen an ihre Wohnung bzw. das nähere Wohnumfeld ist, zeigt sich auch im mehrfach empirisch belegten Wunsch des „Im-Alter-Zuhause-Wohnen-Bleibens“ (BMFSFJ, 1998; Heinze et al., 1997; Schneider-Sliwa, 2004). Gemäß den Ergebnissen des Alters-Surveys besteht auch beim Eintritt von Hilfs- oder Pflegebedürftigkeit ein anhaltend starkes Bedürfnis nach dem Verbleib in der bisherigen Wohnung (vgl. Tabelle 3):

Tabelle 3: Wohnpräferenzen bei Hilfsbedürftigkeit³³

Wohnpräferenz (in %)	Altersgruppe (in Jahren)	
	55 – 69 Jahre	70 – 85 Jahre
In meiner eigenen Wohnung	80, 7	79, 9
In einem Seniorenwohnheim / Seniorenwohnung	18, 5	14, 1
In einem Seniorenheim / Pflegeheim	9, 8	13, 1
Mit einem meiner Kinder	19, 2	21, 1
In der Nähe meiner Angehörigen	21, 6	18, 0
Mit Freunden oder in einer Wohn- oder Hausgemeinschaft	5, 1	2, 1
Sonstiges	1, 7	1, 5

Quelle: Motel et al., 2000. Datenbasis: Alters-Survey, 1996.

Bei diesem Bedeutungsaspekt des Wohnens im Alter ist der Ressourcencharakter von Umwelten vor allem in der Aufrechterhaltung des äußeren Rahmens von Lebenskontinuität zu sehen. Dabei handelt es sich um ein Bedürfnis, das auch von Atchley (1989, 1993) in seiner Kontinuitätstheorie des Alterns formuliert wurde. Demnach versuchen Menschen im Prozess des Alterns bestehende innere und äußere Strukturen zu bewahren. Während der Begriff der inneren Kontinuität auf das Fortdauern von Einstellungen, Vorlieben, Fähigkeiten etc. verweist, bezieht sich äußere Kontinuität auf die „erinnerte Struktur“ der physischen und sozialen Umwelt. Hierbei spielen Interaktionen mit vertrauten Personen an vertrauten Plätzen eine herausragende Rolle (Martin & Kliegel, 2008).

5.2.2. Räumlich-dingliche Umwelt und Identität

5.2.2.1. Identitätstheoretische Grundlagen

Unter personaler Identität (synonym: Ich-Identität, Selbst-Identität) wird

„der selbstreflexive Prozess verstanden, durch den eine Person ihre eigene (reale oder ideale) Identität herstellt. Das geschieht derart, dass sie ihre über verschiedene Situationen, Kontexte und die Zeit gemachten (Ich-)Erfahrungen über sich selbst so verarbeitet, dass sie sich als mit-sich-selber-eins erlebt (Erikson 1973)“ (Fuhrer, 2008, S. 416).

Eine Person identifiziert sich dabei mit sich selbst; Subjekt und Objekt der Identifizierung sind somit in einer Person vereint (Frey & Hauser, 1987). Dabei steht das Selbsterleben aus der Innenperspektive im Vordergrund sowie die Abgrenzung von anderen im Sinne von Individualität (ebd.). Identität als Selbst-Erfahrung ist jedoch auf von der Außenwelt vor-

³³ Die hierzu gestellte Frage lautete: „Für den Fall, dass Sie einmal stärker auf Hilfe angewiesen sind, wo können Sie sich vorstellen, einmal zu leben?“ (Mehrfachantwortmöglichkeit).

genommene Verortungen angewiesen. Soziale Zuschreibungen oder die Identifikation mit bestimmten Gruppen können zum Aufbau der personalen Identität beitragen (ebd.).

Die Konstruktion von Identität lässt sich nicht auf Kindheit und Adoleszenz beschränken; vielmehr wird Identität während der gesamten Lebensspanne aktiv hergestellt und gestaltet.

In der empirischen Forschung wird weniger die Identität als gesamtes komplexes Phänomen untersucht als vielmehr einzelne Komponenten. Relativ differenzierte Forschungsbefunde liegen zu den Identitätskomponenten Selbstkonzept und Selbstwertgefühl vor (Deusinger, 1987).

Der Begriff Selbstkonzept bezieht sich auf die kognitiven Repräsentationen, die eine Person von sich hat. Es handelt sich also um ein selbstbezogenes Wissenssystem, das auch als „*Theorie der eigenen Person*“ (Epstein, 1979) bezeichnet werden kann. Neben der kognitiven umfasst das Selbstkonzept auch eine bewertende (affektiv-evaluative) Komponente (Filipp & Mayer, 2005). Zu den Inhalten des Selbstkonzepts zählt sowohl semantisch-abstraktes Wissen im Sinne generalisierter Eigenschaften („Ich bin höflich“) als auch episodisch-konkretes Wissen, das sich auf bestimmte Verhaltensweisen und vergangene Episoden bezieht („Ich bin einen Marathon gelaufen“). Neben propositionalen, sprachgebundenen Repräsentationen werden auch nonpropositionale, wahrnehmungsgebundene Formen vermutet (z. B. bildhafte Vorstellungen der eigenen äußeren Erscheinung) (Filipp & Mayer, 2005).

Wichtigstes Medium zur Herstellung von Identität ist die Sprache. Identität konstituiert sich im Wesentlichen narrativ, d. h. in Form von lebensgeschichtlichen Erzählungen (McAdams, 1993, 2001, 2008; Schmitt, Hinner & Kruse, 2010; Lucius-Hoene & Deppermann, 2002).

Da in der vorliegenden Arbeit Gespräche mit demenziell erkrankten Menschen – also deren Narrationen – das empirische Datenmaterial bilden und sich in diesen biografische Selbstdarstellungen und –deutungen vollziehen, soll im folgenden Exkurs Bezug genommen werden auf das Konstrukt der „narrativen Identität“.

5.2.2.2. Narrative Identität

Zahlreiche Autoren, darunter vor allem McAdams (1993, 2001, 2008), betonen die enge Beziehung zwischen Narrationen und der Identität einer Person. So kann Identität verstanden werden als „[...] *an internalized and evolving story of the self* [...]“ (McAdams, 2001, S. 102).

Unter dem Begriff der narrativen Identität werden dabei diejenigen Aspekte von Identität beschrieben, „*die im lebensgeschichtlichen Erzählen dargestellt und hergestellt werden*“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S. 53):

„We use the term narrative identity to refer to the stories people construct and tell about themselves to define who they are for themselves and for others. Beginning in adolescence and young adulthood, our narrative identities are the stories we live by” (McAdams et al., 2006, S. 4).

Autobiografisches Erzählen lässt sich nach Lucius-Hoene & Deppermann (2002) sowohl als *Identitätsdarstellung* als auch als *Identitätsherstellung* begreifen. So bringt ein Erzähler einerseits Aspekte seiner Identität explizit zum Ausdruck, indem er seine eigene Person, Erlebnisse, Erfahrungen und Handlungsweisen gegenüber einem Zuhörer darstellt; andererseits entwickelt er aber auch im Erzählprozess selbst Identität.

Obwohl autobiografische Erinnerungen und lebensgeschichtliche Narrationen eng miteinander verknüpft sind, haben sich die Forschungstraditionen zum Gedächtnis und zum narrativen Erzählen in unterschiedlicher Weise entwickelt und verschiedene Theorien, Konzepte und Methoden hervorgebracht (Birren & Schroots, 2006).

Es zeigen sich jedoch deutliche Verbindungen zwischen den beiden Forschungsbereichen. Narrative Erzählungen basieren auf autobiografischen Erinnerungen. Dabei spielt das autobiografische Gedächtnis³⁴ als Quelle autobiografischer Erinnerungen eine entscheidende Rolle:

³⁴ In Bezug auf das autobiografische Gedächtnis besteht bislang keine einheitliche Definition. Während eine Gruppe von Autoren – unter Bezugnahme auf Tulving (1972) – das autobiografische Gedächtnis mit dem episodischen Gedächtnis gleichsetzt und darunter Erinnerungen an selbst erlebte Ereignisse, die in einem raum-zeitlichen Rahmen eingeordnet sind, versteht, wird diese Gleichsetzung von anderen Autoren heftig kritisiert. Brewer (1986) hebt bei seiner Definition vor allem den expliziten Selbstbezug der Erinnerung hervor. Neben diesem Selbstbezug lassen sich als weitere Kriterien zur Unterscheidung von episodischem und autobiografischem Gedächtnis auch die hohe Komplexität und der raum-zeitliche Kontext anführen (Pohl, 2007).

„The narrative self or our identity is built upon our vast store of autobiographical memories of the events of our lives. What we recall and how we interpret our memories comprise the stories of our lives” (Birren & Schroots, 2006, S. 488).

Erzählungen bilden jedoch das Erlebte nicht einfach ab, sondern sind individuelle Konstruktionen, die dem selektiven und konstruktiven Charakter von Wahrnehmen, Erinnern und Versprachlichen unterliegen (Lucius-Hoene, 2010).

Sie bestehen darüber hinaus nicht lediglich aus der Aneinanderreihung von Fakten, sondern spiegeln vielmehr subjektive Bedeutungen wider: *„Stories are less about facts and more about meanings”* (McAdams, 1993, S. 28). So wird die narrative Identität einer Person dadurch bestimmt, welche Erfahrungen und Ereignisse der Erzähler aus seinen autobiografischen Erinnerungen herausgreift und in seine Lebensgeschichte integriert (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002).

McAdams beschreibt diesen Prozess in seinem Lebensgeschichten-Modell der Identität³⁵ (*Life story model of identity*), in dem er Identität als internalisierte Lebensgeschichte („*Life story*“) versteht. Die so genannten Lebensgeschichten charakterisiert er dabei wie folgt:

„Life stories are based on biographical facts, but they go considerably beyond the facts as people selectively appropriate aspects of their experience and imaginatively construe both past and future to construct stories that make sense to them and to their audiences, that vivify and integrate life and make it more or less meaningful“ (McAdams, 2001, S. 101).

Die Entwicklung einer „*Life Story*“ bzw. narrativer Identität ist als ein lebenslanger dynamischer Prozess zu verstehen, dessen Anfänge bei der Entwicklung des Selbstkonzeptes in der frühen Kindheit liegen (Birren & Schroots, 2006; McAdams, 2001). Es wird jedoch davon ausgegangen, dass sich die Fähigkeit eine kohärente Lebensgeschichte zu formulieren – und damit eine Identität auszubilden - erst mit der Adoleszenz bzw. dem frühen Erwachsenenalter entwickelt (McAdams, 2001, 2008). Diese zeigt sich nach McAdams (2001) in den Narrationen in Form von zeitlicher, biografischer, kausaler und thematischer Kohärenz.

³⁵ McAdams (1993, 2001) begründete eine narrativ basierte Persönlichkeitstheorie, in der Lebensgeschichten neben dispositionellen Eigenschaften (erste Ebene) und charakteristischen Anpassungen (zweite Ebene) als dritte Ebene der Persönlichkeit eine entscheidende Rolle spielen. Bei der Ebene der „*life stories*“ steht nach McAdams die Herstellung eines kohärenten Selbst durch Erzählen der eigenen Biografie im Vordergrund: *„Life stories provide a view of human personality that cannot be accessed through dispositional traits or characteristic adaptations. Indeed, personality may be seen as as unique pattern of traits, adaptations, and stories“* (McAdams, 2001, S. 117).

Die narrative Identität wird durch Erfahrungen und Ereignisse konstituiert, die der Erzähler in seine Lebensgeschichte integriert (z. B. Kriegserfahrungen, einschneidende Lebensereignisse) und mit dem Ziel nach Kontinuität und Kohärenz auf bestimmte Weise miteinander verknüpft. Die Integration von Teilidentitäten zu einem kohärenten Ganzen betrachtet McAdams (2008) als zentrales Merkmal beim Erzählen von Lebensgeschichten.

So handle es sich bei der Geschichte des Selbst um „[...] *a special kind of story that each of us naturally constructs to bring together different parts of ourselves and our lives into a purposeful and convincing whole*“ (McAdams, 1993, S. 12).

Die Frage nach der Validität autobiografischer Erinnerungen bzw. nach der Authentizität des Erzählten tritt damit zurück. Im Vordergrund steht vielmehr „die Funktion der biografischen Selbstdarstellung im Dienste der aktuellen Identitätsherstellung und der Selbstvergewisserung, des Selbstwerterhalts und der Bewältigung des Erlebten“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S. 10 f., H. i. O.)

Das Erzählen der Lebensgeschichte ist stets intersubjektiv angelegt und damit auf die soziale Umwelt ausgerichtet (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002; McAdams, 2008).

Der Erzähler „positioniert“ sich dementsprechend gegenüber seinem Zuhörer auf unterschiedliche Weise, indem er sich in Relation zu anderen sozialen Positionen, zu Werthaltungen, Normen, Macht- und Wissenssystemen setzt (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002; McAdams, 2008).

Bei der Gestaltung von Erzählungen spielen zudem kulturelle Prägungen eine wichtige Rolle: „*Life stories are [...] coauthored by [...] the cultural context within which that person's life is embedded and given meaning. As such, individual life stories reflect cultural values and norms, including assumptions about gender, race and class*“ (McAdams, 2001, S. 101). Kulturelle Vorlagen werden bspw. beim Aufbau oder der thematischen Gestaltung von Erzählungen genutzt (McAdams, 2008; Lucius-Hoene & Deppermann, 2002).

Die Lebensgeschichte eines Menschen ist zudem nicht statisch, sondern dynamisch und veränderbar. Im Laufe der Zeit unterliegt sie bestimmten Wandlungen. So können neue Erfahrungen und Ereignisse, Ziele oder Veränderungen in sozialen Positionen zu Veränderungen in der narrativen Identität führen. Im Laufe des Lebens wird daher die narrative

Identität – und damit die persönliche „*life story*“ immer wieder neu rekonstruiert (McAdams, 1993, 2008).

Im Alter findet – bedingt durch körperliche und kognitive Veränderungen - häufig eine verstärkte Beschäftigung mit der eigenen Biografie statt. So genannte Reminiszenzgruppen³⁶, in denen ältere Menschen dazu angeregt werden über persönliche Lebenserfahrungen zu sprechen, können einerseits dazu beitragen, die Identität zu stützen; zum anderen kann aber auch eine Veränderung von Identität im Sinne von Wachstumsprozessen angestrebt werden (Bluck & Levine, 1998).

Narrative Identität als empirisches Konstrukt kann in einer systematischen interpretativen Analyse aus autobiografischen Erzählungen herausgearbeitet werden (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002). Als klassisches Erhebungsinstrument sozialwissenschaftlicher Erzählforschung dient das narrative Interview (Schütze, 1978). Es erlaubt dem Erzähler, auf eine erzählgenerierende Eröffnungsfrage hin seine Lebensgeschichte aus dem Stegreif zu erzählen und dabei subjektiv relevante Erlebnisse und Entwicklungen auszuwählen und zu entfalten. Erst nach dem Ende der Spontanerzählung folgt ein anknüpfender Nachfrageteil (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002). Die Grundidee des Verfahrens liegt darin, durch das autobiografische Erzählen Einblicke in bestimmte Erfahrungen, Sinnstiftungsprozesse und zentrale identitätskonstitutive Akte des Erzählers zu gewinnen. Die kognitiven Ordnungsprinzipien und „Zugzwänge“, denen das autobiografische Erzählen unterliegt, sind von Schütze (1984) ausführlich beschrieben worden (vgl. auch Kap. 4.1.2.).

Nach diesen identitätstheoretischen Grundlagen, in deren Zusammenhang vor allem die autobiografische Erzählung als Medium der Identitätsdar- und herstellung herausgearbeitet wurde, sollen nun im Folgenden die Inhalte von Identitätskonstruktionen im Vordergrund stehen. Der Schwerpunkt liegt dabei gemäß der Themenstellung dieser Arbeit auf der räumlich-dinglichen Umwelt.

³⁶ Unter dem Begriff Reminiszenztherapie werden erinnerungsfördernde Aktivitäten verstanden, die in Form einer Gruppen- oder Einzelaktivierung durchgeführt werden können und vor allem bei Menschen mit Demenz eingesetzt werden, um das subjektive Wohlbefinden zu unterstützen, das Selbstwertgefühl zu verbessern sowie das Identitätserleben zu stärken und aufrechtzuerhalten (BMG, 2007). Als Auslöser für die lebensgeschichtlichen Gespräche können Gegenstände, Musikstücke, Fotos oder Gerüche genutzt werden.

5.2.2.3. Orte und Gegenstände als symbolische Erweiterungen der Identität – Ein Überblick über die umweltpsychologische Identitätsforschung

Die Frage „wer bin ich?“ lässt eine Vielzahl von Antwortkategorien – und damit Spielräume für die Identitätskonstruktion - offen. So sind „*die Möglichkeiten, sich selbst zu beschreiben [...] im Prinzip unerschöpflich*“ (Frey & Hauser, 1987, S. 14).

Zu den bedeutsamen Definitionsräumen zählen Alter, Geschlecht, ethische Zugehörigkeit, Nationalität, Körper, Lebensgeschichte, Kulturkreis, Beruf, Weltanschauung oder Freizeit (ebd.).

Während die Bedeutung der sozialen Umwelt in diesem Zusammenhang schon länger etabliert ist, ist die Relevanz der physisch-dinglichen Umwelt jedoch zunächst vernachlässigt worden, wie Reitzes konstatiert:

„[...] the investigation of identity has concentrated on self-meanings in institutional roles (occupation and family), social categories or status (age, sex and race) or informal roles (friends and lovers). The significance of space and place (urban residence or community membership) and their shared social meanings has been neglected” (Reitzes, 1986, S. 167).

Allerdings ist der Einfluss der räumlich-dinglichen Umwelt auf die Identitätsentwicklung gewichtiger, als diese Vernachlässigung vermuten lässt. So kommt Lalli zu dem Schluss, dass „*die Frage, ob die räumlich-physikalische Umwelt für die Identität von Menschen relevant ist [...] von Seiten der Psychologie eindeutig bejaht werden [kann]*“ (Lalli, 1989, S. 36).

Seit etwa Anfang der 1960er/Ende der 1970er Jahre wird verstärkt auch die Dimension der räumlich-dinglichen Umwelt in den Blick genommen. Dabei wird vermutet, dass das Individuum für die reflexive Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst auch Merkmale heranzieht, die sich aus seiner Position im Raum ergeben (Geburtsort, Wohnort, Mobilität etc.) (Weichhart, 1990).

Zunächst Georg Simmel (1903), dann Stadtsoziologen (Fried, 1963; Gans, 1962), Umweltpsychologen (Proshansky, 1978; Stokols, 1981) und Humangeografen (Relph, 1976, Weichhart, 1990) haben in diesem Zusammenhang auf die Rolle der räumlichen Umwelt bei der Konstituierung persönlicher Identität aufmerksam gemacht.

Mittlerweile hat sich auf Basis ökopsychologischer Arbeiten (Barker, 1968; Altman, 1975; Kruse, 1974; Graumann, 1978; Kaminiski, 1976) etwa ab den 1980er Jahren eine ökologi-

sche Selbstkonzeptforschung entwickelt, die explizit die Bedeutung von Gegenständen und räumlichen Umwelten für die Entwicklung, Konstitution und Veränderung von Selbstkonzept und Identität betont.

Nicht nur andere Personen, auch Orte und Gegenstände liefern uns Informationen darüber, wer wir sind bzw. sein möchten. Die Frage „wer bin ich?“ wird nicht zuletzt auch aus Beschreibungen einer Person im Verhältnis zu ihrer Umwelt gespeist (Oswald, 2010).

Neisser (1988, 1993) spricht in diesem Zusammenhang von einem „ökologischen Selbst“ und definiert diese Art Selbstwissen als *„the self as perceived with respect to the physical environment: ‚I‘ am the person here in this place, engaged in this particular activity“* (Neisser, 1988, S. 36).

Als „ego-extension“ bezeichnete Allport (1955) die Tendenz des Selbst, Identifikationen auch über Körpergrenzen hinaus vorzunehmen und bspw. persönliche Gegenstände mit in das Selbstkonzept einzuschließen:

„In diesem Sinn einer Ich-Erweiterung können in ein Selbstkonzept Besitzbeziehungen zu konkreten Objekten eingehen, d. h. phänomenologisch betrachtet kann sich das Selbstkonzept eines Individuums auf Besitzobjekte ausdehnen“ (Stanjek, 1980, S. 84).

Aufgrund ihrer symbolischen Inhalte können auch räumliche Umweltausschnitte und Gegenstände Objekte der Identifikation sein und *„durch den Rückbezug auf die jeweils personale Existenz [...] in einem direkten Zusammenhang mit der Ausbildung von Ich-Identität“* (Weichhart, 1990, S. 18) stehen:

„Menschen gestalten sich ein Selbst, indem sie sich zuerst eine materielle Welt herstellen und dann mit ihr interagieren. Physische Dinge verkörpern und versinnbildlichen Ziele, deuten auf Fertigkeiten hin und gestalten die Identität des Benutzers. Zur Umwelt einer Person gehören nicht nur andere Personen, sondern auch Artefakte wie Möbelstücke oder Fotos. Dinge der persönlichen Umgebung sind nicht vom Wesen des Menschen ablösbar; die Interaktion mit ihnen bestimmt das Selbst genauso, wie die Interaktion mit anderen Personen“ (Guschker, 2002, S. 356).

Die relative Bedeutung der räumlich-dinglichen Umwelt als Definitionsraum für Identität im Vergleich zu anderen Identitätsaspekten ist relativ unklar, aber vermutlich als eher gering einzustufen (Lalli, 1989; Weiss, 1993).

Grundlegend für die ökopsychologische Theoriebildung zum Zusammenhang zwischen Umwelt und Identität war vor allem die soziologisch-sozialpsychologische Forschungsstra-

dition, die später beispielsweise von Proshansky (1978, 1983) auf dieses Forschungsfeld übertragen wurde.

Die theoretischen Wurzeln der ökologisch orientierten Selbstkonzeptforschung gehen in ihren Ursprüngen auf William James (1890) zurück, der aus heutiger Sicht als einer der ersten ökopyschologischen Selbsttheoretiker gelten kann.

James, der mit der Veröffentlichung der „*Principles of Psychology*“ (1890) als Begründer der amerikanischen Psychologie angesehen wird, hat mit der Unterscheidung in ein „reines Ich“ („*I*“) und ein „empirisches Ich“ („*Me*“) entscheidend zur Konzeptionalisierung des Selbst bzw. der Identität beigetragen. Während er mit „*I*“ das Selbst als das wahrnehmende Subjekt bezeichnet („*The knower*“), konstruiert er das „*Me*“ als zum Bewusstsein Kommendes („*The known*“).

Das „*I*“ konstituiert sich aus dem Strom vergänglicher Bewusstseinszustände, ist aber empirisch nicht bestimmbar. Nur das erfahr- und beschreibbare empirische „*Me*“ kann Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen sein.

Dieses differenziert James weiter in drei Aspekte. Von besonderer Bedeutung für die vorliegende Arbeit ist das Verständnis von James, dass sich das empirische Selbst nicht nur aus persönlichen Fähigkeiten und Eigenschaften („*spiritual me*“) und sozialen Zuschreibungen („*social me*“) zusammensetzt, sondern sich auch aus Erfahrungen im Umgang mit materiellen Objekten („*material me*“) generiert. Dementsprechend definiert James das „*Me*“ als die Summe von all dem, was ein Mensch auf sich beziehen kann:

„[...] A man's Me is the sum total of all that he can call his, not only his body and his psychic powers, but his clothes and his house, his wife and children, his ancestors and friends, his reputation and works, his lands and horses, and yacht and bank-account. All these things give him the same emotions“ (James, 1984, S. 160, H. i. O.).

Zum „materiellen Selbst“ zählt James hauptsächlich den Körper; darüber hinaus die Kleider, die Familie, aber auch das Heim sowie weiteren Besitz:

„The body is the innermost part of the material me in each of us; and certain parts of the body seem more intimately ours than the rest. The clothes come next. [...] Next, our immediate family is a part of ourselves. Our father and mother, our wife and babes, are bone of our bone and flesh of our flesh. [...] Our home comes next. Its scenes are part of our life; its aspects awaken the tenderest feelings of affection; and we do not easily forgive the stranger who, in visiting it, finds fault with its arrangements or treats it with contempt. [...] An equally instinct impulse drives us to collect property; and the collections thus made become, with different degrees of intimacy, parts of our empirical selves“ (James, 1984, S. 160 f.).

Die Zugehörigkeit zum Me und damit die „symbolische Hereinnahme“ der Dinge in das Selbst begründet James damit, dass eine Person gegenüber diesen Dingen in ähnlicher Weise empfindet:

„We feel and act about certain things that are ours very much as we feel and act about ourselves. Our fame, our children, the work of our hands, may be as dear to us as our bodies are, and arouse the same feelings and the same acts of reprisal if attacked“ (James, 1984, S. 159).

Bei Zerstörung oder Verlust *„remains [...] a sense of shrinkage of our personality, a partial conversion of ourselves to nothingness, which is a psychological phenomenon by itself“ (James, 1984, S. 161).*

In darauf folgenden Arbeiten zur Identitätsentwicklung wurde die Konzeption von James aufgegriffen und weiterentwickelt.

So formulierte Stefan Hormuth (1990) in der Theorietradition von James einen ökologischen Ansatz in der Selbstkonzeptforschung, der neben sozialen auch räumlich-dingliche Konstituenten berücksichtigt: *„The constituents of the self, namely others, environments, and things that provide, mediate, and perpetuate social experience, will be described as the ecology of the self“ (Hormuth, 1990, S. 1 f., H. i. O.).*

Unter einer Ökologie des Selbst versteht Hormuth Personen als Quelle unmittelbarer sozialer Erfahrungen, Dinge, die soziale Erfahrungen vermitteln und Umwelten, in denen soziale Erfahrungen stattfinden. Dabei geht er davon aus, dass Personen sowie Dinge und Orte – als Bestandteile der räumlich-dinglichen Umwelt – selbstrelevante Bedeutungen über Handlungserfahrungen vermitteln. Das impliziert, dass eine Person dabei nicht auf einen Ort oder Gegenstand an sich reagiert, sondern auf die Bedeutungen, die diese im Zuge der Handlungserfahrungen erlangt haben.

Wie Hormuth ausführt, können räumlich-dingliche Umwelten für das Selbstkonzept unterschiedliche Funktionen haben. Zunächst können sie selbstbildrelevante Tätigkeiten und Verhaltensweisen überhaupt erst ermöglichen, indem sie entweder als geografisches Setting oder als Werkzeug fungieren. So braucht ein Skifahrer Berge, ein Koch eine Küche und ein Musiker sein Instrument.

Zudem können Orte und Gegenstände als „Repräsentanten der Vergangenheit“ Erinnerungen auslösen, die wiederum selbstbezogene Kognitionen aktivieren. Dies können beispielsweise Orte der Kindheit sein oder Fotos der eigenen Person.

Drittens ermöglichen Orte und Dinge die Selbstrepräsentation gegenüber anderen, beispielsweise durch den Stil einer Wohnung oder die darin aufgestellten Gegenstände.

Schließlich können Umwelten als „*behavior setting*“ wirksam werden, indem sie ein bestimmtes Verhalten erfordern, das mit Rollenvorschriften vergleichbar ist; als Beispiele nennt Hormuth einen Gerichtshof oder eine Kirche.

Hormuth interessierte sich vor allem für Stabilität und Wandel des Selbstkonzepts bei Veränderungen des Umweltbezugs. Zu diesem Zweck untersuchte er selbstkonzeptbezogene Verhaltensweisen und Einstellungen vor, während und nach einem Wohnortswechsel.

Methodisch setzte er auf die Kombination verschiedener Verfahren, die dazu dienen sollten, die ökologische Validität zu erhöhen. Dazu zählten die Methode der Erfahrungsstichprobe, die Methode der Autofotografie sowie Interviews.

5.2.2.4. Ortsidentität

Mit dem Konzept der Ortsidentität haben Proshansky, Fabian & Kaminoff (1983) den am häufigsten in der Umweltpsychologie beschriebenen Zusammenhang zwischen Umwelt und Identität formuliert. Während bei dem Konzept der Ortsbindung der Fokus auf der emotionalen Ebene liegt, handelt sich bei der Ortsidentität um ein kognitives Konzept.

In diesem Zusammenhang wird vermutet, dass eine Person zur Beschreibung ihrer Identität neben zentralen Identitätsfaktoren (z. B. Alter, Geschlecht, Beruf) gleichermaßen ihre Beziehung zu spezifischen Umweltausschnitten (z. B. Geburtsort, Wohnort, bevorzugtes Urlaubsziel) einbringt (Werthmüller, 1995).

Ortsidentität ist daher mit der Geschlechtsidentität, der politischen Identität oder der ethnischen Identität zu vergleichen. Graumann (1983) spricht in diesem Zusammenhang auch von multiplen Identitäten.

Mit Ortsidentität ist dabei „*jener räumliche Ausschnitt der Umwelt gemeint, den ein Individuum über Prozesse der Identifizierung in seine Identität integriert*“ (Fuhrer, 1999, S. 95).

Proshansky et al. (1983) verstehen unter Ortsidentität eine spezifische Substruktur der psychosozialen Identität, welche die Gesamtheit der diversen Erinnerungen, Vorstellungen, Gefühle, Handlungen, Werte, Präferenzen, Bedeutungen und Auffassungen, die die alltägliche physische Umwelt der Person betreffen, umfasst:

„To begin with, it is a substructure of the self-identity of a person consisting of, broadly conceived, cognitions about the physical world in which the individual lives. These cognitions represent memories, ideas, feelings, attitudes, values, preferences, meanings, and conceptions of behaviour and experience which relate to the variety and complexity of physical settings that define the day-to-day existence of every human being” (Proshansky et al., 1983, S. 59).

Ortsidentität kann also als ein Teil der Selbstidentität verstanden werden. Sie bildet allerdings keine geschlossene Substruktur des Selbst, sondern eher eine Sammlung von Erinnerungen, Interpretationen und Gefühlen in Bezug auf Orte (Fuhrer, 2008).

Die Ortsidentität älterer Menschen wird durch lebenslang erfahrene Umwelterlebnisse und –auseinandersetzungen gespeist. Sie ist geprägt durch die „*environmental past*“, d. h. durch biografisch zurückliegende Orte in ihrer Beziehung zu den Bedürfnissen einer Person (Wahl et al., 2009):

„At the core of such physical environment-related cognitions is the ‚environmental past‘ of the person: a past considering of places, spaces, and their properties which have served instrumentally in the satisfaction of the persons biological, psychological, social and cultural needs“ (Proshansky et al., 1983, S. 59).

Wie Proshansky et al. weiter ausführen, handelt es sich bei Ortsidentität um eine „persönliche Konstruktion“, die sich aus den Erfahrungen mit der räumlichen Umwelt ergibt:

„It grows out of direct experiences with the physical environment; these experiences in turn become modified and transformed by cognitive processes and the effects of still other subsequent direct experiences with the physical environment“ (Proshansky et al., 1983, S. 62).

Auch in anderen Disziplinen wird der Zusammenhang von Umwelt und Identität ausführlich diskutiert. Der Humangeograf Peter Weichhart hat durch seine Beiträge dazu beigetragen, Klarheit in die innergeografische Auseinandersetzung um die Frage der territorialen Bindungen des Menschen zu bringen. Statt von Ortsidentität spricht Weichhart von „raumbezogener Identität“ und definiert diese als „*gedankliche Repräsentation und emotional-affektive Bewertung jener räumlichen Ausschnitte der Umwelt, die ein Individuum in sein Selbstkonzept einbezieht, als Teil seiner selbst wahrnimmt.*“ (Weichhart, 1990, S. 23).

Im Laufe der geografischen Auseinandersetzung mit diesem Thema bildeten sich verschiedene Schwerpunkte in Bezug auf den Maßstab der Betrachtung und die Funktionen bzw. Voraussetzungen für das Phänomen der räumlichen Identifikation heraus.

Je nach Maßstabsebene wurden Untersuchungen auf lokaler, regionaler oder nationaler Ebene angesiedelt³⁷ (Reinhardt, 1999).

³⁷ Daran anknüpfend sei auf Lalli (1989) verwiesen, der das globale Konstrukt „*place identity*“ ablehnt und stattdessen fordert die qualitativ unterschiedlichen Strukturen und Prozesse auf den verschiedenen räumlichen Ebenen zu betrachten. Ihm erscheint es sinnvoller mit Konstrukten mittlerer Reichweite – beispielsweise der Stadt – zu arbeiten und den Begriff der Ortsidentität lediglich als Oberbegriff für die verschiedensten Formen ortsbezogener Identität zu nutzen. Analog zu Proshansky et al. (1983) definiert er „stadtbezogene Identität“ als einen Teil der umfassenderen Selbstidentität einer Person als Ergebnis einer komplexeren Zuordnung von Selbst und städtischer Umwelt. Die zentrale Funktion von stadtbezogene Identität liegt nach

Die Basis für die Entstehung einer raumbezogenen Identität bilden nach Weichhart Prozesse des Identifizierens, wie sie Graumann (1983) in seinem Beitrag „*on multiple identities*“ beschreibt. Hier finden sich drei unterschiedliche Bedeutungsaspekte des Begriffs „Identifikation“, die durch drei Grundprozesse des Identifizierens beschrieben werden können und die sich ausdrücklich auch auf räumliche Umwelten beziehen.

Demnach bezeichnet „*Identifikation I*“ („*identifying the environment*“) die kognitive Erfassung und Klassifikation von Objekten durch ein wahrnehmendes Subjekt. In der Auseinandersetzung mit der Umwelt erkennen wir bestimmte Objekte, identifizieren sie als diese, benennen sie und schreiben ihnen bestimmte Eigenschaften zu. Unter Objekten werden dabei nicht nur Gegenstände verstanden, sondern auch Personen, soziale Gruppen oder Orte (Weichhart, 1999). Diese werden im Bewusstsein als kognitive Struktur repräsentiert:

„Identification, then, is the recognition of some body in its sameness, i. e. as different from other bodies. Sameness, however, is not a physical term, nor is difference. Both are to be understood psychologically, i.e. as experiences of sameness and differences. [...] We cannot grow up intellectually without learning how to categorize our environment (and ourselves), and we cannot categorize without identifying common properties which, at the same time, discriminate between whatever belongs and what does not belong. In other words, identification implies classification, which logically means the construction of classes“ (Graumann, 1983, S. 310 f.).

Mit „*Identifikation II*“ („*being identified*“) beschreibt Graumann die Erkenntnis eines Individuums, dass es selbst zum Gegenstand eines Identifikationsprozesses werden kann und dass mit diesem „Klassifiziert-Werden“ bestimmte Erwartungen, Zuschreibungen und Attribuierungen verbunden sind.

Die „*Identifikation III*“ („*identifying with one's environment*“) schließlich bezeichnet die Bezugnahme des Individuums auf seine soziale und räumliche Umwelt im Prozess der Ausgestaltung der eigenen Persönlichkeit. Identifikationsmodelle können andere Menschen sein, die wir bewundern, es können aber auch Orte und Objekte sein, mit denen wir uns identifizieren:

„It is this symbolic function which also permits things (as distinct from persons and groups) to become objects of identification. Not only may a house stand for one's home and family, a cathedral for one's religious belief, a splendid car for one's level of achievement and high status; even minor everyday objects, like cups and spoons,

shabby toys and threadbare sweaters, may symbolize persons, relations, events from our individual and social biographies” (Graumann, 1983, S. 312).

Der „Nutzen“ raumbezogener Identität kann vor allem in der Entwicklung und Aufrechterhaltung von personaler Einheit und Geschlossenheit des Individuums gesehen werden.

Die Identifikation mit einem Ort kann schließlich auch dazu führen, Verantwortung für diesen übernehmen zu wollen, die sich wiederum in Engagement für Vereine, Bürgerinitiativen etc. äußern kann.

Proshansky et al. (1983) vertreten die Ansicht, dass Ortsidentität im Allgemeinen unbewusst bleibt und erst dann bewusst wird, wenn sie gefährdet ist oder es zu Unterbrechungen kommt. Auch in der Forschung zu kritischen Lebensereignissen (Filipp, 1981) wird der Wohnortswechsel als nicht-normatives kritisches Lebensereignis, das eine Gefahr für die Identitätsstabilität darstellt, diskutiert³⁸ (Fischer & Fischer, 1990).

Mit dem Verlust eines vertrauten Settings gehen Identifikationsmöglichkeiten verloren, was nach Hormuth (1990) einem Zustand der Identitätsgefährdung entspricht. Das kann dann eintreten, wenn Personen umziehen (Fischer & Fischer, 1990), auswandern (Wölfing, 1990) oder ihren Wohnort - bedingt durch Naturkatastrophen - unfreiwillig verlassen müssen (Shumaker & Conti, 1985).

Die damit verbundenen psychischen Prozesse skizziert Habermas folgendermaßen:

„[...] die Kontinuität mit sich selbst wird unterbrochen, wenn die Kontinuitätsversichernde, da selbst stabile Umwelt entfällt; in einer neuen Umwelt wird es der Person umso schwerer fallen, selbstkonsistent zu agieren und sich zu erleben, je mehr sich die neue von der bisherigen Umwelt unterscheidet. Der Übergang zu einer neuen Umwelt wird die Identität der Person erst einmal aus dem Gleichgewicht bringen: ihr Verständnis von ihrer neuen Umwelt und entsprechend ihrer Handlungsmöglichkeiten sind erst einmal begrenzt, und die Selbstbestätigung, die sie daraus bezieht, aktiv auf ihre Umwelt einzuwirken, ist ihr zum großen Teil entzogen; die Vertrautheit mit dem eigenen Körper wird durch einen Übergang bedroht, da sie in dem vertrauten Umgang mit der Umwelt gründet, und schließlich drohen bei einem Übergang die gewohnten Quellen des Selbstwertgefühls zu versiegen, die zu einem nicht unerheblichen Teil eine aktive Bewältigung der Umwelt, zumindest aber die Möglichkeit einer sinnvollen Interaktion mit ihr voraussetzen“ (Habermas, 1999, S. 166).

In der Weiterführung dieses Gedankens bekommt das Bleiben-können an einem vertrauten Ort bzw. das Verlassen-müssen eines Ortes eine herausragende Bedeutung für die Person, insbesondere in Lebenszeiten brüchiger Identität (Iken, 2007). Die zwangsweise Umsied-

³⁸ An dieser Stelle soll jedoch angemerkt werden, dass der Verlust von Ortsidentität nicht immer als belastendes Ereignis wahrgenommen wird. Muss sich eine Person z. B. nicht mehr als Bewohner einer schlechten Wohngegend definieren, wird der Wohnortswechsel und damit auch der Verlust der Ortsidentität nicht negativ erfahren (Fischer & Fischer, 1990).

lung aus der zum Bestandteil der Identität gewordenen Wohnumgebung kann dann den Charakter einer Lebenskrise annehmen, die als Entwurzelung erlebt wird und beim Betroffenen im Extremfall schwere Trauerreaktionen hervorrufen kann:

„These are manifest in the feelings of painful loss, the continued longing, the general depressive tone, frequent symptoms of psychological or social or somatic distress, the active work required in adapting to the altered situation, the sense of helplessness, the occasional expressions of both direct and displaced anger, and tendencies to idealize the lost place“ (Fried, 1963, S. 151).

Die empirische Erforschung von Ortsidentität erweist sich ähnlich wie auch bei der Ortsbindung (vgl. Kap. 5.2.1) als relativ schwierig. Probleme ergeben sich vor allem bei der Operationalisierung des Konzeptes sowie bei der Wahl angemessener Erhebungsinstrumente. Fuhrer (2008) verweist daher auf die Notwendigkeit neben quantitativen Datenerhebungsmethoden zusätzlich Methoden der qualitativen Sozialforschung zu nutzen.

In vielen Veröffentlichungen werden die Konzepte Ortsbindung und Ortsidentität vermischt, teilweise synonym verwendet oder durch unscharfe Begriffsbildungen nur verschwommen voneinander abgegrenzt.

Während Proshansky et al. (1983) Ortsbindung als einen Teil der Ortsidentität betrachten, schließt sich die Verfasserin dieser Arbeit denjenigen Autoren an, die fordern, eine genauere Abgrenzung der beiden Konzepte vorzunehmen.

So unterscheidet Reinhardt (1999) Ortsbindung und Ortsidentität folgendermaßen:

„Ortsbindung kann zunächst einmal verstanden werden als der Wunsch eines Menschen, an dem Ort, an dem er lebt, auch zu bleiben. [...]. Dennoch: Wer ortsgebunden ist, identifiziert sich nicht zwangsläufig mit seiner Umgebung. Letztendlich geht man also bei der Verwendung des Begriffs der lokalen Identifikation von einer stärkeren und auch tieferen Bindung des Menschen an den Raum aus, als bei der Verwendung des Begriffs der Ortsbindung“ (Reinhardt, 1999, S. 64 f.).

Auch Habermas (1999) hält es für sinnvoller, beide Konzepte schärfer voneinander abzugrenzen. Demnach betont der Begriff der Ortsbindung vor allem die emotionale Verbundenheit und die positiven, auf einen bestimmten Ort gerichteten Gefühle und umfasst sowohl ein faktisches, selbstverständliches und unreflektiertes Verwurzelte sein wie auch das Gewährwerden und Reflektieren der eigenen Bindung an einen Ort bis hin zur ideologisierenden Überhöhung (Habermas, 1999). Die Bindung an Orte ist nach Habermas normalerweise mehr eine gelebte als eine reflektierte. Bindung beschreibt eine Handlungsdispositi-

on, die in der Funktion und Erlebnisqualität persönlicher Orte begründet ist. Der Begriff der Ortsbindung lässt multiple Ortsbezüge zu, kann sich auch auf nicht-öffentliche Orte beziehen und muss nicht die Bedingung der einfachen Kommunizierbarkeit erfüllen.

Menschen können im Laufe ihres Lebens gegenüber vielen Orten emotionale Bindungen empfinden. Nicht alle diese Orte werden jedoch zur Konstruktion der eigenen (Orts-) Identität herangezogen.

Demgegenüber impliziert der soziologischere Begriff der Ortsidentität eine Zuordnung der eigenen Person zu einem Ort. Die Orte, auf die die Ortsidentität verweist, müssen biografisch zentrale Bühnen der Person (gewesen) sein, so dass die Person auch für andere über sie identifizierbar ist. Neben einer aktuellen Ortsidentität kann auch eine biografische bestehen (Habermas, 1999). Da Ortsidentität eine leichte Kommunizierbarkeit erfordert, bezieht sie sich hauptsächlich auf öffentliche Orte wie Städte, Stadtteile oder Gegenden und weniger auf persönliche Räume wie Wohnungen (ebd.).

5.2.2.5. Weitere identitätsbezogene Aspekte räumlich-dinglicher Umwelten

Identität lässt sich sowohl nach den jeweiligen Inhalten (Alter, Geschlecht, Nationalität etc.) als auch nach den Identität konstituierenden Kriterien beschreiben.

Während der Ansatz von Proshansky et al. (1983) die räumliche Umwelt als infrage kommenden Inhalt diskutiert - er verweist auf die Möglichkeit sich mit Bezug auf einen Ort zu definieren - , untersuchten andere Autoren (u. a. Habermas, 1999; Twigger-Ross & Uzzell, 1996) weitere Funktionen räumlich-dinglicher Umwelten, die mittel- und unmittelbar auch der Identitätsentwicklung und –stabilisierung dienen. Hierbei tritt die Identitätsdynamik in den Blickpunkt. Zu den zentralen konstituierenden Kriterien von Identität zählen die Aspekte Einzigartigkeit und Zugehörigkeit, Kontinuität, Konsistenz, Selbstwirksamkeit und Selbstwertgefühl (Fuhrer, 2008).

Bezieht man diese Dimensionen auf die räumlich-dingliche Umwelt, lassen sich auch hier zahlreiche Verbindungen zwischen Identität und Umwelt aufzeigen.

Räumliche Umwelten können in diesem Zusammenhang der Darstellung von Einzigartigkeit und Zugehörigkeit eines Menschen dienen. Der Herkunftsort oder ein bestimmtes Stadtviertel beispielsweise können gemäß dieser Sichtweise als Unterscheidungsmerkmal zwischen Personen dienen: „*A resident's association with a specific town or area of town people enables them to differentiate themselves from people from other parts of the town*” (Twigger-Ross & Uzzell, 1996, S. 207).

Auch Gegenstände können zur öffentlichen Darstellung der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe bzw. der Kennzeichnung der persönlichen Einzigartigkeit genutzt werden. In diesem Zusammenhang kann nach Dittmar (1992) materieller Besitz zum einen stellvertretend für die einmaligen persönlichen Qualitäten und Werte bzw. die persönliche Geschichte stehen, zum anderen können Dinge die Zugehörigkeit z. B. zu einer bestimmten ethnischen oder politischen Gruppe symbolisieren.

Der Aspekt der Kontinuität verweist auf das temporale Moment von Identität. Für Erikson (1968) galt der Aufbau der Empfindung einer inneren Kontinuität trotz des Wandels der eigenen Person über die Zeit hinweg als das Kernthema von Identität überhaupt (Laser et al., 1999). Die Wahrnehmung von Kontinuität kann durch die Stabilität der räumlichen Umwelt unterstützt werden. So verweisen bspw. Proshansky et al. (1983) auf die Bedeutung einer beständigen physischen Umwelt als wichtigen Hintergrund im Hinblick auf das Erleben von Kontinuität: *„The perceived stability of place and space ... correspondently validates the individual's belief in his or her own continuity over time“* (Proshansky et al., 1983, S. 66).

Dabei kann nach Twigger-Ross und Uzzel (1996) zwischen einer *„place-referent-continuity“* sowie einer *„place-congruent-continuity“* unterschieden werden.

„Place-referent-continuity“ bezieht sich dabei auf emotionale Bindungen an Orte der eigenen Vergangenheit:

„[...] places act as referents to past selves and actions and that for some people, maintenance of a link with that place provides a sense of continuity to their identity“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996, S. 207).

„Place-congruent-continuity“ ist dagegen nicht auf einen bestimmten, subjektiv bedeutsamen Ort gerichtet, sondern beschreibt das Erleben von Kontinuität, das sich durch die Charakteristika eines bestimmten Ortstyps (z. B. Großstadt) ergibt:

„Place-congruent-continuity refers to the maintenance of continuity via characteristics of places which are generics and transferable from one place to another“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996, S. 208).

Auch Objekte können zwischen Vergangenheit und Zukunft überbrücken und somit zum Gefühl zeitlicher Kontinuität beitragen. So kann beispielsweise durch das Betrachten eines Fotos eine Stabilität der Person trotz des eigenen Wandels über die Zeit hergestellt werden (Hormuth, 1990).

Zur Kontinuität – auch als diachrone Konsistenz bezeichnet – tritt die synchrone (situative) Konsistenz. Sie bezieht sich auf die Erfahrung, über verschiedene soziale und affektive Situationen möglicherweise widersprüchliche Teil-Identitäten zu einer Identität integrieren zu können und trotz „*multipler Identitäten*“ (Graumann, 1983) das Gefühl zu haben ein und dieselbe Person zu sein. Boesch (1991) beschreibt in seiner symbolischen Handlungstheorie die Relevanz von Dingen für das Empfinden einer übersituativen Konsistenz (synchrone Identität): „*First, objects stabilize and reinforce our actions; second, objects facilitate variations of behavior, and third, objects mediate between situations*“ (Boesch, 1991, S. 327). Nach Habermas (1999) tragen stabile Umwelten ebenfalls zur synchronen Konsistenz von Personen bei, indem sie Handlungsrouinen organisieren und einen örtlichen Kristallisationspunkt für die Identität bilden können.

Ein motivational zentraler Identitätsaspekt ist die Erfahrung, aktiv auf die Umwelt einwirken zu können. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von Selbstwirksamkeit. Dinge und Orte können dazu dienen, Fähigkeiten mit oder an ihnen zu erproben und zu erfahren und eröffnen dem Individuum die Möglichkeit aktiv auf die Umwelt einzuwirken und damit Autonomie zu erleben: „*With respect to the environment, we would suggest that feelings of self-efficacy are maintained if the environment facilitates or at least does not hinder a person's everyday lifestyle*“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996, S. 208).

Gegenstände können die Handlungskompetenz erhöhen, indem sie es ermöglichen, eigene Fähigkeiten und Fertigkeiten auszuprobieren und zu verbessern (Boesch, 1991; Habermas, 1999). Die Identitätsrelevanz liegt in diesem Fall in der Möglichkeit zur Erweiterung der eigenen Autonomie oder Kontrolle über einen Eigenbereich (Habermas, 1999).

Eine weitere Identitätsdimension bildet die Selbstbewertung. Auf dieser Dimension kann die räumlich-dingliche Umwelt dazu beitragen das Selbstwertgefühl zu beeinflussen. Entspricht ein in Handlungsstrukturen integrierter Ort den subjektiven, positiven Wertmaßstäben, so kann er die Wertschätzung dem Selbst gegenüber verstärken und beispielsweise Gefühle wie Stolz auslösen, der damit verbunden ist, an diesem bestimmten Ort zu leben: „*This differs from simply positively evaluating a place, in that it suggests that person gains a boost to his/her self-esteem from the qualities of the place [...]*“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996, S. 208). Auch Dinge können Stimmungen und Gefühle beeinflussen und damit eine wichtige Funktion zur Stabilisierung des Selbstwertgefühls erfüllen (Habermas, 1999). Dies äußert sich zum einen darin, dass Gegenstände es ermöglichen, bestimmten

Gefühlen Ausdruck zu verleihen; zum anderen können sie Freude oder Spaß erzeugen (ebd.).

6. Zusammenfassung und Vorausschau

In diesem Kapitel soll nun eine Verbindung geschaffen werden zwischen den bislang vorgestellten theoretischen Ansätzen und den weiterführenden Schritten auf dem Weg zur Durchführung der empirischen Untersuchung.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, subjektiv bedeutsame Beziehungen demenziell erkrankter Menschen zur räumlich-dinglichen Umwelt zu erheben und im Hinblick auf mögliche Potenziale zu analysieren.

Die bisherigen Ausführungen dienten dazu, zunächst einen Überblick über Formen, Symptomatik, Epidemiologie und Verlauf demenzieller Erkrankungen zu geben.

Da dem chronisch progredienten Verlauf der Erkrankung bislang keine kausalen Behandlungsmöglichkeiten entgegenstehen, rückte die Frage nach dem Erhalt bzw. der Förderung der Lebensqualität demenziell erkrankter Menschen zunehmend ins Forschungsinteresse. Das Konstrukt der Lebensqualität kann heute zu den Leitkonstrukten grundlagen- und anwendungsorientierter gerontologischer Forschung gezählt werden. Vor diesem Hintergrund war es das Ziel des Forschungsprojekts H.I.L.DE. ein Erhebungsinstrument zu entwickeln, das strukturierte Kriterien zur Beurteilung der Lebensqualität demenzkranker Menschen bereitstellt, um eine zuverlässige, an verbindlichen Kriterien orientierte Beurteilung der Lebensqualität demenzkranker Menschen zu leisten (Becker & Kaspar, 2011). Auf der Grundlage einer Erfassung der Lebensqualität müssen darüber hinaus in der Pflegepraxis gezielte Interventionen abgeleitet werden, die zum Erhalt oder der Förderung der Lebensqualität beitragen (ebd.).

Beim Blick auf die derzeitige Versorgungslandschaft zeichnete sich bereits ab, dass die Frage nach einem angemessenen Versorgungssetting auch im Hinblick auf die Gestaltung der räumlichen Umwelt diskutiert wird.

Räumliche Umwelt wurde in diesem Zusammenhang entsprechend einer Konzeption von Lawton (1996) als eine Dimension von Lebensqualität betrachtet und dargestellt, wobei objektive und subjektive Umweltaspekte unterschieden werden können.

In der bisherigen Forschung wurde der Einfluss der räumlichen Umwelt auf die Lebensqualität demenziell Erkrankter bislang vor allem im Hinblick einer kompensatorisch und therapeutisch wirksamen Umwelt („objektive Umweltaspekte“) untersucht.

Darüber hinaus existieren jedoch Ansätze, die primär Aspekte der subjektiven Bedeutung und des Erlebens in den Blick nehmen („subjektive Umweltaspekte“). Diese werden erst durch individuelle Vorlieben und biografische Hintergründe als Ressource für das Erleben von Lebensqualität bedeutsam.

Als theoretische Fundierung wurde der Forschungszweig der Ökologischen Gerontologie herangezogen, der zum grundlegenden Verständnis der zwischen Mensch und Umwelt bestehenden Wechselwirkungen beitragen kann.

Es konnte gezeigt werden, dass Altern aus Sicht der Entwicklungspsychologie stets als Entwicklung im Kontext zu betrachten ist. Räumliche Kontexte unterliegen dabei verschiedenen Aneignungsprozessen, die sich im Lebensverlauf wandeln und im hohen Alter vermehrt durch das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Kontinuität und Sinnerhaltung bestimmt werden.

Unter einer biografischen Betrachtungsweise, die den Lebenslauf in seinen subjektiv bedeutsamen Aspekten in den Blick nimmt, wurden Orte als „Schauplätze“ und „Knotenpunkte“ im Lebenslauf konzeptualisiert, die als „Erinnerungsträger“ bei der Rekonstruktion der Biografie eine wichtige Funktion übernehmen können.

Anhand ausgewählter Themenbereiche (Wohnen, Heimat, Wohnortwechsel, persönliche Gegenstände) konnte anschaulich die Verklammerung objektiver Umweltgegebenheiten und subjektiver Erlebnisinhalte dargestellt werden.

Neben klassischen, funktional orientierten ökogerontologischen Ansätzen finden sich Konzepte innerhalb der ökologischen Gerontologie, die sich auf diese subjektiven Prozesse der Bewertung, Bedeutungszuschreibung und Verbundenheit richten.

Es wird vermutet, dass Prozesse des „*Belonging*“ (Wahl & Oswald, 2010) zum Erleben von Kontinuität und Vertrautheit sowie zur Aufrechterhaltung von Identität bzw. identitätsrelevanter Persönlichkeitsaspekte im höheren Lebensalter beitragen.

Als Ansätze, die dem Person-Umwelt-Erleben („*Belonging*“) zugeordnet werden können, wurden die Konzepte „*place attachment*“ und „*place identity*“ ausführlicher dargestellt.

Während der Begriff der Ortsbindung die emotionale Verbundenheit mit einem Ort beschreibt; verweist das kognitive Konzept der Ortsidentität auf die Möglichkeit, sich unter Bezugnahme auf einen Umweltausschnitt zu definieren.

Mit Blick auf bisherige empirische Studien, die sich mit dem subjektiven Erleben der räumlich-dinglichen Umwelt beschäftigt haben, bleibt zu konstatieren, dass hierin lediglich Stichproben mit kognitiv gesunden Älteren untersucht wurden.

Die subjektive Bedeutung der räumlich-dinglichen Umwelt für demenziell erkrankte Menschen wurde dagegen bislang nicht ausreichend untersucht.

Bereits 1997 (deutsch: 2000) beklagte Tom Kitwood das Fehlen empirischer Forschung, die sich dem subjektiven Erleben demenziell erkrankter Menschen widmet. Ein Desiderat, das – zumindest im Hinblick auf den Forschungsgegenstand dieser Arbeit - noch nicht erfüllt wurde.

Die vorliegende Arbeit setzt sich das Ziel, die subjektiven Umweltperzeptionen demenziell erkrankter Menschen sowie die damit verbundenen Bedeutungen zu erforschen und im Hinblick auf die vorgestellten theoretischen ökogerontologischen Konzepte zu diskutieren.

Vor der empirischen Untersuchung sollen jedoch an dieser Stelle zunächst einige notwendige Vorüberlegungen anstellt werden.

Wie Saup (1993) kritisch anmerkt, wird der Begriff „Umwelt“ häufig uneinheitlich verwendet. So wird er zur Bezeichnung mikro- bis makroökologischer Ausschnitte von Umwelt herangezogen, auf unterschiedliche „Realitätsarten“ von Umwelt angewendet (objektive Umweltaspekte vs. subjektive erlebte Umwelt) und kann sich neben der räumlich-dinglichen Umwelt auch auf die soziale Umwelt beziehen.

Für die empirische Erforschung des Umwelterlebens ist jedoch eine Festlegung, welche Bereiche und Aspekte von Umweltgegebenheiten betrachtet werden sollen, unabdingbar.

Auch im Hinblick auf die empirische Untersuchung dieser Arbeit scheint eine Klärung dessen, was unter dem Schlagwort „Umwelt“ eigentlich genau untersucht werden soll, an dieser Stelle sinnvoll und notwendig.

Gemäß der Forschungsfrage dieser Arbeit soll der Fokus der Untersuchung explizit auf Beziehungen demenziell erkrankter Menschen zur *räumlich-dinglichen Umwelt*³⁹ gerichtet sein.

Orientiert man sich bei der Definition von Umwelt an dem Konstrukt des Lebensraumes, so ergibt sich daraus die Forderung, die Umwelt in all jenen Aspekten zu erfassen, in denen sie vom Menschen als bedeutsam erfahren wird und in denen sie Gegenstand seiner Handlungen ist (Kruse, 1996). Gleichzeitig wird mit dem Konzept des Lebensraumes das interindividuelle Umwelterleben in den Blick genommen.

Dabei liegt die Annahme zugrunde, dass objektive Umweltgegebenheiten stets subjektiven Filterprozessen und Interpretationen unterliegen und mit unterschiedlichen Bedeutungen und Bewertungen verknüpft sind (Mollenkopf et al., 2004). Erleben und Verhalten in der Gegenwart sind zudem auch immer durch die Vergangenheit beeinflusst (Kruse, 2000).

Wie Graumann ausführt verhalten sich *„Menschen [...] zu ihrer Umwelt so, wie sie sie erleben, vor allem wahrnehmen, nehmen sie aber nur innerhalb der Grenzen wahr, die ihnen durch ihre eigene psychophysische Kompetenz und ihre momentane Verfassung gezogen sind“* (Graumann, 1992, S. 97).

Gerade im Bezug auf demenzkranke Menschen, deren Wahrnehmung sich teilweise *„in der Zeit- oder der Ortsachse verschoben“* hat (Wilhelm, 1998, S. 120), ist zu vermuten, dass nicht nur aktuelle Umweltgegebenheiten (z. B. das Pflegeheim, in dem sich der Erkrankte befindet), sondern auch vergangene Umwelten (z. B. das Elternhaus, in dem der Erkrankte aufgewachsen ist) von so großer Relevanz sein können, dass sie das gegenwärtige Erleben und Verhalten beeinflussen und bestimmen.

Ebenso wie bereits verstorbene Personen noch emotional bedeutsam sein können (Becker, Kaspar & Lindenthal, 2010), kann vermutet werden, dass dies auch für vergangene Orte gilt.

Demenziell erkrankte Personen können *„in allen Zeiten zu Hause sein“* (Ehret, 2010a, S. 221), d. h. mit dem Voranschreiten der Erkrankung gewinnen möglicherweise bestimmte Inhalte des Langzeitgedächtnisses für den Betroffenen Realitätscharakter und verdrängen die objektive, äußere Realität. Dann erlebt der Betroffene mitunter eine subjektive Realität, die für Pflegepersonen und Angehörige ohne ausreichende Kenntnis der Biografie

³⁹ An dieser Stelle sei jedoch darauf verwiesen, dass die räumlich-dingliche Umwelt immer kulturell-sozial aufgeladen bzw. ihre Wahrnehmung und Gestaltung stets auch durch die soziale Umwelt mitbestimmt ist (Kruse & Graumann, 1987). Räumlich-dingliche Umwelten können daher nie völlig losgelöst von sozialen Umwelten betrachtet werden (Wahl & Lang, 2003).

des demenziell Erkrankten nur schwer verständlich ist (Becker, Kaspar & Lindenthal, 2010).

Gegenstand einer umfassenden Untersuchung sollten gemäß dieser Überlegungen dann nicht nur bedeutsame aktuelle, reale räumlich-dingliche Umweltgegebenheiten sein, sondern auch biografische Umwelten.

Die in ökopsychologischen Ansätzen beschriebenen Facetten von Umwelterleben und –bedeutung (z. B. Ortsbindung und Ortsidentität) sind darüber hinaus keine objektiv zu bestimmenden Größen, sondern existieren nur in der subjektiven Wahrnehmung eines Individuums. Das bedeutet wiederum, dass man sich im Medium der kognitiven Repräsentationen bewegt. Um sie zu erfassen, muss man vom erlebenden Menschen ausgehen, d. h. dessen individuelle, subjektiv erlebte Welt muss zum Gegenstand der Untersuchung werden. Dies erfordert einen subjekt- bzw. personorientierten Zugang.

Damit der Blick auf dieses bislang unerforschte Feld nicht zu früh auf bestimmte Teilaspekte eingeengt wird, sondern für Entdeckungen offen bleibt, sollte eine empirische Untersuchung als explorativer Ansatz erfolgen.

Zur Ergänzung der bereits dargestellten Person-Umwelt-Ansätze wird daher ein umfassendes rahmentheoretisches Konzept benötigt, d. h. eine psychologische Perspektive, die in der Lage ist, in einem personorientierten Zugang das Individuum und dessen subjektives Erleben in den Blick zu nehmen.

Der Zugang zu den subjektiv bedeutsamen umweltbezogenen Kognitionen und Emotionen soll in dieser Arbeit über eine Theorie führen, die anstrebt, das „Individuum in seiner Welt“ zu beschreiben.

Vor dem Hintergrund der Betonung des subjektiven Erlebens soll die kognitive Persönlichkeitstheorie nach Thomae (1968) als theoretische Rahmung dienen, da sie in besonderer Weise für die kognitiven Repräsentationen, die zentralen Anliegen eines Menschen und seine Reaktionsformen, mit denen diese Anliegen zu verwirklichen versucht werden, sensibilisiert.

7. Psychologische Rahmung der Untersuchung

*Bei gleicher Umgebung lebt doch jeder in einer anderen Welt.
Arthur Schopenhauer*

7.1. Die kognitive Persönlichkeitstheorie nach Hans Thomae

Nach Hans Thomae sind nicht objektive Gegebenheiten entscheidend, sondern die Art und Weise, wie das Individuum diese erlebt und interpretiert (Thomae, 1996). Menschliches Handeln ist dementsprechend nicht eine Funktion „objektiver“ Situationen, sondern ihrer kognitiver Repräsentationen (Thomae, 1996).

Unter den Begriff einer kognitiven Persönlichkeitstheorie fasst Thomae verschiedenartige Ansätze, denen die Überzeugung gemeinsam ist, dass die Art, in der das Individuum seine Welt erlebt, sein Verhalten bestimmt (Thomae, 1971).

Der Prozess der Persönlichkeitsveränderung ist nach Thomae aus dem Zusammenwirken der folgenden Grundvariablen zu erklären: der objektiven situativen Veränderung, der erlebten Veränderung, der motivationalen Veränderung und der Verhaltensänderung.

Um das Zusammenwirken dieser Variablen im Hinblick auf die „alternde Persönlichkeit“ zu verdeutlichen, stellt Thomae (1971) drei Postulate auf, die sich auf den Zusammenhang zwischen Verhaltensänderung und erlebter Situation, auf den Zusammenhang zwischen Motivationslage und Art des Erlebens der Situation sowie die Bedeutung von Regulierungsvorgängen zwischen kognitiven und motivationalen Systemen in der Persönlichkeit beziehen. So lautet das erste Postulat:

„Verhaltensänderung kovariiert stärker mit erlebter Veränderung als mit objektiver Veränderung“ (Thomae, 1971, S. 10).

Thomae verweist damit auf die Rolle einer intervenierenden Variable zwischen „objektiver“ Veränderung einer Situation und einer direkt wahrnehmbaren Veränderung. So kann nur die Veränderung der Situation, so wie sie erlebt wird, Intensität, Form und Richtung des Verhaltens verändern (Thomae, 1971).

Das zweite Postulat besagt:

„Die Art, in der situative Veränderungen erlebt wurden, ist von dominanten Bedürfnissen und Erwartungen des Individuums oder der Gruppe abhängig“ (Thomae, 1971, S. 11).

Thomae bezieht sich hier auf die individuellen Motivationssysteme des Individuums, die dafür verantwortlich sind, dass eine Person eine Situation bzw. eine Änderung in ganz bestimmter Weise erlebt (Thomae, 1971).

Schließlich formuliert Thomae als drittes Postulat, das gleichsam die Voraussetzung eines „erfolgreichen Alterns“ abbildet:

„Anpassung an das Altern ist eine Funktion des Gleichgewichts zwischen den kognitiven und motivationalen Systemen des Individuums“ (Thomae, 1971, S. 13).

Erfolgreiches Altern ist dem zufolge zu verstehen als ein Gleichgewichtszustand zwischen der kognitiven Struktur und dem Bedürfnissystem des Individuums. Zu erreichen ist dies durch eine Revidierung der kognitiven Systeme, was im Zuge einer kognitiven Umstrukturierung gelingen kann.

Empirische Untersuchungen konnten zeigen, dass weniger bestimmte Lebensereignisse für die Entwicklung entscheidend sind als vielmehr deren kognitive Repräsentanz und die Formen der Auseinandersetzung mit diesen.

Die kognitive Repräsentation wird wiederum beeinflusst durch biografische Erlebnisse, spezifische Sozialisationserfahrungen, epochale Einflüsse, aber auch Aspekte der Gegenwartssituation und die teilweise durch Vergangenheit und Gegenwart mitbestimmte Zukunftsorientierung (Lehr, 1998).

Die Erhebung und Analyse biografischer Daten im Kontext einer kognitiven Theorie der Persönlichkeit ist dementsprechend auf die Erfassung des Erlebens und Beantwortung von bestimmten Situationen gerichtet, da erst das Erfassen der „Innenperspektive“ des Individuums die subjektive Bedeutung offenbart (Kruse, 2005a).

Umsetzung fanden die Gedanken Thomaes insbesondere in der Bonner gerontologischen Längsschnittstudie (BoLSA; Lehr & Thomae, 1987), die zu den wegweisenden wissenschaftlichen Untersuchungen in der deutschsprachigen Gerontologie zählt.

Sie wurde als explorative, an der kognitiven Persönlichkeitstheorie von Thomae orientierte Untersuchung angelegt. Zu diesem Zweck wurden im Zeitraum von 1965-1983 in sieben Messzeitpunkten insgesamt 221 Männer und Frauen der Geburtsjahrgänge 1890-1895 und 1900-1905 mit differenzierten und aufwendigen medizinischen und psychologischen Verfahren untersucht und begleitet. Die Forschungsergebnisse wurden von Thomae und seinen Mitarbeitern in vielfältiger Hinsicht ausgewertet und beziehen sich auf die geistige Ent-

wicklung, die Psychomotorik, die Persönlichkeitsentwicklung, die Veränderungen der sozialen Beziehungen und die Formen der Auseinandersetzung mit Alltagsbelastungen.

Durch die Ergebnisse der BoLSA bestätigt gelangte Thomae zu der Überzeugung, dass Lebenszufriedenheit im Alter nicht nur von objektiven Gegebenheiten, sondern entscheidend von der subjektiven Wahrnehmung und Bewertung der Situation durch die Betroffenen und von ihren jeweiligen Wert- und Zielvorstellungen abhängt.

Inwiefern übersituative Erfahrungen auf die Bewertung aktueller Situationen Einfluss nehmen, konnte in unterschiedlichen Themenfeldern durch empirische Arbeiten nachgewiesen werden, beispielsweise bei der Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes oder auch der Lebens- und Wohnbedingungen.

So spiegelt sich die objektive Wohnsituation nicht ungebrochen in subjektiven Bewertungen und Bedeutungen. Häufig haben subjektive Bewertungen ein höheres Gewicht als die objektiven Merkmale der Wohnsituation. Bedarfsanalysen, die sich nur an objektiven Merkmalen orientieren, können gerade im Alter stark von subjektiven Bedürfnissen abweichen.

Insbesondere im höheren Lebensalter gilt das so genannte „Wohnzufriedenheitsparadoxon“ als typisches Phänomen. Demnach führen schlechte objektive Umweltbedingungen nicht zwangsläufig zu schlechten subjektiven Bewertungen. Es wird vermutet, dass positiv verzerrte Zufriedenheitseinschätzungen beispielsweise Gefühle der Zugehörigkeit zu bestimmten Orten schützen und Bedrohungen der Ortskontinuität minimieren helfen (Wahl & Oswald, 2005, 2010).

Nach Thomae ist Persönlichkeitsforschung nur als „*Wissenschaft von den individuellen Welten*“ möglich. Den Begriff der Persönlichkeit definiert er dementsprechend als den „*Inbegriff aller Ereignisse, die sich zu einer individuellen Biographie zusammenschließen*“ (Thomae, 1951, S. 48).

Bezugspunkte und Grundbegriffe einer kognitiven Persönlichkeitstheorie bilden nach Thomae der „subjektive Lebensraum“, das „Selbst“ sowie „Daseinsthemen“ und „Daseins-techniken“. Auf diese Begriffe soll im Folgenden eingegangen werden.

7.2. Der subjektive Lebensraum und das Selbst

Menschliches Erleben und Verhalten sind nach Thomae auf den subjektiven Lebensraum bezogen, den er in Anlehnung an Lewin und Brunswick als „*die Gesamtheit der in einem bestimmten Augenblick aktualisierten kognitiven Repräsentationen eines Individuums*“ (Thomae, 1996, S. 29) definiert. Der subjektive Lebensraum umfasst nach Thomae all das, „*was das Individuum durch dessen Erwähnung als besonders relevant bezeichnet*“ (Thomae, 1968, S. 224).

Die kognitive Repräsentation konkreter individueller Welten steht nach Thomae im Mittelpunkt einer biografisch fundierten Persönlichkeitstheorie. Bei diesen Repräsentationen handelt es sich nicht um naturgetreue Abbilder der Realität, sondern um eine Mischung aus aktuellen Erfahrungen und Erinnerungen, die mit bestimmten Erlebnissen verbunden aktualisiert werden. Dabei sind auch emotionale Tönungen eingeschlossen (Thomae, 1996). Änderungen der inneren oder äußeren Situation können nach Thomae Änderungen in den kognitiven Repräsentationen nach sich ziehen.

Bei der Erforschung und Abbildung der Dimensionen des subjektiven Lebensraumes steht nach Thomae nicht die Überprüfung der Richtigkeit der Aussagen des Menschen im Vordergrund, da nach dem wissenschaftstheoretischen Hintergrund kognitiver Theorien die subjektiv erlebte Situation - und nicht die objektiven Fakten - ausschlaggebend ist.

Der subjektive Lebensraum erstreckt sich nach Thomae in vier Dimensionen: der zeitlichen, der räumlichen, der mentalen und der sozialen (Thomae, 1968).

Auch bei Thomae werden also explizit räumlich-dingliche Umweltaspekte als Elemente des subjektiven Lebensraumes berücksichtigt. Die inhaltlichen Qualitäten dieser Dimension können dabei stark variieren. So kann die für diese Arbeit besonders interessierende räumliche Extension

„auf eine Wohnung beschränkt sein wie bei einem Kinde oder einer bettlägerigen älteren Person, sie kann auf den ganzen Globus extendiert sein wie bei mancher ‚atlantischen Person‘“ (Thomae, 1988, S. 24).

Auch Gegenstände als dingliche Umweltausschnitte werden im subjektiven Lebensraum nicht nur gegenwartsbezogen repräsentiert, sondern können nach Thomae in einer zeitli-

chen Perspektive über ihre Funktionalität hinaus vielschichtige Bedeutungen symbolisieren:

„So ist die kognitive Repräsentation des Eßtisches in der eigenen Wohnung nicht nur das Resultat der Verarbeitung sensorischer Eindrücke, sondern auch das Einwirken sozialer und emotionaler Erlebnisse, welche mit diesem Tisch verbunden sind“ (Thomae, 1996, S. 29).

Zu den wichtigsten Elementen der „Binnenstruktur“ des subjektiven Lebensraumes zählt nach Thomae das Selbst. Dieses kann ebenso wie der Lebensraum im Hinblick auf Umfang, Binnenstruktur und Qualitäten analysiert werden. In Anlehnung an Murphy (1947) gibt Thomae zunächst folgende Definition:

„Das Selbst sei der Inbegriff der dem Individuum ‚nahe‘ stehenden, ihm selbst ‚zuge-rechneten‘ zur Sphäre des ‚mein‘ und des ‚ich selbst‘ gehörigen Geschehnisse, Beziehungen, Eigenschaften und Dinge“ (Thomae, 1968, S. 257).

Die Charakterisierungen, die spontan im Rahmen von Explorationen getroffen wurden, konstituieren das „expressive Selbstbild“ (Thomae, 1988).

Auch bei der Erfassung des Selbstbildes unterscheidet Thomae zwischen zeitlicher, räumlicher, sozialer und ideeller Extension.

Die für diese Arbeit vor allem interessierende räumliche Extension zeigt sich in jenen subjektiv bedeutsamen räumlich-dinglichen Umweltelementen, die den „Umfang“ des Selbstbildes mitbestimmen. Als Beispiele aus der Analyse zahlreicher Autobiografien nennt Thomae beweglichen und nicht beweglichen Besitz, eine Stadt, die Heimat oder einen Kontinent. Auch lässt sich die Zentrierung auf einen engeren oder weiteren Lebenskreis bestimmen: *„Kosmopolitisches Lebensgefühl‘ und Heimatbewusstsein‘ könnten die beiden hier möglichen Pole beschreiben“ (Thomae, 1968, S. 264).*

7.3. Daseinsthemen und Daseinstechniken

Zentrale Bedeutung für eine Theorie der Individualität menschlichen Erlebens und Verhaltens erhält nach Thomae die thematische Analyse der Persönlichkeit, denn es sind gerade die so genannten Daseinsthemen, die das personale Geschehen in individueller Weise regulieren. Thomae definiert diese als

„wiederholt geäußerte Gedanken, Wünsche, Befürchtungen und/oder Hoffnungen [...] Sie sind nach eindeutigen Kriterien aus biografischen Dokumenten wie einem Bericht über einen Tageslauf oder über eine biographische Episode ableitbare Inhal-

te personaler Prozesse, in denen es nicht nur um die kognitive Repräsentation von Situationen, sondern um Art und Ausmaß des Betroffenseins mit ihnen, der inneren und äußeren Auseinandersetzung mit ihnen geht“ (Thomae, 1988, S. 53).

Daseinsthemen entstehen als Resultat von Begegnungen des Individuums mit verschiedenen Weltausschnitten. Sie sind damit bei jedem Individuum in unterschiedlicher Weise biografisch verankert (Kruse, 1986):

„Im Laufe der Ontogenese bilden sie sich heraus, indem der Einzelne sich an für ihn bedeutsamen Umweltmerkmalen orientiert, diese Merkmale in daseinsthematische Korrelate formiert und verfestigt und sie im Laufe der Entwicklung verwandelt oder verflüchtigt“ (Ehret, 2010a, S. 218).

Nach Tismer (1970) sind „*positiv akzentuierte Schilderungen bestimmter Umweltgegebenheiten*“ (S. 38) als Hinweis auf die Präsenz einer Daseinsthematik zu deuten, wie etwa die berichtete Freude an Tieren und Pflanzen bzw. der Natur generell, aber auch kleine Alltagsbegebenheiten wie das Zusammensein mit Enkeln oder eine Feierlichkeit in einem Ortsverein. Entscheidend ist die weitgehend spontane Erwähnung solcher Ereignisse, da daraus eine besondere Bedeutsamkeit, Werthaltigkeit und damit ein thematischer Rang geschlossen werden kann (Thomae, 1996).

Daseinsthemen verweisen auf verschiedene Arten von Betroffenheit, von Zielsetzungen und Erfahrungen, einschließlich Erfolg und Misserfolg (Thomae, 1988). Zugleich handelt es sich dabei um Ausdrucksformen bestimmter Wertorientierungen, die als Quelle von Sinnerleben dienen und zudem eine hohe biografische Kontinuität besitzen (Ehret, 2008, 2010a, 2010b).

Im Hinblick auf die Erfassung „*thematischer Einheiten im Lebenslauf*“ nennt Thomae (1968) sieben aus dem empirischen Material bislang gefundene „*Basis-Themen*“, innerhalb dessen sich auf einem relativ hohen Abstraktionsniveau „*eine erste Orientierung über die Qualität thematischer Prozesse erreichen lässt*“ (Thomae, 1968) (vgl. Tabelle 4).

Tabelle 4: Überblick über die sieben „Basis-Themen“ (Thomae, 1968)

Daseinsthematik	Beschreibung
Varianten einer regulativen Thematik	Ziel ist der Ausgleich einer Störung (z. B. Unzufriedenheit, Enttäuschung, Angst) bzw. die Herstellung eines „Gleichgewichts“
Die anticipatorische Regulation als Thematik	Antizipation einer möglichen Störung mit dem Ziel der Abwehr
Daseinssteigerung (Aktivation) als Thematik	Erlebnisdrang, Betätigungsdrang, Tendenz zur Expansion
Der Themenkreis der sozialen Integration	Bedürfnis nach sozialer Anerkennung und Status, Schutz und Zuneigung
Soziale Abhebung als thematische Einheit	Streben nach Dominanz, Geltungsstreben
Variationen der „creativen“ Thematik	Selbstverwirklichung, Zukunftsplanungen
Variationen der normativen Thematik	Forderung nach Normen (als Verhaltenserwartungen)

Quelle: Thomae, 1968, S. 312 f..

Konkrete daseinsthematische Inhalte können sich dabei in Abhängigkeit der Analyseeinheit (z. B. Tageslauf), Alter, Geschlecht oder Kohorte bestimmen lassen.

So waren beispielsweise die Themen von 20-60jährigen Frauen einer Studie von Lehr (1961) am häufigsten durch soziale Bezüge wie „Kinder“, „eigene Ehe“, „Ehepartner“ oder „Eltern“ gekennzeichnet. Dagegen finden sich als alltägliche Themen im Leben von Rentnern u. a. „Mahlzeiten, insbesondere den Morgenkaffee, in Ruhe einnehmen und genießen“, „das Haus in Ordnung halten“ „Kontaktpflege mit Familie, Nachbarn, Freunden“ oder auch „Bezugnahme auf früheren Status und frühere Tätigkeit“ (Thomae, 1968).

Beim Individuum kann sich eine zentrale Hauptthematik finden, häufiger aber handelt es sich um mehrere Themen, die das personelle Geschehen sowohl zielsetzend als auch regulierend beeinflussen können. Die Zahl der Daseinsthemen, die unterschieden werden können, ist prinzipiell offen:

„Die Mannigfaltigkeit der thematischen Einheiten als System der Orientierung innerhalb des individuellen Bedeutungshorizontes ist theoretisch so groß wie die ‚Erfahrungen‘ in denen sich solche Bedeutungen bilden“ (Thomae, 1968, S. 289).

Daseinsthemen sind – wie bereits ausgeführt - das Resultat der Interaktion zwischen dem Individuum und vielfältigen Umweltkonstellationen, fördernden und belastenden Einwirkungen, die in spezifischer Weise in den individuellen „Bedeutungshorizont“ der Persönlichkeit integriert wurden und somit zu spezifischen Prozessen der „personalen Strukturierung“ führen (Tismer, 1995). Diese kann sich aktuell, temporär oder chronisch darstellen.

Die personale Geschehensordnung eines Menschen kann nach Thomae verstanden werden als das Ergebnis der im Lebenslauf geleisteten Auseinandersetzung des Menschen mit den Grundsituationen des Lebens. Diese Auseinandersetzung spiegelt sich wiederum in der daseinsthematischen Struktur wider, d. h. der Zusammensetzung jener Themen, die im Erleben des Individuums zentrale Bedeutung erfahren (Kruse, 2005a).

Daseinsthemen führen zur Leitidee eines Menschen. Thomae beschreibt diese mit folgenden Worten:

„Die Leitidee stellt die Bahn dar, welche gleichsam am tiefsten in das Gedächtnis der lebendigen Substanz eingegraben ist und die sich immer wieder öffnet, weil sie nicht an spezifische Situationen oder Lagen gebunden ist, sondern einfach an das Dasein dieser so und nicht anders gearteten individuellen Gestalt“ (Thomae, 1951, S. 137).

Bei der Leitidee handelt es sich um eine „Sollgestalt [...], die als dominante Richtung im Leben immer wieder aufs Neue zu erringen versucht wird“ (Ehret, 2010a, S. 228).

Vor dem Hintergrund der thematischen Struktur vollzieht sich die Auseinandersetzung des Individuums mit konkreten Lebenssituationen.

Sowohl die Deutung einer bestimmten Situation als auch der Umgang mit dieser lassen sich nur verstehen, wenn gezeigt werden kann, in welcher Beziehung die Situation zur thematischen Struktur des Individuums steht (Kruse, 2005a). Eine Situation wird in dem Maße als „stimmig“ erfahren, in dem sie mit der daseinsthematischen Struktur des Individuums übereinstimmt (ebd.).

Die individuelle Struktur ergibt sich vor allem durch das Zusammenspiel zwischen Daseinsthemen und Daseinstechniken.

Daseinstechniken sind dabei nach Thomae als Handlungsformen zu verstehen, die jedoch nicht ausschließlich als Formen der Auseinandersetzung mit Belastungssituationen zu verstehen sind, sondern auch breiter gefasst als allgemeine Antworten auf Grundsituationen des Lebens gelten:

„Die ‚Thematik‘ eines Menschen schließt also stets eine spezifische Daseinstechnik ein. Diese Daseinstechnik ist zunächst einmal identisch mit der Art und Weise, in der ein erstrebtes Ziel aufgesucht wird, dann aber allgemein mit der Weise, in der Dasein für Menschen oder Gruppen von Menschen überhaupt möglich oder erträglich wird“ (Thomae, 1952, S. 12).

Daseinstechniken oder Reaktionsformen, wie Thomae sie später genannt hat, stehen im Dienst der Daseinsthemen. Sie können auch zu Daseinsthemen werden, wenn sie das Verhalten einer Person mehr oder weniger ausschließlich bestimmen.

Anhand von Erfahrungen aus zahlreichen Studien entwickelte Thomae ein System von 20 Klassen von Reaktionsformen, die von aktiver Bewältigung bis hin zu evasiven Reaktionen reichen. Diese sind in Tabelle 5 wiedergegeben.

Tabelle 5: Überblick über Daseinstechniken

Daseinstechnik (Reaktionsform)	Beschreibung
Leistung	Umfasst alle Reaktionsformen, die mit Anstrengung bzw. Energieeinsatz verbunden sind.
Anpassung an die institutionellen Aspekte der Situation	Versuch zur Problemlösung unter Beschaffung und/oder Verwertung aller sachlich erforderlichen Informationen und Fertigkeiten.
Anpassung an die Eigenheiten und/oder Bedürfnisse anderer	Qualitäten einzelner oder von Gruppen werden zum Maßstab, dem sich das eigene Verhalten fügt
Aufgreifen von Chancen	Mit dieser Reaktionsform verbunden ist die aktive Auseinandersetzung mit Belastung
Bitte um Hilfe	Aktives Sich-Wenden an Personen, Institutionen oder übernatürliche Wesen.
Stiftung und Pflege sozialer Kontakte	Trägt zur Stiftung oder Verstärkung sozialer Netze zur Lösung von Problemen bei, lindert schwere Belastungen.
Zurückstellen eigener Bedürfnisse	Verzicht auf eigene Interessen zugunsten einer oder mehrerer anderer Personen oder zugunsten des Erreichens bestimmter Ziele.
Korrektur von Erwartungen	Feststellungen, denen zufolge bestimmte Erfahrungen, insbesondere Enttäuschungen zu einer Korrektur bestimmter Erwartungen nötigen.
Situation den Umständen überlassen	Verzicht auf Auseinandersetzung mit der Begründung, die Zukunft nicht vorhersehen zu können oder Dinge erst reifen lassen zu müssen, um sie beantworten zu können.
Sich auf andere verlassen	Reaktion beruht auf dem Gefühl, sich auf eine andere Person, eine Gruppe, eine Institution oder eine übernatürliche Wesenheit verlassen zu können.
Akzeptieren der Situation	Hinnahme der Lage, wie sie nun einmal ist, ohne stärkeren resignativen Beiton.
Positive Deutung der Situation	Hervorheben positiver Aspekte einer Situation, auch wenn diese negative oder belastende Seiten hat.
Hoffnung	Kann sich einstellen, wenn die eigenen Möglichkeiten nicht zur Änderung oder Beibehaltung der Situation ausreichen.
Depressive Reaktion/Resignation	Gedrücktheit, traurige Verstimmung, Niedergeschlagenheit als Reaktion auf bestimmte Umstände.
Evasive Reaktion	Faktisches oder symbolisches „Aus-dem-Felde-gehen“. Verlassen der bisherigen Position, Ausweichen oder Meiden der Belastungsquelle, Abdrängung der Gedanken an diese.
Betonte Realitätsorientierung	Betontes Bewusstmachen der Unveränderbarkeit, um irrealer Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche in Kontrolle halten zu können.
Aggression/ Kritik	Verhalten mit dem Ziel, ein anderes Lebewesen zu verletzen oder ihm Kummer zu bereiten (physisch oder verbal).
Identifikation	Stärkeres Beteiligtsein an dem Wohlergehen bzw. dem Fortschreiten einer oder mehrerer anderer Personen. Symbolische Erweiterung des eigenen Selbst auf die Person, mit der man sich identifiziert.
Widerstand	Implizite oder explizite Weigerung, Zwang oder Druck nachzugeben oder einem Befehl, Hinweis oder Rat zu folgen.
(Selbst)behauptung	Sicherung der physischen Existenz, Wahrung des Selbstwertgefühls, Festigung und Bewahrung des inneren Gleichgewichts gegenüber Bedrohung.

Quelle: Thomae, 1988, S. 86 f..

7.4. Daseinsthematische Begleitung bei Demenz

Mit der daseinsthematischen Begleitung wurde im Rahmen des Projekts THELIA (Thematische Lebenswegbegleitung im Alter und bei Demenz)⁴⁰ ein neues Konzept zur Begleitung, Betreuung und Förderung von Menschen mit Demenz entwickelt, das theoretisch-konzeptionell auf der dynamischen Persönlichkeitstheorie von Hans Thomae basiert.

Im Rahmen des Projektes THELIA konnte Ehret (2008) empirisch nachweisen, dass Daseinsthemen etwas so Grundlegendes der menschlichen Persönlichkeit darstellen, dass sie auch unter dem Einfluss einer demenziellen Erkrankung zu den am längsten überdauernden Inhalten zählen und selbst bei schwer betroffenen Menschen zumindest in Bruchstücken noch vorhanden sind. Sie werden spontan, emotional oder wiederholt geäußert (ebd.). Nach Ehret sind Daseinsthemen potenziell in allen Stadien der Demenz nachweisbar. Auch die Leitidee bleibt nach Ehret selbst bei einer Demenzerkrankung *„am längsten ins Gedächtnis eingegraben und stellt die stärkste Bindung an das Leben dar, wenngleich sie sowohl für den Erlebenden selbst als auch den Nebenmenschen schwer zu entdecken ist“* (Ehret, 2010a, S. 228).

Ergänzend zu den von Thomae beschriebenen Daseinstechniken betont Ehret (2008) die Bedeutung der erstmals von William Stern (1923) beschriebenen Spontanaktionen, die sich auch bei demenzkranken Menschen häufig zeigen. Stern definiert die Spontanaktion als Akt, *„der seinen Ausgang in der Person selber nimmt und von innen nach außen hin verläuft“* (Stern, 1923, S. 136). Spontanaktionen lassen keine Antwort auf einen Umweltdruck oder -einfluss erkennen und sind frei von Kausalität (Ehret, 2008). Spontanaktive Situationen können nach Ehret richtungsgebend oder gestaltend sein; personaler oder dinglicher Art (Ehret, 2010a).

Empirisch konnten bei demenzerkrankten Menschen folgende Spontanaktionen nachgewiesen werden (vgl. Tabelle 6):

⁴⁰ Das Projekt THELIA wurde von 2005 bis 2007 am Institut für Gerontologie in Heidelberg unter der Leitung von Dr. Sonja Ehret durchgeführt.

Tabelle 6: Überblick über Spontanaktionen

Interpersonale Aktivitätsaufforderung	Aufforderung eines anderen zu Handeln, Tun oder Verhalten, das positiv konnotiertes Eigenwertstreben beim „Auftraggeber“ auslöst.
Plötzliche Hinwendung zum Bindungsobjekt	Intensives, emotional unterlegtes Nähe-Herstellen zu einem anderen, das aus dem natürlichen Gesprächsverlauf oder Bewusstseinsstrom herausgelöst ist; plötzliche Konzentration des Bewusstseins auf das Bindungsobjekt.
Flow	Selbstvergessenheit. Einssein mit sich selbst, Kontrollerleben bei gleichzeitigem Verlust des Zeitgefühls.
Leitideennahes kognitives Konstruieren	Querverbindungen zwischen daseinsthematischen Komplexen schaffen.
Propulsive Zukunftsplanung	Kognitiv-dynamische Aktivität, die in Zukunftsmöglichkeiten greift im Sinne einer Stützung der Leitidee.
Enthebende Teilhabe	Künstlerisch-ästhetische, metaphysische oder religiöse Ergriffenheit.

Quelle: Ehret, 2008, S. 293 f..

Mit der auf der Thomaeschen Theorie aufbauenden „daseinsthematischen Begleitung“ entwickelte Ehret ein theoretisch fundiertes Konzept zur Betreuung demenzkranker Menschen, das die Individualität und Sozialität der Person ins Zentrum stellt und auf diese Weise zur psychischen, sozialen und geistig-existenziellen Aktivierung und Förderung des Individuums beitragen kann. Bei der daseinsthematischen Begleitung handelt es sich um ein „*Miteinandersprechen und Miteinanderhandeln zweier Individuen, das sich an der daseinsthematischen Strukturierung des einen Individuums orientiert*“ (Ehret, 2008, S. 79). Zu diesem Zweck wurden Ehrenamtliche im Dritten Lebensalter zum daseinsthematischen Begleiter eines demenzkranken Menschen geschult⁴¹, der die Aufgabe hatte, sich mithilfe eines Interventionsplans den Daseinsthemen des demenzkranken Menschen in spezifischer Weise zuzuwenden. Die Ehrenamtlichen führten während der Begleitung ein Interventionsprotokoll, in dem Beobachtungen zum emotionalen Befinden der Bewohner, den Gesprächen und Aktivitäten notiert werden sollten.

Methodisch wurde zunächst der Versuch unternommen, die daseinsthematischen Strukturen der demenzkranken Personen mithilfe der biografischen Methode und Exploration zu erfassen (Thomae, 1968). Die Heidelberger Struktur-Lege-Technik (Scheele & Groeben, 1988) – ein Instrument zur Visualisierung subjektiver Theorien - wurde zur Abbildung der subjektiven Lebensräume in zeitlicher, räumlicher, sozialer und mentaler Erstreckung herangezogen.

⁴¹ Die Schulungsinhalte bezogen sich auf Grundlagen zur Demenzerkrankung, ethische Aspekte des Menschseins, Einführung in die daseinsthematische Theorie, kreatives Gestalten einer daseinsthematischen Begleitung und Grundlagen der Kommunikation (Ehret, 2008, 2010b).

Der wissenschaftliche Nachweis für die Effektivität der daseinsthematischen Begleitung wurde in einer zweifaktoriellen, kontrollierten Messwiederholungsstudie mit Wartekontrollgruppendesign erbracht. An der Intervention nahmen 18 demenzkranke Pflegeheimbewohner im Alter zwischen 77 und 96 Jahren teil. Der MMST-Wert lag zwischen 0 und 24 Punkten ($M = 11,89$). Jedem Bewohner wurde ein passender daseinsthematischer Begleiter zugeordnet, der über einen Zeitraum von vier Wochen zwei Mal wöchentlich die daseinsthematische Begleitung durchführte. Die Passung bezog sich entweder auf das Vorliegen ähnlicher daseinsthematischer Inhalte oder ähnliches kognitives Konstruieren (Ehret, 2010b).

Als Outcome-Maß wurde subjektives Wohlbefinden verwendet, das mit den Variablen nicht-kognitive Symptomatik und depressive Symptomatik operationalisiert wurde. Hierzu wurde das Neuropsychiatrische Inventar (NPI) und die Montgomery & Asberg Depression Rating Scale (MADRS) verwendet, mit denen eine Fremdeinschätzung des Erlebens und Verhaltens der Bewohner durch Pflegepersonen erfolgte. Nach der Intervention zeigte sich der NPI-Gesamtscore hochsignifikant reduziert, auf Unterskalenniveau verringerten sich Angst und depressive Lebensmüdigkeitsgedanken (Ehret, 2008).

Eine ausführliche Darstellung der Studie ist bei Ehret (2008) nachzulesen.

Im Anschluss an das Projekt erfolgte eine Weiterführung des Ansatzes in dem Projekt QUADEM⁴² (Qualifizierungsmaßnahmen zur Steigerung der Lebensqualität demenzkranker Menschen), in dem die daseinsthematische Begleitung durch Ehrenamtliche auch im häuslichen Kontext erfolgreich nutzbar gemacht werden konnte (Haberstroh et al., 2008, Ehret, 2010a).

⁴² Bei dem Projekt QUADEM handelt sich um ein Leuchtturmprojekt Demenz, das von 2008 – 2010 am Institut für Gerontologie vom Institut für Gerontologie in Heidelberg in Kooperation mit der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt/Main sowie der Sektion Gerontopsychiatrie des Universitätsklinikums in Heidelberg durchgeführt wurde. Durch die Kombination von bereits wissenschaftlich evaluierten und in der Praxis bewährten Qualifizierungsmaßnahmen sollte dazu beigetragen werden, die von familiär und professionell Pflegenden erlebte Beanspruchung zu reduzieren, das Sinnerleben von familiär, professionell und ehrenamtlich Pflegenden zu stärken und vor allem die Lebensqualität der in ambulanten Pflegesystemen versorgten Demenzkranken zu verbessern (Haberstroh et al., 2008).

8. Zusammenführung der theoretischen Implikationen und forschungsleitende Fragen

Wie bereits ausgeführt, soll im Zentrum der vorliegenden Arbeit die Erfassung und Beschreibung individueller Bedeutungen der räumlich-dinglichen Umwelt für demenziell erkrankte Menschen - ausgehend von deren Repräsentanz im Erleben - stehen.

Die Hinwendung zur Sicht des Subjekts ist Bestandteil der kognitiven Persönlichkeitstheorie von Thomae (1971). In diesem Sinne unterliegen objektive Umweltbedingungen einem subjektiven Deutungsprozess. Für das Vorgehen folgt daraus, an diese subjektiven Deutungsmuster anzuknüpfen, um dadurch mehr über die „Welt“ der untersuchten Individuen in Erfahrung zu bringen.

Aufgrund dieser bedeutungsorientierten Sichtweise ist bei der Untersuchung der Person-Umwelt-Beziehungen eine idiografische Orientierung naheliegend. Der Schwerpunkt der empirischen Untersuchung soll daher somit beim Individuum und seinen kognitiv repräsentierten Umweltbeziehungen liegen, die sich in dessen subjektivem Lebensraum (Thomae, 1968) zeigen.

Da entsprechend der Fragestellung die Erfassung individueller Sichtweisen und bedeutsamer Merkmale des subjektiven Lebensraumes im Fokus steht, wird die Studie explorativ angelegt. Explorative Studien zeichnen sich durch ein hohes Maß an Offenheit und Nicht-Standardisierung aus und ermöglichen auf diese Weise einen unvoreingenommenen Einblick in einen bislang unbekanntem Phänomenbereich.

Vor den Explorationen wurden keine bestimmten thematischen Bereiche in Bezug auf die räumlich-dingliche Umwelt⁴³ festgelegt, die auf jeden Fall in den Gesprächen thematisiert werden sollten, d.h. es war nicht der Explorierende, der die Themen vorgab, sondern das Individuum selbst bestimmte in einer freien Auswahl die Darstellung persönlich bedeutsamer Elemente. Dahinter steht die Annahme, dass die befragten Personen als „Experten“ für den zu erforschenden Gegenstand zu betrachten sind (Thomae, 1968; Kruse, 1987; Kruse & Schmitt, 2000).

⁴³ Bisherige empirische Studien, die sich mit der Bedeutung räumlich-dinglicher Umwelten beschäftigten, richteten ihren Fokus in der Regel auf konkrete, vorab definierte Umweltausschnitte als Untersuchungsgegenstand (persönliche Gegenstände, eigene Wohnung, Straße, Stadtviertel) (vgl. Habermas, 1999; Oswald, 1996; Reuber, 1993; Reinhardt, 1999).

Dieses Vorgehen mit der Unterlassung einer Eingrenzung auf einen festgelegten Umweltausschnitt mag auf den ersten Blick beliebig erscheinen, bietet jedoch den Vorteil, Offenheit für das individuelle Relevanzsystem der erforschten Personen zu gewährleisten und somit möglichst viele Facetten – positiv wie negativ besetzt, aktuell und biografisch – zu erfassen und sichtbar zu machen.

Der Einbezug aller als bedeutsam erlebten räumlich-dinglichen Umweltausschnitte⁴⁴ ermöglicht die notwendige Offenheit für Umwelteinheiten unterschiedlichster Größenordnung - und entsprechend unterschiedliche Person-Umwelt-Beziehungen: Die Interaktion eines demenzerkrankten Menschen mit einem persönlichen Erinnerungsgegenstand kann genauso berücksichtigt werden wie sein Verhältnis zu seinem Lieblingssessel, dem Garten, seiner Wohnung, dem Pflegeheim, einer Stadt, einem Reiseland oder der „Kindheimat“ (Reuber, 1993).

Neben aktuell bedeutsamen Umweltausschnitten können auf diese Weise auch biografisch bedeutsame Orte betrachtet werden, die im Lebensverlauf eine wichtige Rolle gespielt haben. Zudem ermöglicht dieser Zugang eine Bedeutungsanalyse aus Sicht der befragten Personen, die in eine individuell-lebensgeschichtliche Betrachtung im Sinne des biografischen Gewordenseins eingebettet ist.

Es handelt sich hierbei um einen am Individuum und seinem Erleben ausgerichteten personorientierten Zugang bzw. eine idiografische Vorgehensweise mit dem Ziel jede demenzkranke Person in ihrem individuellen Erleben - in Anlehnung an das Konzept des subjektiven Lebensraumes nach Thomae – zu beschreiben und darzustellen.

In der vorliegenden Arbeit soll – in den Worten Thomaes - die „räumliche Extension des subjektiven Lebensraumes“ im Vordergrund stehen, d. h. die Frage nach denjenigen räumlich-dinglichen Umweltausschnitten, die das Individuum selbst als bedeutsam erachtet. Dabei soll herausgearbeitet werden, in welchem Zusammenhang ein bestimmtes Phänomen – d. h. ein bestimmter Ort oder ein bestimmter Gegenstand – zur Gesamtlage des Individuums, das heißt zu seiner daseinsthematischen Strukturierung steht.

Aus der zunächst sehr allgemeinen Fragestellung heraus ergeben sich spezifischere Teilfragen:

⁴⁴ Diese manifestieren sich in Form verbaler Äußerungen, emotionalem Ausdruck und Erleben sowie aktuellem Handeln.

Welche konkreten Inhalte zeigen sich in der räumlichen Extension des subjektiven Lebensraumes, d. h. welche Orte und Gegenstände sind für demenzerkrankte Menschen als „*significant others*“ (Levinson, 1986) noch bedeutsam?

Warum sind sie bedeutsam, was symbolisieren diese Orte und Dinge, welche Funktionen haben sie?

Lassen sich theoretisch postulierte und empirisch bei kognitiv unbeeinträchtigten Personen nachgewiesene erlebensbezogene umweltpsychologische Konzepte wie Ortsbindung und Ortsidentität auch bei demenziell erkrankten Menschen finden?

Auf welcher räumlichen Ebene finden sie statt; von welcher Intensität und Art sind sie?

Stehen subjektive bedeutsame räumlich-dingliche Umweltausschnitte in Verbindung mit biografisch zentralen Lebensthemen (also den „Daseinsthemen“)?

9. Vorgehen und Methodik

9.1. Grundsätzliche Überlegungen zur Datenerhebung bei demenziell erkrankten Menschen

Dass es grundsätzlich möglich ist, demenzerkrankte Menschen selbst in den Mittelpunkt des Forschungsprozesses zu stellen und damit Einblicke in das subjektive Erleben demenziell Erkrankter zu erzielen, haben in den letzten Jahren qualitative Studien eindrucksvoll bewiesen (vgl. u. a. Bosch, 1998; Sabat, 2001; Niebuhr, 2004; Stechl, 2006; Edvardsson & Nordvall, 2008; Ehret, 2008).

Es konnte gezeigt werden, dass demenzerkrankte Personen durchaus in der Lage sind, sich bspw. über ihre Vorlieben, Bedürfnisse und Gefühle zu äußern, obwohl sich die Art und Weise des Ausdrucks in Abhängigkeit des kognitiven Zustandes im Krankheitsverlauf verändern kann. Während in den frühen bis mittleren Phasen der Demenz die verbale Ausdrucksfähigkeit in der Regel noch vorhanden ist, zeigt sich im späteren Krankheitsverlauf die verbale Kommunikationsfähigkeit zunehmend eingeschränkt. Subjektive Bedeutsamkeiten einer Person können jedoch auch dann noch durch die genaue Beobachtung des Verhaltens und des beobachteten Gefühlsausdrucks erfasst werden (BMFSFJ, 2001b).

Sabat formuliert im Hinblick auf Studien, die sich mit Demenzbetroffenen beschäftigen, klare Forderungen:

„However, when the issue is the understanding of and caring for those suffering from AD, the person cannot be the object of study, but rather must be the subject“ (Sabat, 1994, S. 16).

Studien, welche die Lebenswelt der Erkrankten in den Mittelpunkt stellen, haben diesen Perspektivenwechsel von der Objekt- zur Subjekt-Forschung vollzogen und je nach Fragestellung interessante Ergebnisse im Hinblick auf die Wahrnehmung und Bewältigung der Demenz hervorgebracht (Stechl, 2006).

Studien mit demenziell erkrankten Menschen bringen jedoch anspruchsvolle methodische, praktische und ethische Probleme mit sich und fordern eine sorgfältig überlegte Herangehensweise, die teilweise von den klassischen Richtlinien empirischer Forschung abweichen kann.

Bei der Befragung demenziell erkrankter Personen stellen sich u. a. folgende Fragen: Wie lassen sich in Anbetracht der vorliegenden Einbußen (kognitive Einschränkungen, Sprachstörungen, Aufmerksamkeits- und Konzentrationsschwierigkeiten) überhaupt Interviews mit den Betroffenen führen? Auf welche Dinge sollte in den Gesprächen besonders geachtet werden? Wie lässt sich eine Überforderung vermeiden?

Grundsätzlich erfordert die Durchführung qualitativer Interviews neben inhaltlich-theoretischem Vorwissen auch bestimmte soziale Kompetenzen seitens des Interviewers – dies gilt generell für alle Interviews, unabhängig von der Gruppe der befragten Personen (Hopf, 2004; Hermanns, 2004). Neben der Tätigkeit des Interviewens ist auch die Gestaltung der sozialen Interaktion von Bedeutung: *„Jedes Interview ist – neben einer Gelegenheit zur Informationssammlung – ein interpersonelles Drama mit einer sich entwickelnden Handlung“* (Hermanns, 2004, S. 360 f.).

Eine validierende Grundhaltung, Empathie und ausreichend Zeit gelten als wichtige Voraussetzungen, um Zugang zu den Befragten zu finden. In Anlehnung an den klientenzentrierten Gesprächstherapieansatz von Carl Rogers (1995) sollten die Gefühle des Gesprächspartners anerkannt, angenommen und bestätigt werden. Eine Atmosphäre der uneingeschränkten positiven Wertschätzung ist ebenso Voraussetzung wie die Anerkennung des Gesprächspartners als kompetent und gleichberechtigt (Niebuhr, 2004).

Um Interviews mit demenzkranken Menschen durchführen zu können, ist darüber hinaus nach Stechl (2006) ein besonderes Maß an Flexibilität und Sensibilität notwendig. Möglicherweise sind die Erkrankten durch die Interviewsituation verunsichert und reagieren mit Ablehnung oder Ängsten. Um diese Ängste zu mindern und eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen, empfiehlt es sich, die Interviews im häuslichen Bereich der Befragten

durchzuführen. Statt eine neutrale, distanzierte Haltung einzunehmen, sollte der Interviewer auf Äußerungen und emotionale Reaktionen angemessen eingehen (Clarke & Keady, 2002). Statt lediglich eines einzigen Interviews sollten mehrere Gespräche durchgeführt werden, damit die Befragten ausreichend Gelegenheit haben ihre Sichtweise darzustellen und zu bestätigen.

Da Interviews mit demenziell Erkrankten möglicherweise als emotional belastend empfunden werden können, sollten sie nur von erfahrenen und geschulten Interviewern durchgeführt werden (Froggatt, 1988).

Die im Verlauf der Erkrankung zunehmende Einschränkung der Kommunikationsfähigkeit sollte im Hinblick auf die Formulierung von Fragen in einer Interviewsituation beachtet werden. Komplexe sowie abstrakte Sätze und Sprachinhalte können bereits in frühen Krankheitsstadien Schwierigkeiten bereiten (Ripich, 1994). Es wird daher empfohlen einfache und kurze Sätze zu verwenden (Bayles, 2003; Füsgen, 2001) und komplexe Satzkonstruktionen mit eingebetteten Nebensätzen zu vermeiden (Bayles, 2003).

Das Gesprächsverhalten sollte im Hinblick auf Wortwahl und Sprechgeschwindigkeit an das des demenzkranken Menschen angepasst werden (Sachweh, 2008). Bei Wortfindungsstörungen sollte man den Betroffenen viel Zeit lassen (Clark, 1995; Füsgen, 2001; Goldsmith, 1996) und sie nach Möglichkeit nicht unterbrechen oder unter Druck setzen (Sachweh, 2008; Sabat, 2001; Taylor, 2007). Grundsätzlich sollte davon ausgegangen werden, dass hinter jeder Äußerung eine subjektiv sinnvolle Botschaft steckt (Sachweh, 2008; Kitwood, 2000; Sabat, 2001). Diese Botschaft sollte wichtiger als die Form sein, d. h. Fehler sollten übersehen und Korrekturen nur dann vorgenommen werden, wenn der Betroffene explizit darum bittet (Sachweh, 2008). Bei Unklarheiten besteht die Möglichkeit das Gesagte in eigenen Worten zu wiederholen und sich zu erkundigen, ob es tatsächlich so gemeint war (ebd.).

Einschränkungen der Betroffenen in den Bereichen Abstraktionsvermögen, Arbeitsgedächtnis und Sprachproduktion lassen einen gewohnten sprachlichen, verdichteten und zielgerichteten Informationsaustausch in der Regel nicht mehr zu (Rösler et al., 2005). Stattdessen rückt jedoch die Kommunikation per se stärker in den Vordergrund. In diesem Zusammenhang fordern Rösler et al. (2005) in Anlehnung an John Killick und Kate Allen (2001) eine Umorientierung weg von einer interpretierenden, häufig defizitorientierten Sichtweise, hin zu einer besonderen Aufmerksamkeit gegenüber ungewöhnlichen verbalen

und nonverbalen Äußerungen sowie Ressourcen der Erkrankten⁴⁵. In diesem Verständnis können assoziative Wortverknüpfungen und Paraphrasien durchaus Ausdrucks- oder Symbolcharakter haben, ebenso wie Pausen im Sprachfluss nicht ausschließlich Hinweise auf eine verminderte Sprachproduktion sein müssen (Rösler et al., 2005).

Mehrfache Wiederholungen, starke Betonungen eines Sachverhaltes, Emotionalität oder Spontanaussagen können auf bedeutsame Themen hinweisen (Ehret, 2008; Berendonk et al., 2011). Auch auf Handlungen, die immer wieder vorgenommen werden, sollte in diesem Zusammenhang sensibel geachtet werden.

Eine Reihe von weiteren praktischen Hinweisen für die Datenerhebung bei demenzerkrankten Menschen findet sich bei Clarke und Keady (2002), die u. a. an die Kreativität der Forschenden appellieren:

„The challenge is with us as researchers to find effective and meaningful ways of engaging with people with dementia in the research situation“ (Clarke & Keady, 2002, S. 41).

Die Autoren betonen darüber hinaus die Bedeutung einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Forscher und demenzkrankem Menschen, die wiederum eine entsprechende Wertschätzung des Befragten voraussetzt. Zudem sollte ausreichend Zeit für die Datenerhebung eingeplant werden. Dies impliziert auch, die Gesprächsdauer an die Aufmerksamkeits- und Konzentrationsspannen der Teilnehmer anzupassen und auf Zeichen von Ermüdung und Überforderung sensibel zu achten. Das Interview sollte keinesfalls als Belastung empfunden werden (Cotrell & Schulz, 1993).

Sabat (2001) geht davon aus, dass sich die subjektiven Bedeutungswelten von demenzerkrankten Menschen nur in einer natürlichen Konversation erforschen lassen. Eine wichtige Voraussetzung ist seiner Ansicht nach die Schaffung einer entspannten und vertrauten Atmosphäre, die die Betroffenen ermutigt, ihren Gedanken, Hoffnungen, Wünschen oder Befürchtungen Ausdruck zu verleihen. Er plädiert darüber hinaus für einen bestimmten Kommunikationsstil, den er als „*indirect repair*“ bezeichnet. Charakteristisch hierfür ist ein ständiges Wiederholen und Widerspiegeln des Gesagten (Stechl, 2006).

Stechl (2006) gibt mit Blick auf ihre eigene empirische Erhebung zu bedenken, dass eine Interviewsituation für demenzkranke Menschen eine besondere kognitive Herausforderung darstellt und daher die Interviewdauer und die Formulierung der Fragen an die individuellen Bedürfnisse der Betroffenen angepasst sein sollte, um die Interviewteilnehmer nicht zu überfordern.

⁴⁵ Ressourcen liegen beispielsweise im Bereich des emotionalen Erlebens und Ausdrucks, der auch in fortgeschrittenen Krankheitsstadien erhalten bleibt (Re, 2003).

Sie weist darüber hinaus auf die Problematik der Authentizität und Validität von Erzählungen hin - die sich jedoch nicht nur bei demenzerkrankten Personen stellt⁴⁶. Demnach spiegeln diese nicht die objektive Realität wider, sondern sind Darstellungen von Erfahrungen und Situationen, die mit bestimmten Deutungsstrukturen versehen wurden.

9.2. Methoden

9.2.1. Die biografische Methode und Exploration

Die Wahl einer geeigneten Erhebungsmethode sollte sich stets an der Fragestellung und am Untersuchungsgegenstand orientieren. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, subjektiv bedeutsame Mensch-Umwelt-Beziehungen bei einer Demenzerkrankung zu erfassen. Damit steht das individuelle Erleben der Betroffenen im Zentrum der Untersuchung. Für die Bearbeitung der Fragestellung kommen – wie bereits ausgeführt - qualitative Verfahren in Betracht, die an der Perspektive des Subjekts und dem persönlichen Erleben, den dieses Individuum mit Ereignissen, Erfahrungen und Handlungen verbindet, ansetzen.

Die Wahl des Interessenschwerpunktes dieser Arbeit erfordert es, dass als methodisches Instrumentarium eine Methode gewählt wird, welche entsprechende Offenheit für das Referenzsystem der Befragten gewährleistet und in der Lage ist mit den Besonderheiten der Untersuchungsgruppe flexibel umzugehen.

Die biografische Exploration erfüllt diese Anforderungen. Sie ist nach Thomae (1968) die Methode der Wahl, wenn es darum geht, die individuellen Erfahrungs- und Bedeutungsinhalte des „Individuums in seiner Welt“ zu erfassen:

„Die Erhebung und Analyse biographischer Daten im Kontext einer kognitiven Theorie des Verhaltens ist somit auf die Erfassung des Erlebens und der Beantwortung von bestimmten Situationen durch bestimmte Personen gerichtet. [...] Die Grundlage hierfür ist die Erkundung der Sequenzen von Erlebnissen, Ereignissen und Handlungen von Menschen in jeweils konkret umschriebenen Situationen und Situationsabläufen, wie sie durch die biographische Methode zugänglich wird“ (Thomae, 1998, S. 80 f.).

Da ihr wörtlicher Sinn mit „Ausforschung“ gleichgesetzt werden kann (Thomae, 1998), ist die Exploration für die Erforschung der inhaltlichen Strukturen des subjektiven Lebens-

⁴⁶ So gilt es in der Gedächtnisforschung aufgrund breiter empirischer Evidenz für unbestritten, dass biografische Erinnerungen keine objektiven Wiedergaben sind, sondern subjektive Rekonstruktionen mit multiplen systematischen Verzerrungen. Gedächtnistheoretisch gesehen handelt es sich bei subjektiven Berichten der Vergangenheit immer um Produkte einer persönlichen Rekonstruktion (Perrig-Chiello & Perrig, 2007, vgl. auch Kap. 5.2.2.2.).

raumes, des Selbst und der relevanten thematischen und instrumentellen Einheiten unentbehrlich (Undeutsch, 1983).

In Abgrenzung zum themenzentrierten Interview lässt sich die Exploration definieren als

„[...] mit psychologischer Sachkunde vorgenommene nicht-standardisierte mündliche Befragung eines einzelnen Menschen durch einen einzelnen Gesprächsführer mit dem Ziel, Aufschluss zu erhalten über ‚Das Individuum und seine Welt‘“ (Undeutsch, 1983, S. 323).

Dabei können sowohl die ganze Lebensgeschichte als auch bestimmte Ab- und Ausschnitte aus dieser zum Gegenstand der Erhebung und der Analyse werden. Erreicht werden soll allerdings eine spontane Darstellung, bei der das Individuum als Experte zu einem freien und umfassenden Bericht über seine Lebensgeschichte bzw. individuelle Bedeutsamkeiten angeregt wird. Auf diese Weise wird es dem Gesprächspartner ermöglicht, bestimmte Ereignisse und Erfahrungen in größere Sinnzusammenhänge einzubetten, die insbesondere auch im Sinne narrativer Identität gedeutet werden können (Schmitt, Hinner & Kruse, 2010; vgl. auch Kap. 5.2.2.2.).

Dem Spontanbericht misst Thomae einen hohen Stellenwert zu, da die Auswahl und Intensität von Themen in der spontanen Erzählung einen direkten Schluss auf die Bedeutsamkeit für den Erzählenden zulassen.

Das Formulieren von Fragen, die bestimmte Ausschnitte des Lebens betreffen, ist jedoch erlaubt, sofern diese ungerichtet sind und das Individuum innerhalb seiner Gesamtsituation *„zu einer freien und umfassenden Beantwortung anregen“* (Kruse, 1987, S. 126).

Voraussetzung hierfür ist generell die „Motivierung“ zum Gespräch, die das Interesse des Befragten zu wecken und zu erhalten vermag (Thomae & Petermann, 1983).

Die Exploration unterscheidet sich von anderen Erhebungsformen u. a. durch die Grundhaltung in der Gesprächsführung. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die besondere Stellung des Subjekts, das als „Experte“ und gleichwertiger Partner betrachtet wird.

Dies führt zu einer *„Gemeinsamkeit der Erlebnissphäre“* (Thomae, 1968, S. 112), die zwischen Forscher und Befragtem entsteht. Hierzu bedarf es eines sensiblen Vorgehens von Seiten des Interviewers, das beim Interviewten Vertrauen erzeugt und ihn zum Gespräch motiviert:

„Je mehr Äußerungen von dem Befragten erwartet werden und je zentraler diese Äußerungen dessen ureigenste Lebenssphäre berühren, desto mehr muss sich der Befragte wirklich ‚als Mensch‘ angesprochen fühlen. Dies ist aber offensichtlich nur zu erreichen, wenn sich der Untersucher selbst in ausreichendem Maße engagiert. Dies

setzt aber die Sicherung einer sozialen Situation während des ganzen Gespräches voraus, bei der die Rolle des ‚Gebenden‘ und des ‚Nehmenden‘ in einer Weise wechseln, wie dies dem natürlichen Gesprächsverlauf entspricht“ (Thomae, 1968, S. 113).

Die Aufzeichnung der Gespräche auf einen Tonträger ist nach Thomae für die spätere Analyse unverzichtbar und gleichzeitig eine Bedingung für die Objektivierung des Verfahrens. Weitere Hinweise gibt Thomae im Hinblick auf die Auswertung der gewonnenen Informationen. Die Überprüfung der Richtigkeit der Aussagen ist kein vordringliches Anliegen, da nach Thomae das Verhalten von der erlebten und nicht in erster Linie von der „objektiven“ oder realen Situation bestimmt wird. Demnach sollte bei der Analyse des erhobenen Datenmaterials darauf geachtet werden

„[...] jede Aussage so, wie sie gegeben wurde, hinzunehmen und sie weder zu hinterfragen noch sofort zu interpretieren. So wie ein historisches Dokument, eine literarische Produktion, eine Antwort auf einen Fragebogen oder ein Testresultat zunächst einmal in ihrer originalen Gestalt zu analysieren sind, so ist auch jede Äußerung in einem Gespräch als ‚persönliches Dokument‘ anzusehen, das weder umgedeutet noch hinterfragt werden sollte“ (Thomae, 1996, S. 16).

Die Ausführungen Thomaes wurden von Kruse (1987) aufgenommen und weiterentwickelt. Die Erfassung der Biografie eines Menschen erfordert ihm zufolge ein methodisches Vorgehen, das von den folgenden Grundlagen ausgeht (Kruse, 1987, S. 122 ff.):

- Von dem Bemühen um eine theoretisch nicht vorgeformte, d. h. möglichst natürliche Erfassung des Phänomens
- Von einer ganzheitlichen, die individuelle Existenz in ihren verschiedenen Facetten erhellenden Sichtweise
- Von einer dynamischen Auffassung des menschlichen Lebenslaufes

Die nachfolgenden Erläuterungen basieren auf den Ausführungen von Kruse (1987, S. 122 ff.). Demnach zielt der erste Aspekt auf die Forderung, sich um eine unvoreingenommene Anschauung des Phänomens zu bemühen; dies betrifft sowohl den Aufbau der Exploration als auch die Formulierung der Fragen. So sollte zu Beginn der Exploration zunächst die „Gesamtlage“ des Individuums thematisiert werden und erst in einem zweiten Schritt spezielle biografische Aspekte fokussiert werden. Des Weiteren sollten die gestellten Fragen ungerichtet sein und Aufforderungscharakter besitzen. Zur wirklichkeitstreuen Darstellung des Beobachteten muss anschließend ein Kategoriensystem entwickelt werden, das einerseits das individuelle biografische Material möglichst vollständig, natürlich und begrifflich adäquat abbildet (idiografischer Aspekt), es andererseits aber auch zulässt, Ver-

bindungen zwischen den einzelnen Fällen zu ziehen, Gruppierungen vorzunehmen und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten mit dem Ziel allgemeine Aussagen formulieren zu können (nomothetischer Aspekt).

Der zweite Punkt verweist darauf, dass die Beschreibung und Interpretation von einzelnen biografischen Aspekten nicht aus ihrem Gesamtzusammenhang herausgelöst betrachtet werden sollte, der ihnen erst Bedeutung und Sinn verleiht (Kruse, 2005a). Nur vor dem Hintergrund des Gesamtkontextes kann die Frage gestellt werden, wie das Individuum bestimmte Ereignisse erlebt bzw. wie es sich mit diesen auseinandersetzt:

„Erst dadurch, dass das Individuum [...] in der Darstellung, in der Auswahl persönlich bedeutsamer Aspekte sowie in dem Herstellen von Verbindungen zwischen den einzelnen Lebensbereichen frei ist, können wir auch Aussagen über die ‚thematische Struktur‘ treffen, denn es ist das Individuum selbst, das in einer freien Darstellung seine Biographie bzw. bestimmte biographische Abschnitte unter thematischen Aspekten betrachtet, es ist aber nicht der Explorierende, der Themen vorgibt“ (Kruse, 1987, S. 130).

Der biografische Gesamtzusammenhang ist dabei stets von vergangenen Erfahrungen, Einflüssen der gegenwärtigen Situation sowie Zukunftserwartungen beeinflusst.

Der dritte Punkt beschreibt schließlich die Bemühungen, die Persönlichkeit als einen Prozess zu betrachten, in dem Erleben und Verhalten biografisch verankert sind. Auf diese Weise kann das in einer bestimmten Situation gezeigte Verhalten „verstehend nachvollzogen“ werden, wenn man es aus der individuellen Biografie herleiten kann. Diese Sichtweise schließt jedoch gleichermaßen die Möglichkeit der situativen Anpassung des Erlebens und Verhaltens bzw. die Möglichkeit weiterer Veränderung mit ein. Dahinter steht das grundlegende Verständnis der Persönlichkeit, das diese als etwas „Gewordenes“ betrachtet, dem die Möglichkeit zu weiterer Veränderung offen steht (Kruse, 1987).

9.2.2. Die Heidelberger Struktur-Lege-Technik

9.2.2.1. Grundlagen und Ablauf des Verfahrens

Die Rekonstruktion subjektiver Sichtweisen lässt sich methodisch mit unterschiedlichen Verfahren realisieren. Eines dieser Verfahren, die Heidelberger Struktur-Lege-Technik, wurde im Rahmen des Forschungsprogramms Subjektive Theorien von Groeben et al. (1988) entwickelt und begründet. Sie bietet eine geeignete Ergänzung zur Abbildung inhaltlicher und formaler Aspekte mentaler Konstruktionen und kommt daher in der vorliegenden Arbeit ebenfalls zur Anwendung.

Unter Subjektiven Theorien werden komplexe Kognitionssysteme verstanden, in denen sich die Selbst- und Weltsicht eines Erkenntnisobjektes manifestiert und die zumindest eine implizite Argumentationsstruktur aufweisen (Groeben et al., 1988). Subjektive Theorien von Personen können analog zu wissenschaftlichen Theorien rekonstruiert werden (ebd.).

Die Heidelberger Struktur-Lege-Technik stellt ein mehrstufiges Verfahren dar, das aus Äußerungen der befragten Personen deren subjektive Bedeutungswelten (Subjektive Theorien) zu rekonstruieren versucht. Dabei werden die zentralen Konzepte und ihre strukturellen Verknüpfungen, so wie sie der Interviewte zu entfalten versucht hat, in ihrem Zusammenhanggefüge präzisiert und visuell dargestellt mit dem Ziel die jeweilige Subjektive Theorie in ihren wesentlichen Komponenten und Zusammenhängen widerzuspiegeln. Die Rekonstruktion erfolgt in zwei Schritten, wobei von einer getrennten Erhebung von Inhalt und Struktur ausgegangen wird.

In einem ersten methodischen Schritt (der Gesprächsphase) werden die Inhalte der Subjektiven Theorien der Untersuchungspersonen erhoben. Im Prinzip können hier alle herkömmlichen qualitativen Erhebungstechniken angewendet werden, wie z. B. freies Assoziieren, narrative Interviews, Leitfadeninterviews, Grid-Verfahren etc.. Scheele & Groeben heben jedoch in diesem Zusammenhang die Bedeutung des halbstandardisierten Interviews hervor. Die Interviews werden tonkonserviert und transkribiert. Anschließend werden die zentralen Konzepte aus den transkribierten Interviews extrahiert und anschließend mithilfe von Relationszeichen zueinander in Beziehung gesetzt. Dieses „Struktur-Lege-Spiel“ (Groeben, 1986) bildet den Kern der Struktur-Lege-Technik.

Die Rekonstruktion der Subjektiven Theorie der befragten Person wird in der Regel sowohl vom Interviewer als auch vom Interviewten selbst vollzogen. Dazu wird am Schluss des Interviews ein Struktur-Lege-Leitfaden an die interviewte Person ausgegeben mit der Bitte, ihn durchzuarbeiten, um daraufhin eine eigene Struktur legen zu können. Diese wird in einer weiteren Sitzung mit dem Rekonstruktionsvorschlag des Forschers verglichen.

Zur Überprüfung der Rekonstruktionsadäquanz der Subjektiven Theorien fordern Groeben et al. (1988) einen Dialog-Konsens zwischen Forscher und erforschtem Subjekt, den sie als „*Kommunikative Validierung*“ bezeichnen. Diese soll sicherstellen, dass Intentionen und Argumentationsstrukturen des Erforschten dialogisch-hermeneutisch richtig verstanden und beschrieben wurden. Das entstandene endgültige Strukturbild erfüllt damit den An-

spruch einer höchstmöglichen Rekonstruktionsgüte dessen, was die befragte Person in ihrer subjektiven Sicht gemeint hat. Gemäß dem dialog-konsens-theoretischen Wahrheitskriterium gelingt die kommunikative Validierung umso besser, je mehr die Zielkriterien einer idealen Sprechsituation⁴⁷ (Habermas, 1971) realisiert sind.

Anschließend sollten die erfassten Theorien empirisch auf ihre Realitätsadäquanz hin überprüft werden. Dahinter steht nach Scheele & Groeben die Frage, ob die entsprechenden Kognitionssysteme auch handlungsleitend sind. Überprüft werden soll dies anhand der so genannten „*explanativen Validierung*“. Dabei soll untersucht werden, ob „*die Gründe des Handelnden in der Tat auch die Ursachen seines Handelns sind*“ (Scheele & Groeben, 1988, S. 8).

Innerhalb dieser zweiphasigen Gesamtstruktur wird die kommunikative Validierung als vor-, aber untergeordnet, die explanative Validierung als nach-, aber übergeordnet angesehen (Groeben, 1986).

Im Hinblick auf Gütekriterien qualitativer Forschung wird immer wieder diskutiert, ob Gütekriterien der quantitativen Forschung überhaupt übertragbar sind (Mayring, 2008).

Die klassischen testtheoretischen Gütekriterien Objektivität, Reliabilität und Validität können bei der Heidelberger Struktur-lege-Technik nicht angewandt werden und müssen nach Scheele & Groeben (1988) in diesem Kontext sogar als ungemessen betrachtet werden.

Hinsichtlich der Objektivität – im herkömmlichen Sinne verstanden als Unabhängigkeit vom Beobachter – weisen Scheele & Groeben (1988) darauf hin, dass eine Übertragung auf ein Verfahren zur kommunikativen Validierung sinnfrei sei. Hier kommt es auf eine Übereinstimmung zwischen Erkenntnis-Subjekt und Erkenntnis-Objekt an, wobei Veränderung des Gegenstandes im Sinne einer Explizierung der Kognitionsinhalte und –strukturen durchaus üblich sind (ebd.).

Im Hinblick auf die Reliabilität konstatieren Scheele & Groeben, dass sich Subjektive Theorien wandeln können, so dass jede Konstanzannahme, auf die eine Re-Test-Reliabilität aufbaut, problematisch ist.

Auch das übliche Validitätskriterium steht vor dem Problem, dass sich für die Validität von Selbstberichten keine direkte externe Überprüfung durchführen lässt, da die Internalisi-

⁴⁷ Unter der „idealen Sprachsituation“ wird nach Habermas eine Situation ohne Systemzwänge etc. verstanden, wodurch die (gesellschafts-) systembedingte, systematische Verzerrung der Kommunikation soweit wie möglich aufgehoben oder ausgeschlossen wird. Groeben et al. (1988) entwickelten aus Habermas' Definition der „idealen Sprechsituation“ ein sprechakttheoretisches Rahmenmodell, das die motivationalen und kognitiven Voraussetzungen benennt, die zur Annäherung an die ideale Sprechsituation berücksichtigt werden müssen (vgl. Tabelle 7).

tätsperspektive nur dem Selbstberichtenden direkt zugänglich ist (ebd.). Dementsprechend ist das Validitätsproblem nur indirekt – ex negativo – zu lösen, d. h. durch die Eliminierung von Verzerrungsfehlern, denen der Befragte möglicherweise unterliegt. Dies vollzieht sich nach Scheele & Groeben durch Störfragen während des Interviews sowie durch die Konfrontation mit dem Rekonstruktionsvorschlag des Forschers. Darüber hinaus ist auch der Versuch einer positiven Validierung nur indirekt möglich über die Realisierung der idealen, möglichst gleichberechtigten Kommunikationssituation (ebd.).

9.2.2.2. Die methodische Adaptation an die Besonderheiten demenziell Erkrankter

Die beschriebene vollständige Zwei-Phasen-Struktur ist nach Scheele & Groeben (1988) zwar als zentrale methodologische Zielidee aufrechtzuerhalten, dennoch sind dem Forschungsgegenstand angemessene Unterschreitungsvarianten zulässig. Eine Modifikation der Struktur-lege-Technik ist von den Urhebern des Heidelberger Verfahrens daher in Spezialfällen durchaus erwünscht (Dann, 1992; Scheele et al., 1992).

Auch in der vorliegenden Arbeit erforderte es die gegebene Untersuchungsgruppe der demenzerkrankten Menschen, das Originalverfahren der Heidelberger Struktur-lege-Technik an die Fragestellung und die Spezifika der Erkenntnisobjekte anzupassen.

Anstelle von halbstandardisierten Interviews erfolgte die Explikation von Inhalten nach der in Kapitel 9.2.1 beschriebenen biografischen Methode und Exploration (Thomae, 1968; Kruse, 1987). Die zur Erfassung der subjektiven Welten durchgeführten Gespräche wurden bewusst frei gehalten von inhaltlichen Vorgaben. Auf diese Weise konnten die individuellen Bedeutsamkeiten der Betroffenen ohne Vorselektion erhoben werden.

Die Forderungen nach einer „idealen Sprechsituation“ (Scheele & Groeben, 1988) wurden von Ehret aufgegriffen und im Hinblick auf Gespräche mit demenziell erkrankten Menschen als „daseinsthematische Kommunikation“ weiterentwickelt (vgl. Tabelle 7).

Tabelle 7: Motivationale und kognitive Voraussetzungen zum daseinsthematischen Gespräch

	Sprechakttheoretische Ziele	Motivationale und kognitive Voraussetzungen	Stufenartige Aufbau des Daseinsthematischen Gesprächs
VI	Einsichtsvolles Übernehmen von Argumenten	Sinns-motivation Explikationsvertrauen	Erweiterung des Daseins
V	Auseinandersetzen	(Selbst-) Erkenntnis-Motivation	Kommunikative Transzendenz
IV	Argumentatives Verständigen	Argumentations-Fähigkeit	Auf das eigene Meinen rückbeziehen
III	Gleichberechtigtsein	Verbalisierungs-Motivation	Hierarchielosigkeit
II	Kommunizieren	Verbalisierungs-Fähigkeit	Gemeinsame Sprache/Worte finden
I	Aktualisieren	Explizierungsmotivation Aktualisierbarkeit der Kognitionen	Aktualisieren von Themen

Quelle: Groeben et al., 1988 in Verbindung mit Ehret, 2008, 2010a.

Den stufenartigen Aufbau des Gesprächs schildert Ehret unter Bezugnahme auf kognitive und motivationale Voraussetzungen folgendermaßen:

„Die natürliche, hierarchielose und theoretisch nicht vorgeformte Erfassung des biographischen Materials [...] geschieht über die aktuellen kognitiven Repräsentationen des Befragten, die den Forscher zu dessen spezifischen Erlebnissen und subjektiv wahrgenommenen Ereignissen hinführen. [...] Am Anfang steht jedoch noch kein Interpretieren, vielmehr ein Umschauen in einer fremden Welt und dort Heimisch-Werden. Daseinsthematische Kognitionen müssen erst aktualisiert werden, was in der Regel zu einem Antrieb sprachlichen Mitteilens führt. Daraus folgt – allerdings nur wenn Hierarchielosigkeit gewährleistet ist – eine Motivation zum weiteren Mitteilen. Jetzt beginnt das eigentliche Gespräch erst, in dem ein Verständigen, ein Berühren daseinsthematischer Strukturen erfolgen kann. Wenn dabei Elemente des Selbst und der Leitidee angesprochen werden, kommt es zur Erkenntnismotivation oder anders ausgedrückt zu kommunikativer Transzendenz. Entweder folgt ein Übernehmen daseinsthematischer Elemente des Anderen oder die Förderung bzw. Entwicklung eigener Konstrukte durch den Anderen“ (Ehret, 2010a, S. 223).

In Anbetracht der teilweise stark eingeschränkten Kommunikationsfähigkeit demenziell erkrankter Menschen erschien es sinnvoll, bei der Erhebung und Rekonstruktion der mentalen Repräsentationen neben der verbalen auch die nonverbale Äußerungsfähigkeit der Untersuchungspersonen einzubeziehen. Bei einer „daseinsthematischen Kommunikation“ manifestieren sich in Interaktionen Teile der Innenperspektive des Subjekts nicht allein sprachlich, sondern auch durch beobachtbare Handlungen und Verhalten sowie durch Veränderungen der Mimik oder Gestik. Konkret bedeutete das, dass auf nonverbale Äußerungen und Handlungen, die das Gespräch begleiteten, explizit geachtet wurde⁴⁸. Diese wurden auch im Transkript vermerkt.

⁴⁸ Ehret (2008) verweist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung von Spontanaktionen, auf die während der Explorationen besonders geachtet werden sollte (vgl. hierzu auch Kapitel 7.4.).

Ziel der Auswertung war es, bedeutungstragende Inhalte des subjektiven Lebensraumes jeder Person aus dem Textmaterial zu extrahieren. Für jede Person konnte eine mehr oder weniger große Anzahl von so genannten inhaltlichen Konzepten, d. h. von zentralen Begriffen und Aussagen extrahiert werden.

Dies geschah durch zwei Forscher, die die Inhalte jeweils getrennt aus den Explorationen (Tonmaterial und/oder Transkriptionen) herausarbeiteten.

Der von Scheele & Groeben geforderte Dialog-Konsens zwischen Forscher und erforschtem Subjekt war in der vorliegenden Arbeit nicht durchführbar, da dieser zu hohe Anforderungen an das Abstraktions-, Reflexions-, Verbalisations- und Kommunikationsvermögen der Untersuchungspersonen stellt, die von demenzerkrankten Menschen aufgrund der kognitiven Einschränkungen nicht mehr geleistet werden können.

In Anlehnung an eine bereits in anderen Studien⁴⁹ erprobte alternative Vorgehensweise wurde daher die Konsens-Validierung „stellvertretend“ für die demenzerkrankte Person von einem zweiten Forscher⁵⁰ übernommen. Dieser versuchte sich in der Rolle eines „*mentalen Doppelgängers*“ (Hibbeler, 2004, S. 24) anhand der Tonaufzeichnungen und Transkripte „*in das Erkenntnis-Objekt kognitiv, motivational und emotional hineinzusetzen*“ (Ehret, 2008, S. 90) und erstellte auf dieser Basis Strukturbilder, die anschließend konsensvalidiert wurden.

Für die Entscheidung, als „Stellvertreter“ einen zweiten Forscher und keinen Angehörigen des demenzkranken Menschen auszuwählen, sprachen in dieser Arbeit mehrere Gründe. Zum einen hatten einige demenzkranke Personen keine Angehörigen, hier war die Kontaktaufnahme über gesetzliche Betreuer bzw. Pflegekräfte erfolgt, die über kein umfassendes Wissen über die demenzkranke Person verfügten. Zum anderen erfordert die Heidelberger Struktur-lege-Technik eine anspruchsvolle und zeitaufwendige Schulungs- und Einarbeitungsphase. Auch die Erstellung der Strukturbilder beansprucht aufgrund des Umfangs des erhobenen Materials einen großen Zeitaufwand. Dieser Arbeitsaufwand sollte den – teilweise durch die Pflege zeitlich stark eingespannten - Angehörigen nicht zusätzlich zugemutet werden, zumal angenommen werden kann, dass diese „*andere Sorgen als das Erlernen einer Methodik*“ (Obliers et al., 1993, S. 270) haben.

Schließlich soll an dieser Stelle noch angemerkt werden, dass Angehörige zwar grundsätzlich als Experten in Bezug auf die Biografie des demenzkranken Menschen anzusehen

⁴⁹Vgl. hierzu die Studien von Hibbeler (2004), Obliers et al. (2005) und Ehret (2008).

⁵⁰Die zweite Forscherin, Frau Dr. Sonja Ehret vom Institut für Gerontologie in Heidelberg, hatte bereits zuvor einschlägige Erfahrungen mit gerontologischen Fragestellungen sammeln können und war aus eigenen Studien mit der Heidelberger Strukturlege-Technik intensiv vertraut.

sind, jedoch aufgrund der fortschreitenden Veränderungen der Betroffenen häufig eine defizitorientierte Sichtweise auf die Erkrankung entwickeln, durch die der Blick für die subjektive Erlebenswelt und nach wie vor bedeutsame Lebensthemen versperrt wird. Oft ist die Diskrepanz zwischen Vergangenheit und Gegenwart für Angehörige nur schwer auszuhalten (Fuchs, 1995). Teilweise neigen sie dazu, Äußerungen des demenzkranken Menschen zu verbessern und ihn zu korrigieren, was wiederum bei diesem Gefühle der Verletzung und Verärgerung hervorrufen kann.

Eine Blickweise, die sich auf die subjektiven Welten des erkrankten Menschen einlässt, ist vermutlich leichter für eine außenstehende Person einzunehmen. Ein Angehöriger eines demenzkranken Studienteilnehmers nahm diese Diskrepanz durchaus wahr und äußerte sich im Rahmen des QUADEM-Projektes dazu folgendermaßen:

„Da ist es ihr [der Interviewerin, A. d. V.] offensichtlich ganz gut gelungen, weil seine Emotionen total anders waren als der Stress, den wir mit ihm hatten, der Streit, es war alles verkehrt und alles Gauner. Und die hat es irgendwie verstanden, dass er wie ausgewechselt war mit ihr und sich mit ihr lebhaft unterhalten hat.“

Mit den Angehörigen, Pflegekräften und – falls vorhanden - ehrenamtlichen Begleitern wurden jedoch zusätzlich Gespräche geführt, die bei der Rekonstruktion der subjektiven Welten mit einfließen.

Des Weiteren wurde ein Hinweis von Groeben (1986) aufgegriffen, der besagt alternative Methoden der dialogischen Hermeneutik zu entwickeln – *„eben auch solche, die eventuell einen Dialog-Konsens ermöglichen, ohne ein so starkes Gewicht auf die Verbalisierungsfähigkeit des Versuchspartners zu legen“* (Groeben, 1986, S. 199 f.; vgl. hierzu auch Charlton & Neumann, 1982⁵¹).

Die Möglichkeit einer „sprachfreien“ Konsensvalidierung wurde bei einigen Teilnehmern ansatzweise versucht, indem beispielsweise Bild- und/oder Textmaterial oder Gegenstände mitgebracht wurden, die in Bezug zu vermuteten bedeutsamen Inhalten (Daseinsthemen) standen. Aus der Reaktion des Erkenntnis-Objektes konnten dann Rückschlüsse über die Angemessenheit des hinter diesem Impuls stehenden Rekonstruktionsvorschlags gezogen werden. Einen Überblick über das methodische Vorgehen gibt Abbildung 3.

⁵¹ Bei der Studie von Charlton & Neumann (1982) ergab sich die Schwierigkeit einer Konsensherstellung zwischen Erkenntnis-Subjekt und Erkenntnis-Objekt(en) im Kindesalter (die Untersuchungsteilnehmer waren jünger als sechs Jahre). Die Möglichkeit einer „sprachfreien Konsensherstellung“ erfolgte hier durch gemeinsames Spielen. Dabei wurden den Kindern die Rekonstruktionsvorschläge des Erkenntnis-Subjekts in Form von Spielimpulsen unterbreitet. Das Eingehen der Kinder auf bestimmte Spielimpulse wurde als Zustimmung des Kindes zu dem dahinter stehenden Rekonstruktionsvorschlag gewertet.

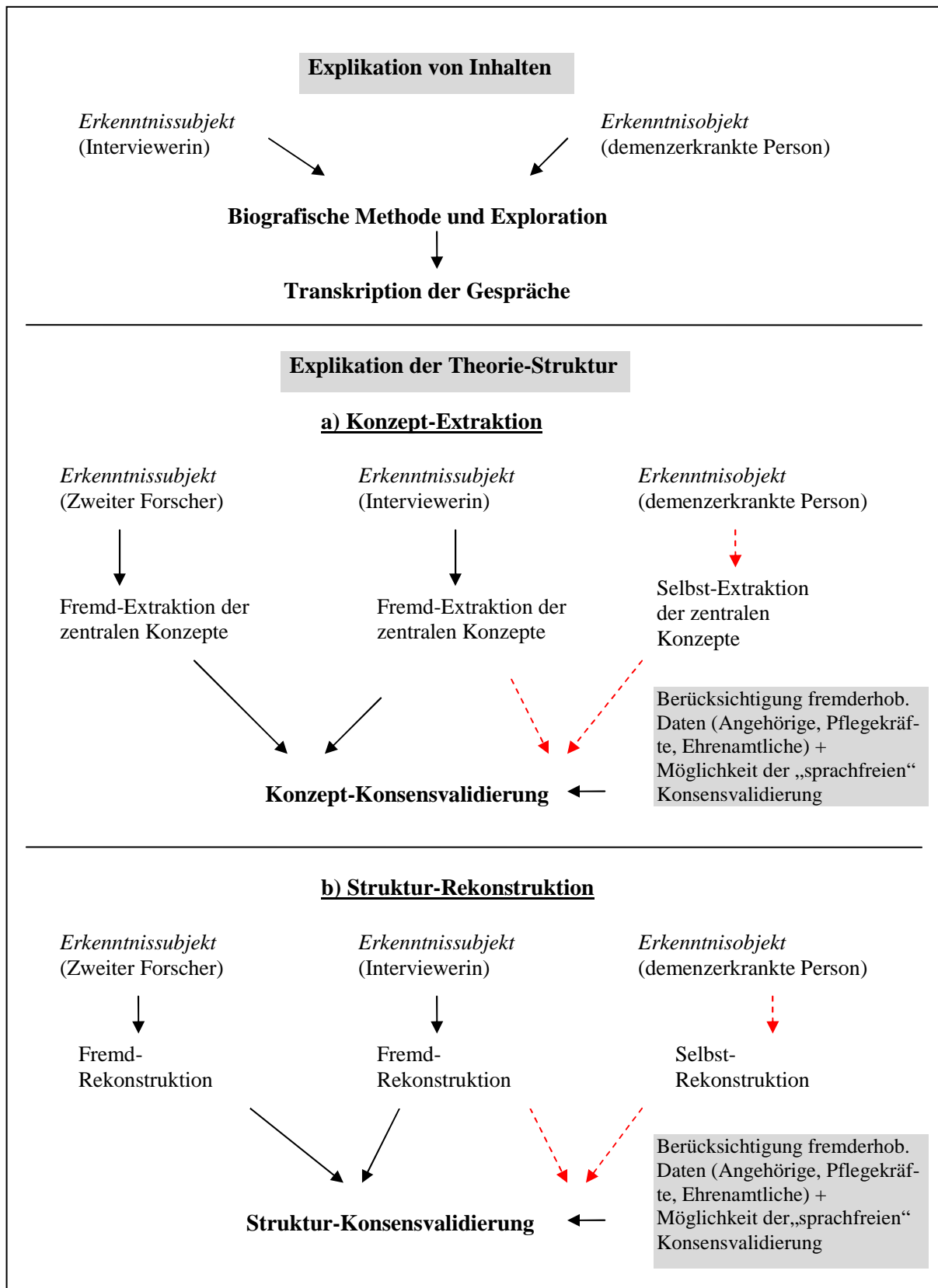


Abbildung 3: Methodisches Vorgehen in Anlehnung an Hibbeler (2004), Obliers et al. (2005) und Ehret (2008)

Rote gestrichelte Linien: Optimalvariante bei weitgehender Symmetrie zwischen Erkenntnisobjekt und -subjekt.
 Schwarze durchgezogene Linien: An die Problemstellung der vorliegenden Arbeit adaptierte Variante.

Das Verfahren der explanativen Validierung wird von einigen Autoren kritisch diskutiert. So weist Hibbeler (2004) darauf hin, dass subjektive Theorien nicht immer eine Handlung nach sich ziehen müssen. Auch die erhobenen Subjektiven Theorien bezüglich bedeutsamer Aspekte der räumlich-dinglichen Umwelt sind sicherlich nicht immer handlungsorientiert. Zudem handelt es sich bei den erhobenen Inhalten eher um „subjektive Bedeutungswelten“ als um Subjektive Theorien im eigentlichen Sinne, so dass deren Handlungsrelevanz teilweise schwer nachzuweisen ist. Fremderhobene Daten sowie aktuelles Handeln während der Explorationen wurden jedoch berücksichtigt und bei der Erstellung der Strukturbilder herangezogen.

Trotz dieser Vorgehensweise ist sich die Verfasserin der Methodenkritik durchaus bewusst. Daher sollen an dieser Stelle einige kritische Anmerkungen nicht unterbleiben.

Die Gefahr, dass die Strukturbilder nicht die subjektive Welt des demenzkranken Menschen, sondern ein Konstrukt der Verfasserin dieser Arbeit abbilden, ist nicht von der Hand zu weisen. Durch das Hinzuziehen eines zweiten Forschers kann dieses Risiko zwar gemindert, aber nicht ausgeschaltet werden. In die Interpretation fließen Aspekte einer monologischen Hermeneutik ein, die allerdings aufgrund der stark eingeschränkten Reflexions- und Kommunikationsfähigkeit der Erkenntnisobjekte unvermeidbar sind.

In Bezug auf Reliabilitätsfragen, die sich aus den beiden Rekonstruktionsvorschlägen der Forscher ergeben, lässt sich mit Scheele & Groeben (1988) argumentieren, dass bei einem verstehenden Verfahren Unterschiede in der Verstehenskompetenz der Forscher (für bestimmte Themen, bestimmte Personen, bestimmte Kommunikationssituationen etc.) zu erwarten sind. Zudem besteht in der Regel ein Ungleichgewicht zwischen zwei Forschern (Mayring, 2008). So ist der erste Forscher (die Verfasserin dieser Arbeit) vertrauter mit dem Material, hat dieses selbst erhoben und transkribiert und so einen tieferen Einblick in die Materie.

Auch das Gütekriterium der Objektivität muss bei der Erhebung Subjektiver Theorien generell modifiziert werden, da in der Regel bei der Rekonstruktion durch mehrere Personen keine gleichen Subjektiven Theorien erwartet werden können. Eine völlige Übereinstimmung ist generell bei qualitativ orientiertem Arbeiten, das einen Interpretationsakt darstellt, nie zu erwarten (Mayring, 2008).

Nach Birkhan (1987) stellen jedoch auch strukturgleiche Subjektive Theorien, d. h. theoretische Vorstellungen, die in ihren Kernannahmen nicht voneinander abweichen, ein Gütekriterium dar.

Die in dieser Arbeit abgedruckten Visualisierungen basieren wie beschrieben auf einer Konsensvalidierung zwischen zwei Forschern. Die Strukturbilder spiegeln entsprechend dem Dialog-Konsens überarbeitete Rekonstruktionen der Verfasserin dieser Arbeit wider und sind als eine mögliche unter mehreren Arten der visuellen Umsetzung zu betrachten. Um die Inhalte der subjektiven Welten zusätzlich auf andere Weise darzustellen, wurden neben den Strukturbildern ausführliche schriftliche Rekonstruktionen der geführten Explorationen erstellt, die unter Rückgriff auf wörtliche Zitate aus den Transkriptionen zur Erhöhung der Transparenz beitragen sollen (vgl. Kap. 10). Auch dem Anspruch auf eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit des Zustandekommens der Ergebnisse soll auf diese Weise nachgekommen werden.

9.2.2.3. Zur Konstruktion der Strukturbilder

Nach der Durchführung und Transkription aller Explorationen begann die Erstellung der Strukturbilder. Dabei wurden sowohl die Transkripte als auch die Audiodateien der Explorationen herangezogen.

Die Verfasserin orientierte sich dabei weitgehend an den von Scheele & Groeben (1984) entwickelten Richtlinien unter Berücksichtigung der oben erläuterten Modifikationen. Bei den in dieser Arbeit dargestellten Strukturbildern handelt es sich um Mikroausschnitte, in deren Zentrum räumlich-dingliche Elemente stehen. Sie bestehen aus inhaltlichen Konzepten, die im Interview geäußerte zentrale Begriffe der Untersuchungsteilnehmer enthalten. Diese werden mittels Relationen miteinander verbunden. Durch diese Visualisierung wird es ermöglicht, die zentralen Inhalte mehrerer, z. T. mehrstündiger Gespräche auf ihre wesentlichen Inhalte zu reduzieren und überblicksartig darzustellen.

Für die Heidelberger Struktur-lege-Technik haben Scheele & Groeben ein Regelsystem entwickelt, das die wichtigsten definitorischen und empirischen Relationen zwischen Konzepten abzubilden erlaubt (Scheele & Groeben, 1988). Ein Teil dieser Relationen wurde übernommen und durch Modifikationen von Ehret (2008), die wiederum Vorschläge von Hibbeler (2004) und Brückerhoff (1982) aufgenommen hat, ergänzt.

Einem Vorschlag ebenfalls von Ehret (2008) folgend wurden verschiedene Farben verwendet, um u. a. theoretische Bausteine der kognitiven Persönlichkeitstheorie Thomaes darzustellen.

Dementsprechend steht die Farbe blau für Daseinsthemen, gelb für Kognitionen, rot für Emotionen, orange für Selbstbildaussagen, lila für Daseinstechniken, türkis für Werte und grün für das aktuelle Handeln. Bei Karten mit einem andersfarbigen Rand sind die Konzepte nicht eindeutig zuzuordnen (wenn z. B. Kognitionen von ausdrucksstarker Mimik begleitet werden). Fremderhobene Daten wurden durch die Verwendung ovaler Karten abgehoben. Es findet sich jeweils ein Verweis auf die Quelle der fremderhobenen Daten.

Nach Scheele & Groeben (1988) können Gewichtungen und Intensitäten durch die Vorordnung bzw. Überordnung von Konzepten abgebildet werden. In der vorliegenden Arbeit sagt jedoch die Position der einzelnen Konzepte nichts über deren subjektiven Stellenwert aus, da in dieser Arbeit keine Gewichtung der Konzepte vorgenommen wurde.

Eine Übersicht über die hier verwendeten modifizierten Struktur-Lege-Technik-Regeln - basierend auf Scheele & Groeben, 1984, 1988; Ehret, 2008; Brückerhoff, 1982, Hibbeler, 2004 - befindet sich im Anhang.

Nach der Anfertigung der Strukturbilder erfolgte die adaptierte Form der Konsensvalidierung wie beschrieben (vgl. Kap. 9.2.2.2). Bei der schriftlichen „Übersetzung“ der Strukturbilder in den begleitenden Texten wurden zusätzliche Informationen in Form von Zitaten aus den Transkriptionen herangezogen, da im Hinblick auf die Fülle des vorliegenden Materials aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht alle in den Explorationen thematisierten Punkte in den Strukturbildern abgebildet werden konnten (vgl. hierzu auch Kap. 10).

9.3. Beschreibung der Stichprobe

Als empirisches Material diente eine Gelegenheitsstichprobe von $N = 10$ Personen, die an einer Demenz unterschiedlicher Ätiologie erkrankt sind. Die sechs Frauen und vier Männer sind im Alter zwischen 78 und 96 Jahren ($M = 88,4$).

Die Gewinnung der Teilnehmer erfolgte über Kontakte zu Angehörigen, Betreuern oder Pflegepersonen, die spontanes Interesse am Thema bekundeten. Dabei wurde nach demenzerkrankten Personen gesucht, von denen vermutet werden konnte, dass sie Freude an mehrfachen Besuchen und den damit verbundenen ausführlichen Gesprächen haben könnten.

Die Kontaktaufnahme erfolgte bei fünf Personen über das am Institut für Gerontologie in Heidelberg durchgeführte Projekt QUADEM. Eine Person wurde über eine Einrichtung der

stationären Altenpflege rekrutiert, eine weitere über eine Sozialstation, zwei Personen über berufliche Kontakte und eine Person über private Kontakte.

Bei der Rekrutierung der Teilnehmer wurde die Vielfalt an Versorgungskontexten, in denen sich demenziell erkrankte Menschen befinden, berücksichtigt. Vier Befragte leben in einer Einrichtung der stationären Altenpflege, zwei in einer Demenz-Wohngemeinschaft, zwei leben im Haushalt von Angehörigen, eine Person im Betreuten Wohnen und eine in der eigenen Privatwohnung. Einen Überblick über die Stichprobe gibt Tabelle 8.

Tabelle 8: Überblick über die Stichprobe

	N = 10
Alter Ø (Range)	88,4 (78 – 96)
Geschlecht Frauen Männer	6 4
MMST Ø (Range)	15,3 (2 - 24)
Wohnform Einrichtung der stationären Altenpflege Demenz-Wohngemeinschaft Betreutes Wohnen Haushalt von Angehörigen Eigene Privatwohnung	4 2 1 2 1

Leitlinien bei der Auswahl der demenzkranken Personen waren eine ärztliche Demenzdiagnose sowie ein noch vorhandenes Sprachverständnis und ein Sprachverhalten, das eine dialogische Kohärenz erkennen ließ – ungeachtet des Schweregrades der Erkrankung.

Die befragten Personen leiden an einem leichten, mittleren oder schweren Demenzsyndrom. Während der durchschnittliche MMST-Wert der Gesamtstichprobe mit 15,3 Punkten in einem mittleren Bereich liegt, zeigt eine genauere Betrachtung der einzelnen Werte eine sehr große Spannweite von 2 – 24 Punkten.

Auch wenn in der vorliegenden Arbeit keine Analyse nach dem Schweregrad der Erkrankung vorgenommen wurde, scheint es beachtenswert, dass selbst schwer demenziell erkrankte Personen mit MMST-Werten von 2 bzw. 3 Punkten in die Studie miteinbezogen werden konnten. Dies zeigt, dass selbst in fortgeschrittenen Erkrankungsstadien die Erfassung der subjektiven Erlebenswelten von Menschen mit Demenz unter gewissen Voraussetzungen⁵² durchaus möglich ist.

⁵² Als Voraussetzungen für die Teilnahme an der Studie galten bei der vorliegenden Arbeit eine überwiegend erhaltene Sprachkompetenz sowie ein Sprachverhalten, das eine dialogische Kohärenz erkennen ließ. Als weitere Voraussetzung muss die Wahl von geeigneten Erhebungsmethoden (vgl. Kap. 9.1) genannt werden.

Eine Übersicht über die einzelnen Studienteilnehmer gibt Tabelle 9, die einzelnen Personen werden im Anschluss in Kurzportraits vorgestellt. Ausführlichere Informationen sowie ergänzende fremderhobene Daten finden sich jeweils zu Beginn der Einzelfalldarstellungen (vgl. Kap. 11).

Tabelle 9: Übersicht über die Studienteilnehmer

Pseudonym ⁵³	Alter	MMST-Wert	Demenzschweregrad ⁵⁴	Wohnsituation	Familienstand	Ehem. Beruf	Gesprächsdauer insgesamt (h:min:sec)
Fr. Urban	78	24	leicht	Demenz-Wohngemeinschaft	verwitwet	Buchhalterin; selbstständig im Bereich Sportfabr.	6:12:33
Fr. Wiesel	90	17	mittel	Alleinlebend in eigener Wohnung	verwitwet	Hausfrau, Verkäuferin	6:22:12
Hr. Hortus	88	17	mittel	Einrichtung der station. Altenpflege	verheiratet	Maurer	5:17:27
Fr. Amt	82	3	schwer	Demenz-Wohngemeinschaft	verwitwet	Telefonistin	7:12:16
Fr. Lingua	90	22	leicht	Einrichtung der station. Altenpflege	verwitwet	Sekretärin	7:20:35
Hr. Patria	95	2	schwer	Im Haushalt von Angehörigen	verwitwet	Bäcker	6:34:11
Fr. Amor	86	11	mittel	Einrichtung der station. Altenpflege	verwitwet	Rechnungsführerin	4:16:28
Fr. Werther	96	18	mittel	Betreutes Wohnen	verwitwet	Bürokauffrau	6:07:14
Hr. Felix	90	19	mittel	Im Haushalt von Angehörigen	verwitwet	Schreiner	5:07:00
Hr. Schlager	89	20	leicht	Einrichtung der station. Altenpflege	verwitwet	Schreiner	5:32:15

Frau Urban ist 78 Jahre alt und leidet unter einer vaskulären Demenz im Anfangsstadium. Im Mini-Mental-Test erreichte sie einen Wert von 24 Punkten. Sie ist geschieden und hat drei Kinder. Von Beruf war Frau Urban zunächst als Buchhalterin tätig, später führte sie ein Sportfabrikationsgeschäft. Seit etwa vier Jahren lebt sie in einer Demenz-

⁵³ Alle Namen der Interviewpartner wurden aus Gründen der Wahrung der Anonymität geändert.

⁵⁴ Die Schweregradeinteilung basiert hier auf dem MMST-Wert (DGPPN & DGN, 2010, Knebel & Schröder, 2010) wobei die Grenzen zwischen den einzelnen Stufen weich sind und nur als Orientierungshilfe dienen. Dementsprechend deutet eine erreichte Punktzahl von 20-26 Punkten auf eine leichte, eine Punktezahl von 10-19 auf eine mittelschwere und 0-9 Punkte auf eine schwere Demenz hin.

Wohngemeinschaft. Sie klagt über die räumliche Lage der Einrichtung, mangelnde passende soziale Kontakte in der Wohngemeinschaft, fehlende Aktivitäten, sowie das Gefühl eingeschränkter Selbstbestimmung und Verantwortung. Frau Urban ist stark gehbeeinträchtigt und kann nur kurze Strecken mit dem Rollator zurücklegen. Aufgrund ihrer kognitiven und körperlichen Beeinträchtigung ist es ihr nicht möglich die Wohngemeinschaft ohne fremde Hilfe zu verlassen. Sie wünscht sich jedoch häufig Ausflüge in ihren früheren Wohnort.

Frau Wiesel ist 90 Jahre alt, verwitwet und hat drei Kinder, von denen ein Sohn schon verstorben ist. Sie leidet unter einer mittelschweren vaskulären Demenz; im Mini-Mental-Test erreichte sie 17 Punkte. Sie lebt allein in einer Privatwohnung und unterhält Unterstützung von einem ambulanten Pflegedienst. Mit dem selbstständigen Kochen ist sie überfordert, daher besucht sie zum Mittagessen ein Seniorenzentrum. Hauswirtschaftliche Tätigkeiten führt sie teilweise noch selbst aus, erhält jedoch zusätzlich Hilfe.

Frau Wiesel war beruflich als Verkäuferin tätig. Mit ihrem Sohn unternimmt sie am Wochenende regelmäßig Einkäufe und Ausflüge. Sie ist sehr gesellig und wünscht sich mehr soziale Kontakte.

Herr Hortus ist 88 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder. Gemeinsam mit seiner Ehefrau lebt er in einer Einrichtung der stationären Altenpflege. Der MMST-Wert von 17 Punkten deutet auf eine mittelschwere Demenz hin. Herr Hortus war beruflich als Maurer tätig, daneben führte er eine Landwirtschaft. Zu seinen Hobbys zählte vor allem das Gärtnern. Er unternimmt gerne Spaziergänge in den Park des Pflegeheims oder betrachtet alte Fotos und Auszeichnungen.

Frau Amt ist 82 Jahre alt, verwitwet und hat einen Sohn. Sie lebt in einer Demenz-Wohngemeinschaft. Von Beruf war Frau Amt Telefonistin. Sie ist gesellig, sucht den Kontakt zu den anderen Bewohnern und hat Freude an hauswirtschaftlichen Tätigkeiten wie Gemüse putzen oder Tisch decken. Um die Katze der Wohngemeinschaft kümmert sie sich liebevoll. Im Gegensatz zu dem sehr niedrigen MMST-Wert von nur 3 Punkten – er spricht für eine schwere Demenz - stehen die gut erhaltenen kommunikativen Fähigkeiten. Zwar ist die dialogische Kohärenz teilweise eingeschränkt; das spontane, freie Erzählen scheint dagegen nahezu unbeeinträchtigt.

Frau Lingua ist 90 Jahre alt, verwitwet und hat keine Kinder. Sie lebt in einer Einrichtung der stationären Altenpflege und leidet unter einer vaskulären Demenz im Anfangsstadium. Im Mini-Mental-Test erreichte sie 22 Punkte. Frau Lingua war als Sekretärin tätig; eine besondere Vorliebe hegt sie für Fremdsprachen. Religion ist ein bedeutsames Thema, die Gottesdienste im Pflegeheim besucht sie regelmäßig. Zu den anderen Bewohnern unterhält sie einige lose Kontakte, enge Bindungen sind aber nicht entstanden, was Frau Lingua mit unterschiedlichen biografischen Hintergründen, Vorlieben und Interessen begründet. Die Besuche der Interviewerin stellten für sie ein besonderes Ereignis dar, über das sie sich sehr erfreut zeigt.

Herr Patria ist 95 Jahre alt, verwitwet und hat zwei Kinder. Er lebt im Haushalt seines Sohnes. Beruflich war er als Bäcker tätig, zu seinen Hobbys zählten Kegeln, Skifahren und Fußball spielen. Im Mini-Mental-Test erreichte er lediglich 2 Punkte – dieser Wert deutet auf eine schwere Demenz hin - wobei aufgrund einer starken Sehbeeinträchtigung die Aufgaben, die Sehvermögen erforderten, nicht ausgeführt werden konnten. Er ist zeitlich und räumlich nur eingeschränkt orientiert und benötigt viel Aufmerksamkeit von seinen Angehörigen. Wie auch bei Frau Amt, die einen ähnlich niedrigen Wert im Mini-Mental-Test erreichte, sind die kommunikativen Fähigkeiten von Herrn Patria jedoch ebenfalls noch gut erhalten und die Spontansprache kaum eingeschränkt.

Frau Amor ist 86 Jahre alt, verwitwet und hat zwei Kinder. Sie lebt seit vier Jahren in einer Einrichtung der stationären Altenpflege. Zum verstorbenen Ehemann bestand eine enge Beziehung. Frau Amor war früher als landwirtschaftliche Rechnungsführerin tätig. Im Mini-Mental-Test erreichte sie 11 Punkte, was auf eine mittelschwere Demenz hindeutet. Im Pflegeheim fühlt sie sich wohl und lässt sich sie häufig zu hauswirtschaftlichen Tätigkeiten (z. B. Äpfelschneiden) motivieren. Sie freut sich vor allem über Besuche ihrer Kinder, Enkel und des Schwiegersohns.

Frau Werther ist 96 Jahre alt, verwitwet und hat drei Söhne und drei Töchter. Sie lebt in einer Wohnung des Betreuten Wohnens, zusätzliche Unterstützung erhält sie von ihrer jüngsten Tochter, die ihre Mutter täglich besucht. Sie legt viel Wert auf eine ordentliche, aufgeräumte Wohnung. Früher war Frau Werther als Bürokauffrau tätig. Zu ihren Hobbys zählten Tanzen, Theater spielen und Stricken. Die regelmäßigen Besuche ihrer früheren

Heimatstadt sind ihr wichtig. Sie freut sich über Besuch, ist gesellig und erzählt gerne. Der Mini-Mental-Wert von 18 Punkten spricht für eine mittelschwere Demenz.

Herr Felix ist im Explorationszeitraum nach dem dritten Gespräch unerwartet verstorben, die geplanten fünf Gespräche konnten daher nicht abgeschlossen werden. Aufgrund des bereits erhobenen Materials, das sich durch die Länge der bereits geführten Gespräche auszeichnete⁵⁵, wurde entschieden, ihn trotzdem in die Auswertung aufzunehmen und keine neue Person nachzurekrutieren. Zum Zeitpunkt der Gespräche war Herr Felix 90 Jahre alt und lebte im Haushalt seiner Tochter. Der Mini-Mental-Test ergab einen Wert von 19 Punkten, was auf eine mittelschwere Demenz hindeutet. Herr Felix war verwitwet und hatte zwei Kinder. Er erlernte wie sein Vater und Großvater den Beruf des Schreiners. Herr Felix ging bis zuletzt gerne in seinem Heimatdorf spazieren, um dabei auch bei seinem früheren Wohnhaus nach dem Rechten zu sehen.

Herr Schlager ist 89 Jahre alt, verwitwet und hatte einen Sohn, der bereits verstorben ist. Nach einem schweren Sturz mit anschließendem Krankenhausaufenthalt erfolgte vor zwei Jahren der Einzug in eine Einrichtung der stationären Altenpflege. Im Mini-Mental-Test erreichte Herr Schlager 20 Punkte, was für eine leichte Demenz spricht. Beruflich war Herr Schlager als Schreiner tätig. Er beschäftigt sich viel mit seinen Tagebüchern, spielt gerne auf seinen Instrumenten oder hört Musik auf seinem Kassettenrekorder.

9.4. Durchführung der Erhebung

Den zentralen methodischen Zugang in der vorliegenden Arbeit bildete wie bereits ausgeführt die biografische Exploration, mit deren Hilfe versucht wurde, subjektiv bedeutsame Umweltausschnitte demenzerkrankter Personen ausgehend von deren Repräsentanz im Erleben zu erfassen.

Alle Explorationen wurden in der gewohnten häuslichen bzw. institutionellen Umgebung der Teilnehmer geführt, um sie in ihrer alltäglichen Lebenswelt zu belassen und eine vertraute und gewohnte Gesprächsatmosphäre zu schaffen. Die Entscheidung über den Ort sowie den Zeitpunkt der Gespräche wurde so weit möglich den Untersuchungsteilnehmern überlassen. Die Explorationen wurden entweder mit der demenzerkrankten Person allein

⁵⁵ Das aufgezeichnete Tonmaterial umfasste eine Länge von etwa 5 Stunden und liegt damit nicht gravierend unter dem durchschnittlichen Tonmaterial aller Probanden (vgl. Tabelle 9).

oder zusammen mit einem Angehörigen geführt⁵⁶. Bei der Wahl für die Art des Gespräches - allein oder gemeinsam - war hauptsächlich der Wunsch des Betroffenen ausschlaggebend.

Mit einer Ausnahme wurden alle Explorationen von der Verfasserin dieser Arbeit selbst geführt⁵⁷. Von Januar 2009 bis März 2010 fanden mit jeder Person jeweils fünf Explorationen statt⁵⁸. Zwischen den Gesprächen lagen Zeiträume von einer bis vier Wochen. Der Grund für die Entscheidung sich nicht auf ein einziges Explorationsgespräch pro Person zu beschränken, sondern mehrere Interviews durchzuführen⁵⁹, lag zum einen darin, dass sich durch mehrere Treffen im Verlauf der Begegnungen zwischen Forscher und Befragten eine Beziehung entwickeln konnte, von der angenommen werden kann, dass sie zu einer Vertrauensbasis und einer höheren Offenheit beitrug. Verzerrungen durch krankheitsbedingte, wechselnde Tagesformen bzw. schwankende Konzentrations- und Aufmerksamkeitsspannen konnten zudem vermindert werden. Darüber hinaus stand durch dieses Vorgehen bei jeder Person ein umfangreicherer Materialkorpus zu Verfügung, der es in stärkerem Maße erlaubte, bedeutsame Inhalte zu eruieren bzw. deren Konstanz über mehrere Explorationen zu beobachten.

Zu Beginn jedes Besuches stellte sich die Interviewerin vor und trug ihr Anliegen vor, ein Gespräch über Dinge zu führen, die dem Teilnehmer im Leben Freude gemacht hätten. Erklärte sich die befragte Person damit einverstanden, begann die Exploration mit einer Impulsfrage nach dem aktuellen Befinden, an die sich Fragen in Bezug auf persönliche Präferenzen etc. anschlossen. Insgesamt war die Frageführung non-direktiv angelegt. Es wurde weder eine bestimmte Reihenfolge von Fragen eingehalten, noch explizite Themenvorgaben gemacht. Die Befragten wurden stattdessen ermutigt, frei zu erzählen. Die spontane Darstellung galt als Ziel. Nachfragen orientierten sich dabei stets an den Themen und

⁵⁶ Die Angehörigen wurden vor den Explorationen darüber aufgeklärt, dass es darum ginge, die subjektive Welt des Demenzkranken und seine individuellen Bedeutsamkeiten zu erforschen. Damit verbunden wurde die Bitte, sich im Gespräch eher zurückhaltend zu verhalten und den demenzerkrankten Angehörigen möglichst nicht durch korrigierende Einwürfe zu unterbrechen.

⁵⁷ Das erste Explorationsgespräch mit Herrn Hortus führten Frau Dr. Sonja Ehret und Herr Michael Lindenthal vom Institut für Gerontologie Heidelberg im Rahmen des Forschungsprojekts QUADEM. Das jeweils erste Gespräch mit Frau Urban, Herrn Patria, Frau Werther wurde von der Verfasserin gemeinsam mit Frau Dr. Sonja Ehret geführt, ebenfalls im Rahmen des QUADEM Projekts.

⁵⁸ Eine Ausnahme bildet Herr Felix, der im Untersuchungszeitraum nach dem dritten Gespräch unerwartet verstarb. Aufgrund des bereits erhobenen Materials, das sich durch die Länge der drei geführten Gespräche auszeichnete, wurde entschieden, ihn trotzdem in die Auswertung aufzunehmen und keine neue Person nachzurekrutieren. Es ergibt sich also eine Gesamtzahl von 48 Explorationen.

⁵⁹ Auf die Vorteile wiederholter Interviews verweisen beispielsweise Clarke & Keady (2002), Marquis & Jackson (2000) und Knox, Mok & Parmenter (2000).

Auch Kruse (1986) wirft die Frage auf, „*ob die ganze Vielfalt, der Facettenreichtum des Erlebens genügend transparent gemacht werden kann*“, wenn eine befragte Person nur an einem Tag besucht wird. Aus diesem Grund wurde entschieden, die Betroffenen an mehreren Tagen zu besuchen, über einen längeren Zeitraum mit ihnen in Kontakt zu bleiben und die Datenerhebung nicht auf ein einziges Treffen zu beschränken (ebd.).

dem individuellen Kontext der Teilnehmer. Neben Gegenwart und Vergangenheit wurde auch die Zukunftsperspektive in Form von Wünschen, Sorgen etc. angesprochen. Bei der Formulierung der einzelnen Fragen wurde darauf geachtet die Interviewteilnehmer kognitiv und sprachlich nicht zu überfordern. Für Inhalte, die der Befragte spontan mitteilen wollte, wurde viel Raum gelassen. Die Gespräche unterlagen keinerlei zeitlichen Beschränkungen.

Im Hinblick auf den Forschungsgegenstand der Arbeit wurden zusätzlich in Anlehnung an den methodischen Hinweis von Flick (1998)⁶⁰ im Raum befindliche Gegenstände als erzählgenerierende Impulse genutzt.

Die Explorationen verliefen insgesamt sehr unterschiedlich. Einzelne Abläufe variierten stark und erforderten Spontaneität und Flexibilität seitens der Interviewerin. Es gab „klassische“ Interviewsituationen, bei der sich Interviewerin und Befragter gegenüber saßen, aber auch Gespräche, die mit einer Wohnungsführung oder einem Parkspaziergang verbunden wurden. Manchmal gab es während der Explorationen Unterbrechungen, weil die befragte Person beispielsweise Fotos zeigen oder etwas auf einem Instrument vorspielen wollte. Wichtig war, dass die Interviewpartner innerhalb der nur wenig strukturierten Interviewsituation viel Zeit und Freiraum erhielten, das für sie Wesentliche zu berichten oder auch im praktischen Handeln zu zeigen und somit Struktur und Verlauf der Explorationen selbst zu bestimmen.

Neben den Explorationen mit den demenzerkrankten Menschen wurden Gespräche mit Angehörigen, Betreuern oder Pflegebezugspersonen geführt, in denen biografische Informationen und ergänzende Daten zur Lebenssituation, Vorlieben und Interessen erhoben wurden. Fünf der befragten Personen nahmen zudem im Erhebungszeitraum an dem am Institut für Gerontologie in Heidelberg durchgeführten Projekt QUADEM teil. Bei diesen Personen wurde zusätzlich für die Fragestellung relevantes Material aus Fallbesprechungen mit Angehörigen und Pflegekräften sowie die Interventionsprotokolle ehrenamtlicher Begleiter⁶¹ berücksichtigt. Die fremderhobenen Daten können weitere Erkenntnisse zum bes-

⁶⁰ Flick weist darauf hin, dass im Rahmen von Interviews „*der Befragte durch die Verwendung von Materialien zur Vergegenwärtigung einer bestimmten Situation (z. B. ein Textausschnitt, ein Bild o.ä.) [...] unterstützt werden [kann]*“ (Flick, 1998, S. 96).

Auch nach Kuntz kommt vor allem in biografischen Explorationen der Frage nach persönlichen Objekten im Sinne eines methodischen Erzählstimulus eine wichtige Bedeutung zu. Die Erinnerungen stellen sich jedoch nicht nur beim Erzählen ein, sondern ebenso im „Dialog“ mit den entsprechenden Objekten (Kuntz, 1989).

⁶¹ Die Begleitung erfolgte nach der daseinsthematische Methode (Ehret, 2008). Es handelt sich hierbei um eine neuartige psychosoziale Maßnahme zur Betreuung demenzkranker Menschen, die in besonderer Weise die individuelle Förderung der Betroffenen zum Ziel hat. Zu diesem Zweck besuchte ein geschulter ehrenamtlicher Begleiter die demenzkranke Person etwa ein Mal pro Woche. Auf der Basis eines Interventionspla-

seren Verständnis des komplexen Phänomenbereichs beitragen; es soll ihnen in dieser Arbeit jedoch keine Vorrangstellung eingeräumt werden.

Des Weiteren erfolgte im Erhebungszeitraum zur Abschätzung der kognitiven Fähigkeiten eine Testung mit dem Screeninginstrument MMST.

Zu Beginn der Befragung wurde der Sinn und Zweck der Forschung erläutert sowie die Einwilligung der Teilnehmer sowie der Angehörigen bzw. der gesetzlichen Betreuer eingeholt.

Mit dem Einverständnis der demenzkranken Person sowie der Angehörigen bzw. der gesetzlichen Betreuer wurden alle Gespräche digital aufgezeichnet sowie bei einigen Personen Fotografien von persönlich bedeutsamen Gegenständen erstellt, die zur Illustration dienen sollen.

Das vorliegende Tonmaterial hat insgesamt eine Länge von über 60 Stunden, die durchschnittliche Gesprächsdauer betrug 1 Stunde und 15 Minuten (vgl. Tabelle 10).

Die Interviewdauer variierte zwischen 38 und 127 Minuten; abhängig von Person, Tagesform und damit verbundenen unterschiedlichen Aufmerksamkeits- und Konzentrationsspannen, auf die während der Explorationen sensibel geachtet wurde, um die Erkrankten nicht zu überfordern⁶². Ausdruck des bereits angesprochenen Vertrauensverhältnisses zwischen Interviewerin und Teilnehmern war die durchgängig gute Resonanz auf die geführten Explorationen. Die Reaktionen der demenzerkrankten Personen auf die Explorationen waren ausschließlich positiv, häufig bekundeten die Teilnehmer Freude über die Besuche und bedankten sich im Anschluss an die Gespräche. Viele äußerten auch spontan Wünsche nach weiteren Treffen⁶³.

9.5. Transkription der Explorationen

Als Basis für die Analyse und Interpretation des erhobenen Materials war die Transkription der Tonaufzeichnungen notwendig. Daher erfolgte im Anschluss an die Datenerhebung die

nes, in dem individuell bedeutsame Themen der demenzkranken Person aufgeführt waren, sollten Inhalte und Motive für Gespräche oder Aktivitäten entfaltet werden (vgl. Kapitel 7.4).

⁶² Auch Clarke & Keady (2002) fordern in Bezug auf die Interviewdauer Flexibilität: „*The duration and pacing of an interview should be dictated by the interviewee to avoid tiredness and anxiety*” (Clarke & Keady, 2002, S. 37).

⁶³ Man kann also von einer „optimalen Motivationslage“ (Tismer, 1969, S. 25) der Befragten ausgehen, die Thomae als wichtige Voraussetzung für die Datenerhebung erachtet. Ein mögliches Belastungserleben, das unter ethischen Aspekten bei der Forschung mit demenziell erkrankten Personen stets reflektiert werden sollte, kann damit ebenfalls ausgeschlossen werden.

nahezu vollständige Transkription sämtlicher Explorationen. Alle Transkriptionen wurden von der Verfasserin dieser Arbeit selbst angefertigt.

Der Umfang pro Transkript beträgt im Mittel 23,6 Seiten (Din-A4). Das dieser Auswertung zugrundeliegende Material beläuft sich insgesamt auf 1.133 Seiten.

Ein Überblick über das erhobene Datenmaterial (Audiodateien und Transkriptionen) findet sich in Tabelle 10.

Tabelle 10: Erhobenes Datenmaterial

Tonmaterial Länge insgesamt	ca. 60 h
Gesprächsdauer (Einzelgespräch pro Person) Ø Range	1 h, 15 min 38 min – 2 h, 7 min
Gesprächsdauer (alle Gespräche insgesamt pro Person) Ø Range	ca. 6 h 4 h, 16 min – 7 h, 20 min
Transkribiertes Datenmaterial Ø (Einzelgespräch pro Person) Länge insgesamt (alle Personen)	23, 6 Seiten 1133 Seiten

Transkripte sind dabei stets als Ergänzungen und nicht als Ersatz für elektronische Aufnahmen zu verstehen. Die Auswahl der zu transkribierenden Merkmale (verbal, prosodisch, parasprachlich, außersprachlich) sollte immer von der Zielsetzung und Fragestellung des spezifischen Forschungsvorhabens bestimmt werden (Kowal & O’Connell, 2004). Auch der Aufwand des Transkribierens sollte stets im Verhältnis zu den mit der Transkriptanalyse verfolgten Zwecken stehen.

Vor dem Hintergrund der Forschungsfrage wurde im Rahmen der vorliegenden Untersuchung eine niedrige bis mittlere Transkriptionsgenauigkeit gewählt. Insbesondere bei psychologischen Fragestellungen, bei denen es primär um die *„Untersuchung bestimmter Inhalte [geht], sind übertriebene Genauigkeitsstandards nur in Sonderfällen gerechtfertigt“* (Flick, 2006, S. 253). Eine zu genaue Transkription von Daten ist aufwendig, kostet viel Zeit und Energie und kann abhängig von den Transkriptionsregeln sogar den Zugang zu den wesentlichen Inhalten des Gesprächs erschweren (ebd.). Deshalb scheint es sinnvoller *„nur so viel und so genau zu transkribieren, wie die Fragestellung erfordert“* (ebd.) und nur solche Merkmale des Gesprächsverhaltens zu transkribieren, die auch tatsächlich analysiert werden (Kowal & O’Connell, 2004).

Flick (2006) nennt unter Verweis auf Bruce (1992) als allgemeingültige Richtlinien für die Bewertung von Transkriptionsregeln:

- (1) Handhabbarkeit (für den Transkribenten)
- (2) Lesbarkeit
- (3) Lernbarkeit
- (4) Interpretierbarkeit (für den Forscher und den Computer).

Im Hinblick auf den Forschungsgegenstand dieser Arbeit und das damit einhergehende inhaltlich-thematische Interesse erfolgte die Erstellung einer weitgehend dialektbereinigten, hochsprachlichen Version der Gespräche in Standardorthografie. Auf eine Transkription in Dialekt wurde verzichtet, da dieser für die Fragestellung nicht relevant ist und die Lesbarkeit unnötig erschwert. Da keine Analyse der Sprache angestrebt oder durchgeführt wurde, scheint diese Genauigkeit angemessen.

Parasprachliche Merkmale, zu denen nichtsprachliche stimmliche Phänomene wie Lachen, Seufzen oder Atmen zählen, wurden ebenso wie Neben- oder Hintergrundgeräusche dann verschriftlicht, wenn sie in einem Zusammenhang zu den inhaltlichen Äußerungen standen. Dasselbe gilt für sichtbare (z. B. Blickzuwendung, Gesten) und hörbare, nichtvokale (z. B. klatschen, mit den Fingern trommeln) Verhaltensweisen, die redebegleitend auftraten.

Einige Gesprächspassagen wurden nicht verschriftlicht; diese sind in den Transkripten als „(Auslassung)“ gekennzeichnet. Es handelt sich hierbei u. a. um Begrüßungs- und Abschiedsfloskeln oder Bemerkungen von Angehörigen, die sich nicht auf die aktuellen Gesprächsinhalte beziehen (z. B. Angebot, etwas zu trinken etc.). Es bestand jedoch immer die Möglichkeit, bei Unklarheiten auf die Tonaufzeichnungen zurückzugreifen.

Eine Übersicht über die verwendeten Transkriptionsregeln findet sich im Anhang.

10. Zur Darstellung der Ergebnisse

Es werden nachfolgend zehn „subjektive Welten“ der befragten demenzkranken Personen als Einzelfälle präsentiert. Die Darstellung der Fallstudien könnte man als Portraits mit räumlich-dinglicher Blickrichtung bezeichnen. Die Elemente einer thematischen Rekonstruktion wurden dabei auf räumlich-dingliche Komponenten fokussiert mit dem Ziel in den dargestellten Fällen spezifische Mensch-Umwelt-Beziehungen herauszuarbeiten und zu verstehen. In diesem Sinne können die nachfolgenden Darstellungen als „Scheinwerfer“ betrachtet werden, die jeweils spezifische Aspekte der Person-Umwelt-Interaktion „ausleuchten“, andere hingegen im Dunklen lassen⁶⁴.

⁶⁴ Es scheint wichtig an dieser Stelle zu konstatieren, dass hier ein spezifischer Blick auf die Studienteilnehmer und ihre Beziehungen zu Orten und Gegenständen geworfen wird. Diese Spezifik soll nicht andere,

Die Auswertung der Daten vollzog sich nach dem Prinzip der Minimalinterpretation (Tismer, 1995). Das Vorgehen zeichnete sich im Sinne Thomaes aus durch eine betonte Zurückhaltung bei der Interpretation von Explorationsaussagen: „*Erstes Gebot ist hier, jede Aussage so, wie sie gegeben wurde, hinzunehmen und sie weder zu hinterfragen oder sofort zu interpretieren*“ (Thomae, 1988, S. 11). Jede Äußerung der Befragten ist dabei als „persönliches Dokument“ zu betrachten, das weder umgedeutet noch infrage gestellt werden sollte (ebd.). Psychoanalytische Deutungen im Sinne einer Maximalinterpretation (Tismer, 1995.) sollen auf diese Weise vermieden werden.

Das Herausarbeiten zentraler Themen sowie die anschließende Bildung deskriptiver Kategorien erfolgten stets materialnah. Die Auswertungsschritte beschränkten sich im Wesentlichen darauf, diejenigen Konzepte und Teilstrukturen auszuwählen, die als Text und als Strukturbilder dargestellt werden sollten und diese ggf. mit Konzepten aus anderen Teilstrukturen in Beziehung zu setzen. Zusätzlich zu der grafischen Repräsentation ausgewählter Gesprächsinhalte in Form von (Mikro)strukturbildern erfolgte eine ausführlichere und umfassendere Darstellung in Textform. Durch Hinzufügen von Erläuterungen und ergänzenden Informationen⁶⁵, aber auch mittels sinnvollen Theoriebezügen wurden die Daten im Rekonstruktionsverlauf zusätzlich aufbereitet.

Zu Beginn jeder Falldarstellung steht eine kurze Darstellung der gegenwärtigen Lebenssituation, die mit fremderhobenen Daten ergänzt wurde. Auch Besonderheiten der Gesprächssituation während den Explorationen wurden in diesem Abschnitt vermerkt. Im Anschluss erfolgt die Rekonstruktion der Subjektiven Theorien der jeweiligen Person, die in der vorliegenden Arbeit auf die räumliche Extension des Subjektiven Lebensraumes (Thomae, 1968) fokussiert wurden. In Anlehnung an die Fragestellung dieser Arbeit wurden dabei jene Passagen der transkribierten Explorationen, die Äußerungen zu bedeutsamen räumlich-dinglichen Umweltausschnitten enthielten, herausgegriffen, zusammengestellt und analysiert. Die Klassifizierung eines Elements als bedeutsamer Umweltausschnitt erfolgte anhand bestimmter Kriterien. Auf die Bedeutsamkeit eines Umweltelements wur-

ebenfalls wichtige Aspekte (z. B. soziale Beziehungen) verdecken oder schmälern, sondern die Beziehungen demenzkranker Menschen zu ihrer räumlich-dinglichen Umwelt in einen besonderen Fokus nehmen, da diese bis dato wenig berücksichtigt wurden. Bei der Betrachtung einzelner Aspekte wurde jedoch stets versucht, diese vor dem „Gesamtzusammenhang“ zu sehen und zu interpretieren. Zu diesem Zweck wurden die von Thomae eingeführten Konzepte der Daseinsthemen und Daseinstechniken aufgegriffen, sie sollen jedoch nicht im Fokus der Analysen stehen. Die bei den befragten Personen gefundenen Daseinsthemen daher wurden auf relativ niedrigem Abstraktionsniveau belassen, eine Zuordnung zu einem übergeordneten Kategoriensystem - wie bei Ehret (2008) vorgenommen - soll in dieser Arbeit nicht erfolgen.

⁶⁵ Zusätzlich wurden Aussagen von Angehörigen, Pflegepersonen und (falls vorhanden) ehrenamtlichen Begleitern hinzugezogen.

de geschlossen, wenn Gedanken, Hoffnungen, Wünsche oder Befürchtungen, die einen konkreten Umweltausschnitt (Ort oder Gegenstand) zum Inhalt hatten:

- spontan geäußert wurden⁶⁶
- wiederholt auftraten (in mindestens zwei Explorationen)
- eine emotionale Betroffenheit (im positiven oder negativen Sinn) erkennen ließen.⁶⁷

Des Weiteren wurde auch bereits während der Gespräche auf das aktuelle Handeln wie z. B. Interaktionen mit Gegenständen oder Spontanaktionen, die auf die räumlich-dingliche Umwelt gerichtet waren, gezielt geachtet⁶⁸. Bedeutungszuschreibungen und Bezüge wurden gesprächsübergreifend zusammengetragen. Als Abschluss jedes Einzelfalles folgt eine kurze Zusammenfassung als „erstes Fazit“.

Ganz bewusst wurde bei den Falldarstellungen den „eigenen Worten“ der Interviewteilnehmer großer Raum eingeräumt. Es finden sich viele Zitate, die wörtlich den Transkripten entnommen wurden und die dargestellten Rekonstruktionen illustrierend begleiten. Diese können einerseits der Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit der Fallinterpretation dienen und fallbezogene Deutungen und Theoretisierungen stützen, andererseits soll es aber auch auf diese Weise den Lesern ermöglicht werden, eigene, möglicherweise widersprechende Interpretationen daraus abzuleiten.

Die wörtlichen Äußerungen der Befragten werden in den Falldarstellungen kursiv und in Anführungszeichen wiedergegeben. Als Quellenangabe steht die Nummer des Interviews an erster Stelle, es folgt die Seitenzahl des Transkriptes und die Angabe der Zeile, z. B. 1, 7, 67. Zur Illustration der Ergebnisse finden sich bei einigen Personen Fotografien. Soweit nicht anders vermerkt, wurden diese von der Verfasserin selbst erstellt.

Aus den Protokollen, die von den Ehrenamtlichen während der daseinsthematischen Begleitung geführt wurden, wird in den Falldarstellungen ebenfalls im Original zitiert.

Die Namen der Interviewpartner wurden aus Gründen der Wahrung der Anonymität geändert. Die übliche Veränderung von Orts- oder Städtenamen stellte in einer Arbeit, in der es explizit um Orte geht, eine Schwierigkeit dar. Um zum einen den Sinn- und Bedeutungsgehalt der Aussagen nicht zu schmälern oder zu verändern, gleichzeitig aber auch den Da-

⁶⁶ Auf die Bedeutung des Spontanberichts verweist Thomae (1968).

⁶⁷ Erleben und Ausdruck von Emotionen bleiben bis ins letzte Krankheitsstadium relativ gut erhalten (Re, 2003).

⁶⁸ Nicht-sprachliche Handlungen wurden im Anschluss an die Explorationen protokolliert und ebenfalls im Transkript vermerkt.

tenschutz der Interviewteilnehmer zu wahren, wurde entschieden, kleinere Orte mit dem Anfangsbuchstaben abzukürzen. Bei Städten wurde aus Gründen der Authentizität der Name beibehalten⁶⁹.

11. Einzelfallbezogene Darstellung der Ergebnisse

11.1. Falldarstellung Frau URBAN

*„Ja, ich wäre froh, wenn ich mal wieder in die Stadt könnte.
Ich liebe meine Stadt, mein Frankfurt. [...].
Hier bin ich zuhause, ja.“*

Frau Urban ist im Explorationszeitraum 78 Jahre alt und lebt seit etwa vier Jahren in einer Demenz-Wohngemeinschaft im suburbanen Raum von Frankfurt.

Eine vaskuläre Demenz wurde diagnostiziert, der MMST-Wert liegt bei 24 Punkten.

Frau Urban ist stark gehbeeinträchtigt und kann nur kurze Strecken mit dem Rollator zurücklegen. Aufgrund ihrer kognitiven und körperlichen Beeinträchtigung ist es ihr nicht möglich die Einrichtung ohne fremde Hilfe zu verlassen.

Frau Urban hat im Explorationszeitraum am Projekt QUADEM teilgenommen, die fremderhobenen Daten, die vom ältesten Sohn und der Bezugspflegekraft stammen, wurden daher teilweise den projektbezogenen Fallbesprechungen entnommen. Frau Urban wurde zudem im Rahmen des Projektes von einer Ehrenamtlichen daseinsthematisch begleitet. Die während der Begleitung geführten Protokolle wurden bei dieser Falldarstellung ebenfalls hinzugezogen.

Frau Urban ist im Ruhrgebiet aufgewachsen, aus beruflichen Gründen erfolgte im Erwachsenenalter der Umzug nach Frankfurt. Sie ist geschieden und hat drei Söhne, von denen einer im europäischen Ausland lebt.

Frau Urban hat früher zunächst ein Sportartikelgeschäft geführt, dann ein Sportfabrikationsgeschäft. Ihr Leben zeigte sich stets von Verantwortung für Geschäft, Haus und Kinder gezeichnet. Im Vergleich dazu erlebt Frau Urban die aktuelle Lebenssituation in der Demenz-Wohngemeinschaft als Einschnitt in ihre Selbstständigkeit. Sie fühlt sich in der

⁶⁹ In Zusammenhang mit Städten erfolgten in den Explorationen häufig Verweise auf kollektive Raumsymbole (z. B. Römer in Frankfurt, „Lottehaus“ in Wetzlar), auf die bei einer Anonymisierung der Stadt in der Auswertung ebenfalls hätte verzichtet werden müssen – was wiederum einen großen Informationsverlust bedeutet hätte.

Wohngemeinschaft eingeengt, ihr fehlen Aktivitäten und vor allem die Selbstbestimmung und Verantwortung, die ihr früheres Leben stark geprägt hat.

Die Möglichkeiten ihr Verantwortung in der Wohngemeinschaft zu übertragen, scheinen jedoch begrenzt. Versuche der Pflegekräfte, Frau Urban zur Hilfe bei hauswirtschaftlichen Tätigkeiten zu motivieren, scheiterten bislang.

Der Wunsch, ihren früheren Wohnort – das Zentrum von Frankfurt – zu besuchen oder gar dort wieder zu leben, ist ein Thema, das den Alltag von Frau Urban weitgehend bestimmt. Auf die Frage nach der Relevanz der räumlichen Umwelt für die Lebensqualität von Frau Urban antwortet der Sohn bei einer Fallbesprechung des Projektes QUADEM:

„Sie bedauert sehr, dass sie nicht in Frankfurt im Zentrum ist, sie würde gerne wieder in Frankfurt sein und da drehen sich ganz viele Gedanken drum oder mal rauskommen hier, deswegen versuche ich so oft es geht, sie auch mal mitzunehmen zum Einkaufen nach Frankfurt, aber das ist halt zu selten für sie, sie möchte es gern häufiger haben. Oder sie möchte sogar.. muss man auch ganz offen sagen, im Moment möchte sie stark hier raus.“

Diese Wünsche werden von den Angehörigen und Pflegekräften wahrgenommen, dennoch wird ein Umzug in eine andere Pflegeeinrichtung im Stadtzentrum nicht ernsthaft in Erwägung gezogen. Aus Sicht der Angehörigen und der Pflegekräfte fühlt sich Frau Urban im Großen und Ganzen in der Wohngemeinschaft wohl. Sie habe sich auch seit ihrem Einzug kontinuierlich sowohl kognitiv als auch psychisch stabilisiert. Durch die ehrenamtliche Begleitung, wie sie im Rahmen des Projektes QUADEM erfolgte, erhofften sich die Angehörigen und Pflegekräfte vor allem eine Verbesserung des subjektiven Wohlbefindens von Frau Urban. Sie wünschten sich dabei eine Gesprächspartnerin, die für Abwechslung im Alltag sorgt und auch kleine Ausflüge (beispielsweise nach Frankfurt) mit Frau Urban unternimmt.

Frau Urban selbst zeigt sich erfreut darüber, Besuch zu erhalten. Die Treffen mit der Interviewerin erlebt sie als willkommene Abwechslung im Wohngemeinschaftsalltag, für die sie sich mehrfach bedankt.

Bereits im ersten Gespräch mit Frau Urban zeichnet sich die hohe individuelle Bedeutsamkeit der Stadt Frankfurt ab. Dieses Daseinsthema bestätigt sich auch in allen darauf folgenden Explorationen. Die starke emotionale Bindung an die Stadt Frankfurt, die sie als ihre

„Wahlheimat“⁷⁰ (2, 15, 454) bezeichnet, nahm ihren Ursprung in der selbst gefällten Entscheidung, dort zu leben. Frau Urban erinnert sich:

„In Frankfurt hat es mir besonders gut gefallen und dann habe ich den Geschäftsführer von Frankfurt gebeten, er möchte mich doch mal anfordern. Und dann hat er das getan und so bin ich eben ziemlich schnell nach Frankfurt gekommen.“ (2, 1, 12-14).

„Meine Wahlheimat. Also ich habe mich nach Frankfurt hingesehnt. Und war auch froh, dass ich nach Frankfurt kam. Und ich habe es nie bereut“ (2, 15, 454-455).

Die Bedeutung Frankfurts resultiert dabei nicht aus singulären biografischen Erlebnissen, sondern vielmehr aus der Stadt als alltäglichem Handlungsraum. So habe sie zentral in der Innenstadt gewohnt, „ganz nah am Main“ (3, 3, 92) und sei „jeden Tag in der Stadt gewesen“ (4, 2, 45). Die Vorzüge dieser Wohnlage schildert sie auch an anderer Stelle:

„Vor allen Dingen, ich war sofort in der Stadt, ne. Wie ich aus dem Haus raus gegangen bin, war ich in der Stadt“ (3, 2, 39-40).

Durch die lange Wohndauer in Frankfurt ist eine große Vertrautheit mit der Stadt entstanden, die man in Anlehnung an Rowles (1983a, 1983b) als „physical insideness“ bezeichnen könnte. „Ich kenne ja alles so genau“ (4, 2, 38), „ja, mein Frankfurt, das kenne ich doch“ (3, 2, 43) – so beschreibt Frau Urban dieses Gefühl mit ihren Worten.

Das Leben in Frankfurt hat zum Aufbau einer Ortsidentität⁷¹ (Proshansky et al., 1983) geführt. „Im Grunde bin ich ja Frankfurterin“ (1, 8, 233) – mit diesen Worten charakterisiert sich Frau Urban selbst und begründet damit zugleich aus ihrer Sicht, warum sie sich in der Demenzwohngemeinschaft am neuen Wohnort H. nicht wohlfühlen kann:

„Nun liegt das auch noch in H. Ich zieh mich ja viel lieber in die Innenstadt zurück“ (1, 8, 233-234).

⁷⁰ Der von Frau Urban selbst gewählte Begriff der „Wahlheimat“ offenbart die sowohl kognitive als auch emotionale Bindung an den Umweltausschnitt Frankfurt. Da es sich hierbei nicht um eine „angeborene Heimat“ handelt, schwingt hier auch eine „aktive“ Heimatauffassung mit: Eine Wahlheimat impliziert die Leistung des tätigen, sich Umwelt aneignenden Subjekts (Daum, 2007).

⁷¹ Noch treffender scheint hier der von Lalli (1989) eingeführte Begriff der „stadtbezogenen Identität“ zu sein, der den allgemeineren Begriff der Ortsidentität im Hinblick auf eine städtische Wohnumwelt konkretisiert (vgl. Kapitel 5.2.2.4). Wie Lalli ausführt ist stadtbezogene Identität „das Ergebnis einer komplexen Zuordnung von Selbst und städtischer Umwelt. Die Stadt wird zum allgemeinen Symbol der Fülle der persönlichen Erfahrungen des Individuums. Sie ist aber nicht nur einfache Widerspiegelung dieser Erfahrungen, sondern vermittelt der Person auch ein Gefühl subjektiver zeitlicher Kontinuität, die sich vom konkreten Erfahrungshintergrund graduell verselbständigt [...] Die eigene Biographie erhält durch die Stadt einen identitätsstiftenden Zusammenhang und verleiht der Person eine von den konkreten (z. B. sozialen) Veränderungen relativ unabhängige Kontinuität“ (Lalli, 1989, S. 23).

Die starke affektive Bindung an die Stadt bringt sie mit Aussagen wie

„Ich mag Frankfurt, ich liebe Frankfurt“ (1, 3, 71)

„Ja, ich wäre froh, wenn ich mal wieder in die Stadt könnte. Ich liebe meine Stadt, mein Frankfurt“ (3, 5, 138-139)

„Ich liebe es ja auch, meine Stadt“ (3, 4, 109)

in allen Explorationen immer wieder spontan zum Ausdruck.

Zu den schönsten Erinnerungen an das Leben in Frankfurt zählen die Stadtführungen, die sie für interessierte Besucher anbot, die die Stadt kennen lernen wollten:

„[...] ich habe ja auch Stadtführungen gemacht in Frankfurt. Ich kenne mich da auch schon ein bisschen aus“ (1, 3, 76-77).

„Als ich Stadtführungen gemacht habe, das war am allerschönsten. Dann lernt man Leute kennen und unternimmt irgendwas.“ (2, 7, 195-196).

„Ja, ja, da sind wir durch die ganze Stadt gelaufen, ne“ (3, 3, 80).

„Ich bin immer zu Fuß gelaufen. Wir haben uns getroffen an einem Platz und da sind wir zu Fuß durch die Straßen gelaufen. Da konnte ich ja noch richtig laufen. Kam ja nicht drauf an, ob eine Straße mehr oder weniger war. Im Gegenteil, wenn es dann so zum Schluss ging, dann merkte ich, dann waren die Gäste kaputt“ (4, 2, 49-52).

Die Frage wie sie dazu gekommen sei, Stadtführungen anzubieten, erklärt sie schlicht mit ihrer Zuneigung zur Stadt Frankfurt:

„Ach Gott, ja, ich habe Frankfurt geliebt und dann trifft man sich irgendwo und, äh, kommt man in so einen Verein rein“ (3, 4, 113-114).

Wie kompetent sie sich in der Rolle als Stadtführerin noch immer fühlt, zeigt sich, als sie der Interviewerin anbietet, ihr *„das Wesentliche in einem Tag“* (4, 4, 106-107) zu zeigen:

„[...] wenn ich wieder in der Stadt wäre, würden mir auch irgendwelche Begebenheiten wieder einfallen. [...] Dann könnt ich sagen hier war das und hier war das“ (2, 18, 551-552; 2, 12, 376).

„Frankfurt ist eine schöne Stadt“ (1, 3, 86) erklärt sie an anderer Stelle, und führt dies noch weiter aus:

„Interessante Stadt. Ist alles da. Ist nicht groß, aber es ist alles da“ (5, 10, 319).

Die bei der dritten Exploration mitgebrachten Reiseführer von Frankfurt⁷² lösen Freude und Dankbarkeit aus: „*Schön ist das Buch, schön, dass Sie es mitgebracht haben*“ (3, 2, 63).

Frau Urban beschäftigt sich während der gesamten Explorationszeit⁷³ mit den Reiseführern, durchblättert sie konzentriert und liest interessiert die Begleittexte. „*Sehenswert, unserer Frankfurt*“ (3, 1, 22) hält sie fest.

Beim Betrachten der Abbildungen werden viele Erinnerungen an ihr „*geliebtes Frankfurt*“ (3, 2, 51) und die frühere Wohnumgebung wach:

„*Da ist der Eiserne Steg. Und wo der zu Ende ist, auf der anderen Seite, da habe ich gleich gewohnt*“ (3, 1-2, 32-33).

„*Das Stück da zur Konstabler Wache hoch bin ich so gelaufen, wenn ich einkaufen wollte, ne*“ (3, 4, 96-97).

In dem spontan geäußerten Satz „*Ach, ich möchte wieder da sein!*“ (3, 4, 101) kommt deutlich die Sehnsucht nach dem ehemaligen Wohnumfeld zum Ausdruck.

Aufgrund ihrer Gehbeeinträchtigung kann eine gemeinsame Stadtführung nicht in die Tat umgesetzt werden; die vierte Exploration wird jedoch in einem Café in der Frankfurter Innenstadt geführt. Bei dem Aufenthalt in Frankfurt werden Erinnerungen und Empfindungen wieder vergegenwärtigt. Bereits bei der Hinfahrt bringt Frau Urban deutlich ihre Freude über den Ausflug zum Ausdruck:

„*Da bin ich noch gar nicht ganz in Frankfurt und fühle mich schon so wohl (lacht)*“ (4, 1, 2).

„*[...] ich freue mich hier sein zu können*“ (4, 1, 24).

„*Weckt alles Erinnerungen*“ (4, 1, 5) stellt sie beim Blick auf die Skyline fest und bekräftigt schließlich: „*Hier bin ich zuhause, ja.*“ (5, 1, 9).

Auch wenn Frankfurt nicht mehr zum aktuellen Handlungsraum von Frau Urban zählt, zeigt sich in den Explorationen doch deutlich ihr Bemühen, die nach wie vor empfundene Verbundenheit mit der Stadt auch am neuen Wohnort aufrechtzuerhalten. So zählt zu den persönlichen Gegenständen, die sie mit in die Wohngemeinschaft gebracht hat, ein alter

⁷² Dieses Vorgehen kann in Anlehnung an Groeben (1986) auch als „*nichtsprachliche Konsensvalidierung*“ bezeichnet werden, da hier versucht wurde, aus der Reaktion des Erkenntnis-Objekts Rückschlüsse über die Angemessenheit der Interpretation aus den bisherigen Gesprächen zu ziehen. Das von positiven Emotionen begleitete Eingehen auf diesen Impuls (die mitgebrachten Reiseführer) kann als Zustimmung zu dem hinter dem Impuls stehenden Rekonstruktionsvorschlag des Erkenntnis-Subjekts gelten.

⁷³ Diese betrug bei diesem Gespräch eine Stunde und 15 Minuten.

Kupferstich von Frankfurt, der über ihrem Bett hängt (Abb. 4). Sie hat ihn „*sich selbst beschafft*“ (5, 12, 383), er erinnert sie an das Leben in Frankfurt, vor allem den Main:

„Das ist auch Frankfurt. Ja, das ist der Main, ja, das ist irgendwie Frankfurt, ganz alt schon“ (1, 3, 88-89).

„[...] Ein alter Stich von Frankfurt. Mehr Main als Frankfurt. Ja, da war der Main noch nicht gefasst. Da ist das Wasser so ganz.. wenig tief, ein paar Zentimeter tief, wer weiß wie breit durch die Gegend geflossen. [...] Hab mich schon immer für Frankfurt interessiert. So habe ich halt auch diesen alten Stich“ (5, 12, 373-381).



Abbildung 4: Kupferstich von Frankfurt

Mit ihren Söhnen unternimmt sie regelmäßig Ausflüge in die Stadt, wodurch eine „*place-referent-continuity*“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996) hergestellt wird. Doch die Besuche scheinen ihr nicht auszureichen, was auch der Sohn in einer der Fallbesprechungen des Projekts QUADEM bestätigt.

Das Zukunftserleben ist stark von dem Gedanken bestimmt, nach Frankfurt zurückzukehren und dort auch wieder zu leben. Gefragt nach ihren Wünschen antwortet sie:

„Ich würde auch gerne im Zentrum wohnen und jeden Tag da zu tun haben“ (1, 2, 62-63).

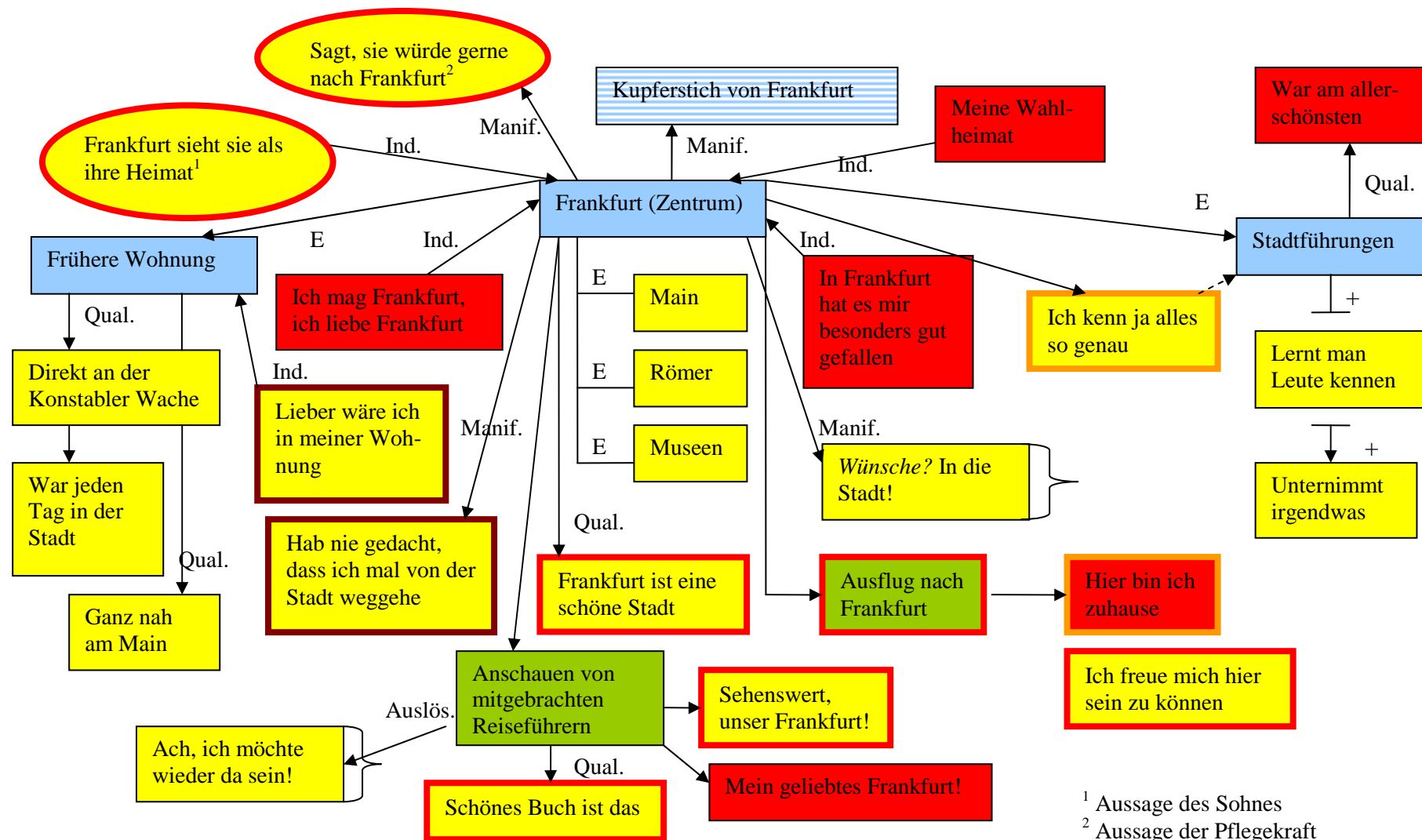


Abbildung 5: Strukturbild Urban 1

Im Vergleich zu der Zeit in Frankfurt wird die jetzige Lebensphase in H. stark negativ repräsentiert. Frau Urban betont, in H. nicht angekommen zu sein. Im Gegensatz zu Frankfurt bleibt H. ein Ort, an dem sie sich nicht heimisch fühlt:

„Ach, ich muss sagen, ich bin noch gar nicht umgestellt. Das ist immer noch so.. ich fühl mich hier einfach gar nicht zuhause, ne“ (2, 3, 95-96).

Der vertraute Lebenszusammenhang und die erlebte Kontinuität löst sich durch den Wohnortswechsel zunehmend auf. Der Umzug nach H. ist ein ökologischer Übergang (Bronfenbrenner, 1981), der als kritisches Lebensereignis erfahren wird und mit einem Verlust der Ortsidentität einhergeht⁷⁴. So habe sie – wie sie berichtet - sich nie vorstellen können, Frankfurt zu verlassen:

„Ich habe auch nicht gedacht, dass ich mal von der Stadt weggehe“ (4, 2, 41).

Damit verbunden sind Gefühle von Heimweh, wenn sie sagt:

„Ich trauere dem auch nach. Habe da gerne gewohnt“ (4, 1, 14).

Die selbst getroffene Entscheidung für den Wohnort Frankfurt steht im Gegensatz zu dem als fremdgesteuert erlebten, subjektiv nicht mit-entschiedenen Ortswechsel nach H., den Frau Urban rückblickend folgendermaßen beschreibt:

„Und dann bin ich krank geworden, dann hat man mich hierher geschafft“⁷⁵ (1, 6, 163).

„Bin halt hier hin gekommen. Und ich komm gar nicht raus“ (1, 8, 239-240).

„Ja, da war ich so krank, dass ich es gar nicht mitgekriegt habe, was die mitgenommen haben. Ja, da war ich richtig daneben“ (2, 4, 111-114).

Der Aufbau eines neuen Zugehörigkeitsgefühls wird zunächst vor allem durch die räumliche Lage der Pflegeeinrichtung erschwert, die *„[...] auch noch gerade hier in H. [liegt]“* (1, 8, 233). H. wird abwertend als *„Arbeiterviertel“* eingestuft, und ist ihrer Ansicht nach *„kein guter Stadtteil“* (2, 5, 140), in dem es *„nichts gibt, was schön ist“* (2, 5, 142).

Zudem kenne sie sich in H. im Gegensatz zu Frankfurt nicht aus. Im Vergleich zur früheren Wohnsituation in der Innenstadt ist die Einrichtung *„zu weit ab“* (2, 6, 162), es ist dort

⁷⁴ In diesem Zusammenhang wird angenommen, dass ein Wohnortswechsel als Angriff auf die eigene Identität erlebt wird. Gelingt es nicht, die alte Ortsidentität aufzugeben, ergeben sich möglicherweise negative psychosoziale Folgen (Hormuth, 1990; Fischer & Fischer, 1990; Filipp, 1981; Fried, 1963).

⁷⁵ Auch in der Formulierung dieses Satzes drückt sich die erlebte Fremdbestimmung dadurch aus, dass sie nicht selbst als Subjekt des Satzes handlungsausführend ist, sondern als Objekt eine Handlung erfährt.

„zu wenig los“ (2, 6, 162-163). Beim Blick aus dem Fenster fehlt ihr der städtische Betrieb:

„Hier sehe ich ja gar nix, hier sehe ich nur ein paar Kinder spielen“ (5, 9, 288-289).

Insgesamt überwiegen die Vorteile des Stadtzentrums für sie deutlich:

„[...] in der Stadt wäre es viel schöner, ne. Könnte man immer mal was unternehmen, mal schnell irgendwo hin und so, ne“ (5, 9, 278-280).

In diesem Zusammenhang scheinen auch Aspekte einer „place-congruent-continuity“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996) bedeutsam zu werden, die sich auf die persönliche Präferenz der Großstadt als Wohnort bezieht⁷⁶.

Darüber hinaus fühlt sie sich in der Wohngemeinschaft „sehr eingeengt“ (1, 2, 43-44) und beklagt, sich früher „viel wohler gefühlt“ (1, 2, 43) zu haben, was auch mit dem Verlust von Verantwortung zusammenzuhängen scheint:

„Ja, es war alles besser. Ich war ein selbstständiger Mensch, ich hatte Verantwortung“ (1, 2, 47).

„Ich möchte nur ganz einfach mehr unternehmen, mehr Verantwortung haben, mehr Dasein“ (1, 7, 204-205).

In der Wohngemeinschaft dagegen werde es ihr zu leicht gemacht; es sei nichts einzubringen, da dort bereits „alles fertig“ (1, 7, 215) sei.

Den Alltag in der Einrichtung beschreibt Frau Urban dementsprechend als „monoton“ und „eintönig“ (4, 4, 98) und erklärt:

„Es gibt [in der Wohngemeinschaft, A. d. V] keine Aktivitäten. Hier geht es um Essen und Trinken und Schlafen und aus. Mehr ist hier nicht“ (1, 2, 53-54).

„Hier gibt es keine schönen Dinge. Wenn es schöne Dinge gäbe, würde ich sie Ihnen erzählen. Hier ist nichts, was schön ist. Essen, trinken schlafen. Ja, damit.. kann ich nichts dagegen sagen, ist alles prima in Ordnung. Es ist sauber und so, da ist nichts dagegen zu sagen. Aber Freude gibt es hier nicht“ (1, 5-6, 157- 160).

„Hier passiert gar nix. [...] Gar nix. Der Tag läuft dahin, jeder kriegt zu essen, zu trinken.. was anzuziehen“ (5, 2, 46).

⁷⁶Weitere Anhaltspunkte hierzu geben Aussagen, die sich nicht konkret auf Frankfurt, sondern auch auf typische Charakteristika einer (Groß-)Stadt beziehen. So nennt sie beispielsweise auch allgemeine wohnbezogene Vorlieben wie „das Leben in der Stadt“ (1, 14, 415), die „vielen Menschen“ (4, 3, 83) und den „Betrieb“ (4, 3, 83). Und wünscht sich „möglichst in irgendeine Innenstadt rein“ (1, 6, 167-168), denn „wenn man älter ist, sollte man schon in der Stadt leben.[...] Sonst ist man ja verloren, sitzt man ja irgendwie fest“ (5, 9, 269-271).

Obwohl sich Frau Urban nach sozialen Kontakten in ihrer neuen Wohnumwelt sehnt, erlebt sie das Zusammenleben in der Wohngemeinschaft überwiegend daseinsbehauptend (Thomae, 1988). Freundschaftliche Kontakte sind bislang nicht entstanden. Als Ursache dafür macht sie vor allem die mangelnde Passung zu ihren Mitbewohnern verantwortlich:

„Die sind zum Teil alle kränker als ich. Ich wünschte, es käme mal jemand, dass ich auch mal so einen Ansprechpartner hätte. Aber, ich meine eine Patientin, ne. Hier kommen schon Leute. Aber eine Patientin, die mal hier wohnen würde, mit der ich auch mal was unternehmen könnte, mit der ich auch mal in die Stadt fahren könnte und so, das wäre wunderbar“ (1, 4, 108-112).

„Ja, jetzt hab ich immer noch Hoffnung, dass mal noch irgendeine [...] neue Mitbewohnerin kommt. Aber es kommt nichts Gescheites. Was kommt, ist immer noch älter als ich“ (2, 9, 277-281).

„Wenn jemand kommt, dann ist er krank und.. irgendwie ein bisschen halb verrückt, ne. (lacht). Kann man nix mit anfangen“ (5, 3, 90-91).

„Wenn die in so eine Institution reingehen, dann sind sie schon alt. Dann möchten sie von anderen unterhalten werden, aber sie kommen nicht auf die Idee, dass sie selber was reinbringen könnten, ne. [...] Sind ja keine Leute da, mit denen ich was unternehmen könnte und mit denen ich mich da ein bisschen unterhalten könnte oder so“ (5, 11, 344-351).

Insgesamt betrachtet bleibt der Verlust der Ortsidentität problematisch. Die Ablösung von der vertrauten Wohnumgebung fällt ihr auch nach Jahren nicht leicht, die Wohngemeinschaft und der Ort H. werden überwiegend negativ präsentiert⁷⁷.

„[...] es ist nicht meine Welt“ (1, 14, 424) – so bringt Frau Urban ihre Sichtweise auf den Punkt. Ihren Lebensabend – so sagt sie - habe sie sich *„mal anders vorgestellt“ (1, 6, 188)*:

„Hab ja auch direkt an der Konstabler Wache gewohnt. Und war jeden Tag in der Stadt. Das ist natürlich trostlos, wenn man hier dann nur sitzt, ne (1, 14, 415-417).

Auf die Frage, was ihr denn noch Freude machen würde, gibt es für sie nur eine Antwort:

„Was mir Freude macht? Die Aussicht irgendwann mal hier raus zu kommen“ (1, 2, 41).

Der Wunsch, die Stadt zu besuchen oder gar dort wieder zu leben, ist auch nach Aussage des Sohnes und der Pflegekräfte präsent.

⁷⁷ Hummon (1992) bezeichnet dieses Phänomen als „*place alienation*“ und versteht darunter die emotional intensiv erlebte Ablehnung bzw. Entfremdung von der derzeitigen Wohnumgebung: *„People who are alienated often have a negative assessment of the place, do not identify with the place and are not highly satisfied with the place“* (Cross, 2001, S. 10). Für Cross (2001) ist diese Entfremdung oft durch den Verlust starker Bindungen an einen früheren Wohnort zu erklären. Häufig war die Wahl des neuen Wohnortes erzwungen bzw. nicht freiwillig. In der Folge finden Vergleiche zugunsten von anderen, früheren Wohnorten statt.

Auch während der Explorationen formuliert Frau Urban mehrfach den Gedanken an einen Umzug in die Innenstadt und sucht dabei auch den Rat bzw. die Unterstützung der Interviewerin: *„Sehen Sie eine Möglichkeit?“* (1, 6, 174).

Im Verlauf der Explorationen schwankt sie immer wieder zwischen den angewandten Daseinstechniken Hoffnung und Resignation:

„Welche Möglichkeiten ich jetzt woanders hätte oder so, das weiß ich alles gar nicht. Also ich wäre damals gerne ins M.haus gegangen, da war ich unten am Eisernen Steg und da unten wäre ich lieber gewesen als hier oben. Naja, nun ist das jetzt wahrscheinlich auch nicht mehr möglich, ich weiß es nicht“ (1, 14, 428-431).

„Ich wollte, es gäbe einen Ruck, ich hätte meine Wohnung und könnte leben wie ich immer gelebt habe“ (2, 3, 86-87).

„Ich glaube nicht, dass es so eine Möglichkeit gibt. Also wenn, das wäre natürlich ganz herrlich, aus dieser Umgebung raus in eine ganz neue Umgebung rein und alles wieder neu aufbauen, wäre natürlich wunderbar. Aber ich glaube nicht, dass es die Möglichkeit gibt“ (2, 17, 509-512).

Als sich im Rahmen des Projekts QUADEM die Möglichkeit einer daseinsthematischen Begleitung durch eine Ehrenamtliche ergibt, stimmt Frau Urban freudig zu.

Gefragt nach ihren Wünschen für die Begleitung antwortet sie wiederum mit Bezug auf Frankfurt:

„Ich würde gerne in die Stadt gehen“ (1, 2, 56).

„In der Stadt. Ganz gleich, ja, was grad kommt. Entweder am Museumsufer entlang oder unten am Main entlang oder auf den Römerberg [...]“ (2, 5, 131-134).

„Raus! Freude machen Sie mir nur mit raus!“ (1, 9; 280).

„Am Main entlang oder zum Römer! Und alles würde mich interessieren.“ (1, 11, 330).

Ganz deutlich zeigt sich auch wieder bei dieser Sequenz, wie positive Emotionen an außerhäusliche Mobilität in Verbindung mit dem Ziel Frankfurt geknüpft sind.

Auch wenn Frau Urban die pflegerischen und hauswirtschaftlichen Unterstützungsleistungen der Wohngemeinschaft durchaus zu schätzen weiß⁷⁸ (*„ist ja auch was wert“* (5, 2, 46-47)), überwiegt die affektive Bindung an die Stadt.

⁷⁸ Auch an anderer Stelle findet sich diese differenzierte Sicht auf die Wohngemeinschaft: *„Diese Einrichtung im Grunde ist ja nicht schlecht“* (2, 6, 162); *„Ich kann ja gegen das Haus nichts Nachteiliges sagen. Es ist alles in Ordnung. Jeder ist freundlich und nett und alles“* (1, 14, 423-424).

Dies bemerkt auch die ehrenamtliche Begleiterin, die sie im Rahmen des Projekts QUADDEM besucht, und so notiert sie im Protokoll:

„Sie wünscht sich sehr, nach Frankfurt zu fahren, ihr ehemaliger Lebensraum (,das ist meine Welt'), erwähnt auch, dass sie Stadtführungen gemacht hat und die verschiedenen Ecken Frankfurts gut kennt (Innenstadtbereich)“ (Interventionsprotokoll_Urban, S. 1).

„Ganz unvermittelt sagt sie dann, sie möchte gerne weg, nach Hause in ihre Wohnung. Und ich antworte darauf immer dasselbe, dass es doch viele Vorteile hat, wenn einem alles abgenommen wird, jeder Wunsch sozusagen von den Augen abgelesen wird. Ja, sagt sie dann, das ist vernünftig, sonst aber auch nichts“ (Interventionsprotokoll_Urban, S. 6-7).

Zu den Höhepunkten der gemeinsam verbrachten Zeit mit der ehrenamtlichen Begleiterin zählen dementsprechend die Fahrten nach Frankfurt, die das wichtigste Daseinsthema von Frau Urban aufgreifen und große Freude auslösen. Die Ehrenamtliche Frau H. vermerkt dazu im Protokoll:

„Wir fahren mit offenem Verdeck und flatternden Haaren an einem wunderbaren Sommernachmittag nach Frankfurt. [...]. Als wir dann losfahren, ist Frau Urban plötzlich aus ihrer Lethargie erwacht: ‚Oh, wie ist das schön!’, ‚Diesen Weg bin ich sooo oft gefahren’ [...] Sie ist plötzlich so lebendig, wie ich sie nicht erlebt habe. Sie kennt den Weg über die A66 nach Frankfurt und durch die Stadt. Wir fahren an den Main (den sie so liebt) und zwar zur Borussia (Ruderverein mit Gartenlokal) und verbringen dort eine Weile bei einer Erfrischung. Frau Urban nimmt regen Anteil an ihrer Umgebung (was mir so auch noch aufgefallen ist) und genießt den Ausflug offensichtlich sehr“ (Interventionsprotokoll_Urban, S. 5).

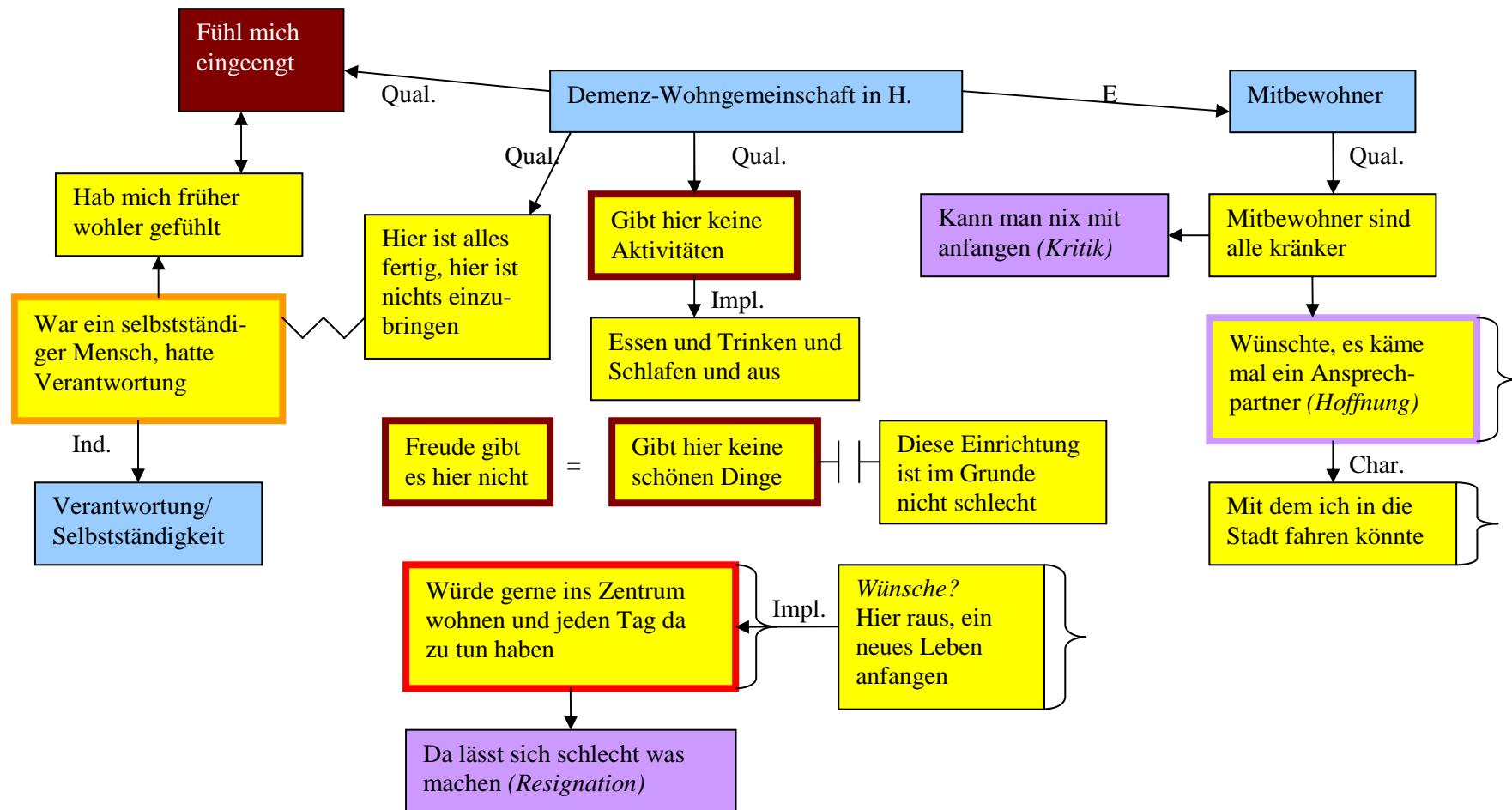


Abbildung 6: Strukturbild Urban 2

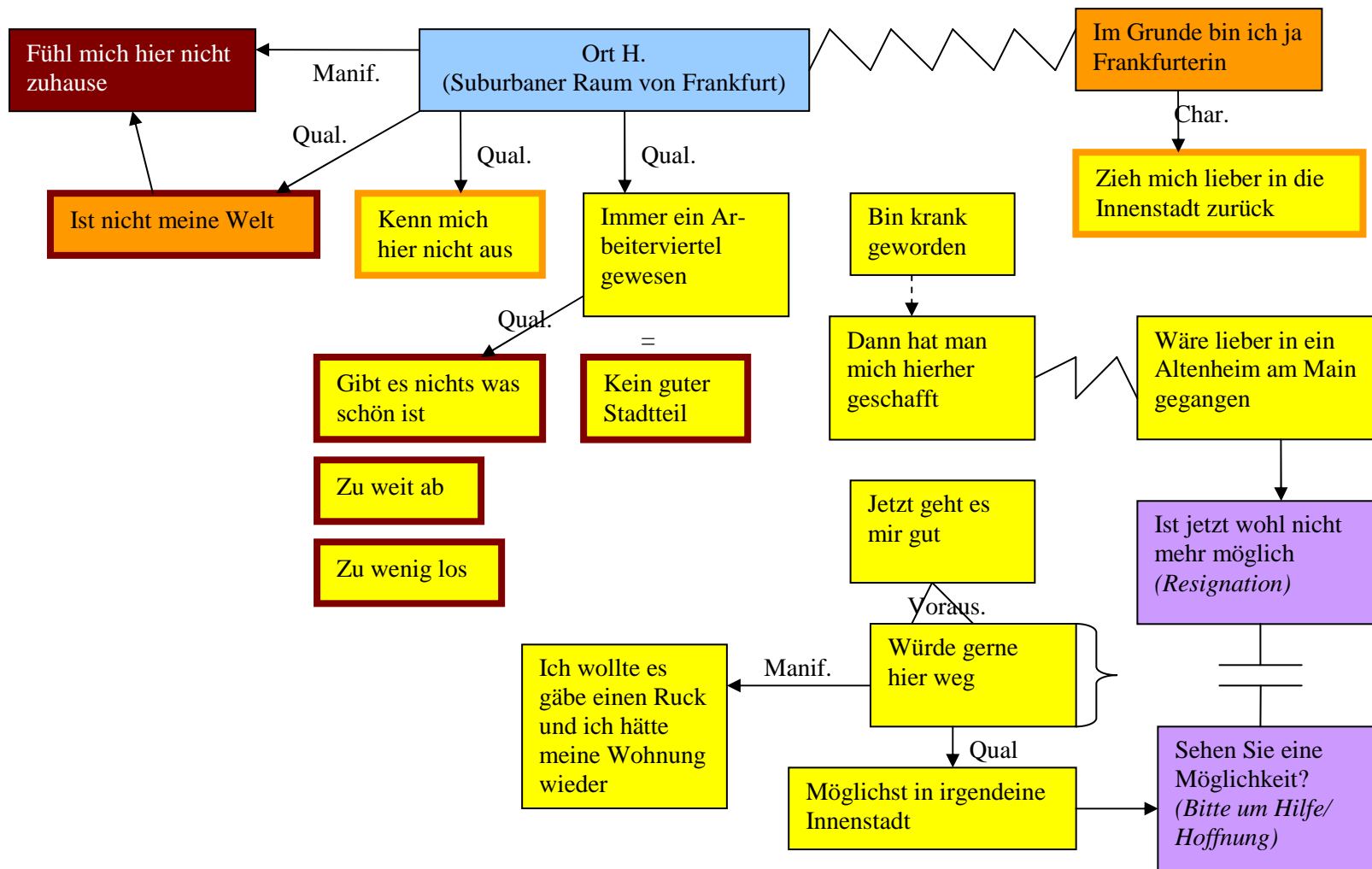


Abbildung 7: Strukturbild Urban 3

Während Frau Urban die Wohnumgebung der Wohngemeinschaft ablehnt, fällt ihr Urteil in Bezug auf den Innenbereich differenzierter aus. So erklärt sie, sich in der Wohnung an sich „ganz wohl“ (5, 9, 278) zu fühlen:

„Ich bin ja wohnungsmäßig auch zufrieden hier. Es ist ja auch schön eigentlich“ (2, 7, 208).

Auch ihr Zimmer gefällt ihr gut:

„Mit meinem Zimmer bin ich zufrieden, das ist sehr schön hier“ (1, 9, 268).

„Mit den Bildern, die da hängen, bin ich ganz zufrieden“ (2, 16, 486).

„Mein Zimmer ist schön hell, ja. Da fühle ich mich auch eigentlich wohl drin“ (2, 11, 338).

Wie sie weiter berichtet, gehört zu dem Zimmer auch ein Balkon (2, 4, 102-103), auf dem sie nach Aussage des Sohnes und der Bezugspflegekraft viel Zeit verbringt (Abb. 8).



Abbildung 8: Balkon

Die Präferenz für diesen (Lieblings-)Platz leitet der Sohn aus der Biografie her, so habe seine Mutter schon immer gerne Blumen und Pflanzen gemocht. Dies wird auch von Frau Urban selbst in den Explorationen bestätigt. So beschreibt sie sich selbst als eine Person, die „sehr naturliebend“ (1, 11, 333) ist, „gerne Blumen mag“ (2, 9, 263) und es schön findet, „wenn alles so blüht“ (5, 5, 137). Die biografische Bedeutung des Balkons kommt ebenfalls in den Explorationen zum Ausdruck, als Frau Urban berichtet, dass auch zu ihrer früheren Wohnung ein Balkon gehört habe.

Sie besitzt auch Fotos davon, die sie während der fünften Exploration der Interviewerin zeigt:

„Das war mein Balkon. Schöne Balkone hatte ich schon immer. Dann war er so gepflanzt, dann war er so gepflanzt“ (5, 7, 210-211).

Bei gutem Wetter sitzt sie gerne auf ihrem Balkon, denn *„im Sommer ist es schön hier draußen“* (1, 9, 268-269). Generell beschreibt sie sich als eine Person, die *„immer viel draußen“* (2, 6, 190) war. Während sie noch das schöne Spätsommerwetter genießt, ruft bereits der Gedanke an die kältere Jahreszeit Bedauern hervor:

„Es ist noch mal wieder schön, aber es ist langsam vorbei, ne. [...] Ich bin froh, dass es noch mal schön ist“ (5, 1, 27-30).

„Darf mir gar nicht vorstellen, dass der Frost bald kommt. Und man kaum noch raus kann, Türen zu und Fenster zu.“ (5, 10, 327-328).

Eine weitere Bedeutung des Balkons zeigt sich vor allem im Hinblick auf verhaltensbezogene Bedeutungsaspekte (Oswald, 1996). Dazu zählen die Nutzung, Kontrolle, Gestaltung sowie Veränderung dieses Umweltausschnitts. Der Balkon als Teil ihres Zimmers ist ein Ort, dessen Nutzung sie kontrollieren und gegenüber anderen Bewohnern abgrenzen kann, er gehört zu ihrem Territorium⁷⁹. Besucher *„nimmt sie gleich mit“* (2, 11, 330-331) in ihr Zimmer⁸⁰ oder auf den Balkon. *„Gehen wir gleich raus“* (2, 11, 342) fordert sie auch die Interviewerin auf.

In dem sonst fast ausschließlich passiv erlebten Wohnalltag sieht sie in diesem Umweltausschnitt die Chance aktiv zu werden. So schildert sie bereits den „Erwerb“ des Balkonzimmers als aktives Aufgreifen von Chancen:

„Habe ich mich auch gleich drum [um das Zimmer mit Balkon, A. d. V.] beworben, als ich die Möglichkeit gesehen habe“ (2, 20, 628).

Da nur ein Zimmer in der Wohngemeinschaft über einen eigenen Balkon verfügt, trägt dieser Umweltausschnitt zudem zum Erleben von sozialer Abhebung und Individualität bei. *„Ich habe das einzige Balkonzimmer“* (2, 20, 623) teilt Frau Urban der Interviewerin stolz mit.

Mit den Worten *„sind doch rundherum schön, ne?“* (5, 2, 34) macht sie die Interviewerin explizit auf die blühenden Pflanzen aufmerksam. *„Die habe ich eingepflanzt“* (2, 20, 607) erklärt sie an anderer Stelle. Die Gestaltung und das Bepflanzen der Blumenkästen eröffnet

⁷⁹ Der Begriff Territorialität bezeichnet in der Umweltpsychologie die Möglichkeit, über einen Raum oder über einen Teilbereich des Raumes verfügen zu können (z. B. eigenes Zimmer im Pflegeheim). Territorialität äußert sich in der Zugangskontrolle, einem damit verbundenen exklusiven Nutzungsrecht und der Möglichkeit der Personalisierung des Raumes (durch Möblieren, Dekorieren) (Saup, 1993). Dieser Aspekt wird auch von Frau Urban erkannt und als positives Merkmal der Wohngemeinschaft hervorgehoben: *„[...] Jeder hat sein Zimmer und jeder kann machen was er will“* (2, 7, 210).

⁸⁰ Auch die Pflegekräfte berichten, dass sich Frau Urban häufig in ihr Zimmer zurückziehe und sich eher selten im Gemeinschaftsraum aufhalte.

Möglichkeiten zum selbstbestimmten Handeln, das für Frau Urban so wichtig scheint. Je nach Jahreszeit kann sie „wieder Neues hinpflanzen“⁸¹ (2, 12, 360):

„Erstmal so die Frühblüher und wenn die rauskommen, dann das für das ganze Jahr, ne“ (1, 11, 338).

„Sonst habe ich eigentlich die drin. Nur wohin damit jetzt wieder? Die kommen jetzt wieder raus, aber jetzt sind sie ja noch sehr schön, ne“ (2, 11, 346-347).

„Nach den Eisheiligen, wenn die rum sind, und es gibt frische Blumen, dann mache ich sowieso was Frisches [...]“ (2, 20, 613-615).

Durch die individuelle Gestaltung der Blumenkästen vollzieht Frau Urban Personalisierungs- und Aneignungsprozesse⁸², die mit leistungsbezogenen Daseinstechniken einhergehen.

Diese münden schließlich sogar in der kreativen Idee, auf dem Boden des Grundstückes unterhalb des Balkons ein Stückchen „urbar“ (2, 12, 354) zu machen, um dort - wie sie ausführt - das hinsetzen zu können „was ich hier oben nicht mehr gebrauchen kann“, denn „wenn nach den Eisheiligen die schönen Blumen kommen, dann hat man auch Lust umzupflanzen.“ (2, 12, 351-352).

Auch die ehrenamtliche Begleiterin macht während ihren Besuchen bei Frau Urban ähnliche Beobachtungen im Hinblick auf die Bedeutsamkeit des Balkons.

Komplimente über die Balkonbepflanzung erfreuen Frau Urban sichtlich. Sie berichtet der Ehrenamtlichen mehrfach von ihren Ideen für eine zukünftige Bepflanzung. Im Protokoll finden sich dazu folgende notierte Beobachtungen:

„Daseinsthema Blumen: Balkonkästen werden nach den ‚Eisheiligen‘ neu bepflanzt, hat schon Plan – Hänge-Geranien sollen es sein“ (Interventionsprotokoll_Urban, S. 1).

„Aufhänger ist wieder die Balkonbepflanzung von Frau Urban. Sie erwähnt wieder, dass ab Christihimmelfahrt die Geranien eingepflanzt werden können und dass sie nachdenkt über die Farbkombination blau/rosa“ (Interventionsprotokoll_Urban, S. 2).

⁸¹ Dabei wird sie von ihrem Sohn unterstützt, der die entsprechenden Blumen mitbringt und beim Einpflanzen behilflich ist (5, 2, 39).

⁸² Charakteristisch für Aneignungsprozesse ist, dass die betreffende Person Beziehungen zu den Dingen und Räumen, die von ihr angeeignet werden, entwickelt. In Folge bekommen diese Orte einen persönlichen Mehrwert (Flade, 2006).

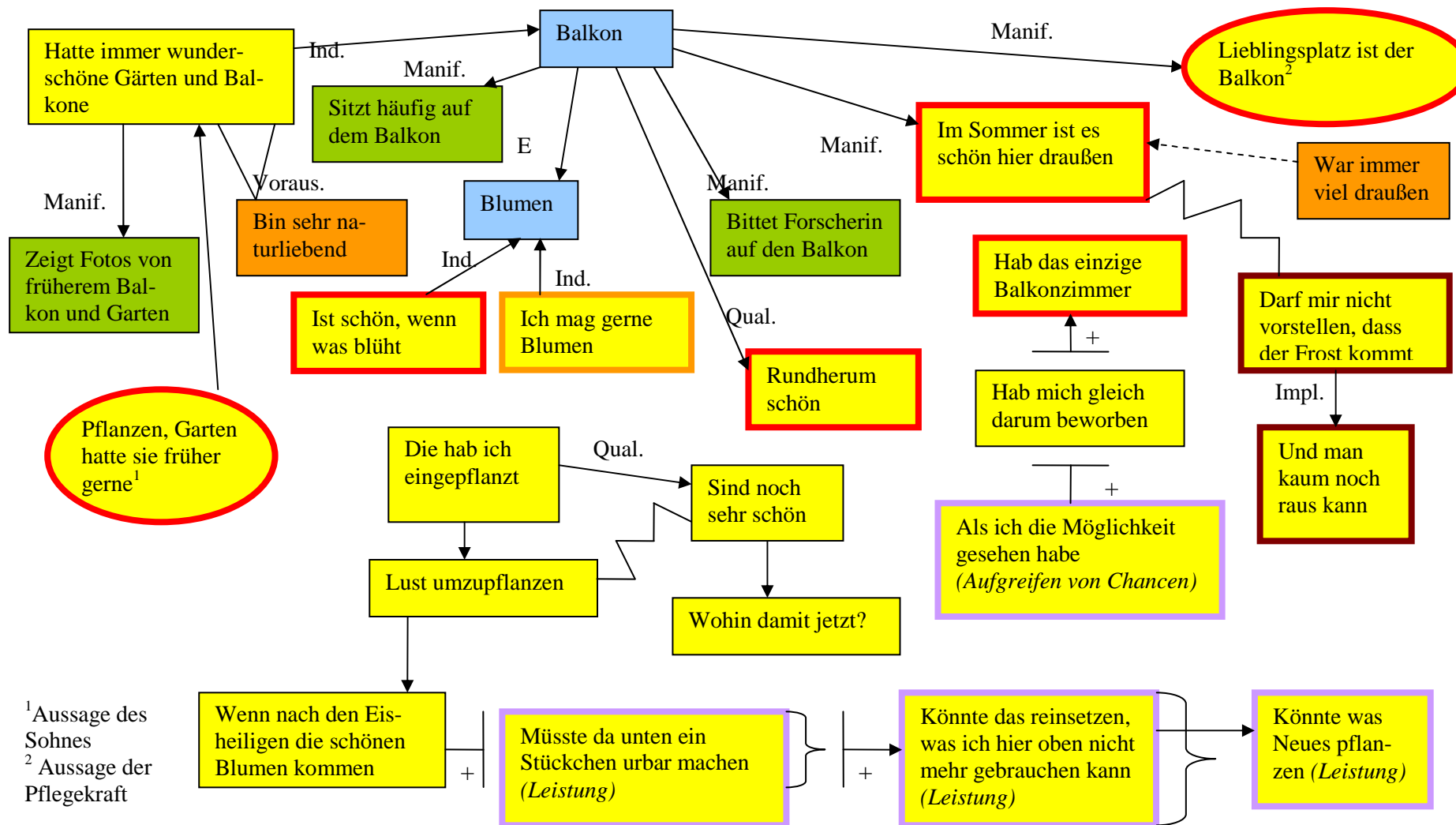


Abbildung 9: Strukturbild Urban 4

Einen besonderen Stellenwert misst Frau Urban in den Explorationen auch dem Thema Auto bzw. Autofahren bei. Es scheint vor allem im Hinblick auf ihr Selbstbild bedeutsam zu sein. So berichtet sie der Interviewerin, das Auto früher häufig genutzt zu haben:

„Bin auch sehr viel Auto gefahren. Sehr, sehr viel Auto gefahren“ (1, 9, 280-281).

Verbunden mit der Erinnerung an zahlreiche Rundreisen nach Spanien, Italien, Holland und Griechenland wird das Autofahren als Leistung erlebt:

„Bin mit dem Auto bis Spanien gefahren, in Spanien rum und wieder zurück“ (1, 10, 288).

Eine Fahrt nach Spanien habe sie sogar *„in einem Tag geschafft“* (1, 10, 29). Meistens sei sie alleine unterwegs gewesen.

Ihren früheren Fahrzeugtyp - einen Audi - erkennt sie auf einem von der ehrenamtlichen Begleiterin mitgebrachten Foto sofort wieder.

Das Auto scheint fest mit dem Selbst verwoben (*„ego-extension“* nach Allport, 1955), wie sich auch bei der Betrachtung früherer Fotos zeigt, auf denen Frau Urban mit ihrem Auto abgebildet ist.

Dabei scheint das Auto sie als Person in typischer Weise zu verkörpern:

„Das war mein Auto. Das war ganz typisch ich“ (5, 7, 203).

„Ja, ne, ganz typisch, so mit Auto, so die Autotür offen geschlagen“ (5, 7, 207)

Auch die Ehrenamtliche notiert in ihrem Besuchsprotokoll ähnliche Beobachtungen:

„Daseinsthema Auto: schildert lebhaft, dass sie mit dem Auto sozusagen verwachsen war (,Autofahren ist für mich wie Schuhe anziehen'), war viel unterwegs, zu Kunden, Im In- und auch im Ausland“ (Interventionsprotokoll_Urban, S. 1).

Das Autofahren wird jedoch nicht nur vergangenheitsorientiert repräsentiert, sondern mit der Gegenwart verknüpft, wenn sie behauptet, heute noch fahren zu können⁸³:

„Wenn, wenn dann fahre ich ja nicht selber, dann fahren ja meine Söhne, ne. Aber ich würde auch fahren können“ (1, 10, 316).

„Aber es ist überhaupt kein Problem, ich könnte mich auch ins Auto setzen und fahren“ (1, 10, 313-314).

Auch im Gespräch mit der Ehrenamtlichen erklärt Frau Urban, dass sie zwar Treppensteigen, Einkäufe erledigen und Wäsche waschen nicht mehr alleine schaffen könne, aber Au-

⁸³ Auch in der Studie von Stechl (2006) wird das Autofahren als wichtiger ADL-Bereich genannt. Viele der Interviewteilnehmer zeigten erhebliche Probleme, das Autofahren aufzugeben.

tofahren – so ihre Überzeugung „*das würde noch funktionieren*“ (Interventionsprotokoll_Urban, S. 5).

Das Thema Autofahren berührt einen Bereich, der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit impliziert, und von daher auch einen bestimmten Lebensstil kennzeichnet (Menne, 2002). Autofahren stellt für Frau Urban ein wichtiges Mittel zur Aufrechterhaltung der Selbstständigkeit und somit auch zur Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls dar. Darüber hinaus hat es die instrumentelle Funktion Distanzen zu überbrücken. Es erscheint als Symbol für Freiheit und Unabhängigkeit.

Die Aufgabe des Autofahrens war vermutlich ein schmerzlicher Prozess, der heute mit dem Erleben von Abhängigkeit verbunden wird.

So ist sie auf die Unterstützung ihrer Söhne angewiesen, um beispielsweise nach Frankfurt zu kommen. Über kein Auto mehr zu verfügen bedeutet für sie eine Einschränkung im Hinblick auf ihre Freiheit. Ihr Wunsch, die Wohngemeinschaft zu verlassen und spontan nach Frankfurt zu fahren, scheitert ihrer Ansicht nach auch an dem entsprechenden Mittel: einem Auto. Dies formuliert sie an einer Stelle deutlich in Form eines Wunsches:

„*Wenn ich doch nur mein Auto noch hätte*“ (5, 8, 264).⁸⁴

Im Rahmen der daseinsthematischen Begleitung unternehmen die Ehrenamtliche und Frau Urban häufig Ausflüge mit dem Auto, was Frau Urban sichtlich genießt. Während der Fahrt bietet Frau Urban mit den Worten „*keine Angst, ich fahre und bremse mit*“ (Interventionsprotokoll_Urban, S. 5) spontan ihre Unterstützung an.

⁸⁴ Laut dem BMFSFJ ist die Bedeutung des Autos gerade für ältere Menschen als hoch einzuschätzen (BMFSFJ, 2001a). Auf der Verhaltensebene dient die Nutzung des Autos der Aufrechterhaltung einer selbstständigen Lebensführung und zur Pflege von sozialen Kontakten und Freizeitaktivitäten. Darüber hinaus kann Autofahren auf der kognitiv-affektiven Ebene das Gefühl von Autonomie, Unabhängigkeit und Kompetenz stärken (BMFSFJ, 2001a). Studien konnten zeigen, dass die Aufgabe des Autofahrens im höheren Lebensalter als kritisches Lebensereignis betrachtet werden kann (Yassuda, Wilson & v. Mering, 1997) bzw. das Risiko erhöht an einer Depression zu erkranken (Marottoli et al., 1997).

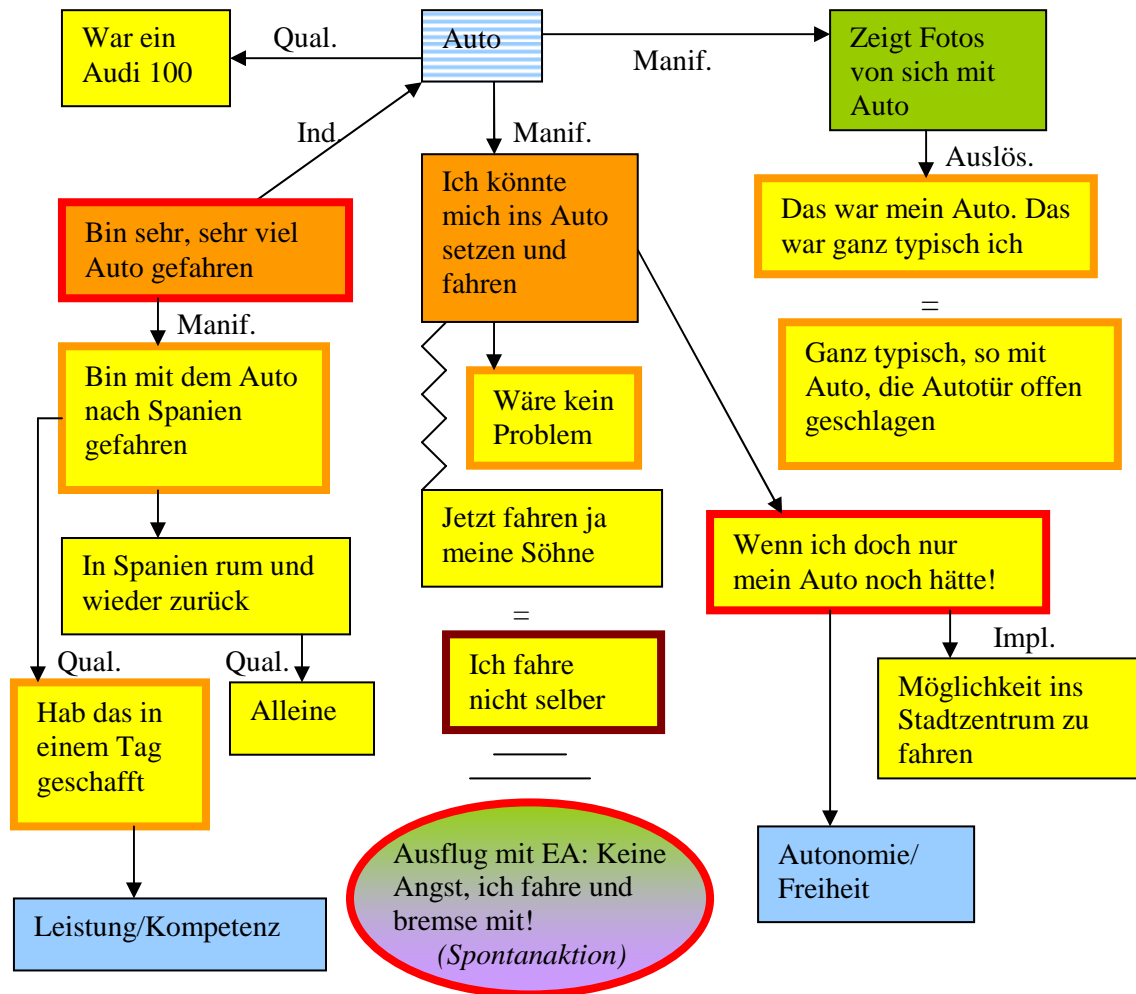


Abbildung 10: Strukturbild Urban 5

Erstes Fazit

Frau Urbans subjektives Wohlbefinden und damit auch ihre erlebte Lebensqualität scheinen stark von den aktuellen räumlichen Umweltgegebenheiten mitbestimmt zu werden. Wohnzufriedenheit und -qualität definieren sich für Frau Urban weniger über den Innenbereich oder die Ausstattung einer Wohnung, sondern beziehen sich stark auf den Außenbereich der Wohnumgebung.

Mit der Aussage „im Grunde bin ich ja Frankfurterin“ zeigt sie eine hohe Identifikation mit ihrem früheren Wohnort. Frankfurt bildet einen wichtigen Knotenpunkt der Biografie. Neben einer kognitiven Identifikation impliziert die von ihr selbst gewählte Bezeichnung als „Wahlheimat“ auch eine starke emotionale Bindung an die Stadt, die sie in den Explorationen immer wieder zum Ausdruck bringt. Sie verbindet damit das Gefühl des „Zuhau-

se-seins“ und des „sich-Wohlfühlens“. Auch bestimmte Kompetenzen (z. B. Stadtführungen durchführen) sind in ihrem subjektiven Erleben stark an diesen Ort geknüpft.

Durch den Umzug in die Demenzwohngemeinschaft nach H. wurde diese lebensgeschichtliche Kontinuität unterbrochen; Frau Urban leidet unter dem Verlust ihrer Ortsidentität und schildert Gefühle von Heimweh. Sie ist bemüht, den Kontakt zum früheren Wohnort zumindest durch regelmäßige Ausflüge weiter aufrechtzuerhalten.

Frau Urban erkennt zwar selbst, dass ein Leben in ihrer bisherigen Wohnung aufgrund ihrer körperlichen und kognitiven Einschränkungen nicht möglich ist; mit dem Wunsch nach einem Pflegeheim in der Nähe des Mains bringt sie jedoch ihre Präferenzen im Hinblick auf die Wohnumgebung zum Ausdruck. Diese beziehen sich eindeutig auf die Innenstadt von Frankfurt.

Die von ihren Angehörigen getroffene Entscheidung über den Wohnortswechsel erlebt sie als den Beginn einer Fremdbestimmung. Bisher hat kaum eine Anpassung an den neuen Wohnort – die Demenz-Wohngemeinschaft in H. – stattgefunden. Der aktuelle Handlungsraum wird überwiegend negativ repräsentiert. Obwohl sie die Unterstützungsleistungen des Pflegepersonals durchaus zu schätzen weiß, fühlt sie sich dort nicht zuhause, wofür sie hauptsächlich die räumliche Lage der Einrichtung verantwortlich macht. Auch die mangelnde Passung zu ihren Mitbewohnern sowie fehlende Aktivitäten werden als negative Erlebnisinhalte beschrieben.

Es zeigt sich eine Differenzierung in einen angeeigneten Innenbereich (Zimmer, Balkon) und einen fremdbleibenden Außenbereich (Wohnumgebung, Lage). Während sie ihr Zimmer mit dem dazugehörigen Balkon als ihr Territorium wahrnimmt, das sie nach ihren Vorstellungen gestalten und kontrollieren kann, bleibt die Wohnumgebung (der Ort H.) ihr fremd und zeigt sich damit kontrastiv zum Stadtzentrum, in dem sie sich gut auskennt.

Der Balkon wird jedoch als positiver Aspekt der Wohngemeinschaft hervorgehoben; der Aufenthalt an diesem Ort ist mit positiven Emotionen verbunden. Auch ihre Freude beim Gestalten der Blumenkästen kommt in den Explorationen zum Ausdruck.

Frau Urban zeigt ein starkes Bedürfnis nach Selbstbestimmung und Autonomie, das sie ihrer Meinung nach in der Wohngemeinschaft nicht ausreichend ausleben kann.

Sie klagt über fehlende Verantwortung und assoziiert diese stark mit ihrem früheren Leben in der Stadt. Es ist ihr nicht möglich, die Wohngemeinschaft eigenständig zu verlassen – auch diese Einschränkung erlebt sie als kontrastiv zu früher, wo sie „mal eben so in die Stadt“ konnte. In diesem Zusammenhang fehlt ihr vor allem ihr Auto, das sich im biografi-

schen Rückblick als Extension ihres Selbst sowie als Symbol für Freiheit und Unabhängigkeit präsentiert.

Frau Urbans Zukunftserleben ist stark von dem Wunsch bestimmt nach Frankfurt zurückzukehren. Die aus Sicht der Angehörigen für die Wohngemeinschaft bzw. gegen einen Umzug sprechenden Argumente werden von ihr nicht anerkannt. In den angewandten Daseinstechniken schwankt sie zwischen Resignation einerseits und Hoffnung und Bitte um Hilfe andererseits.

11.2. Falldarstellung Frau WIESEL

„Wissen Sie, ich wohne schon über vierzig Jahre hier.[...] Eines Tages kann ich halt nicht mehr zuhause sein. Und das ist das, was mich kolossal belastet.“

Frau Wiesel ist 90 Jahre alt, verwitwet und lebt alleine in einer Privatwohnung in Heidelberg. Bei Frau Wiesel wurde eine vaskuläre Demenz diagnostiziert, im MMST erreichte sie einen Wert von 17 Punkten.

Morgens erhält sie Unterstützung von einem ambulanten Pflegedienst, zum Mittagessen besucht sie ein Seniorenzentrum.

Frau Wiesel hatte drei Kinder, ein Sohn ist bereits verstorben. Der zweite Sohn, von dem die fremderhobenen Daten stammen, wohnt nur wenige Ortschaften von der Mutter entfernt, die Tochter lebt in den USA. Zu den Kindern besteht guter Kontakt, der Sohn holt Frau Wiesel fast jedes Wochenende zum Einkaufen, für Restaurantbesuche oder kleinere Ausflüge ab. Die Tochter kommt mehrere Male im Jahr zu Besuch, außerdem telefonieren die beiden täglich.

Der Sohn beschreibt seine Mutter als eine hilfsbereite Person, für die ihre Familie sehr wichtig sei. Während sie früher ein aktiver Mensch gewesen sei, erlebe er sie heute eher passiv. Zudem brauche seine Mutter viel Aufmerksamkeit. Religion sei ein bedeutsames Thema gewesen, bis vor einigen Jahre habe sie auch regelmäßig die Kirche besucht. Die eigene Wohnung bzw. der Verbleib darin sei sehr wichtig für seine Mutter.

Frau Wiesel tritt der Interviewerin freundlich und offen entgegen und zeigt ein großes Mitteilungsbedürfnis. Mehrfach bietet sie eine Führung durch die Wohnung an und betont in diesem Zusammenhang ihre noch vorhandenen Alltagskompetenzen.

Da sie die meiste Zeit allein ist und nicht viele Gelegenheiten zu ausgiebigen Gesprächen hat, freut sie sich über die Möglichkeit, ausführlich über die Dinge zu sprechen, die sie erfreuen, aber auch beschäftigen und belasten. Es scheint ihr sehr wichtig, in ihren Anlie-

gen und Sorgen verstanden zu werden, sie vergewissert sich mehrfach der Aufmerksamkeit und des Verständnisses der Interviewerin.

Gerade die Möglichkeit zum Austausch mit einer fremden Person erlebt sie als befreiend:

„Wissen Sie.. ich bin halt.. man kann nicht leicht jemand finden, so wie ich mich bei Ihnen aussprechen kann. Sie kennen mich nicht und so. Das nicht so einfach, wenn man alleine ist“ (2, 28, 865-867).

Wie Frau Wiesel berichtet, ist sie in K., einem Dorf im Landkreis Heilbronn, aufgewachsen. An diesem Ort hat sie als zweitjüngste von vier Geschwistern ihre Kindheit und Jugend verbracht:

„Also, wir waren zu viert. Zwei Buben. Und nach zehn Jahren bin ich gekommen. Und das Jahr darauf meine Schwester“ (1, 27-28, 859-861).

An das Elternhaus sind viele positive Erinnerungen geknüpft:

„Ein Eckhaus [...] großes, dreistöckiges Haus, wunderschön [...] Ein großer Garten. [...] Da ist außen rum alles Garten gewesen“ (2,12, 352-353; 2, 14, 415).

An der Wand befindet sich eine Fotografie des Elternhauses, auf die sie die Interviewerin mehrfach explizit hinweist:

„Und sehen Sie, ganz da hinten das erste Bild, das ist mein Elternhaus“ (1, 6, 185-186).

„Das ist mein Elternhaus. Das war ein Eckhaus. Und da war Fronleichnamstag. Sehen Sie?“ (1, 26, 810-811).

„Und das, das erste Bild ist mein Elternhaus in K. bei S.“ (2, 3, 94).

Das Zuhause dehnt sich bis ins dörfliche Wohnumfeld aus⁸⁵: Frau Wiesel erinnert sich an das Dorf K.:

„Großes Dorf. Ein schönes. Da war ein Schwimmbad und alles, ein modernes Dorf. [...] Sechs Geschäfte sind drin gewesen und die Geschäfte haben die Familie reich gemacht, der wo schaffen gekonnt hat, hat Geld verdient.“ (1, 17, 534-536; 1, 18, 556-558).

Das ländliche Milieu hat sie geprägt und ist zu einem wesentlichen Bestandteil ihres Selbstkonzepts geworden:

⁸⁵ Die Bedeutsamkeit, die das Elternhaus und das Heimatdorf nach wie vor für Frau Wiesel haben, wird durch das Handeln von Frau Wiesel explanativ validiert. Regelmäßig besucht sie mit ihren Kindern den Ort K. und stellt dadurch eine „place-referent-continuity“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996) her: „Dann gehen wir heim, in mein K.“ (3, 30, 923), erklärt sie, um „die Erinnerungen [zu] sehen“ (3, 36, 1132).

„Ich bin auf dem Land groß geworden“ (1, 18, 555).

„Ich bin auf dem Land groß gewachsen“ (3, 25, 784).

„Ich bin ein Mensch, aufgezogen in K. vom Land“ (5, 17, 519).

Derartige Selbstbeschreibungen mit Bezug auf die räumliche Umwelt ihrer Kindheit und Jugend finden sich häufig in den Explorationen mit Frau Wiesel.

Die Eltern betreiben in K. ein Friseurgeschäft, das einzige „weit und breit“ (1, 11, 328).

Während die Brüder und die Schwester den Eltern im Geschäft helfen, widmet sich Frau Wiesel den „schriftlichen Sachen“ (1, 9, 281).

Im Aufwachsen an diesem Ort sieht sie rückblickend auch die Entstehung bestimmter Persönlichkeitseigenschaften begründet:

„Ich bin von einem Geschäftshaushalt rausgewachsen. Da ist man für alles fähig“ (5, 6, 176).

„Da hat man als Kind schon gelernt sich zu unterhalten“ (1, 15, 448).

Neben der Arbeit im Friseurgeschäft gehört zum Leben auf dem Land auch die Landwirtschaft:

„Da hat man Schollen und Äcker und so Sachen gehabt“ (3, 13, 407).

„Und dann hat man auch Feld gehabt. Äcker [...] Und dann hat man sich seine Sachen selbst angebaut“ (2, 13, 404-407).

Als sie ihren Mann – einen „Heidelberger“ (3, 13, 401)- kennengelernt, der in K. ein Landjahr macht, sind die Eltern zunächst nicht begeistert von dem „Städter, wo nix hat“ (3, 18, 571), weil „sie einen vom Land gewollt haben“ (3, 8, 235-236).⁸⁶

Nach dem näheren Kennenlernen findet der Ehemann jedoch die Zustimmung der Eltern, es kommt zur Heirat und anschließendem Umzug nach Heidelberg. Da der Ehemann bei der Bahn beschäftigt ist, bezieht das Ehepaar dort eine Dienstwohnung.

Der Wohnortswchsel vom Land in die Stadt wird von Frau Wiesel zunächst als „große Umstellung“ (3, 24, 742) erlebt. Über Personalisierungs- und Aneignungsprozesse gelingt es ihr jedoch bald, die Wohnung zu einem Zuhause nach ihren Vorstellungen zu gestalten:

⁸⁶ Das Wissen um den Lebensraum eines Menschen ermöglicht es einem Interaktionspartner, diese Person gleichsam zu klassifizieren. Dabei werden durch den Prozess des „being identified“ (Graumann, 1983) den entsprechend identifizierten Personen Eigenschaften zugeschrieben, die sich (angeblich) aus ihrer Position im Raum ableiten lassen: aus ihrem Geburtsort, ihrer Geburtsregion, ihrem Wohnort, der Region, in der sie leben. Damit verbunden werden Rollenerwartungen oder „typische“ Charaktereigenschaften (Weichhart, 1999).

„Wo wir eingezogen sind und dann habe ich mir vorgenommen, jetzt bringst du die ganze Wohnung in tiptop Ordnung, so wie du sie willst. Alles was hier.. ob das Gardinen sind, alles. Was bin ich in die Stadt gerannt. [...] Kann es mit Worten gar nicht sagen. Und wie ich die Wohnung selbst hergerichtet habe“ (2, 25, 766-770).

Die mühsam zusammengesparten ersten Möbel werden zum Symbol des gemeinsamen, langsam wachsenden Haushaltes des Ehepaars:

„Zuerst haben wir das gekauft, dann das. Zusammen haben wir es nicht kaufen können“ (1, 20, 631; 633).

Die Eheleute gestalten die Wohnung gemeinsam, der Ehemann als „Bastler“ (1, 24, 753) erledigt handwerkliche Arbeiten, Frau Wiesel dekoriert und näht Geschirrtücher und passende Tischdecken. Die Aufgaben sind klar verteilt, bei der Wohnungsgestaltung ergänzt sich das Paar:

„Mein Mann hat alles selber gebastelt und ich habe es in Stand gehalten“ (1, 30, 945).

Schließlich sind die Einrichtungsarbeiten abgeschlossen und man genießt das Gefühl des eigenen Heims:

„Ja, dann hat mein Mann gesagt.. wo wir drin gewohnt haben.. ,So, Frau, jetzt machen wir es uns schön‘“ (1, 40, 1252-1253).

Die heutige Verbundenheit mit der Wohnung weist viele biografische Bilder auf, die im Laufe der langen Wohndauer gewachsen sind. Frau Wiesel erinnert sich:

„Ich weiß, wie wir die [Wohnung, A. d. V.] besichtigt haben, da war noch ein Ofen gestanden, so ein großer, so wie einst, halt vor vierzig Jahren“ (1, 4, 121-123).

„Und das war seine erste Dienstwohnung. Natürlich nicht so schön. [...] Mein Mann hat alles selber gebastelt, das hat er alles schön gemacht. Aber nach vielen Jahren! Man hat ja kein Geld gehabt. Aber er hat immer wieder was gebastelt“ (1, 30, 933-941).

Was bedeutet Frau Wiesel die Wohnung heute? In den Explorationen kommen vor allem emotionale Bindungen zum Ausdruck, die sich im Gefühl des „Zuhause-seins“ bündeln.

Frau Wiesel beschreibt dieses Erleben folgendermaßen:

„Wissen Sie, ich wohne schon über vierzig Jahre hier“ (1, 1, 2)⁸⁷.

„[...] So fühle ich mich wohl, habe alles, was will ich denn mehr?“ (1, 3, 78-79).

„[...] Wissen Sie, wenn ich so sitze (unverständlich), dann denke ich, ach Gott, hast du doch alles so schön. Und alles schon uralt“ (1, 32, 998-1000).

⁸⁷ In zahlreichen empirischen Studien zeigte sich ein Zusammenhang zwischen Wohndauer und der Entstehung von Ortsbindung (vgl. z. B. Gebhardt et al., 1995; Brown et al., 2003; Bonaiuto et al., 1999).

„Sehen Sie, ich wohne schön, schöner kann ich doch gar nicht wohnen“ (2, 4, 121).

„Das ist ja mein Zuhause“ (4, 17, 515).

„Mein schönes, schönes Heim“ (5, 22, 691).

„Und Sie dürfen sich wohlfühlen bei mir“ (2, 7, 215) fordert Frau Wiesel auch die Interviewerin auf.

Die Wohnung ist „aufgeladen“ (Wahl & Lang, 2003, S. 5) mit zahlreichen Gegenständen, in denen sich bedeutsame biografische Erinnerungen und Daseinsthemen widerspiegeln. Hier finden sich Fotos vom mittlerweile verstorbenen Ehemann, den Kindern, vom Elternhaus, ein Bild von K. („*unser Dorf, wo ich her bin*“ (1, 23, 716)), Auszeichnungen des Mannes („*von meinem Mann aus dem Krieg mitgebracht*“ (1, 25, 791)), ein goldenes Kreuz aus Jerusalem, das noch von den Eltern stammt, eine Mariendarstellung⁸⁸ - „*ururalt*“ (2, 3, 90). Auf dem Sofa sitzen die ehemaligen Puppen der Kinder („*Sehen, Sie, das ist alles noch von den Kindern*“ (1, 4, 99); „*Das soll ich ja nicht fortschmeißen. Das sind so Erinnerungen an die Zeit.*“ (1, 5, 141)), darüber hängt als Reiseandenken ein Bild von Südtirol – ein Ort, mit dem sie schöne Urlaubserinnerungen verbindet.

Neben diesen Gegenständen sind es vor allem die Möbelstücke, die für Frau Wiesel bedeutsam sind und zum Erleben von Gewohnheit und Vertrautheit beizutragen scheinen⁸⁹; handelt es sich doch um „*das erste Möbel, wo da reingestellt worden ist*“ (1, 20, 623):

„*Das ist ganz, ganz wertvoll. Ist alles noch echtes Holz. [...] Gucken Sie mal, und so ist das gepflegt worden*“ (1, 20, 620-625).

Es entsteht beinahe der Eindruck von Zeitlosigkeit, wenn sie sagt:

„*Was ich habe, kann ich ewig haben, weil ich es pflege*“ (2, 15, 464-465).

Die Wohnung trägt handwerkliche Spuren des Ehemannes, der im Laufe der Jahre vieles umgebaut und erneuert hat:

„*Sie, mein Mann hat doch alles selber gebastelt. Das hat er alles selber gelegt. [...] Gell, alles so schön gemacht und alles. Der hat immer geschafft*“ (1, 24, 747-751).

⁸⁸ Die Bedeutung einer religiösen Thematik kommt mehrfach in den Explorationen zum Ausdruck: „[...] *ich bin christlich aufgezogen. Wir wachsen anders auf und denken anders*“ (1, 14, 418-419). „*Ich bin ein gläubiger Mensch. Und wenn man gläubig ist, kann man alles leichter ertragen habe ich das Gefühl.*“ (2, 3, 77-78). Der Glaube tritt auch als Selbstbildkomponente auf, wenn sich Frau Wiesel als „*Mutter Gottes Verehrerin*“ (2, 30, 943) bezeichnet. Damit verbunden zeigt sich die Daseinstechnik „*Sich auf andere verlassen*“: „*Ich sage immer, die hilft mir. Wenn ich einmal nicht mehr kann, dass die mich erlöst.*“ (2, 30, 945).

⁸⁹ Auch in der Studie von Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton (1989) wurden Möbelstücke am häufigsten als bedeutsame Gegenstände genannt. Begründet wurde dies damit, dass sie als Verkörperungen von Erinnerungen und Erfahrungen sowie als Zeichenträger für Persönliches und Familiäres dienen.

Auch die Tochter, die sich – wie Frau Wiesel sagt - „*alles abgeguckt [hat] von ihrem Papa*“ (1, 42, 1311), hat vor wenigen Jahren einige Zimmer renoviert, so dass sich die Wohnung in einem guten Zustand befindet:

„Das hat alles meine Tochter wieder.. wie sie vor zwei Jahren wie sie da war (unverständlich), alles frisch wieder gemacht, verstehen Sie?“ (5, 22, 691-693).

Mit den Worten „*wohne ich nicht schön?*“ (1, 8, 252) sucht sie auch die Bestätigung der Interviewerin. Auf die Frage, was ihr besonders gut an ihrer Wohnung gefalle, antwortet Frau Wiesel:

„Mein Zuhause, wo ich angefangen habe aufzubauen mit meinem Mann“ (1, 15, 476).

„Die Erinnerungen mit der Familie, verstehen Sie?“ (5, 23, 711).

Auch an anderen Stellen hebt sie die persönliche Bedeutsamkeit der Erinnerungen hervor, wenn sie sagt:

„Ich bin zufrieden. Und sage, ich lebe von Erinnerungen“ (3, 14, 428).

„Ich darf noch da wohnen, das sind Erinnerungen“ (4, 14, 427).

Neben diesen biografischen Erinnerungen ist die Wohnung auch für das aktuelle Erleben von Selbstwert und Leistung im Hinblick auf ihr Selbstbild als gute Hausfrau bedeutsam. Stolz schwingt mit, als sie die Interviewerin bei der ersten Exploration spontan zu einer Wohnungsbesichtigung auffordert (Spontanaktion nach Ehret, 2008):

„Zeige Ihnen dann mein Schlafzimmer und alles. Auf der anderen Seite ist mein Esszimmer [...] Ich zeige Ihnen die anderen Zimmer. Alles so schön [...]“ (1, 3, 81-82; 1, 8, 254).

Es ist ihr wichtig, noch immer eine gute Hausfrau zu sein. „*Vor allen Dingen habe ich einen gepflegten Haushalt*“ (5, 17, 533-534) sagt sie, „*da bin ich auch stolz*“ (5, 15, 469). „*Und ich habe Ordnung*“ (4, 16, 501) stellt sie auch an anderer Stelle klar.

Ordnung stellt für sie einen Wert dar, der biografisch begründet liegt⁹⁰. Obwohl sie Unterstützung von einer Reinigungskraft erhält, „*putze [sie] ja auch immer*“ (3, 21, 651), was sie zu der Überzeugung bringt, dass es „*nur einen Haushalt [gibt], wo so gepflegt und sauber ist*“ (3, 7, 222).

⁹⁰ So berichtet sie, eine strenge Mutter gehabt zu haben, die stets „*fleißig und genau*“ (3, 9, 272) gewesen sei: „*Und die hat immer gesagt: ‚Kinder, merkt euch, Ordnung ist das halbe Leben‘“ (3, 8, 226-227).*

„Gucken Sie mal meinen Haushalt an“ (3, 8, 254) fordert sie die Interviewerin auf, „immer sauber und das in meinem Alter“ (4, 4, 118) und „vor allen Dingen schön gepflegt“ (3, 5, 153).

Zur Wohnung gehört auch das angrenzende Wohnumfeld. Der Supermarkt schräg gegenüber, bei dem Frau Wiesel einkaufen gehen kann, das Seniorenzentrum und der nahegelegene Friedhof, auf dem der verstorbene Mann begraben liegt:

„Da gehe ich ja jeden Tag hin, wenn ich alleine bin. Jeden Tag, wenn das Wetter ist“ (4, 7, 200).

Vom Wohn- und Schlafzimmer aus kann sie sogar fast das Grab ihres Mannes sehen:

„Ich kann schön rüber gucken auf den Friedhof wo mein Mann begraben liegt“ (1, 1, 10-11).

„Sehen Sie, da sehe ich nachts meinen Mann“ (1, 21, 662).

„Und ich kann sprechen mit dem Papa“ (2, 10, 287).

Wie stark die emotionale Bindung an die Wohnung ist, zeigt sich auch bei der Antizipation eines unfreiwilligen Auszugs⁹¹. Die Auseinandersetzung mit einem möglichen Verlust der Wohnung wird ausgelöst und verstärkt durch die Gedanken an die jüngere Schwester, die „es nicht geschafft hat“ (1, 8, 227-228) und seit einigen Jahren in einem Heim lebt:

„Auf einmal hat die plötzlich nicht mehr den Weg heimgefunden, so hat es angefangen. Und jetzt ist sie in so einem Heim. Die heult Tag und Nacht“ (3, 9, 276-279).

Frau Wiesels Zukunftserleben ist stark von der Angst vor einem Heimeinzug bestimmt. Der unfreiwillige Verlust des Zuhauses wird dabei als schlimmste Form einer Veränderung erlebt⁹²:

„Eines Tages kann ich halt nicht mehr zuhause sein. Und das ist das, was mich kolossal belastet“ (3, 7, 194-195).

⁹¹ Als maßgebliches Kriterium der Ortsbindung wird von vielen Autoren (vgl. z. B. Gebhardt et al., 1995; Reuber, 1993; Hidalgo & Hernandez, 2001) das Mobilitätsverhalten angesehen. Demnach kann es als Indikator für Ortsbindung gelten, dass eine Person „ihren Wohnsitz freiwillig an einem Ort behalten möchte“ (Reuber, 1993, S. 6).

⁹² In diesem Zusammenhang berichtet Frau Wiesel auch, dass ihr Sohn vor einigen Jahren versucht habe, sie gegen ihren Willen in einem Heim unterzubringen, um die Wohnung für die Enkeltochter nutzen zu können. Nur durch den engagierten Einsatz ihres Hausarztes hätte sie in ihrer Wohnung verbleiben können. Dieses Vorgehen habe sie ihrem Sohn nie verziehen. Da nicht nachvollzogen werden kann, inwieweit es sich bei diesem Bericht um Tatsachen handelt, soll darauf jedoch in der Darstellung nicht tiefer eingegangen werden.

„Ich habe als manchmal Angst, dass er [der Sohn, A. d. V.] vielleicht doch einmal mich in ein Heim tut. Das wäre für mich fürchterlich“ (1, 15, 468-469).

„Dann ist das fürchterlich, wenn ich plötzlich allein bin und merke, M., [eigener Vorname, A. d. V.], du wirst älter. Eines Tages musst du wohin.“ (4, 9, 269-271).

Diese Sorgen belasten Frau Wiesel so stark, dass sie bei diesem Thema während der Explorationen immer wieder in Tränen ausbricht.

Ganz deutlich kommt hier der Wunsch nach Beibehaltung der gewohnten Wohnumwelt zum Ausdruck. Beim Gedanken an einen unfreiwilligen, möglicherweise fremdinitiierten Auszug reagiert Frau Wiesel dementsprechend auch mit den Daseinstechniken Selbstbehauptung und Widerstand:

„Und das ist eine Dienstwohnung, darf ich drin wohnen, bis ich nicht mehr bin“ (5, 7, 205).

„Da kann mich niemand [...] rausschmeißen“ (5, 12, 364).

Der Wunsch nach Selbstbestimmung in Bezug auf die eigene Wohnsituation macht sie in den Explorationen immer wieder deutlich⁹³:

„Wenn ich fort muss, das bestimme ich. [...] Das fühle ich ja, ob ich nicht mehr zuhause sein kann. Aber solange ich das Gefühl habe, dass ich fertig werde und alles, bleibe ich zuhause.[...] Solange dass ich geistig rege bin, bleibe ich. Das ist meine Wohnung!“ (2, 18, 554-557; 19, 580).

„Ich möchte so lang, dass es mir meine Gesundheit erlaubt, hier wohnen bleiben“ (5, 11, 334).

Im Verlauf der Explorationen fühlt sich Frau Wiesel schlechter, sie hat – wie sie sich ausdrückt – einen „kolossalen Tiefpunkt“ (5, 17, 516). Die Sorgen um die Zukunft nehmen zu, möglicherweise werden kognitive Defizite verstärkt wahrgenommen. Der Gedanke, ein ähnliches Schicksal wie die Schwester zu erleben, wird konkreter:

„Ich habe nur Angst. Werde jeden Tag älter. Dass ich eines Tages, und das ist ja zu verstehen, mal nicht mehr weiß, wo ich hingehöre“ (5, 18, 559-562).

„Wie lange es noch geht, das weiß ich nicht“ (5, 10, 295) konstatiert Frau Wiesel schließlich. Statt Selbstbehauptung klingt Resignation an, wenn sie feststellt:

„Und wenn es nicht mehr geht, dann [...] Dann muss ich halt auch, wo die anderen hingehen“ (4, 16, 478-479).

⁹³ Nach Kruse (1986) ist der Wunsch in einem unabhängigen Haushalt wohnen zu bleiben häufig zu verstehen als „Ausdruck des Strebens nach Kompetenz, nach Selbstständigkeit und nach einer selbstverantwortlichen Lebensführung“ (Kruse, 1986, S. 287).

Durch Leistung als Daseinstechnik bemüht sie sich dennoch, den gefürchteten Heimeinzug abzuwenden:

„Ich sage dann zu mir selber: M. [eigener Vorname, A. d .V.], die ganze Zeit warst du allein. Musst tapfer sein. Musst dich anstrengen. Sonst musst du in ein Heim“ (5, 10, 303-304).

Dabei motiviert sie zusätzlich der Gedanke an ihre Kinder, denen sie so lange wie möglich ein Zuhause bieten möchte⁹⁴:

„Die wollen ja auch ein Zuhause noch haben. Was sie nicht mehr haben, wenn ich mal nicht mehr bin“ (2, 32, 1002-1004).

„Ich möchte aber so lang, dass es mir möglich ist zu Hause sein, dass meine Tochter ein Zuhause hat. [...] Wenn sie kommt, dass sie ein Zuhause hat“ (4, 9, 273-276).

⁹⁴ Ansätze zur Funktion der Wohnung im Hinblick auf die Regulierung der sozialen Interaktion finden sich bei Fuhrer und Kaiser (1992).

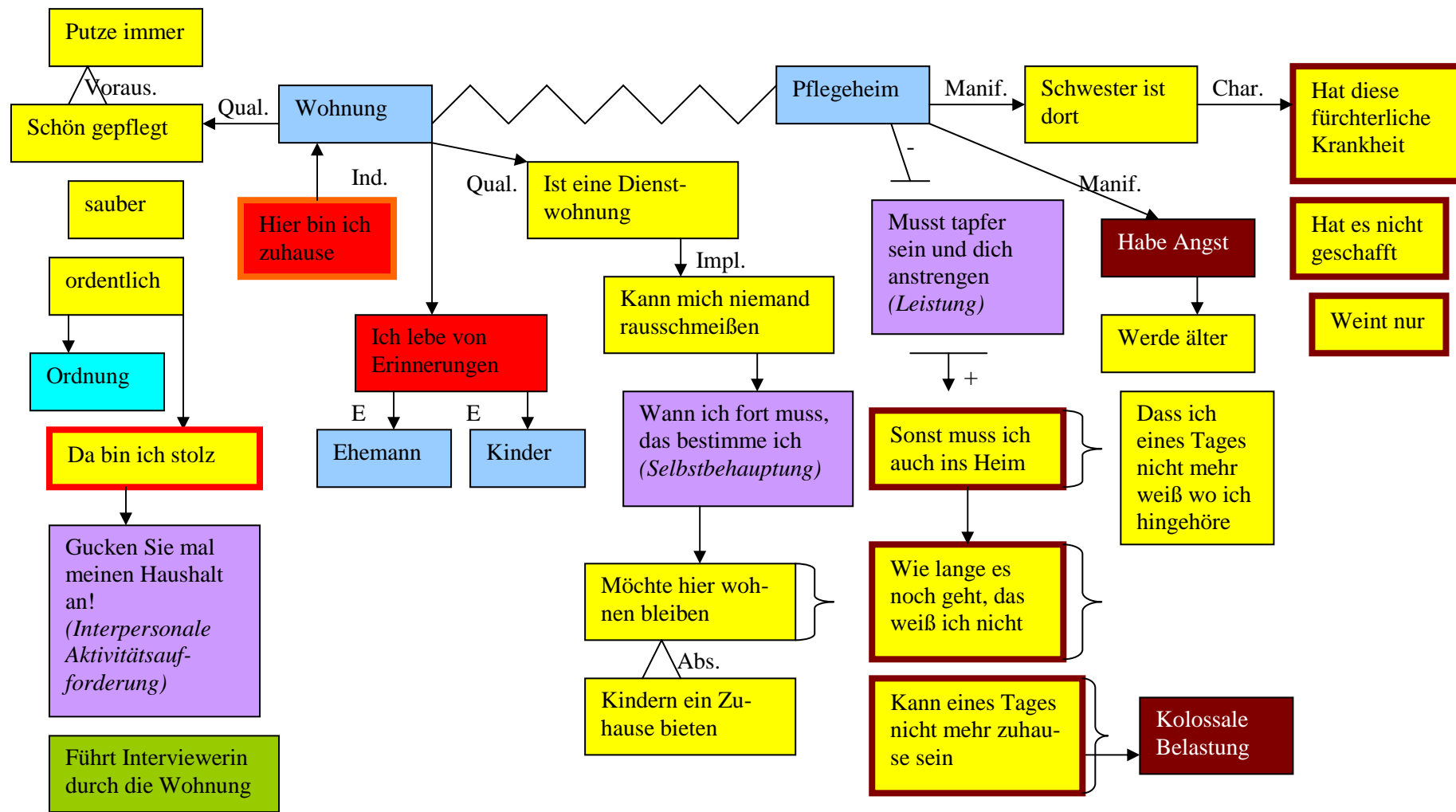


Abbildung 11: Strukturbild Wiesel 1

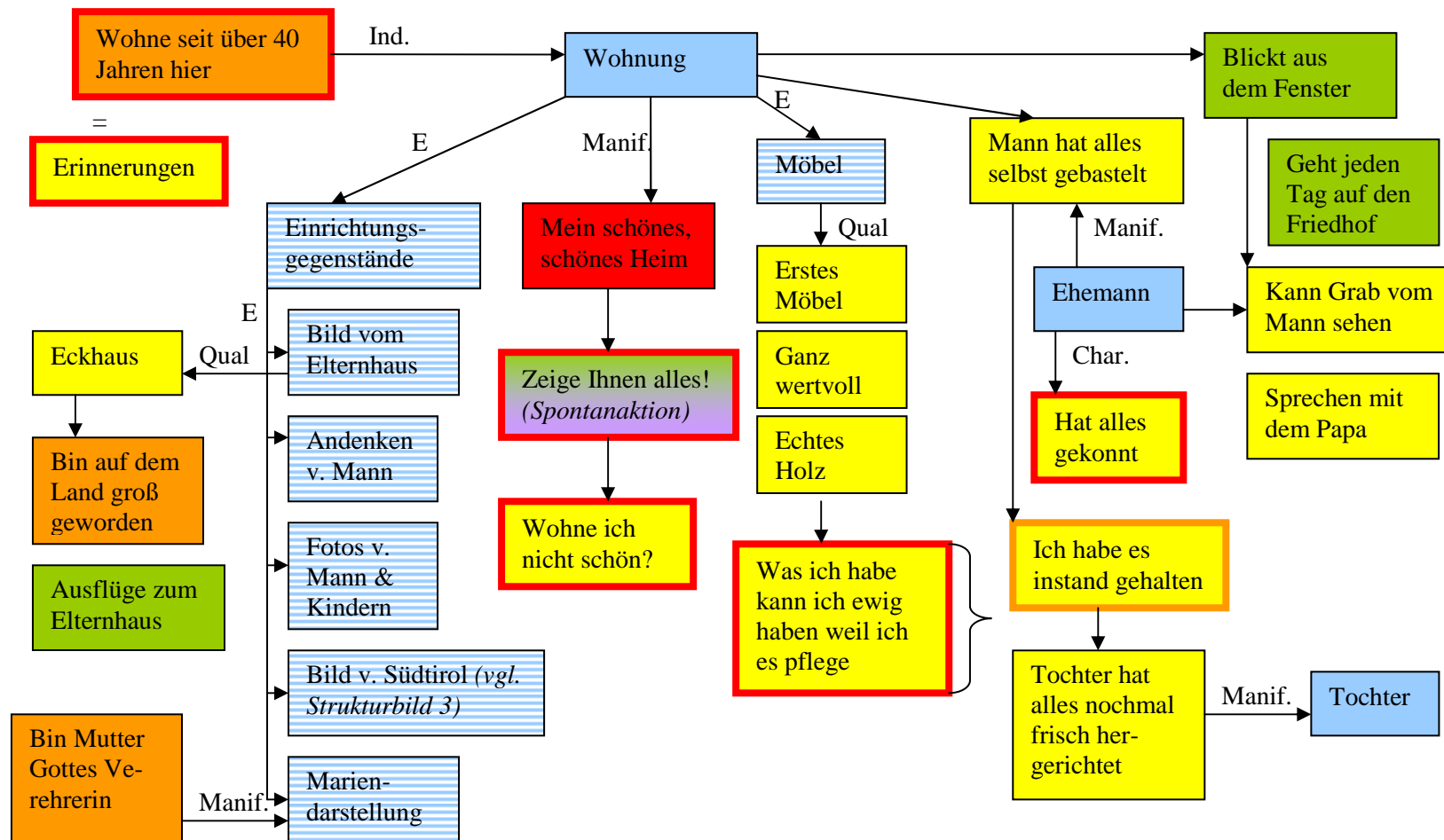


Abbildung 12: Strukturbild Wiesel 2

Neben der Wohnung als „*central point of reference*“ (Relph, 1976) haben jedoch auch außerhäusliche Orte eine bedeutsame Rolle im Leben von Frau Wiesel gespielt, die in den Explorationen als Erinnerungen aktualisiert werden.

Bei dem nicht näher spezifizierten Umweltausschnitt „Südtirol“ handelt es sich um einen regelmäßig besuchten Urlaubsort, mit dem sie schöne Erinnerungen verbindet. Eine dingliche Manifestation findet der Ort wie bereits erwähnt in einem Gemälde, das im Wohnzimmer über dem Sofa hängt.

Frau Wiesel erklärt dazu:

„Das ist Südtirol. Und zwar, da waren wir im Urlaub immer, in der Gegend“ (2, 16 480).

„Uralt ist das [Bild]. Ich weiß noch, da hat mein [...] Mann gesagt: Das Bild muss her. Das ist handgemalt. [...] Und dann hat er immer gesagt [...] lass an das Bild nix dran. Das ist ja schön, gell“ (1, 32, 1008-1012).

Immer wieder kommt sie während der Explorationen auf diesen Urlaubsort zurück. Welche „*environmental memories*“ (Cooper-Marcus, 1992) sie mit Südtirol verbindet, sollen die folgenden Aussagen illustrieren:

„Ich bin so gerne.. wir sind immer ins Gebirge gefahren, mein Mann hat das Gebirge geliebt über alles. Nur ins Gebirge. Südtirol. Immer. [...] Wir haben Glück gehabt, dass wir ein schönes Haus gefunden haben. Und da waren immer die gleichen Leute, denen es auch gefallen hat. Und dann hat man sich kennen gelernt, das war so schön. Und die Kinder. Und abends, wenn man zur Nacht gegessen hat und dann haben die Kinder gespielt und wir Älteren, wir sind zusammen gesessen. Das war so schön alles“ (1, 32-33, 1016-1035).

„Südtirol, das ist doch schön. Und da wird deutsch gesprochen. Ach, landschaftlich. Kann man gar nicht schildern. Jedes Jahr waren wir da“ (1, 40, 1264-1268).

„Südtirol, das ist wundervoll, wunderschön. Und die Menschen dort [...] so natürlich, so echt. Mein Mann ist nur nach Südtirol in Urlaub gefahren. [...] Da sind wir immer [...] ins gleiche Haus. [...] Mein Mann, wenn wir fort sind, hat er gewusst, wo wir hingehen. [...] Wo wir dort fort sind, hat er gesagt, so, das nächste Mal, wenn wir fortgehen, kommt das, dann kommt das und das. Ach, mein Mann war ein Naturmensch“ (2, 16, 484-495).

„Südtirol, das glauben Sie gar nicht. Und da wird deutsch gesprochen. Und da sind wie jedes Jahr hin“ (2, 15, 472-474).

„Südtirol, sind wir immer ins gleiche Haus. Ach, war das schön. [...] Wenn die Kinder Ferien gehabt haben. [...] Und da haben sich immer die gleichen getroffen. [...] Und wir.. wir sind alle beisammen gesessen“ (4, 12, 359-376).

Deutlich werden bei diesem Ortsbezug neben dem Verweis auf die landschaftlichen Merkmale, mit denen ein ästhetisches Naturerleben verbunden wird, auch die sozialen Aspekte dieser Ortsbindung. Bezugspunkte sind somit weniger konkrete Handlungsstränge oder Erlebnisse, sondern die sozialen Bezüge, in welche die Handlungen eingebettet waren. Die gemeinsamen Unternehmungen mit dem Ehemann und den Kindern, die Urlaubsbekanntschaften, die man dort jedes Jahr wieder trifft. Die Sympathie gegenüber den Einheimischen, deren deutsche Sprache zusätzlich ein Gefühl der Vertrautheit erzeugt.

Die Regelmäßigkeit der Urlaube vermittelt Kontinuität, die Frau Wiesel auch über den Tod des Mannes hinweg aufrechterhält, indem sie danach mit Freundinnen weiterhin an den vertrauten Urlaubsort fährt.

Eine weitere symbolische Bedeutung der Südtirolurlaube offenbart sich, als Frau Wiesel über die Umstände berichtet, die dazu führten, dass die Familie sich die regelmäßigen Urlaube leisten konnte. Diese nehmen ihren Anfang in einer Stellenanzeige eines Kaufhauses, die Frau Wiesel in der Zeitung liest. Obwohl ihr Mann zunächst dagegen ist, da sie „*schon so viel gearbeitet*“ habe im Leben (1, 39, 1217-1218), bewirbt sie sich mit dem ausdrücklichen Gedanken das verdiente Geld für Urlaubsreisen nutzen zu können:

„Da habe ich gesagt, weißt du, das ist ein herrliches Angebot [...] Dann können wir auch in Urlaub fahren“ (1, 39, 1219-1221).

Somit erzeugt die Erinnerung an die Urlaube bei Frau Wiesel auch ein Gefühl von Selbstwert, wenn sie betont, dass die Fahrten nur aufgrund ihres Einkommens möglich waren:

„Und dann.. durch das weil ich berufstätig war [...] und dann sind wir immer in Urlaub gefahren“ (2, 15, 465-466).

„[...] aber nur weil.. ich habe geschafft“ (4, 12, 362).

Das Aufsuchen dieses Ortes, eines Urlaubsortes generell, führt gleichzeitig zum Erleben sozialer Abhebung:

„Aber dann haben wir mit der Familie in Urlaub fahren können. [...] Was alle anderen nicht gekonnt haben, weil sie eben nicht schaffen gegangen sind“ (3, 6, 182-186).

„Die Frauen haben alle nix geschafft. Aber die haben sich auch nix leisten können. Und wir sind das erste Mal in Urlaub gefahren“ (3, 24-25, 760-763).

„Keiner hat in Urlaub fahren können, bloß wir, weil ich geschafft habe“ (4, 12, 357).

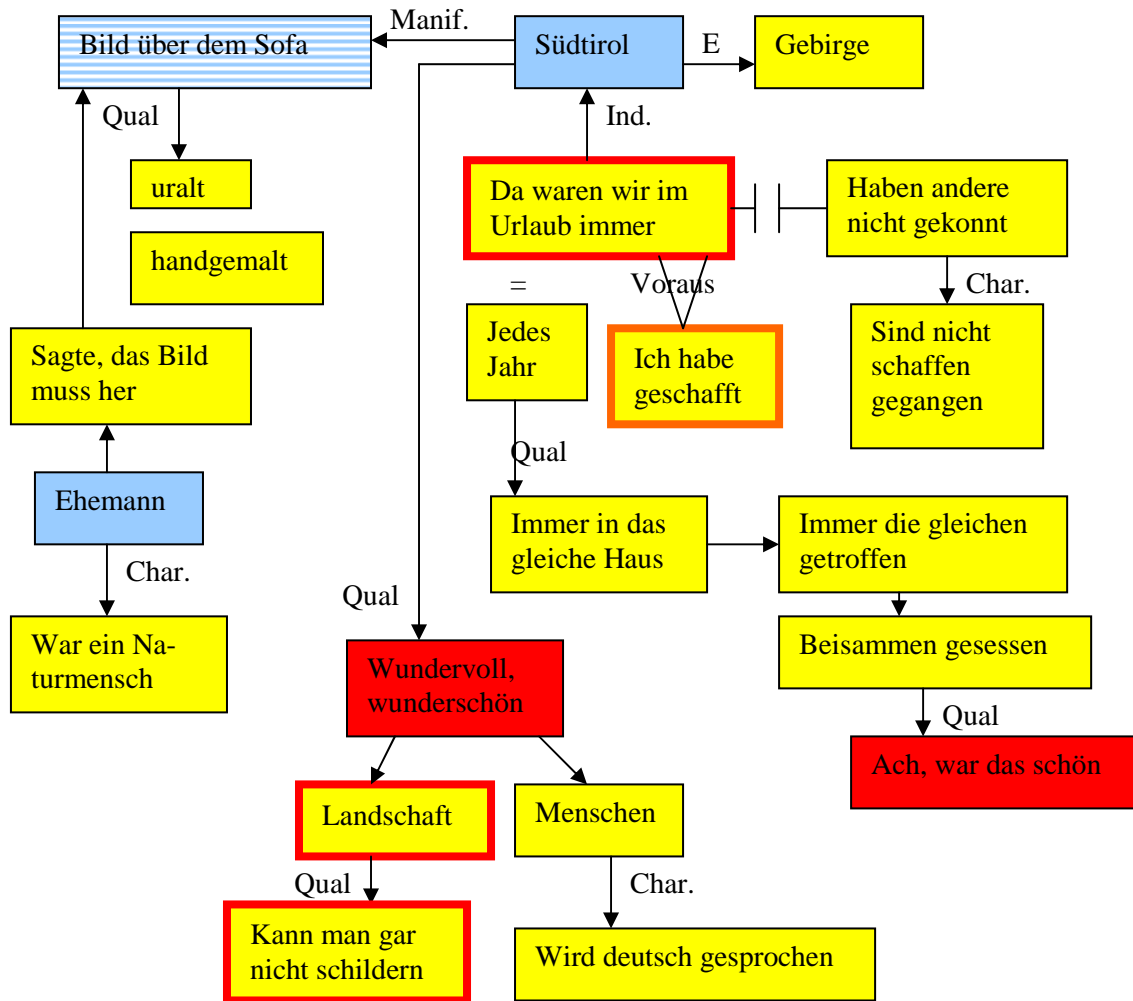


Abbildung 13: Strukturbild Wiesel 3

Im Laufe der Explorationen berichtet Frau Wiesel auch mehrfach von der Auswanderung ihrer Tochter in die USA:

„Wissen Sie, wir haben eine Tochter, leider hat die nach Amerika geheiratet“ (1, 4, 117).

„Meine Tochter ist ja schon über 40 Jahre in dem Land“ (2, 2, 38).

Der Ehemann, der das Kind - wie Frau Wiesel berichtet - „*abgöttisch*“ (1, 3, 76) liebte, reagiert auf die räumliche Trennung verletzt und zieht seine Konsequenzen:

„Mein Mann hat sie nicht besucht zur Strafe“ (1, 2, 39).

Frau Wiesel reist jedoch nach dem Tod des Ehemannes „*jedes Jahr, drei, vier Mal*“ (1, 6, 161-162) in die USA:

Der Umweltausschnitt „Amerika“ - von Frau Wiesel spaßeshalber als „Schlammerika“ (1, 28, 871) bezeichnet – wird daher als biografisch bedeutungsvoller Handlungsraum repräsentiert.

Gerne erinnert sie sich an die – wie sie sagt- „schöne Zeit, unvergessen, schöne Zeit!“ (3, 2, 58):

„Ach, was war ich in Amerika“ (2, 21, 665).

„Ich war so viel drüben“ (1, 13, 392).

„Habe sie jedes Jahr ein paar Mal besucht [...] Dann bin ich als Wochen dort gewesen. [...] Unvergesslich schöne Zeit“ (3, 15, 459-464).

Das Land und seine Sehenswürdigkeiten beeindruckten Frau Wiesel. Darüber hinaus ist es jedoch vor allem die gemeinsam verbrachte Zeit mit der Tochter, die den Ort bedeutsam werden lässt.

„Ach, was war ich in Amerika, was hat die mir gezeigt! Was habe ich erleben dürfen! In dem Amerika! [...] Ich kann es mit Worten nicht.. nicht schildern. Was das Kind mir geboten hat“ (3, 2, 40-41, 50).

„Sie, was ich erleben gedurft habe, davon können viele nur träumen. Sie, die hat sich so große Mühe gegeben“ (3, 32, 1003-1005).

Um die Zeit mit der Tochter so intensiv wie möglich nutzen zu können, hilft Frau Wiesel ihr im Haushalt:

„Und wenn sie halt gekommen ist, dann war alles fertig. Dann war gewaschen, dann war gebügelt“ (3, 23, 711-712).

„Ich habe alles gearbeitet. Dass wir viel Freizeit gehabt haben. Wenn sie dann heimgekommen ist von der Arbeit, war alles okay und dann haben wir Zeit gehabt füreinander“ (5, 3, 65-68).

In der Nachbarschaft „wohnen viele Deutsche“ (3, 2, 53-54), wobei die deutsche Sprache für Frau Wiesel anscheinend ein „Wohlfühl-Kriterium“ darstellt⁹⁵:

„[...] da wo die wohnt.. da wird nur deutsch gesprochen. Das sagen so viel.. so viel Deutsche wohnen da“ (2, 4, 116-117).

„Das war so schön. Weil so viele Deutsche.. dann, hallo, bin die Tochter von der Frau soundso“ (2,2, 44-45).

Neue Kontakte werden geknüpft, soziale Bindungen entstehen:

⁹⁵ Auch bei der Schilderung der Südtirolurlaube hebt sie die Tatsache, dass die Menschen dort deutsch sprechen, mehrfach positiv hervor. Die deutsche Sprache bietet ihr die Möglichkeit der Verständigung und erhöht dadurch vermutlich die Verhaltenssicherheit.

„Wenn wir dann wo gegessen sind [...] Ja, you kommt von Germany?“ (3, 32, 1006).

„Die haben sich immer gefreut, wenn ich gekommen bin. Wir haben deutsch gesprochen, dann haben wir Kuchen gebacken und sind im Garten gegessen und haben mit den Frauen und so weiter.. das war schön!“ (3, 2, 56-57).

Mit den Jahren kennt man sich:

„Ach, war das immer ein Wiedersehen. Frau Wiesel ist wieder da, ach, ist das schön“ (1, 13, 396).

„Und da haben sie als gesagt, ach, die Mutter ist wieder da“ (1, 25, 776-777).

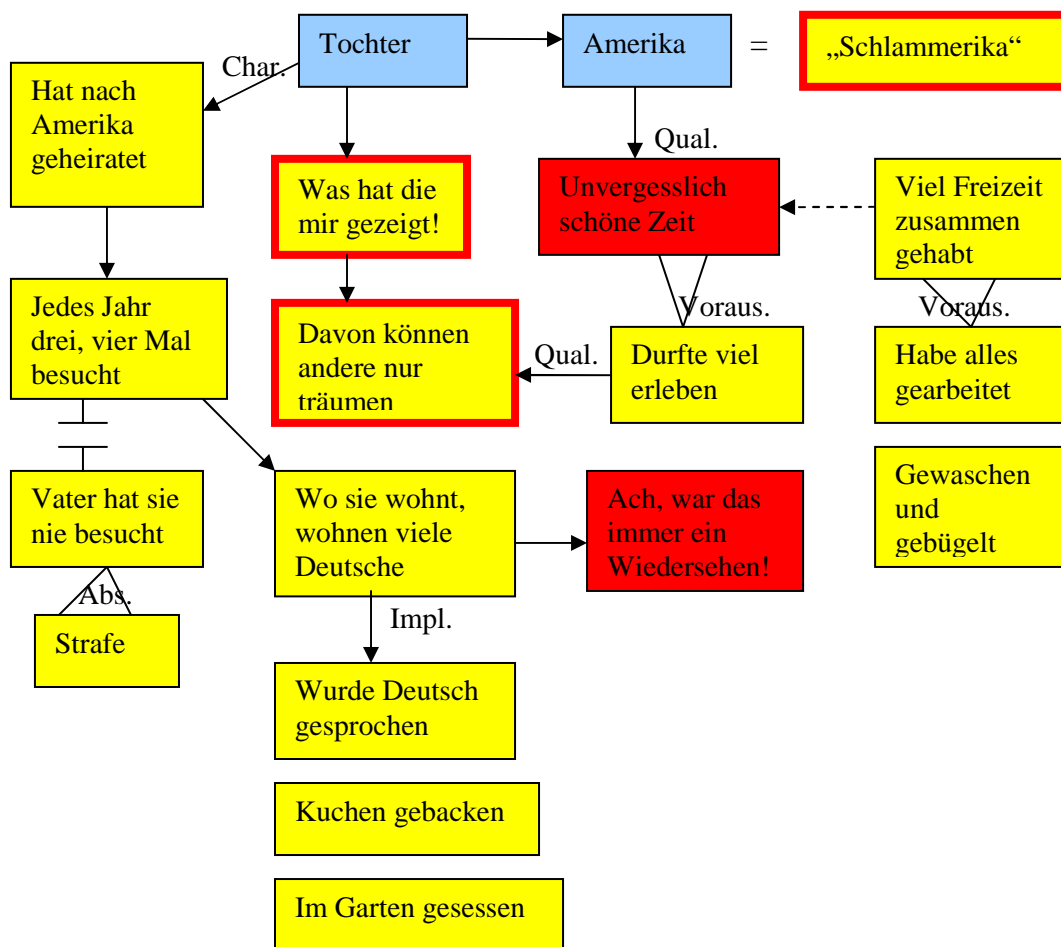


Abbildung 14: Strukturbild Wiesel 4

Erstes Fazit

Neben der „Kindheimat“ (Reuber, 1993), die für Frau Wiesels Selbstkonzept eine bedeutende Rolle spielt und immer wieder in Selbstbildaussagen Ausdruck findet, zeigt sich in allen Explorationen die Wohnung, in der Frau Wiesel aktuell lebt, als bedeutsames und facettenreiches Daseinsthema.

Insgesamt lassen die Aussagen in den Explorationen darauf schließen, dass die seit über 40 Jahren bewohnte Wohnung zum Erleben von subjektivem Wohlbefinden und erlebter Lebensqualität beiträgt. Langjährige Personalisierungs- und Aneignungsprozesse haben zu einem innigen Verwachsensein mit der Wohnung geführt. Eine starke Ortsbindung zeichnet sich ab. Neben emotionalen finden sich kognitiv-biografische wie auch soziale Erlebnisinhalte.

Die häusliche Umwelt stellt eine Ausweitung ihres Selbst dar, die vergangene und gegenwärtige Beziehungen einschließt und in mehrfacher Hinsicht Identität stiftet.

Durch die lange Wohndauer trägt die Wohnung zum Erleben von Kontinuität und Vertrautheit bei und ist ein Symbol für ein harmonisches Ehe- und Familienleben. In der Wohngeschichte spiegeln sich Erfahrungen und Erinnerungen an vergangene Lebensphasen. Die Wohnung wird damit zum Repräsentanten von gelebten Beziehungen (zum Ehemann und zu den Kindern). In ihr vereinen sich räumliche und soziale Elemente in besonderer Weise (Wahl, Oswald & Schmitt, 2009).

Die Wohnung ist aufgeladen mit erinnerungsträchtigen Möbelstücken, zahlreichen persönlichen Einrichtungsgegenständen und den handwerklichen Spuren des verstorbenen Ehemannes.

In Bezug auf das Wohnumfeld zeigt sich die räumliche Nähe zum Friedhof – Frau Wiesel kann vom Fenster aus fast das Grab ihres Mannes sehen - als wichtiger Aspekt.

Als zentral erweist sich das Erleben des Gefühls dort zuhause zu sein. Mehrfach bringt sie in den Explorationen die daran gebundenen positiven Emotionen zum Ausdruck, die sie beim Aufenthalt in ihrer vertrauten Wohnung empfindet.

Darüber hinaus spiegelt der gepflegte Zustand der Wohnung Frau Wiesel ein positives Selbstbild als „gute Hausfrau“ und verbliebene Kompetenzen wider, wodurch wiederum ihr Selbstwertgefühl gestärkt wird. Deutlich kommt ihr Stolz bei der spontan angebotenen Wohnungsführung zum Ausdruck.

Ein antizipierter Wohnortwechsel in ein Pflegeheim wird unter einer Zukunftsperspektive als schlimmste Form der Veränderung erlebt, auf die Frau Wiesel mit den Daseinstechni-

ken Selbstbehauptung und Widerstand reagiert. Der Wunsch nach Selbstbestimmung in Bezug auf die Wohnsituation zeigt sich in dieser Falldarstellung deutlich. Explizit wird der Wille zum Ausdruck gebracht, dort wohnen zu bleiben und sich nicht einem fremdbestimmt initiierten Umzug zu beugen. In der Antizipation einer Verschlechterung ihres Zustandes ist jedoch gleichzeitig die Angst davor stets präsent. Frau Wiesel fühlt sich von diesen Sorgen sehr belastet und zeigt im diesem Zusammenhang starke negative Emotionen. Im Verlauf der Explorationen schwankt sie zwischen den Daseinstechniken Resignation und Leistung.

An ihr früheres Elternhaus sind viele positive Erinnerungen geknüpft. Die regelmäßigen Besuche, die sie mit ihrem Sohn oder ihrer Tochter unternimmt, sind ihr wichtig, um dort „die Erinnerungen zu sehen“. Gerne denkt sie zurück an das Dorf ihrer Kindheit und das Aufwachsen auf dem Land.

Auch weitere Orte (Südtirol, USA), die im Sinne von früheren außerhäuslichen Handlungsräumen bzw. „Knotenpunkten“ in der Biografie eine wichtige Rolle gespielt haben, werden in den Explorationen wiederholt aktualisiert. Die damit verbundenen schönen Erfahrungen und Erlebnisse werden eindrücklich hervorgehoben. Die Orte präsentieren sich vor allem als soziale Handlungsräume, häufig verbunden mit selbstbezogenen Kognitionen. Man kann hier von überwiegend sozialen Ortsbindungen ausgehen, d. h. die Verbundenheit mit diesen Orten ist zum großen Teil aufgrund der Menschen, die an diesen Orten getroffen wurden und den gemeinsamen Erlebnissen, entstanden.

11.3. Falldarstellung Herr HORTUS

*„Wenn ich jetzt zuhause wäre,
da hätte ich die Gärten wieder in Ordnung gebracht [...].
Ich würde gerne in die Heimat,
das ist das Einzige, was ich gerne mal wieder hätte.“*

Herr Hortus ist im Untersuchungszeitraum 88 Jahre alt. Im MMST erreichte er einen Wert von 17 Punkten.

Er ist verheiratet und hat zwei Kinder. Herr Hortus ist in der ehemaligen DDR in der Nähe der polnischen Grenze geboren und aufgewachsen und hat dort bis zum Alter von 80 Jahren sein Leben verbracht.

Nachdem alltagspraktische Schwierigkeiten zunahmen, die das Alleinleben erschwerten, erfolgte vor acht Jahren auf Anraten der Enkeltochter, die ihre Großeltern unterstützen wollte, ein Umzug mit seiner Ehefrau in den Raum Bruchsal. Dort lebte das Ehepaar zu-

nächst in einer Einrichtung des Betreuten Wohnens, nach einem Sturz der Ehefrau erfolgte 2009 ein Umzug in ein Pflegeheim. Die fremderhobenen Daten stammen von der Enkeltochter, die in einem engen Verhältnis zum Großvater steht. Sie beschreibt Herrn Hortus als geselligen Menschen, der gerne erzählt. Seine Familie sei ihm sehr wichtig und er bedauere, dass nicht mehr alle wie früher zusammen in einem Haus wohnen. Mit seiner Heimat verbinde er starke Gefühle und litte oft unter Heimweh.

Herr Hortus hat den Beruf des Maurers ausgeübt. Zu seinen größten Hobbys zählte das Gärtnern, vor allem von seinen Obstbäumen berichte er immer wieder mit großem Stolz. Die Enkelin hat aus diesem Grund für ihren Großvater im Raum Bruchsal einen kleinen Garten gepachtet, in dem er noch lange aktiv arbeitete.

Herr Hortus ist gegenüber der Interviewerin freundlich, wirkt aber teilweise etwas reserviert. Es wird nicht deutlich, ob ihm die Besuche Freude machen. Er zeigt allerdings zu keinem Zeitpunkt Ablehnung oder den Wunsch die Gespräche abubrechen. Mehrfach fordert er die Interviewerin auf, sich seine Fotosammlung sowie seine Urkunden und Auszeichnungen anzusehen.

In allen Explorationen mit Herrn Hortus kommt eine starke affektive Bindung an seine Heimat in der ehemaligen DDR „*an der polnischen Grenze*“ (5, 4, 11) zum Ausdruck.

Während er davon berichtet, zeigt er spontan Fotos, die er in einer Kiste in seinem Nachttisch aufbewahrt. „*Man ist froh jetzt, wenn man noch ein paar hat, ne.*“ (2, 13, 374-375) meint er.

Ein Motiv, das sich häufig auf diesen Fotos findet, stellt sein Elternhaus dar, in dem er geboren ist und siebzig Jahre lang - zunächst noch gemeinsam mit seiner Mutter; später dann mit seiner Frau, seinen Kinder und Enkeln – lebte (Abb. 15 und 16).

Herr Hortus erklärt dazu:

„*Wir hatten unser Haus, das Haus, das alte, das Elternhaus*“ (1, 3, 61).

„*[...] das Haus ist 28 gebaut, das war massiv, Massivbau [...]*“ (1, 3, 86).

„*Wir haben da am Wald gewohnt. Das Tor aufgemacht und schon war man im Wald drin*“ (2, 4, 103-104).



Abbildung 15: Elternhaus



Abbildung 16: Herr Hortus mit Familie vor seinem Elternhaus

Das Haus wird in den Explorationen vielfach mit dem Familienleben und der persönlichen Geschichte verbunden. Dabei legt er auf seine Gestaltungsarbeit am Haus großen Wert. Als gelernter Maurer konnte er das Haus renovieren und ausbauen. Der Stolz auf die Eigenleistung, die in dem Haus steckt, kommt in den Gesprächen immer wieder zum Ausdruck:

„Das hab ich dann auch geputzt. Das war erst Rohbau“ (2, 5, 130).

„Ich sag mal, ich hatte Arbeit gemacht, die mir Freude gemacht hat, ne. Zuhause der Anbau, zuhause alles, das Wohnhaus, das große Wohnhaus umgebaut, das war Rohbau erst, ne“ (4, 9, 252-254).

„Immer wieder angebaut und vor allen Dingen geputzt. Das ganze Haus rundherum geputzt“ (1, 3, 88-89).

„Das halbe Haus.. das halbe Haus, hier sieht man, das habe ich neu gebaut“ (2, 3, 80).

„[...] hier habe ich dann auch geändert, habe die Fenster geändert und was nicht alles“ (5, 16, 496-497).

Ein großer Teil der Freizeit scheint jahrelang in die Renovierung des Hauses gesteckt worden zu sein. Die Erinnerungen an die Bautätigkeit werden in den Gesprächen weiter entfaltet:

„Immer nach Feierabend [...] Da haben wir die Nacht auch noch mitgearbeitet“ (2, 3, 82-84).

„Und das habe ich alles neu aufgebaut. Abgerissen. Ich habe.. keinen Sonntag oder so überhaupt“ (1, 4, 93-95).

„Da haben wir von.. da haben wir nicht mal Dachsteine.. neue zu kaufen gekriegt. Da wurde vom Rat des Kreises gesagt, da kann man eine alte Ziegelei .. abbrechen und musste man abbrechen, langsam machen, dass da keine kaputt gehen und da haben wir uns den Hänger vollgeladen, zwei Hänger. Dann hatten wir die Steine. Da mussten wir trotzdem noch etwas bezahlen, aber nicht mehr so“ (2, 3, 86- 92).

Der Status, den der Hausbesitz mit sich bringt, ist ihm wichtig. So bedauert er in der ersten Exploration den Verlust des Eigentums⁹⁶:

„Das Eigentum, das ist das eigene, andere Haus (unverständlich). Das habe ich überschrieben jetzt, weil wir weggemacht sind dann, ne. Dann musste das.. Du darfst nicht zwei Gehöfte bewirtschaften, ne. Das ist doch auch Quatsch, ist Unsinn. Das stimmt nicht. Es gibt.. gibt Funktionäre und was nicht alles, die haben mehr Häuser überall, im Ausland.“ (1, 3, 73-77).

Im höheren Erwachsenenalter erfolgte mit der Ehefrau ein Umzug in das nahegelegene leer stehende Haus des Sohnes, der mit seiner Familie nach Westdeutschland auswanderte. Hier lebte Herr Hortus mit seiner Frau noch zehn Jahre, bevor sich der Umzug in den Raum Bruchsal anschloss.

Auch von diesem Haus – das er ursprünglich für seine Angehörigen gekauft hatte - besitzt er zahlreiche Fotografien, darunter eine Luftaufnahme, die im Pflegeheimzimmer über seinem Bett hängt⁹⁷:

„[...] hier, da ist das Bild. [...] Ganz schön teuer. Das kostet sechshundert Mark“ (1, 2, 34-42).

„Das ist das letzte Haus, das letzte Haus, wo wir waren, wo wir gewohnt haben. Das war in M., an der polnischen Grenze“ (3, 1, 2-8).

Zum Haus gehörte auch ein Garten, den Herr Hortus auf der Luftaufnahme (Abb. 17) deutlich erkennen kann und in seinen Schilderungen besonders hervorhebt:

„(beim Betrachten der Aufnahme) Da blühen die Bäume so wie hier“ (2, 2, 12)

„Schönen großen Garten haben wir da gehabt. Schön eingerichtet alles“ (3, 2, 37).

„Obstbäume. Hier vorne ein Teich, ein Fischteich“ (3, 1, 18)

„Ja, die haben geblüht. Apfelbäume sind dazwischen. Da waren viel Apfelbäume, da waren mindestens zwanzig Apfelbäume und immer große Äpfel“ (1, 2, 50-51).

Auch bei diesem Haus weist er bei der Betrachtung der Fotos besonders auf einen von ihm selbst noch angebauten Teil hin:

„Aber wo wir zuletzt gewohnt haben, das hab ich dann noch angebaut“ (4, 3, 72).

„Das hab ich erst gebaut. Das Angebaute, das Helle“ (3, 1, 8).

⁹⁶ Wie Weiss (1993) unter Bezugnahme auf empirische Untersuchungen von Marx (1983), Wastl-Walter (1989) und Klüter (1986) ausführt, kann Hauseigentum als wichtiger Bindungsfaktor an einen Ort angesehen werden. Neben dem materiellen geht vom Haus auch ein symbolischer Wert aus. So gilt das Haus als Belohnung für Entbehrungen, die man beim Hausbau oder –erwerb auf sich genommen hat. Es kann auch als Identitätssymbol dienen und damit soziale Anerkennung und Sicherheit verschaffen.

⁹⁷ Auch im Betreuten Wohnen hing das Bild an der Wand. Die Aufhängung des Bildes im Pflegeheim erfolgte auf seinen Wunsch hin (2, 1, 15).



Abbildung 17: Luftaufnahme des letzten Wohnhauses

Der Umzug in den Raum Bruchsal erfolgte auf Anraten der Enkeltochter, die dort lebte und sich um ihre Großeltern kümmern wollte. Herr Hortus präsentiert die Entscheidung für den Umzug dementsprechend fremdinitiiert:

„Durch die Enkeltochter.. die sind hierher gemacht.. da haben sie gesagt: Kommt doch mit“ (3,1, 20-21).

„Und wenn das mit der M., der Enkeltochter, nicht gekommen wäre, dann wären wir noch geblieben“ (4, 3, 79-80).

Der Enkeltochter, die alles „einwandfrei“ macht⁹⁸ (1, 1, 24) ist es aus Herrn Hortus' Sicht auch zu verdanken, dass er geblieben ist: *„Wenn wir die nicht hätten, dann wäre ich längst wieder abgehauen“ (1, 1, 24-25).*

Rückblickend bewertet Herr Hortus den Umzug als *„keine glückliche Lösung“* (1, 3, 69) und führt diesen Gedanken während den Explorationen auch weiter aus:

„Also, wenn ich mich jetzt überlege, von G. dann weg, wieder hierher, das war ein echter Kuhhandel. (unverständlich). Wir hatten unser Haus, das alte, das Elternhaus [...]“ (1, 2, 59-61).

„Wenn wir da wären, das wäre mir lieber“ (5, 4, 119).

„Also jedenfalls steht das fest, wenn ich da geblieben wäre, wo ich her gekommen bin, da hätten wir es heute besser gehabt“ (4, 14, 404-405).

Er bedauert vor allem die räumliche Splittung des Familienverbandes. Das Elternhaus scheint vor allem auch ein Symbol für den früher dort lebenden Sozialverbund⁹⁹ zu sein. Auch die Enkelin, die meist an den geführten Gesprächen teilnimmt, bringt während der

⁹⁸ Das liebevolle Kümern der Enkeltochter wird auch an anderer Stelle anerkannt. So berichtet Herr Hortus: *„[...] die ist für uns da, ne. [...] Wenn da mal irgendwas fehlt, das ist.. ruckzuck da, ne“ (3, 1, 24-26).*

⁹⁹ Auch Sixsmith (1986) konnte in einer empirischen Untersuchung soziale Aspekte als eine wichtige Bedeutungsdimension des Zuhauses nachweisen: *„In the social home, it is the presence and the relationships with other people that contribute towards the place being home. Home is not only a place often shared with other people but is also a place allowing entertainment and enjoying of other people's company such as friends and relatives“ (S. 291).*

vierten Exploration den häufig geäußerten Wunsch des Großvaters zusammenfassend auf den Punkt: „*Dass alle wie früher in einem Haus wohnen hättest du gern*“ (4, 13, 383).

Herrn Hortus Wünsche für die Zukunft richten sich dementsprechend auch auf eine Rückkehr in die Heimat, wie er mehrfach betont:

„Ich würde gerne in die Heimat, das ist das Einzige, was ich gerne mal wieder hätte“ (1, 6, 164-165).

„Ich möchte gerne wieder zurück. Wenn ich genau weiß, da geht's mir nicht so gut wie hier. Aber Heimat ist.. ist ja wirklich ein Wort. Und wie das noch weitergeht und alles müssen wir erst noch mal sehen“ (2, 12, 342-346).

„Also ich wäre gerne rübergemacht, wieder“ (3, 2, 48).

Dieser Wunsch bleibt auch in den folgenden Explorationen stabil, wie folgende Interviewsequenzen zeigen:

„I: Und wenn Sie jetzt mal an die Zukunft denken, so an die nächsten Wochen vielleicht oder Monate, was hätten Sie da noch für Wünsche?“

H: Zu wünschen hätte ich.. heim wieder.

I: Heim.

H: Der Sohn, der ist jetzt ganz allein im Haus. In dem, was ich umgebaut hatte.

I: Da würden Sie gerne wieder hin.

H: Und den hätte ich da schon unterstützt und geholfen“ (4, 10, 286-292).

„I: Und wenn Sie jetzt mal an die Zukunft denken, gäbe es da noch was, was Sie sich wünschen für die Zukunft?“

H: Heimat! (lacht) Wenn.. ich habe schon manchmal so gedacht.. so ein Haus wie das hier oder.. das müssen sie doch jetzt im Osten genauso und noch mehr, weil sie doch damals da zurückgeblieben sind, ne. Müssten sie doch das da auch machen können oder machen müssen, da sind doch genug Häuser“ (5, 13, 395-400).

Eine Verbindung zur Heimat besteht noch über den Sohn, der im früheren Elternhaus von Herrn Hortus lebt:

„Der ist noch da“ (2, 12, 360).

„[...] wo der Sohn wohnt jetzt, das war mein Elternhaus, ne“ (3, 2, 38-39).

„Ja, und jetzt ist der Sohn.. der Sohn da, der wohnt.. in dem Haus, also das ist mein Elternhaus auch“ (4, 9, 261-262).

Es besteht regelmäßig telefonischer Kontakt: „*Wir machen Tag.. jeden Sonntag.. telefonisch.. ob was Neues ist oder was*“ (3, 2, 44).

Auch an eine Reise in seine Heimat, die die Enkeltochter den Großeltern anlässlich seines 85. Geburtstags schenkte, denkt Herr Hortus gerne zurück: „*Ja, da haben wir ein schönes Fest gehabt*“ (4, 16, 486).

Dort hat sich jedoch inzwischen auch einiges verändert, wie er neben baulichen Gegebenheiten auch an den Veränderungen der Natur erkennt:

„*Ja, einmal waren wir da zu meinem Geburtstag. Da ist jetzt, da haben sie eine neue [...] Wirtschaft. Gebaut da. Das war früher das Kartoffellager der Frau*“ (5, 4, 121-124).

„*Das ist ein altes Lagerhaus, wo sie vom ganzen Kreis die Kartoffeln gesammelt haben, alle mit dem Traktor hingbracht, abgekippt und fort wieder. [...] Und die haben das umgebaut, also ganz modern*“ (2, 8, 226-233).

„*Naja, das ist, warten sie mal, wenn jetzt die kleinen Bäume, wenn die großen Bäume hier in fünf Jahren wieder.. da merkt man das nicht so, aber wenn die erst so groß sind und werden gepflanzt, dann sind sie so wie da, dann merkt man schon was*“ (4, 16, 488-490).

In den Explorationen entfaltet Herr Hortus viele Facetten, die seine starke Verbundenheit mit der sozial-räumlichen Umwelt seiner Heimat zeigen.

So berichtet er beispielsweise von seiner Tätigkeit im Gemeinderat und dem Angebot, als Bürgermeister zu kandidieren:

„*Ja, G. Aber G. ist.. hatte ungefähr damals achtzehnhundert Einwohner. Und, ach, ich war da in der Gemeindevertretung, ich sollte sogar Bürgermeister machen*“ (4, 5, 139-141).

„*Wenn ich nicht hierher gegangen wäre, dann würde ich Bürgermeister machen*“ (1, 9, 255).

Auf die Frage, was denn das Besondere an der Heimat gewesen sei, hebt er vor allem die Unterschiede hervor, die seiner Ansicht nach generell zwischen dem ehemaligen Ost- und Westdeutschland bestehen:

„*I: Was war oder was ist für Sie das Besondere an der Heimat? Wenn Sie an die Heimat denken, was fällt Ihnen da als erstes ein?*

H: Naja, man muss immer sagen.. jedes Stück, genauso wie Westdeutschland hier und Ostdeutschland, das ist so viel Unterschied, das kann man sich gar nicht denken“ (4, 10, 286-296).

Die ehemalige DDR – so findet er – sei ein „schönes.. festes Land, alles, der Boden, die Felder, ne. Alles“ (3, 2, 55-56). Dort sei nichts „verludert“ (3, 2, 56), sondern „musste alles auch tipptopp sauber sein alles“ (3, 2, 57). Mehrfach berichtet er in diesem Zusammenhang auch von den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, in denen er selbst Mitglied war.

Eine ostdeutsche, landestypische Besonderheit, an die er sich gerne erinnert und die er nun im Raum Bruchsal vermisst, sind die Kremserwagen:

„Kremser, das sind.. ein Gummiwagen, Gummiräder(?) und da hatte der Nachbar jeden Sonnabend, Sonntag zu tun. Da sind die Leute gekommen und haben gesagt, wir wollen einen Ausflug machen, da und da hin [...]“ (2, 6, 175-177).

„Ja, Kremser. Hier gibt es so was gar nicht. Hier gibt es keine Pferde, hier gibt es keine Kremser, hier gibt es das gar nicht. Da sind jeden, so wie heute, ach, jeden Tag sind die gefahren“ (4, 9, 273-275).

Als häufig besuchter Ausflugsort ist ihm der Fürst Pückler-Landschaftspark in Muskau noch gut im Gedächtnis:

„Da ist ein großer Park. Fürst Pückler, ja, das gehörte Fürst Pückler und Muskau. Muskau ist noch größer, da ist alles Parkgelände. [...] Das ist da wie hingespuckt“ (4, 11, 331-337).

„Da sind Bäume, so wie hier das, alles, alles umwachsen. So hoch, so groß. Die kann man nicht umfassen. So alt, groß Das ist.. und die haben sie dann auch unter Naturschutz gestellt, die haben sie mit Mauersteinen zugemauert, die Löcher, wo sie ausgefault [...] Aber.. da wurde so viel gemacht und so viel gehätschelt da, dass sie es noch weiter kriegen“ (4, 12, 342-348).

„Wenn dann mal Besuch kam, dann sind wir in den Park gefahren“ (4, 12, 350).

Auch die Bindung an die Landschaft kommt in den Explorationen zum Ausdruck. „Haben Sie Spreewald schon gesehen?“ (1, 8, 222) fragt er die Interviewerin in der ersten Exploration und erklärt:

„Also wenn Sie Interesse an so was haben, dann müssen Sie den Spreewald gesehen haben. Den Spreewald, da kann man den ganzen Tag, wenn man früh um sechs einsteigt in den Kahn [...]. Das ist so groß, das geht Kilometer weit, den ganzen Tag unterwegs“ (1, 8, 224-22).

„[...] Im Spree-, wir waren im Spreewald viel gewesen. Spreewald! [...] Da waren wir den ganzen Tag unterwegs, auf dem Spreewald im Wasser“ (5, 7, 196-199).

„[...] der Spreewald, man muss sich so die richtige Zeit nehmen, wenn alles so grünt“ (5, 12, 360-361).

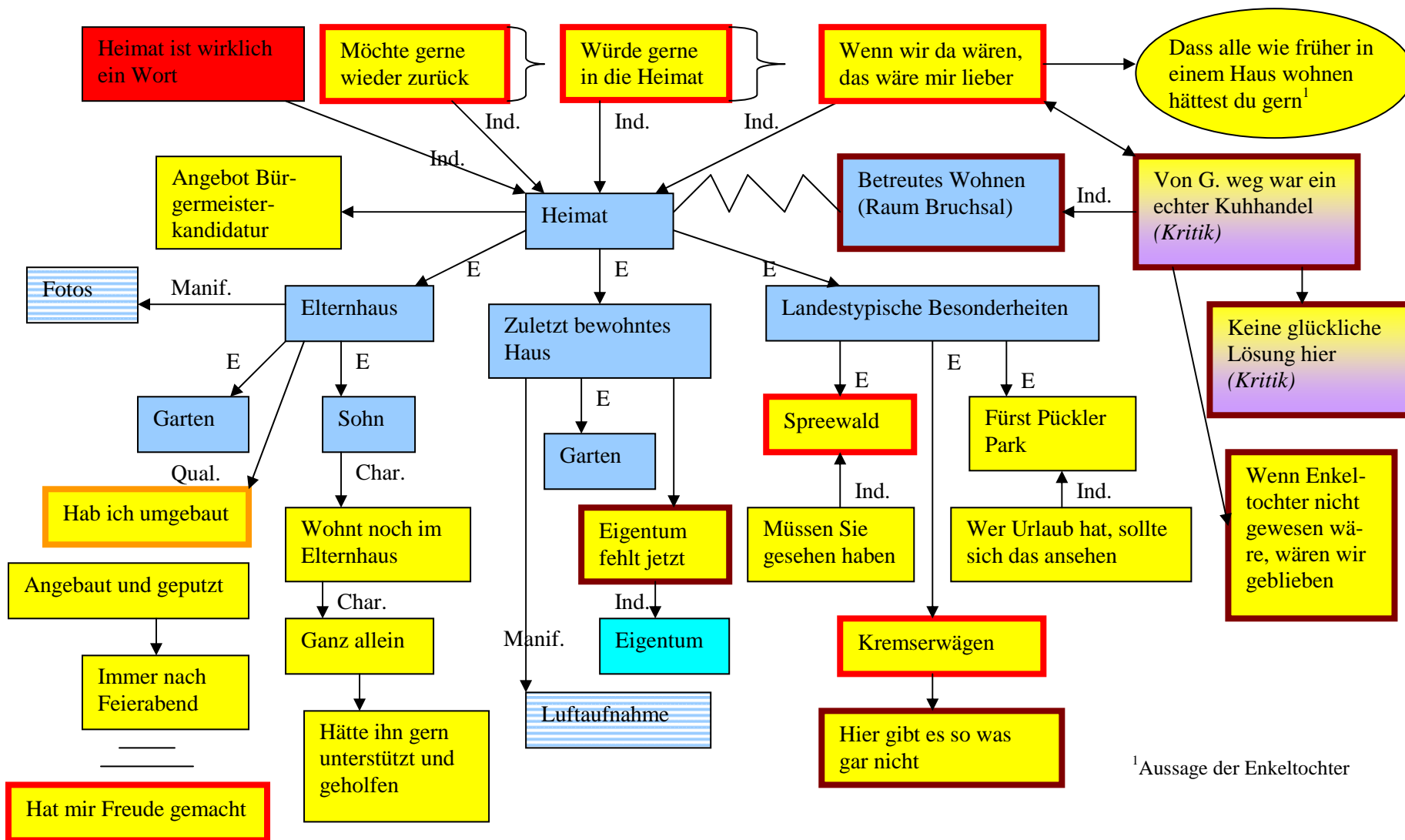
Gleichzeitig kritisiert er die „*Menschen, die nur im Ausland sitzen und sich da amüsieren*“ (1, 8, 230-231), denn

„*die kennen gar nicht den Osten, die gehen nach Frankreich und nach Spanien und überall in alle Länder, aber nach dem Osten, da haben sie sich nicht getraut*“ (5, 12, 355- 357).

Zusammenfassend hält er fest: „*[...] wer noch Urlaub irgendwie hat, die nächsten Jahre auch (?), der sollte sich das ruhig noch einmal ansehen*“ (4, 12, 339-340).

Als Erinnerung an seine Heimat besitzt er neben zahlreichen Fotos auch eine Landkarte, auf der er der Interviewerin in der fünften Exploration zeigt, wo er genau gelebt hat:

„*Ja, da kann man noch gucken, wenn man das will, wie die (unverständlich) die alten Karten und so was alles früher gewesen ist. [...] An der Grenze müssen Sie gucken. An der polnischen Grenze. Muskau, Weisswasser, Stollenberg (?), das waren die Städte rund rum*“ (5, 4, 109-115).



¹Aussage der Enkeltochter

Abbildung 18: Strukturbild Hortus 1

Eine wichtige Rolle spielen für Herrn Hortus seine Gärten, die in seinem Leben sein größtes Hobby darstellten und für das Erleben einer „*place-congruent-continuity*“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996) bedeutsam scheinen: „*Ich habe zwei, zwei Gärten hatte ich.. drei sogar!*“ (2, 7, 189) teilt er der Interviewerin stolz mit.

Neben Erinnerungen besitzt er auch eine Reihe von Fotos von seinem früheren Garten (Abb. 19 und 20):

„*Schönen großen Garten haben wir gehabt. Schön eingerichtet alles*“ (3, 2, 37).

„*Der Garten zuhause, der ist so.. wie vorgestellt habe, ne*“ (1, 7, 191-192).

„*Ein Garten, so einen großen Garten [...]. Meistens mit Obstbäumen, die habe ich mit Obstbäumen bepflanzt*“ (5, 8, 248-250).

„*Ich habe zuhause ungefähr vierzig bis fünfzig Obstbäume gehabt*“ (4, 19, 578-579).



Abbildung 19: Ehemaliger Garten



Abbildung 20: Herr Hortus mit Ehefrau im Garten

Während der Explorationen formuliert er auch den Wunsch, im früheren Elternhaus wieder im Garten zu arbeiten:

„*Ja, ich sage ja, wenn ich jetzt wieder an das ehemalige Elternhaus denke, dann denke ich, wenn ich jetzt zuhause wäre, da hätte ich die Gärten wieder in Ordnung gebracht [...]*“ (1, 5, 146-147).

Um den Großvater auch nach dem Umzug in den Raum Bruchsal sein Hobby weiterhin zu ermöglichen, hat die Enkeltochter dort einen Garten gepachtet, was Herr Hortus sehr erfreut:

„*Ich kann jetzt auch wieder in den Garten. Wenn ich jetzt hier.. einen neuen, neuen Garten*“ (1, 6, 167).

Wie die Enkeltochter im Vorgespräch berichtete, erleichterte der gepachtete Garten dem Großvater den Umzug, da er auch hier wieder seinen gewohnten Tätigkeiten nachgehen konnte:

„Also er hatte noch seinen Garten, da ist er ständig hingegangen, morgens, wenn es warm war, da war er schon um sechs im Garten“.

Der neue Garten im Raum Bruchsal wird durch Aneignungsprozesse des Pflanzens bedeutsam. Herr Hortus berichtet nach seiner Ankunft im neuen Garten auch wieder Obstbäume gepflanzt zu haben:

„Ich habe mindestens.. die habe ich aber erst gepflanzt, wo ich hergekommen bin. Das waren.. das sind mindestens zehn Stück“ (1, 6, 170-171).

Die Pflaumenbäume sind dabei ein Andenken aus dem vorherigen Garten:

„Zuhause haben wir alles gehabt. Alles. Was es gegeben hat. Sogar ein West-Pflaumen, die großen Pflaumen, die drei habe ich ja dann gepflanzt, die Bäume, ne. Das waren alles so große Eierpflaumen. Da habe ich ja drei Stück mitgebracht und die wachsen prima. Die waren dieses Jahr das erste Mal, ne“ (5, 9, 258-261).

Überhaupt gilt vor allem den Obstbäumen seine große Leidenschaft:

„Äpfel, Kirschen, alles, alles was so ist. Auch Pflaumen viel, große“ (4, 1, 3).

„Wir hatten fünfzig, fünfzig Bäume, Obstbäume! Fünfzig! [...] Wenn man viel schneidet, da ist dann die Ernte groß. Und ich hab auch hier, hier schon, die sieben Jahre, die ich.. die wir jetzt hier sind, da haben wir auch.. wir haben mindestens zehn Zentner Pfirsiche geerntet“ (2, 3, 64-72).

Dafür scheut Herr Hortus auch keine Arbeit oder körperliche Anstrengungen:

„Ja, das ist, das ist immer, wenn man das will sauber und in Ordnung halten, da hat man eben Arbeit damit, viel Arbeit, ne“ (5, 10, 311-312).

„Alles mit der Hand (unverständlich), braucht man keinen Traktor, das macht man alles mit der Hand“ (1, 6, 179-180).

„Aber.. ich habe immer gepflanzt, gepflanzt.. noch im Schnee!“ (5, 16, 477).

„Ich habe da tagelang gepflückt, nicht alles runterfallen lassen, abgepflückt und im Keller, wenn es dann kalt geworden ist wie jetzt, dann hat man das in Deckung (?) gebracht alles, dass es nicht kaputt geht dann“ (1, 2, 53-56).

„Dass wir was verkommen lassen haben, verfaulen lassen oder irgendwas, das gab es nicht. Das wurde alles.. wenn ich heute abend einen Eimer voll gebracht habe, wieder, dann musste das erst in Ordnung gebracht werden, ne, saubergemacht, die musste man saubermachen, abschneiden und alles so was“ (5, 9-10, 284-287).

Die Gestaltung des Gartens bereitet Herr Hortus große Freude und so zieht er im Laufe seines Lebens verschiedene Baum- und Straucharten heran. Dies sind Erlebnisse, von denen er der Interviewerin gerne berichtet:

„Oh, wir haben gebaut! Damals den Garten alles. Und man hat sich immer überlegt, was könnte man machen noch, was könnte man besser machen und was nicht alles“ (5, 17, 507-508).

„Und wie wir nach dem ersten Krieg zurückgekommen sind, da habe ich mir gleich ein schwarze [...] Johannisbeere angeeignet. Das hat sich gelohnt! Abends, wenn es dann.. bevor es finster wurde, bin ich nochmal ran, und (unverständlich) geguckt, wo man noch (unverständlich) die reifen findet“ (2, 14, 415-419).

„Und.. da haben wir das ausgetauscht. Wenn einer so einen Garten hatte wie ich auch, da habe ich bloß immer gesehen, dass ich von hier irgendwie so.. eine Sorte Äpfel.. ich hatte immer einen Apfelbaum aus Frankreich, den hatte mein Nachbar von dort. Der war auch im Krieg in Gefangenschaft und der hat sich ein.. Reiser nannte sich der. Die werden dann aufgesetzt. Und den hat der sich mitgebracht und uns weitergezogen. Der hat auch so Interesse gehabt [...]“ (5, 9, 265-271).

Die Pflege des Gartens erfordert entsprechenden Sachverstand und Fachkenntnis, denn neben dem richtigen Anpflanzen *„muss auch geschnitten werden“* (2, 7, 191) wie Herr Hortus berichtet:

„Ich habe selber die Bäume veredelt. Auch verschnitten dann im Frühjahr. Jedes Jahr im Frühjahr. Die müssen dann ein bisschen verschnitten sein, die Obstbäume“ (1, 7, 194-195).

„Immer wieder einen gepflanzt. Wenn da mal einer kaputtgegangen ist, musste.. den durfte man auch nicht auf den alten Platz setzen. Da musste man sehen, dass man in der Nähe was kriegte“ (4, 19, 581-583).

Deutlich spürt man Herr Hortus' Stolz, wenn er von der ertragreichen Ernte seiner Obstbäume berichtet¹⁰⁰:

„Vorher, das Jahr zuvor, da hab ich mindestens zehn Zentner, Zentner, Pfirsich. Ich hab tagelang nur Pfirsiche gepflückt und die Eimer voll, überall hat ein Eimer gestanden mit Pfirsichen voll, ne. Und die Frau wollte schon.. alles hinschmeißen und.. sagen ich mache nicht mehr, ist zu viel“ (1, 6, 173-176).

„Ich hatte das Jahr, das erste Jahr, wo ich hier war, da hatte ich ungefähr zehn Wassereimer voll, Pfirsiche, die ich geerntet habe“ (5, 9, 276-278).

„Die Frau hat schon alle eingeweckt und die wollte schon gar nicht mehr“ (5, 9, 281-282).

¹⁰⁰ Nach Czikszeny Mihayli & Rochberg-Halton (1989) ermöglicht das Ziehen von Pflanzen die Darstellung eigener Fähigkeiten – demzufolge sind auch Pflanzen als eine Art Trophäe zu betrachten, die eigene Leistungen bezeugen.

„Marmelade haben wir keine.. das war zu viel.. zu viel Aufwand. Alle bloß Gläser als Kompott. Ungefähr fünfzehn, schätzungsweise fünfzehn Pfirsiche im Glas.[...] Und die Gläser habe ich immer aufgehoben und wenn es wieder soweit war, dann haben wir wieder eine Serie gemacht. Bis wir die alle zusammen hatten“ (1, 7, 198-204).

Die nach wie vor aktuelle Bedeutsamkeit des Umweltausschnitts „Garten“ zeigt sich auch während den Explorationen, von denen zwei im großen Park des Pflegeheims geführt werden. Auch hier wecken die zahlreichen Bäume und Sträucher die Aufmerksamkeit von Herrn Hortus:

„Aber mich wundert immer, dass es trotz dem schlechten Wetter, dass es noch so viel Blüten gibt“ (4, 17, 516-517).

„Die Bäume blühen auch“ (4, 17, 521) stellt er wenig später fest.

Auch an dem dort wachsenden Obst zeigt er sich interessiert und probiert während einer Exploration einige Pflaumen. Über die am Boden liegenden Birnen zeigt er sich verwundert:

„Also wenn man das mal sieht, hier unten, hier, ich weiß nicht, die haben Birnen, eine nach der anderen, da konnte man nicht treten, ohne in eine Birne rein zu treten“ (5, 10, 289).

Gerne möchte er bei Gelegenheit auch diese einmal versuchen:

„Kann man mal kosten. Wenn die nicht schmecken, spuckt man sie aus!“ (5, 10, 300).

Auch die im Park des Heimes angepflanzten Beeren wecken sein Interesse. Die Johannisbeeren – so findet er – *„blühen schön“ (2, 14, 406)*, vor allem die schwarzen *„sind sehr gut, die sind teuer“ (2, 14, 410)*.

Mit fachkundigem Blick begutachtet er immer wieder Bäume und Sträucher im Park und gibt sein Urteil dazu ab:

„Also hier.. die sind ja so dicht“ (2, 13, 397).

„Aber so wie hier, da muss auch geschnitten werden [...]“ (2, 7, 191).

„Ja, was hier für Bäume sind in dem Park. Jetzt schon so große Bäume. Oh hier, aber, hier müssten viel ausgeschnitten werden. Hauptsächlich der hier oben“ (4, 19, 569-572).

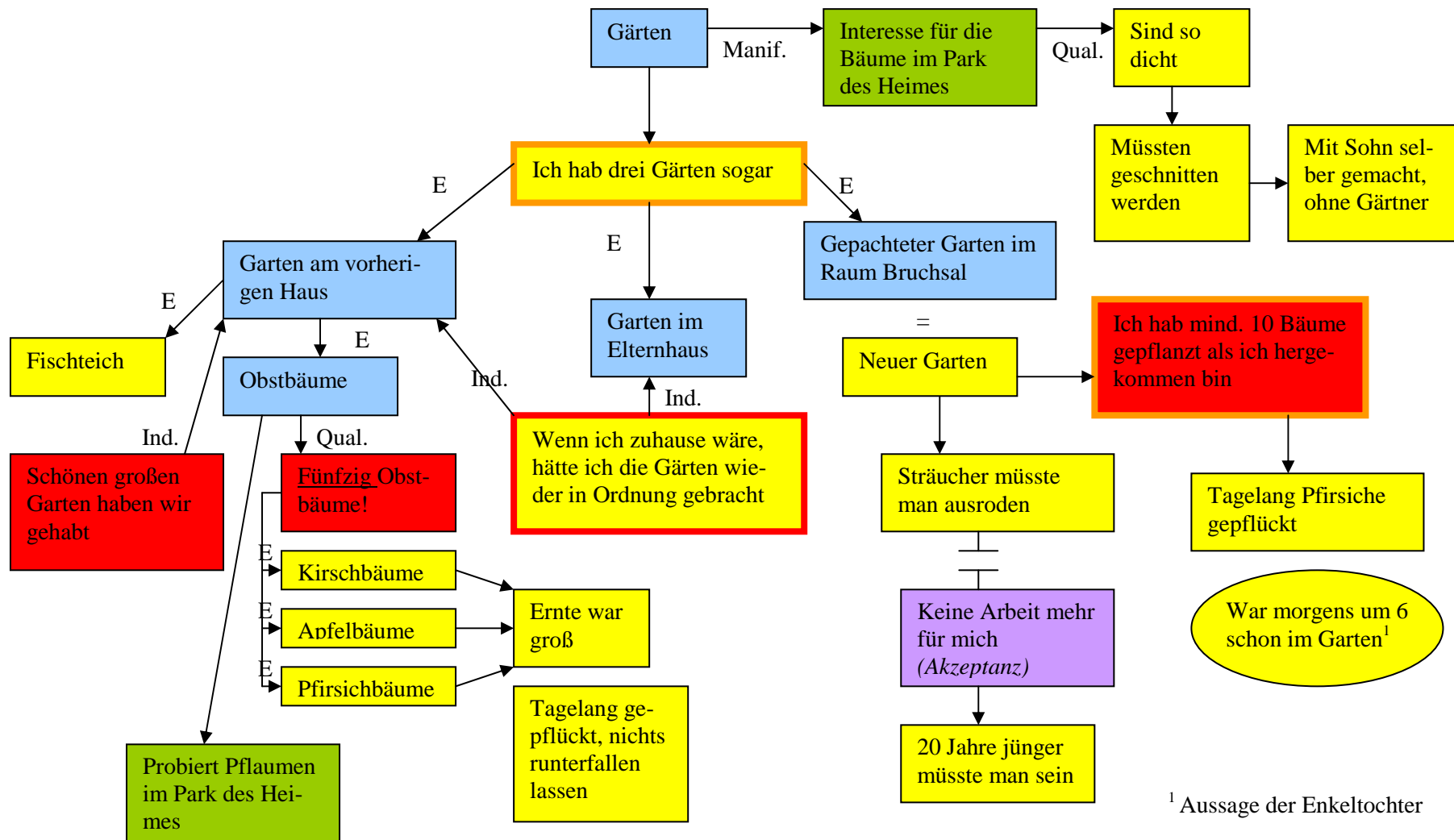
Gerne würde er mit der Unterstützung seines Sohnes hier selbst Hand anlegen:

„Wenn ich meinen Sohn hier hätte, dann hätten wir den ganzen Garten hier selber gemacht, ohne Gärtner“ (2, 14, 402).

Auch wenn er an seinen eigenen gepachteten Garten denkt, sieht er dort viel zu tun:

*„Da sind Sträucher so wie hier die Bäume, die müsste man erst ausrodern“
(1, 7, 188)*

„Aber das ist keine Arbeit mehr für mich“ (1, 7, 188-189) stellt er mit Bedauern fest und wünscht sich noch einmal *„zwanzig Jahre jünger“ (1, 7, 191)* zu sein.



¹ Aussage der Enkeltochter

Abbildung 21: Strukturbild Hortus 2

In allen Explorationen zeigt sich das Leben von Herr Hortus in hohem Maße durch die Arbeit bestimmt. Neben seiner Berufstätigkeit als Maurer betreibt er zusätzlich eine Landwirtschaft, wodurch er „*Tag und Nacht*“ (2, 7, 197-198) eingespannt ist:

„Oh, ich habe.. ich war.. im Baubetrieb, ne. Kreisbaubetrieb“ (5, 5, 156).

„Für uns gab es keinen Urlaub [...] Am Tag habe ich auf dem Bau gearbeitet und die Nacht, im Finsternen, wenn der Mond geschienen hat, auf dem Feld“ (2, 7, 195-199).

„Alles was mit Arbeit zusammengehungen hat, das habe ich mitgemacht“ (5, 13, 394).

Symbolische und materielle Anerkennung für seine Arbeit erfährt er in Form von Anstecknadeln, Medaillen und Urkunden:

„Ich hab von allem Urkunden gehabt“ (5, 1, 25).

„Naja, da waren vielleicht fünfzig Mark oder was drin, weiß nicht mehr heute genau, was drin war, ne. War immer ein bisschen, ein paar Mark dabei“ (5, 3, 92-93).

„Oh, ich habe immer eine nach der anderen gekriegt. Aber wir haben auch manche Nacht gesessen und organisiert und und.. [...] Viel gearbeitet vor allen Dingen. Wir haben manchmal die ganze Nacht überhaupt nicht geschlafen. Ja, da müsste man vielleicht heute mal sagen.. wo ist da die Jugend heute, nicht?“ (5, 4, 97-103).

Seine Auszeichnungen bewahrt er heute noch in einer alten Aktentasche auf und möchte sie während der fünften Exploration der Interviewerin zeigen: *„Warten Sie, mal gucken, die Urkunden und alles (steht auf, um Urkunden zu suchen)“ (5, 1, 17-18).*

Die Urkunden geben ein materielles Zeugnis seiner Fähigkeiten und erbrachten Leistungen und wirken auf diese Weise identitätsstützend¹⁰¹:

„Ja, da kann man noch gucken, wenn man das will [...]“ (5, 4, 109).

„Alles mitgemacht und miterlebt und..[...] Ja, da könnten sich manche Funktionäre irgendwie überzeugen, was man gemacht hat. [...] Manche Funktionäre können sich hier ein Beispiel nehmen“ (5, 6-7, 178; 193; 216-217).

„Alles, immer da gewesen, immer alles mitgemacht“ (4, 7, 201-202).

Stolz fordert er auch die Interviewerin auf *„noch die anderen alle an [zu] gucken“ (5, 6, 171).*

¹⁰¹ Nach Habermas (1999) weisen Urkunden - die er als biografische Souvenirs bezeichnet - am eindeutigsten die ehemaligen Identitäten einer Person aus, da sie von Anfang an eigens dazu bestimmt sind, die soziale und personale Identität öffentlich und kontextunabhängig zu belegen.

Auf die sorgfältige Aufbewahrung der Dokumente legt er Wert:

„Das ist schon.. das habe ich mir immer gut aufgehoben und.. gedacht, das kann man immer mal wieder gucken was das ist und wie es ist. Wie es gewesen ist, ne, vor allen Dingen“ (5, 5, 152-154).

Auch beim Umzug ins Pflegeheim äußerte er den Wunsch, die Urkunden dorthin mitzunehmen:

„Und heute, heute könnte man alles wegschmeißen, aber warum, warum soll ich das wegschmeißen, das kann man sich mitnehmen, von einem zum anderen mitnehmen, wie die M. [Enkeltochter], die hat auch ein bisschen Interesse daran und die macht so was schon“ (5, 6, 166-168).

„Und wo wir dann hierher umgezogen sind, dann sind, dann haben wir alles wieder mitgenommen“ (5, 7, 212-214).

Während der Exploration bedauert er, der Interviewerin die Anstecknadeln nicht mehr zeigen zu können, da er diese seiner zweiten Enkeltochter geschenkt hat:

„Schade, dass ich nicht.. die Anstecknadeln, die waren auch (unverständlich). [...] Die A. wollte auch was haben“ (5, 8, 226-228).

„Da waren überall auch Anstecknadeln. Die hat sich aber die Enkeltochter mitgenommen. Die hat sie da gesammelt“ (5, 6, 187-190).

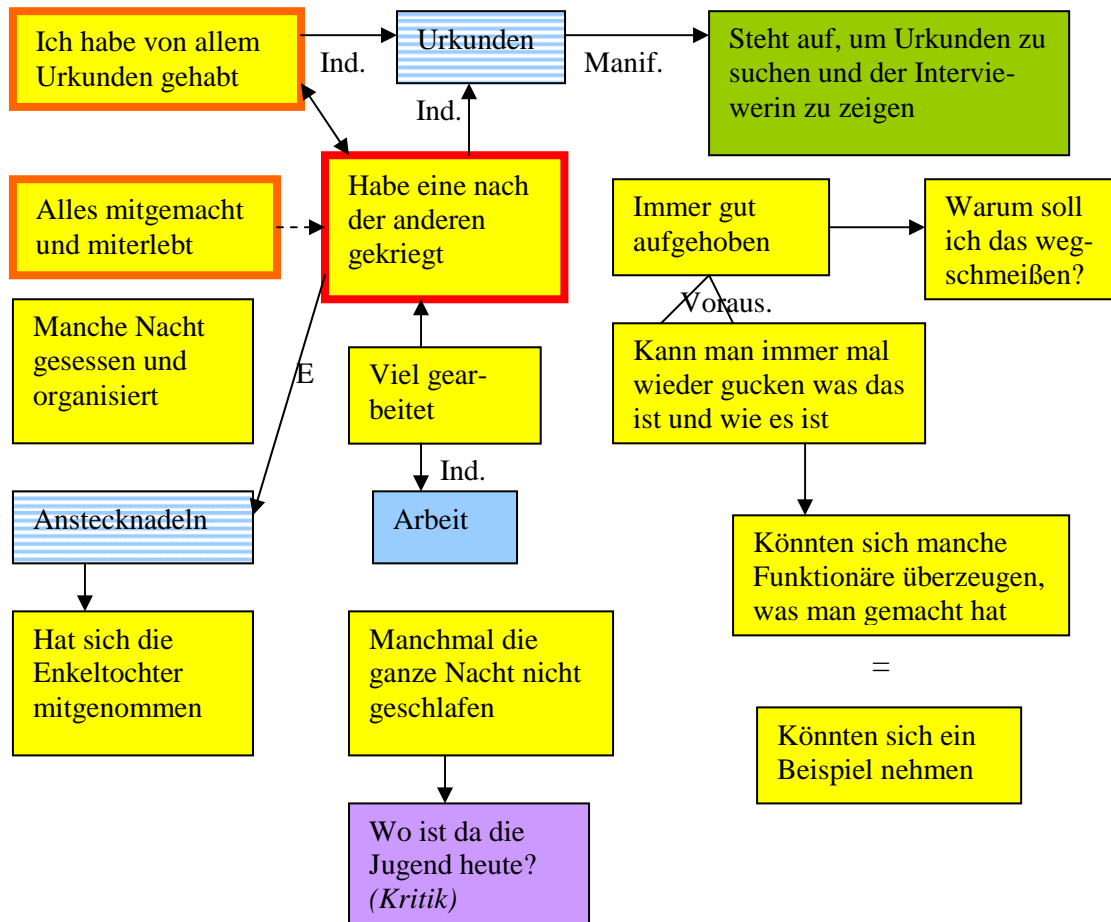


Abbildung 22: Strukturbild Hortus 3

Ebenfalls zu seinen persönlichen Erinnerungsgegenständen, die Herr Hortus über viele Jahre aufbewahrt und zunächst mit ins Betreute Wohnen gebracht hat, zählt ein Aschenbecher, den er während des Krieges als Weihnachtsgeschenk von seiner Kompanie erhielt (Abb. 23).

Spontan zeigt er ihn während der ersten Explorationen den Interviewern¹⁰²:

„Das ist auch was von mir hier. Haben Sie bestimmt noch nicht gesehen (zeigt Aschenbecher)“ (1, 4, 117-118).

Auch in der vierten Exploration¹⁰³, als das Gespräch auf verlorene Dinge zu sprechen kommt, erwähnt er spontan diesen Gegenstand:

„Aber ich hatte ein Erinnerungsstück [...]. Ein Aschenbecher. So groß. Aus Porzellan. Von Neunzehnhundert und.. na, weiß ich nicht, das Jahr.. Neununddreißig.“ (4, 4, 110-119).



Abbildung 23: Aschenbecher

Wie die Enkeltochter im Vorgespräch berichtet, spielte der Aschenbecher im Betreuten Wohnen bei Gefühlen von Unsicherheit und Orientierungslosigkeit eine wichtige Rolle:

„Also was ganz besonders wichtig war, auch die letzte Zeit, wenn er so verwirrt war und nicht wusste.. also er hat ja gedacht, er wäre jetzt ein paar Mal umgezogen in den letzten Jahren.. in letzter Zeit und hat immer gesagt: ‚Na, wir haben doch erst dort gewohnt und dann dort und dann wieder bei denen in der Nähe, die mit den Pferden‘, die er da noch kennt, ‚na die wohnen doch hier auch in der Nähe‘. Und dann ist er durcheinander gekommen. Und dann hat er wieder gefragt: ‚Wie lange müssen wir jetzt hier noch bleiben?‘ Dabei war das noch im Betreuten Wohnen, wo er ja schon ewig gewohnt hat, das hat er dann nicht mehr gewusst. Und wenn ich in dem Moment gesagt habe: ‚Opa, hier ist doch dein Aschenbecher‘. [...] Der stand immer unter dem Fernseher. Und wenn ich dann gesagt habe: ‚Na Opa, hier steht doch dein Aschenbecher‘, dann hat er den angeguckt und dann, ja, war es wieder klar.“

¹⁰² Diese fand noch in den Räumen des betreuten Wohnens statt, die anschließenden Gespräche erfolgten im Pflegeheim.

¹⁰³ Dieses Gespräch wurde im Park des Pflegeheims geführt, der Aschenbecher war währenddessen nicht gegenwärtig.

Beim Umzug vom Betreuten Wohnen ins Pflegeheim entschied sich Herr Hortus jedoch, den Aschenbecher an seine Enkeltochter M. weiter zu geben. Die Schenkung erklärt sich die Enkeltochter mit dem hohen Wert, der Aschenbecher für ihn habe. So sei der Großvater sehr besorgt um diesen für ihn kostbaren Gegenstand und wisse ihn bei ihr in guten Händen.

Auch in den Explorationen begründet Herr Hortus die Weitergabe des Aschenbechers an die Enkelin mit der Angst vor einem möglichen Verlust:

„Nee, den hab ich nicht mehr hier. Den hat die Enkeltochter, hab ich der geschenkt, weil ich gewusst hab, dass wir hier umziehen und ich dachte, bevor er geklaut wird, gerade so was, da sind sie ja so scharf darauf auf so was.“ (4, 4-5, 122-132).

Auf die Bitte der Interviewerin bringt die Enkeltochter den Aschenbecher zur fünften Exploration ins Pflegeheim mit. Mit den Worten *„Ach, der ist ja der!“* (5, 1, 3) erkennt ihn Herr Hortus sofort wieder und präsentiert ihn stolz der Interviewerin: *„Haben Sie den gesehen?“* (5, 1, 5).

Stolz berichtet er, dass ihm schon mehrfach Leute den Aschenbecher abkaufen wollten:

„Da haben mich schon viele angehalten und haben gesagt, komm, ich bezahle dir [...]“ (5, 18, 547).

Die Frage, ob er denn nie darüber nachgedacht hätte, verneint Herr Hortus mit einem energischen *„Ach was!“* (5, 18, 550) und erklärt weiter seine Absicht diesen Besitz stets zu verteidigen:

„[...] da hätte ich geschimpft, da hätte ich gesagt, das Ding, das hole ich mir wieder“ (5, 18, 550-551).

Die persönliche Bedeutsamkeit dieses Gegenstandes begründet er mit dessen Herkunftsgeschichte und dem damit verbundenen Erinnerungswert:

„1940 in Polen.. habe ich ihn geschenkt gekriegt, zu Weihnachten“ (5, 1, 8).

„Das war im jetzigen Breslau. Das ist in Polen. Da haben wir gelegen, kurze Zeit, paar Tage und fertig, aus. Aus der Kaserne (?) raus und.. hinter in ein Nachbardorf und da haben wir alle so ein Ding gekriegt“ (1, 5, 122-124).

„Ja, den habe ich schon immer gedacht, den sollte ich ja aufheben. Das ist eine Erinnerung. Der wird von der Einheit und alles so was, die haben doch alle keine. Das haben sie in Tornister gepackt und dann ist da alles weg (unverständlich). Und den hab ich immer gut gehortet.“ (5, 3, 77-80).

Auf die Frage der Interviewerin, woran ihn der Aschenbecher erinnere, antwortet er: „schönes, schönes Rauchen und alles“ (4, 4, 123), erklärt jedoch gleichzeitig, ihn stets mit besonderer Sorgfalt behandelt zu haben:

„Naja, damals hat man so was gemacht, aber dann hat man sie alle schön sauber gemacht und eingepackt als Erinnerung. Ich hab ihn sogar.. weg in den Dings gehabt“ (4, 5, 126-128).

Ingesamt birgt der Aschenbecher ambivalente Erinnerungen an die Kriegszeit. So spricht Herr Hortus einerseits von schönen Erinnerungen, betont jedoch gleichzeitig die Schrecken des Krieges:

„Ja, und.. ach, das waren schöne Zeiten, wo man sich dann erinnert und.. es hat alles geklappt, auch die Militärzeit. Ich war zehn Jahre lang in Russland“ (1, 5, 124-126).

„Na, da waren.. direkte alte Kameraden bei der Kompanie. Ich hatte ein schönes... Team gehabt, ne. Ich hatte Pferde. Eine gespannte Kompanie, in Russland war alles gespannt“ (1, 5, 133-136).

„Alles überstanden. Ohne Verwundung. Ja, man musste eben auch vieles, vieles verzichten und.. was haben wir.. ja, was haben wir da durch gemacht, ne. Das ist.. kann man gar nicht wiedererzählen¹⁰⁴“ (1, 5, 141- 143).

„Also Krieg ist.. sag ich einmal.. Krieg ist das Schlimmste, was es überhaupt gibt, ne. Und da muss alles dran getan werden, dass das zu vermeiden ist“ (2, 13, 386-388).

¹⁰⁴ In diesem Zusammenhang sei auf die Forschungen des Ethnologen Kuntz (1989, 1990) verwiesen, der anhand von qualitativen Studien exemplarisch zeigen konnte, dass Objekte als ein Mittel zum „Schweigen-können“ bei gleichzeitigem „Erinnern-wollen“ dienen können.

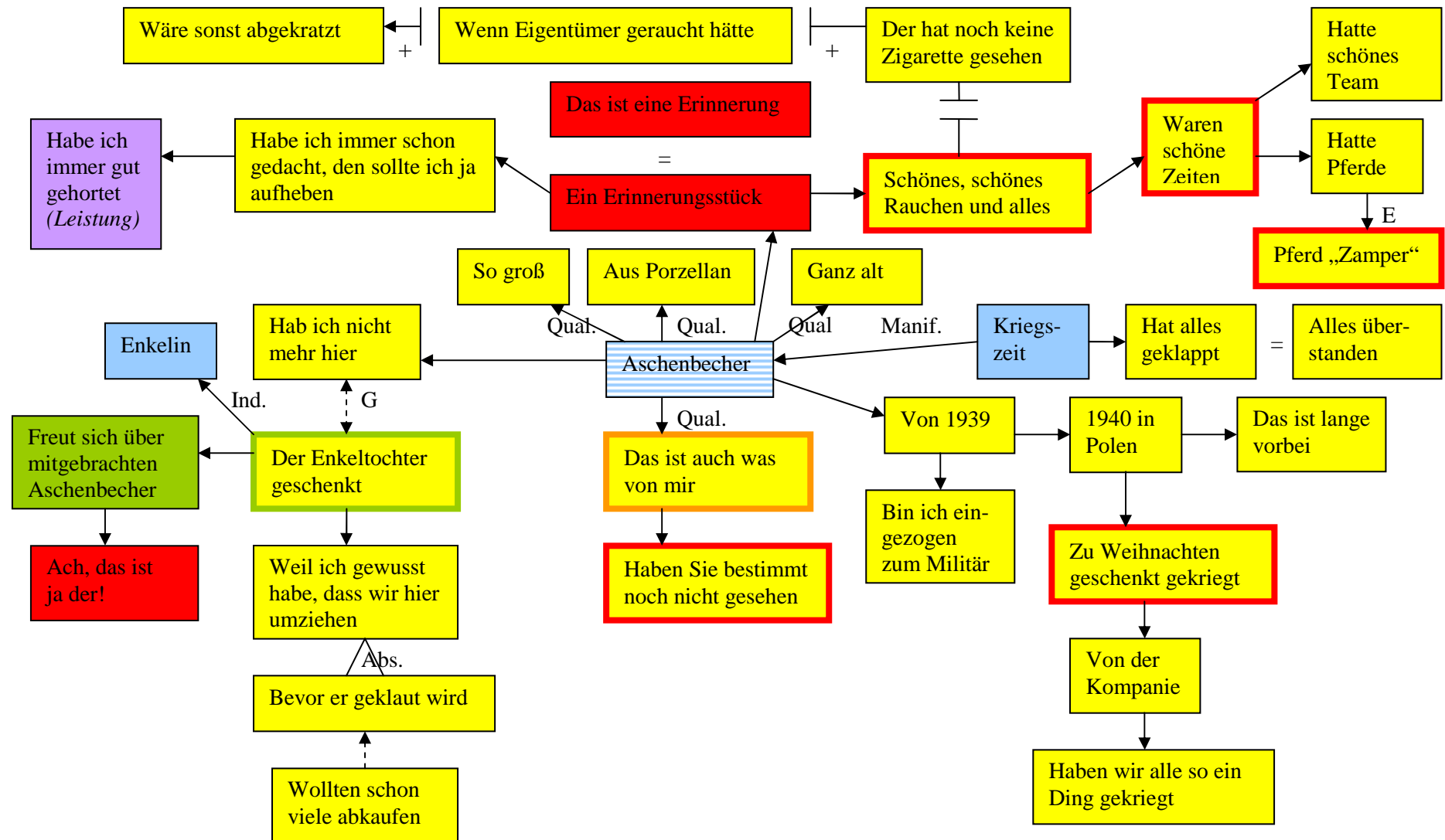


Abbildung 24: Strukturbild Hortus 4

Erstes Fazit

Das Pflegeheim als aktueller Handlungsraum wird von Herrn Hortus mit negativen Erlebnishalten verbunden. Seine derzeitige Wohnsituation bezeichnet er als „keine glückliche Lösung“. Allein die Anwesenheit seiner Enkeltochter, mit der ihn eine enge Beziehung verbindet, hält ihn seiner Meinung nach an diesem Ort.

Die Repräsentation des fremdinitiierten Umzugs in den Raum Bruchsal vor einigen Jahren ruft Gedanken an die Geborgenheit der Heimat wach, die sich für Herrn Hortus als bedeutendes Daseinsthema zeigt.

Grundlage der Heimat sind räumliche Strukturen, die zwar geografisch nicht klar abgegrenzt, aber eindeutig auf seinen früheren Wohnort und Umgebung sowie das ehemalige Ostdeutschland im Allgemeinen bezogen sind. Darüber hinaus beinhaltet Heimat für Herrn Hortus ein soziales Bezugssystem und das Erleben von Gemeinschaft, das sich im Zusammenleben der Familie im Elternhaus konkretisiert.

Im Zusammenhang mit dem Elternhaus werden einerseits selbstbezogene Kognitionen aktiviert, die sich auf seine Eigenleistung beim jahrelangen Aus- und Umbau des Hauses beziehen, andererseits ist für ihn auch den Sozialverband der Familie bedeutsam.

Darüber hinaus werden weitere Bindungen an die Heimat beschrieben, die typischen Landschaften (Spreewald) und regionalen Besonderheiten (Kremserwägen) zuzuordnen sind. Auch politische Strukturen (LPG) werden erinnert.

Während der Explorationen legt Herr Hortus Wert darauf, seine Arbeitsleistungen, Verdienste und Erfolge darzustellen. Seine Urkunden und Anstecknadeln scheinen für ihn von großer Bedeutung, da sie seine Lebensleistungen nachweislich belegbar machen. Voller Stolz zeigt er diese der Interviewerin.

Ein „materielles Zeugnis“ seines hauptsächlich durch Arbeit bestimmten Lebens geben nicht nur seine Auszeichnungen und Urkunden, sondern im weiteren Sinne auch das selbst ausgebaute Elternhaus sowie das ebenfalls ausgebaute darauf folgende Haus und seine Gärten, insbesondere die Obstbäume; insbesondere deren reiche Ernte, von der er mit Stolz berichtet.

Ein Garten ist für Herrn Hortus ein subjektiv bedeutsamer Umweltausschnitt, der selbstrelevante Tätigkeiten (Hormuth, 1990) ermöglicht und damit Identität stiftet. Herr Hortus berichtet in diesem Zusammenhang von mehreren konkreten Gärten (Garten im Elternhaus, Garten im folgenden Haus, Garten im Raum Bruchsal); prinzipiell scheint dieser Umweltausschnitt jedoch ersetzbar bzw. austauschbar.

Beim Aufenthalt im Park des Heimes – der durch zahlreiche Obstbäume an seine früheren Gärten erinnert - scheint sich Herr Hortus wohl zu fühlen. Zwei Explorationen werden auf Anregung der Enkeltochter dort durchgeführt. Dort findet er bedeutsame Elemente seines Gartens wie bspw. Obstbäume wieder. Erinnerungen an spezifische Tätigkeiten wie das Bäume schneiden werden aktiviert, darüber hinaus wecken die dort wachsenden Früchte sein Interesse.

11.4. Falldarstellung Frau AMT

*„Ich komme von einem Bauernhof. [...].
Wir haben auch immer so Katzen gehabt. [...]
Wenn ich kein Fahrrad habe, dann laufe ich.
Ich will mal wieder da hingehen. Zu den Tieren.“*

Frau Amt ist 82 Jahre alt, verwitwet und lebt in einer Demenz-Wohngemeinschaft im Rhein-Neckar-Kreis.

Die fremderhobenen Daten stammen von den Pflegekräften der Wohngemeinschaft sowie von den Mitarbeitern der angeschlossenen Sozialstation.

Sie beschreiben Frau Amt als freundliche, bodenständige und hilfsbereite Frau, die sich gerne an den hauswirtschaftlichen Tätigkeiten in der Wohngemeinschaft beteiligt. So hilft sie beispielsweise bei der Vorbereitung des Mittagessens, indem sie Gemüse putzt oder den Tisch deckt.

Nach einer Eingewöhnungsphase, in der Frau Amt häufiger den Wunsch äußerte, nach Hause gehen zu wollen, hat sie sich mittlerweile nach Aussagen der Pflegekräfte gut in der Wohngemeinschaft eingelebt. Sie fühle sich wohl in der Gesellschaft der anderen Bewohner und genieße vor allem die gemeinsamen Feiern. Sie kümmere sich liebevoll um Mitbewohner und nehme dann häufig auch die Rolle des „Machers“ in der Gemeinschaft ein. Auch in ihrer Ehe habe sie wohl die Zügel in der Hand gehabt und sei auch recht dominant gewesen.

Die Kindheit sei durch einen tödlichen Unfall des Vaters überschattet gewesen. Sie berichte jedoch gerne von dem Leben auf dem Bauernhof, auf dem sie mit Mutter, Schwester und zahlreichen Tieren aufgewachsen sei.

Ihre besondere Zuneigung gilt der Katze der Wohngemeinschaft, um die sie sich liebevoll kümmert.

Da der Einzug in die Wohngemeinschaft aus einer akuten Notsituation heraus erfolgte, die zudem in Zusammenhang mit einer schweren Erkrankung des einzigen Sohnes stand, bei

dem Frau Amt bis dahin lebte, bestand keine Möglichkeit, persönliche Gegenstände auszusuchen, die Frau Amt mit in die Wohngemeinschaft bringen konnte. Aus diesem Grund befinden sich in ihrem Zimmer keine persönlichen Dinge oder Fotos. Die Pflegekräfte berichten, dass Frau Amt allerdings ihr Zimmer auch nur zum Schlafen aufsuche und sich ansonsten die meiste Zeit im Gemeinschaftsraum der Wohngemeinschaft aufhalte.

Im MMST erreichte Frau Amt nur drei Punkte.

In den Explorationen zeigen sich häufig Wortfindungsstörungen, denen Frau Amt jedoch mit Ersatzwörtern und Umschreibungen begegnet. Die dialogische Kohärenz ist eingeschränkt.

Frau Amt freut sich über die Besuche, lädt die Interviewerin jedes Mal ein, sich zu ihr an den Tisch im Gemeinschaftsraum zu setzen und beginnt sofort, lebhaft und ohne Unterbrechung zu erzählen, Zwischenfragen der Interviewerin sind kaum möglich. Bei den folgenden Besuchen scheint sie die Interviewerin nicht wiederzuerkennen. Während der Explorationen spricht sie diese abwechselnd mit „Sie“ oder „Du“ an.

Frau Amt wächst mit ihren Eltern und ihrer fünf Jahre älteren Schwester auf einem Bauernhof mit „*sämtlichen Tieren*“ (2, 6, 189) – „*große und kleine*“ (5, 16, 474) auf. Neben Großvieh „*wo schaffen gemusst hat*“ (5, 9, 275) finden sich dort auch Schweine, Ziegen, Hühner, Katzen, Hunde und Kaninchen.

Der Ort des Aufwachsens hat bis heute ihr Selbstbild geprägt. Selbstbildaussagen wie „*Ich komme von einem Bauernhof*“ (1, 31, 959; 3, 10, 295) oder „*ich habe zu den Bauern gehört*“ (4, 24, 736) finden sich in den Explorationen häufiger.

Auch auf die situationsbezogene Bemerkung der Interviewerin während der ersten Exploration, dass in der Wohngemeinschaft bereits das Mittagessen gekocht werde, antwortet Frau Amt: „*Ich komme von einem Bauernhof, ich weiß wie das geht*“ (1, 31, 959).

„*Meine Mutter hat mich immer Essen kochen lernen*“ (3, 32, 993) erzählt sie später und hält fest: „*Ich habe kochen können, ich habe alles gekonnt*“ (5, 33, 990).

Dieses Interesse ist auch bis heute erhalten geblieben. „*Ich koche heute noch gern*“ (5, 20, 595) teilt sie der Interviewerin mit und hilft auch während der vierten Exploration beim Gemüseputzen fürs Mittagessen. „*Man muss halt kochen können*“ (1, 35, 1108) – findet sie – denn, „*wenn man das nicht kann, können die Leute auch nicht versorgt werden*“ (1, 36, 1110).

Zum Aufwachsen und Leben auf dem Bauernhof gehört, dass sie bereits als Kind auch Pflichten erfährt:

„Meine Mutter hat uns auch Schaffen gelernt. Da hat man gesagt, ihr macht das [...] Von morgens bis abends die Kinder schaffen lassen (3, 5, 130- 135).

„Und im Acker waren wir auch, wir haben fest mitschaffen müssen“ (1, 11, 342).

„Wir waren bloß zwei Mädels, meine Schwester war älter wie ich. Aber wir.. ich habe nicht gemerkt, dass sie älter ist. Wir haben gleich schaffen müssen (lacht)“ (2, 8, 222-223).

Zu den Tieren des Hofes hat sie eine sehr emotionale Beziehung und schreibt ihnen anthropomorphisierend menschenähnliche Intentionen und Emotionen zu.¹⁰⁵

Ihre besondere Zuneigung gilt den Katzen, die sie „arg gern“ (2, 10, 313) hat und häufig mit ins Bett nimmt, dem Schäferhund Asta und dem Pferd Max¹⁰⁶.

Ihre Tierliebe wird in allen Explorationen eindrücklich herausgestellt:

„Ich habe Katzen immer gehabt und am liebsten mit ins Bett genommen. Meine Mutter hat immer das Leinentuch lupfen müssen. Und die raus schmeißen. Die ist mir überall nachgegangen. Hinterher marschiert und ins Bett gelegt. Meine Mutter hat immer das Deckbett gehoben, wo die Katze ist“ (5, 7, 209-216).

„Katzen habe ich gern gehabt. Katzen habe ich den ganzen Tag.. wenn ich eine gehabt habe, und wenn eine da war, habe ich genommen und habe sie rumgetragen. Katze und Hund haben wir gehabt. Und die haben sich vertragen“ (5, 9, 256-263).

„Wir haben dann noch einen Hund gekriegt, von irgendjemand, wo ihn nicht mehr halten gekonnt hat. [...] Asta hat der geheißen, den Namen vergesse ich nie. Und der Asta, der hat einen als abgeschleckt, wenn man die Hand runtergestreckt hat, die war sauber (lacht) [...] Schäferhund war das. Also ein großer.. war ein großer Hund [...] wie er uns gesehen hat, nix wie abgeschleckt (lacht)“ (2, 11, 324-334).

„Und der war so lieb, der Hund. Der hat sich vor das Bett gelegt, nicht mit mir ins Bett“ (5, 13, 372).

„Die ganze Nacht hat er sich vors Bett gelegt, der Schäferhund“ (5, 14, 420).

„Ja, der Max war das Pferd. Ich bin auf dem Gaul geritten. [...] Und ich habe ihn gestreichelt, und dann bin ich aufgestiegen an ihm, das hat dem gefallen. Ja. Und wenn ich dann als noch eine Handvoll.. wenn ich ein schönes.. Kraut oder was, irgendwas gehabt habe [...] rausgerupft habe und ihm hingestreckt. [...] Gras in die Hand genommen, habe es schön sauber gemacht und habe es ihm hingestreckt und

¹⁰⁵ Demnach sind Tiere „nicht dumm“ (5, 17, 520-521), „auch gescheit“ (2, 12, 355), „dankbar“ (2, 5, 188) und „wollen auch geliebt werden“ (4, 14, 15).

¹⁰⁶ Da sowohl Habermas (1999) als auch Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton (1989) Haustiere als Sonderfall zu persönlichen Gegenständen zählen, soll diesen in der Darstellung ein entsprechender Raum zukommen.

der hat es mir aus der Hand genommen. Aber nicht wüsst. Regelrecht schön. Und hat mich noch abgeschleckt (lacht)“ (2, 10, 293-310).

Die Tierliebe reicht so weit, dass sie unter der Schlachtung der Tiere leidet, teilweise den Verzehr von Fleisch ablehnt und die Kaninchen in ihrem Bett versteckt:

„Und dann ist sie [die Kuh, A. d. V] halt geschlachtet worden. Ach Gott, sind wir da als gerannt vor lauter Elend. Wir haben uns so mit den Viehcher.. groß gezogen worden“ (1, 10, 303-304).

„Ich bin als fortgerannt, ich habe es nicht sehen können. Wenn dort geschlachtet wird“ (3, 2, 61).

„Mein Vater hat die alle heimgebracht und dann sind sie auch geschlachtet worden, dass man was zu essen gehabt hat. [...] Ich hab keine mehr essen können. [...] In meinem Bett habe ich sie als versteckt“ (2, 7, 191-199).

In der lebensgeschichtlichen Bilanz wird die Kindheit und Jugend als „schlechte“ (2, 3, 93) bzw. „furchtbare Zeit“ (2, 30, 947) charakterisiert. „War eine schlechte Zeit. Bin froh, dass das rumgegangen ist“ (4, 16, 508) hält sie fest.

Die Gründe für diese Einschätzung sind in den Kriegserfahrungen zu sehen, die durch Armut und Hunger gekennzeichnet sind: „Der Krieg war schlimm für uns“ (2, 22, 670) stellt Frau Amt rückblickend fest. Vor allem die Hungersnot hat tiefe Eindrücke hinterlassen. „Ja, das war schlimm, die Leute haben nichts zum Essen gehabt“ (3, 12, 361) erinnert sich Frau Amt.

In dieser Zeit ist der Bauernhof für die eigene Familie und auch für andere eine wertvolle Stütze:

„War halt eine schlechte Zeit. Hauptsache ist, dass wir was zu Essen gehabt haben und das haben wir gehabt, weil wir einen Bauernhof gehabt haben“ (1, 8, 242-243).

„War eine schlechte Zeit für uns. Für uns nicht, wir haben ja da ein Bauerngeschäft gehabt“ (4, 20, 607-608).

„Wir haben halt immer was zu essen gehabt“ (4, 18, 573).

„Ach Gott, was sind da Leute zu meiner Mutter gekommen, wir haben ja ein Bauerngeschäft gehabt“ (4, 23, 708-709).

Vor allem die Versorgung einer Nachbarin mit Milch wird immer wieder spontan in den Explorationen berichtet:

„Und das war ja auch die Kriegszeit, ne. Wir sind da nicht in dem Haus gewohnt, ne, vis a vis wohnt eine Frau mit vier kleinen Kindern. Und wir haben ja noch ein Bauerngeschäft gehabt. Und da ist die Frau als gekommen mit so einem Becherle. Und hat Milch wollen. [...] Und dann hat die Kinder halt ernähren können, die Männer

waren alle im Krieg. Und die hat zwei kleine Kinder gehabt und Kinder, wo in die Schule gegangen sind“ (3, 10, 298-307).

„Wir haben einen gehabt, wir haben einen Bauernhof gehabt. Die Frauen (unverständlich), die Nachbarsleute, Nachbarshaus, ne, wo sie immer oben raus geguckt.. wenn gemolken worden ist, dann ist die runter mit einer Schüssel, ne. Und dann hat sie halt ihre Kinder da durchgebracht, ne. Meine Mutter, wenn sie halt manchmal keine.. aber so ein Ding voll Milch hat sie immer gekriegt“ (4, 18, 551-556).

„Die schönste Zeit vom Krieg“ (1, 30, 946) – so meint Frau Amt - sei die Heimkehr der Männer gewesen:

„Und dann ist ein.. ein Vater nach dem anderen heimgekommen. [...] Da war der Krieg aus, die Männer haben dann die Bahn genommen, Autos hat es noch nicht so viele gegeben und dann sind sie mit dem Zug gekommen, ist immer der Zug voll gestanden. Raus, ach Gott, da wird er dabei, da wird er dabei sein“ (1, 32, 999-1003).

„Ja, wie die Männer heim gekommen sind.. und die Kinder, die haben ja ihren Vater gar nicht gekannt. Und der Vater hat ja seine Kinder auch nicht mehr gekannt. Und dann war natürlich die Mutter.. der Vater ist umringt worden von seinen Kindern“ (1, 19, 583-586).

Auch wenn die schlimmen Kriegserinnerungen Frau Amt bis heute im Gedächtnis geblieben sind, kommt sie doch immer auf die Tiere des Bauernhofes zu sprechen. Deren große Bedeutung wird während der Explorationen wiederholt deutlich.

Die Tiere werden dabei nicht nur instrumentell betrachtet, sondern es wird vor allem die enge Gemeinschaft zwischen Mensch und Tier hervorgehoben: „Die tun dann mit einem leben“ (2, 10, 311) schildert Frau Amt das Verhältnis zu den Tieren und berichtet auch an anderer Stelle: „Ach Gott, die Tiere haben sich mit einem verstanden“ (5, 17, 514-515).

Trotz der zahlreichen Entbehrungen während des Krieges teilt Frau Amt auch die wenigen Vorräte mit den Tieren und verzichtet lieber selbst:

„Wir haben lieber nix gegessen, wie wenn die Katzen nix gekriegt haben“ (2, 11, 322-323).

„Die sind immer da gewesen, die Katzen. Und der Hund. Die sind uns immer nachgelaufen. Wir haben ihnen unser Brot gegeben. Wir haben Brot als fallen gelassen, dann haben wir als auch wieder eine Ohrfeige gekriegt von daheim. Dabei haben wir es der Katze gegeben oder dem Hund. Die haben doch Hunger.. die haben doch auch Hunger gehabt. Und haben einen abgeschleckt“ (2, 12, 365-369).

„Wir haben ein Stückchen Brot gekriegt. Der die Hälfte und wir die Hälfte“ (2, 11, 341).

„Ach Gott, wenn sie nix zu fressen gekriegt haben, haben sie dich abgeschleckt“ (5, 18, 523-524) erinnert sich Frau Amt.

„Die sind anders behandelt worden, wie sie heute behandelt werden“ (2, 11, 343-344) hält sie fest: „Das ist nicht so ohne mit den Tieren umzugehen, die wollen auch geliebt werden“ (5, 14, 416) erklärt sie der Interviewerin an späterer Stelle. Dazu gehört auch, dass man ein Tier „nicht grad so wegschieben [kann]“ (5, 15, 432) und „[...] nicht grad so an die Wand drücken, das wollen sie auch nicht“ (5, 15, 455).

Den richtigen Umgang mit den Tieren lebt der ebenfalls tierliebe Vater vor:

„Das hätte mein Vater gar nicht gewollt, dass ein Tier gequält wird oder was“ (5, 18, 528).

Dass das Zusammenleben mit Tieren jedoch auch Risiken und Gefahren mit sich bringt, erfährt sie, als der Vater durch unglückliche Umstände vom Pferd Max totgetreten wird:

„[...] auf einmal ist halt.. unser Max heimgekommen, das war das Pferd, an.. Und der Vater war tot am Wagen gelegen. Der muss einen Ruck gemacht haben und der ungeschickt gefallen. Und.. und der.. dann haben wir halt keinen Vater mehr gehabt“ (2, 17, 519-523).

Dem „nährisch gewordenen“ (2, 15, 466) Pferd gibt sie jedoch daran keine Schuld, denn „so gescheit war er halt nicht, dass er ihn aufgehoben hat“ (2, 10, 287-288). Unfälle mit Tieren scheinen für sie zum Alltag zu gehören: „Da ist immer mal was passiert, wenn man so Tiere hat“ (5, 18, 549) hält sie fest.

Später heiratet die Mutter einen neuen Mann, der sechs Kinder aus seiner vorherigen Ehe mit in die Familie bringt. „So ist dann die Familie gewachsen“ (3, 37, 1149) berichtet Frau Amt. In den folgenden Jahren lebt sie in einer „Patchwork“ Familie, wobei sie besonders für ihre jüngere Stiefschwester eine große Zuneigung hegt:

„Mein Vater ist ja tödlich verunglückt und meine Mutter hat wieder einen Mann geheiratet und der hat ein kleines Kind gehabt, das ist noch nicht in die Schule gegangen. Ein Mädels und fünf Buben“ (3, 41, 1278-1280).

„Und das Mädels.. das waren lauter Buben, fünf Buben und dann kommt das Mädels und die Frau stirbt. Das war furchtbar für den Mann. Und für die Buben, die haben das Kind so gern gehabt. Ich habe es auch so arg gern gehabt. Das ist immer bei mir im Bett geschlafen. Wir haben dann unsere Zimmer gehabt. Und das Kind hat bei uns geschlafen. Bei meiner Schwester und mir“ (3, 37, 1138-1145).

„Und das Mädels, das ist bei mir im Bett gelegen. Wir haben dann.. also meine Schwester hat ein Bett gehabt und ich habe ein Bett gehabt. Aber das Kind ist dann bei mir drunter geschlüpft. Wir hätten ein Bett nicht mehr in das Zimmer reingebracht“ (3, 42, 1316-1318).

Die Liebe zu Tieren besteht bis heute. Nach Aussagen der Pflegekräfte kümmert sich Frau Amt aufmerksam und liebevoll um die zugelaufene Katze der Wohngemeinschaft, die sie zärtlich „Mohrle“ nennt¹⁰⁷. Auch während der Explorationen umsorgt Frau Amt die Katze und berichtet, wie das Tier in die Wohngemeinschaft kam:

„Wir haben eine schwarze, eine, die ist halt auch rein gelaufen, die hat kein Mensch wollen. Nicht einmal ein Stückchen Brot haben sie ihr gegeben. Und ich habe ihr dann mein Essen gegeben, mein Stückchen Brot. Und dann ist sie auch mit zu mir ins Bett. Dann haben wir auch zusammen geschlafen“ (2, 6, 177-184).¹⁰⁸

Der Anblick des schlafenden Tieres auf einem Bett während der ersten Exploration löst eine Freudereaktion aus: *„Ach Gott da, mein Kätzchen (lacht)“ (1, 35, 1094).*

„Die gehört uns, die Katze [...]“ (1, 2, 55) erklärt sie der Interviewerin. Auch während der weiteren Explorationen hat sie immer wieder ein Auge auf das Tier, öffnet beispielsweise die Terrassentür, als die Katze draußen davor steht (*„Och, die will rein“ (1, 2, 49)*) oder sorgt sich um die Fütterung: *„Mohrle, hast du Hunger gehabt? Hast du Hunger gehabt?“ (5, 17, 505).* *„Na, geb ihr ruhig, dass sie auch was hat“ (5, 7, 206)* fordert sie auch eine Pflegekraft auf. *„Wir haben auch immer so Katzen gehabt“ (5, 20, 614)* erinnert sie sich. *„Mit den Tieren muss man auch umgehen können“ (5, 20, 602)* erklärt Frau Amt der Interviewerin und stellt klar: *„Das [Kätzchen, A. d. V.] gehört mir, lassen wir sie gehen“ (1, 35, 1096).* Aus ihren früheren Erfahrungen weiß sie: *„Wenn man Tiere halt hat, dann muss man halt auch auf sie achten“ (1, 5, 144).*

Immer wieder wecken während der Explorationen auch Abbildungen von Tieren ihr Interesse. So entdeckt sie auf dem Aufdruck einer Milchtüte das Bild einer Kuh und beginnt spontan zu singen: *„Eine Kuh, eine Kuh, was bist du? Eine Kuh. Da guck hin“ (5, 1, 28-29).* Sie fragt sich, ob noch ein *„Kleines“ (5, 1, 31)* dabei ist und freut sich auch über das auf der Milchtüte abgebildete Bauernhaus: *„Da ist der Hof, ja“ (5, 2, 35).*

Beim Durchblättern einer Zeitschrift entdeckt sie ein Bild einer Katze. *„Ich habe auch so arg gern Katzen mit ins Bett genommen“ (5, 11, 321-322)* berichtet sie der Interviewerin.

Beim Weiterblättern hofft sie, auch ein Bild eines Hundes zu entdecken:

„Ich suche unseren Hund, aber das ist die Katze da, das ist nicht der Hund“ (5, 12, 348-349).

¹⁰⁷ Auf die Frage, wie denn die Katze hieß, die sie früher auf dem Bauernhof hatte, antwortet Frau Amt: *„Genauso wie die. [...] Mohrle, Mohrle, Mohrle, ha ja“ (5, 21, 616-618).*

¹⁰⁸ Auf die Bedeutung des Bettes als *„Raum der Geborgenheit“* verweist Bollnow (1990). Auch bei den Schilderungen von Frau Amt scheint das Bett häufiger Schutz und Geborgenheit zu bieten. Sie nimmt Katzen mit ins Bett, versteckt dort Kaninchen vor der drohenden Schlachtung und bietet der kleinen Stiefschwester darin Unterschlupf.

„Wir haben auch einen größeren Hund gehabt“ (5, 12, 352) berichtet sie wenig später.

Mehrfach bringt sie während der Explorationen den Wunsch zum Ausdruck, den Ort ihrer Kindheit - den Bauernhof und die Tiere - wieder einmal zu besuchen:

„Ich war schon jahrelang nicht mehr dort. Jetzt habe ich gesagt, ich will mal wieder da heim. Das daheim sein. Die Eltern leben ja nicht mehr“ (1, 4, 127-128).

„Ja, ich habe jetzt.. habe ich mir, ähm, dann habe ich gesagt, wenn ich kein Fahrrad habe, dann laufe ich. Ich will mal wieder da hingehen. Zu den Tieren“ (1, 5, 130-131).

Ob sie die Wohngemeinschaft mittlerweile als ihr Zuhause betrachtet, bleibt in den Explorationen unklar. So zeigt sie der Interviewerin zwar in der ersten Exploration ihr Zimmer (das sie an ihrem Namen an der Zimmertür erkennt); beim Blick aus dem Fenster schildert sie jedoch der Interviewerin, auf welchem Weg sie nach Hause komme:

„Ha ja, das ist jetzt meine Straße.. meine Straße, wo ich heim muss. Möbelhaus M., da, wenn ich da rauf gehe, da finde ich mein Haus“ (1, 34, 1059-1062).

In der fünften Exploration berichtet sie, sie habe heute nur „zufällig“ in der Wohngemeinschaft geschlafen, denn „das war frei“ (5, 7, 197).

An anderer Stelle fragt sie während der Explorationen einen Mitbewohner, ob sie nicht den „Heimzug“ (2, 12, 371) machen sollten bzw. ob er nicht auch nach Hause wolle.

Als dieser sich unschlüssig zeigt, wendet sie sich an die Interviewerin: „Da ist was nicht in Ordnung, wenn einer nicht heim will“ (2, 12, 380) – so ihre Meinung.

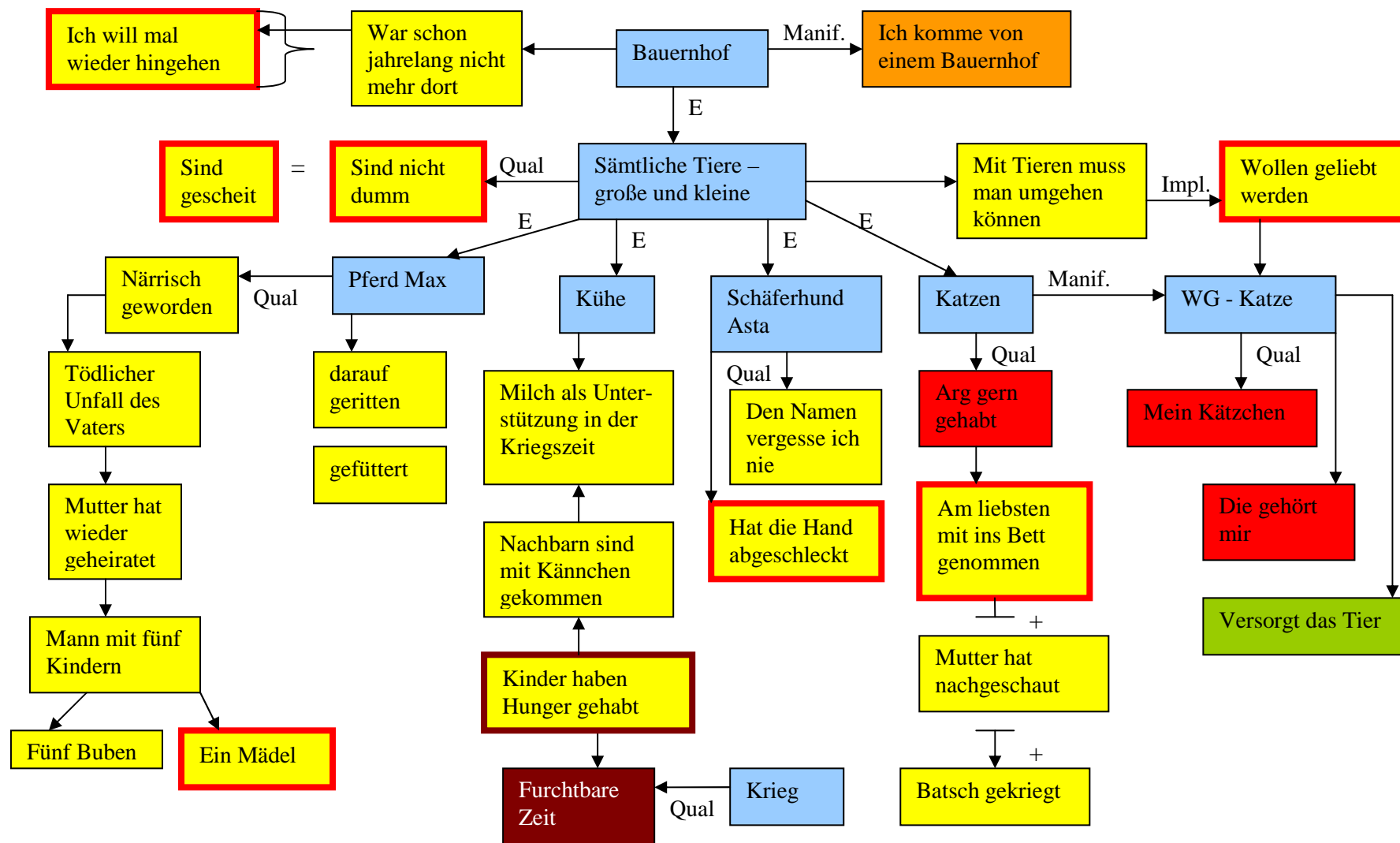


Abbildung 25: Strukturbild Amt 1

Neben den Erzählungen über den Bauernhof kommt auch ihrer beruflichen Tätigkeit in den Gesprächen eine wichtige Rolle zu.

Durch wirtschaftliche Zwänge besteht für Frau Amt die Notwendigkeit, einer bezahlten Erwerbsarbeit nachzugehen:

„Das war eine schlechte Zeit für uns, die Väter waren alle fort, die Männer waren alle im Krieg. [...] Und man hatte nicht einmal das Geld für ein bisschen Fleisch oder Wurst oder irgendwas“ (2, 20, 633-634).

„Wenn wir kein Geld gehabt haben, haben wir nix.. haben wir uns nix kaufen können, ne. Nicht einmal ein Stück Seife“ (5, 28, 840-841).

„Wir haben ja was verdienen müssen, wir haben ja essen müssen, ne“ (5, 29, 891).

Durch die Schwester erhält sie eine Anstellung im Telegrafenamnt in Mannheim:

„Ha ja, da haben wir in Mannheim.. meine Schwester, die ist durch irgendjemand reingekommen und dann hat sie mich mitgenommen“ (3, 7, 195-194).

„Und da hat mich [...] meine Schwester hingebacht, ne, die war auch schon dort. Und da haben wir unser Geld verdient“ (5, 26, 786-789).

Der Arbeitsplatz ist ihr als bedeutsamer Ort in Erinnerung und findet in den Explorationen immer wieder Erwähnung:

„Ich war in Mannheim. Ich habe in Mannheim geschafft, Ich habe ja da Telefonistin, alles gemacht, ne. Und natürlich auch gestöpselt, ne“ (2, 25, 764-765).

„Ich habe in Mannheim geschafft. [...] Lanz-Villa, da draußen, da war ich. Das war weit, vom Bahnhof aus bis da raus“ (5, 26, 774-779).

„Ich habe ja lange in Mannheim geschafft, in der Lanz-Villa. Aber Telefonistin.. stöpseln“ (3, 25, 782-783).

„Ich habe dortmals in Mannheim geschafft, Telefon-, Telefonistin“ (1, 15, 469).

„Auf dem Amt hat man das gesagt, da ist man auf dem Amt“ (2, 35, 1100).

„So hat man es gesagt, Telegrafenamnt. Wir sind halt da gehockt und haben gestöpselt, ne“ (5, 26, 783-784).

Dabei unterstreicht sie ihre Worte, indem sie mit den Fingern auf den Tisch tippt, was sich nach Ehret (2008) als Spontanaktion deuten lässt.

Da Frau Amt keinerlei persönlichen Erinnerungsgegenstände oder Fotos besitzt, bringt die Interviewerin zur dritten Explorationen einige Bilder mit¹⁰⁹, auf denen die Villa Lanz, alte Telefone sowie Telefonistinnen bei der Arbeit abgebildet sind.

Frau Amt betrachtet diese aufmerksam und erkennt sofort die Telefone wieder:

„Ja, ja, die Dinger da! [...] Ich habe es gekannt (?)“ (3, 6, 166-168).

„Ja ja, das sind sie. Ja. Ja, die alten, ja“ (3, 6-7, 189-191).

Die Abbildungen rufen zudem Erinnerungen an die frühere Tätigkeit wach. Immer wieder deutet sie auf die mitgebrachten Bilder, um der Interviewerin ihre Arbeit näher zu erläutern:

„Ja, da haben wir getippt [...] Und da sind wir gestanden, an den Dingern“ (3, 6, 173-180).

„Ja ja, da sehen Sie, da ist unser Dings“ (3, 13, 392).

„[...] da bin ich gehockt. An dem Schrank“ (3, 30, 944).

„Da, guck mal, da haben wir als drin geschafft“ (3, 32, 1010).

„Da guck mal, wie es da ausgesehen hat (zeigt auf die Bilder). Das war mal mein Beruf“ (3, 40-41, 1262-1264).

Auch die Gebäude auf den Bildern sind ihr noch vertraut:

„Ja, die Häuser kenne ich!“ (3, 9, 269).

„[...] Doch, das ist sie, die Lanz-Villa. Und nach der Lanz-Villa ist dann die Telefondings gekommen“ (3, 35, 1084).

„Telefoniert, telefoniert, telefoniert“ (4, 1, 28) so schildert sie ihre Tätigkeit und führt dies auch noch genauer aus:

„Ich habe ja Telefonistin geschafft. Also, ach Gott, wir haben das ganze Jahr gestöpselt, das ganze Jahr gestöpselt“ (1, 42, 1315-1316)

„Sehen Sie, telefonieren, wir sind Telefonistinnen.. wir sind ausgebildet worden“ (3, 13, 387-388)

„Naja, dann sind wir als manchmal nicht heimgekommen. Vor lauter telefonieren“ (4, 3, 71).

¹⁰⁹ Auch das Projekt DEMIAN nutzte Bilder als Impulse in der Kommunikation mit demenzerkrankten Menschen.

Trotz der vielen Arbeit („*ah, wir haben schaffen müssen, wir haben rennen müssen [...]*“ (2, 23, 728)) scheint ihr die Berufstätigkeit auch Freude gemacht zu haben:

„*Ich habe es ja gern gemacht. Und ehrlich, das habe ich gern gemacht und bin halt dran gehangen, dass das klappt*“ (2, 19, 592-593).

Gerne möchte sie im Anschluss an das Gespräch die Bilder behalten und mit in ihr Zimmer nehmen.

Das Telefon als „Berufswerkzeug“ im weitesten Sinn ist in den Explorationen immer wieder Thema. So zeigt sich Frau Amt beeindruckt von der schnellen Verbreitung des Telefons in der Nachkriegszeit:

„*Das ist ja alles erst entstanden. Wir haben ja kein Telefon gehabt. Das waren grad die ganz reichen Leute, die Telefon gehabt haben*“ (3, 17, 527-529).

„*Das war ja alles nicht, früher, telefonieren*“ (3, 18, 543-544).

„*Die Geschäftsleute haben zu allererst mal sagen, ihr Telefon gekriegt. Metzger und Bäcker, die haben gleich ihr Telefon gehabt*“ (3, 28, 867-868).

„*Und dann hat jeder Telefon gehabt. Dann hat es kein Haus gegeben, wo nicht Telefon.. Dann hat sich das halt geändert*“ (3, 25, 760-761).

„*Auf einmal hat jeder ein Telefon gehabt. Jeder hat Telefon gehabt*“ (4, 4, 122-124).

„*Telefon, Telefon, alles hat Telefon haben müssen. Gibt es noch jemand, wo kein Telefon hat?*“ (3, 25, 765-767).

„*Bis auf den heutigen Tag*“ (4, 5, 141) – so hält sie fest – habe es das Telefon gegeben.

„*Gucken Sie doch, wo die Leitungen stehen*“ (4, 5, 158) fordert sie die Interviewerin auf.

Sie selbst verortet sich stark in arbeitsweltlichen Bezügen, wobei Hockenheim als Wohnort den Ausgangs- und räumlichen Ankerpunkt bildet¹¹⁰ und sich auch immer wieder in „*place identity*“-Aussagen niederschlägt:

„*Ich bin Hockenheimerin*“ (2, 29, 919).

„*Ich war in Hockenheim*“ (1, 29, 908).

„*Ich wohne doch in Hockenheim*“ (4, 6, 175).

¹¹⁰ In der Kognitions- und Umweltpsychologie werden unter der Bezeichnung „Ankerpunkt-Hypothesen“ empirische Befunde und Hypothesen diskutiert, in deren Zentrum die Annahme steht, dass die kognitive Organisation des menschlichen Bewusstseins auf den Standort der betreffenden Person im physischen, sozialen und kulturellen Raum bezogen ist. Wohnung und Arbeitsplatz markieren dabei in der Regel die räumlichen Ankerpunkte der subjektiven Lebenswelt (Weichhart, 2009).

Die Geschichte ihrer Berufstätigkeit ist gleichzeitig eine Geschichte ihrer verschiedenen Arbeitsorte, wobei die Überreste einer kognitiven Karte¹¹¹ (vgl. Abb. 26) gleichsam als Verankerung der Erinnerungen zu dienen scheinen.

Wie sie berichtet, begann ihre Arbeitstätigkeit in Mannheim, später folgt eine Versetzung nach Karlsruhe:

„Ich bin nach Karlsruhe gekommen damals. Da bist du nicht gefragt worden“ (2, 25, 777).

„Ich bin dann in Karlsruhe, bin ich gelastet, also gelandet. Ich weiß nicht, warum ich auf Karlsruhe gekommen bin“ (5, 30, 907-908).

Dieser Arbeitsplatzwechsel ist ihr jedoch aufgrund der räumlichen Entfernung zu ihrem Wohnort Hockenheim nicht recht:

„Ich habe in Mannheim geschafft und dann auf einmal in Karlsruhe. Und Karlsruhe und Mannheim liegt ja nicht beieinander“ (2, 37, 1157-1158).

„Ich bin dann in Mannheim lange geblieben. Und dann bin ich mal eine zeitlang nach Karlsruhe. Das hat mir aber nicht gepasst. War wieder zu weit weg. Mannheim war dann näher und.. Und war schon länger in Mannheim wie in Karlsruhe.“ (2, 38, 1196-1201).

„Dann mal eine zeitlang in Karlsruhe, aber da hat es mir nicht so gut gefallen, das war mir zu weit“ (1, 38, 1187-1188).

„Das war eine schlechte Zeit. Ich war damals grad in Karlsruhe. Bin ich hin versetzt worden. Ich war lieber in Mannheim“ (4, 16, 497-500).

„Karlsruhe habe ich sowieso nicht leiden können“ (1, 38, 1201) bekennt sie und erklärt auf die Frage, warum das so gewesen sei: „Ich weiß auch nicht, es war so weit“ (1, 38, 1205).

Als „Hockenheimerin“ fühlt sie sich zudem mehr der Stadt Mannheim zugehörig:

„[...] ich hätte ja zu den Mannheimern gehört“ (1, 18, 568).

„Ich gehöre nicht zu den Karlsruhern, ich gehöre zu den Mannheimern“ (1, 28, 860-861).

¹¹¹ Der Begriff der „kognitiven Karte“ geht zurück auf Tolman (1948), der darunter ganz allgemein die Repräsentation räumlicher Information im Gedächtnis versteht, wobei es sich jedoch i. d. R. um kein Abbild der real-geografischen Umwelt handelt, sondern um eine subjektive Konstruktion (Hellbrück & Fischer, 1999). Kognitive Karten deuten darauf hin, dass ein Individuum eine subjektiv bedeutsame räumliche Lebenswelt hat, welche durch bestimmte räumliche Referenzpunkte beschrieben wird (Vinke, 2005).

„Und die Hockenheimer [...], die haben sich nach Mannheim gezogen“ (3, 8, 235-236).

„So wie wir in Hockenheim, wir sind nie nach Karlsruhe. Wir sind immer nach Mannheim und Heidelberg“ (4, 12, 368-370).

„[...] nach Karlsruhe sind wir gar nicht gekommen, wir sind immer nach Mannheim. Mannheim und Heidelberg war unser Ziel, ne“ (4, 17, 524-525).

Anschließend folgt eine weitere Anstellung in Waghäusel, einem kleinen Dorf, das sie auf ihrer kognitiven Karte „mittendrin“ (2, 35, 1103) verortet:

„Und dann, auf einmal. Bin ich nach Waghäusel. War ich lang. Da haben sie jemand gesucht du das war nicht weit von mir weg. Von Hockenheim“ (2, 57, 1785-1788).

„Ich habe lange in Waghäusel geschafft. Also die eine Richtung nach Mannheim, die andere Richtung nach Karlsruhe“ (2, 30, 950-951).

„Auf einmal haben die Leute gesucht. Und das Waghäusel ist nicht weit weg. Da habe ich hinlaufen können. Da bin ich mit dem Fahrrad hingefahren, ich habe ja noch kein Auto gehabt“ (2, 47, 1486-1489).

Eine erneute Versetzung nach Freiburg lehnt sie ab, da ihr die Entfernung vom Wohnort Hockenheim zu groß ist:

„Dann hätte ich wieder anfangen müssen, nach Freiburg. Habe ich gedacht, mache ich nicht. Bleibe ich daheim. [...] Freiburg, aber das war zu weit für mich. Mein Ding war um Hockenheim rum“ (2, 27, 839-847).

„Ich kann doch nicht mehr von Hockenheim bis nach Freiburg.“ (3, 27, 847).

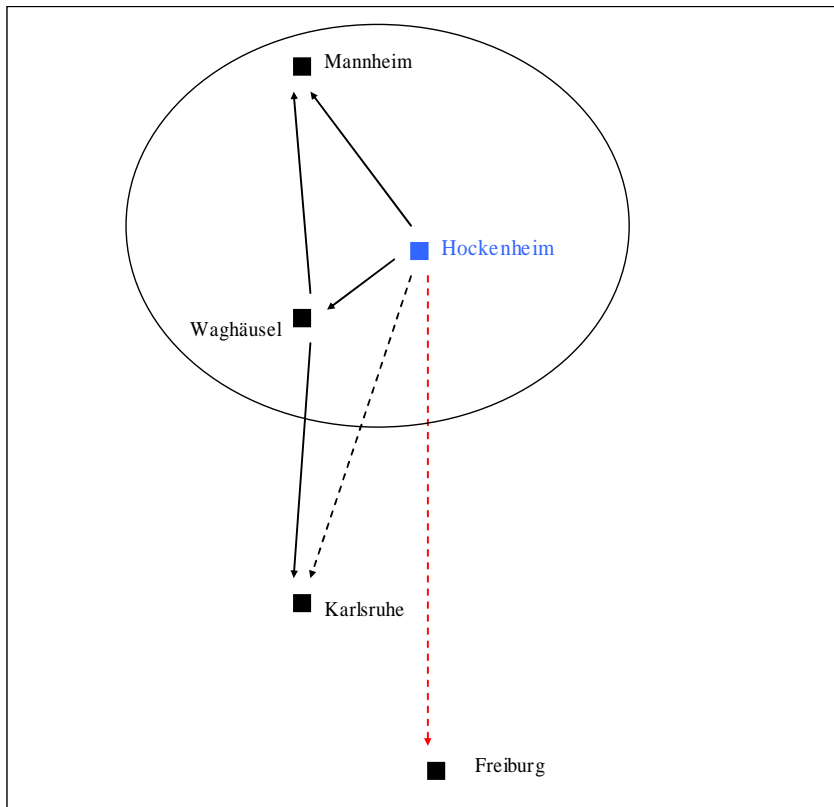


Abbildung 26: Kognitive Karte: Wohnort als Zentrum mit Aktionsradius

Quelle: Eigene Darstellung

Die anschließende Geburt ihres Sohnes¹¹² und die damit verbundene endgültige Aufgabe der Erwerbstätigkeit wird in den Explorationen nur knapp präsentiert:

„Habe ich gedacht, mache ich nicht. Bleibe ich daheim. [...] Habe ja alles gehabt, mein Mann hat in einer Metzgerei geschafft, ne. Und ich habe halt daheim alles geschafft“ (2, 27, 840-849).

„Und dann habe ich halt das Kind gekriegt, ne. Und.. ich habe meine Arbeitsstelle aufgegeben“ (2, 32, 994-995).

„Und auf einmal war ich in Hockenheim, auf einmal habe ich gesagt, jetzt ist Feierabend. Ich habe mein Geld, mein Mann schafft.“ (2, 37, 1151-1152).

Auch heute noch – so meint sie – habe sie zuhause „Arbeit genug“:

¹¹² Über ihren Sohn spricht Frau Amt in den Explorationen nur wenig. Er sei wie der Vater ebenfalls Metzger geworden und habe „schon schaffen gekonnt“ (1, 12, 361): „[...] der ist ja mit dem Vater ins Geschäft gegangen“ (1, 12, 363) berichtet Frau Amt.

Mehr Raum in den Explorationen nimmt das Kennenlernen des Ehemannes ein. Schnell ist die Heirat eine beschlossene Sache: „Später habe ich den ja kennengelernt. Und habe ihn ja behalten. Geheiratet. Dass ihn ja niemand anders kriegt. Habe ich mich schnell.. (lacht)“ (5, 22, 656-660) „Meine Mutter, die hätte mich rausgeschmissen, die hätte mich rausgeschmissen, entweder du gehst jetzt vor den Altar oder du bleibst da. Der Fall ist erledigt gewesen“ (5, 24, 731-735).

„[...] ich habe ja meine Wohnung und habe mein Kind und habe mein Haus und Arbeit genug“ (2, 38, 1190-1191).

Ob ihr Mann noch lebt, weiß sie nicht. Zwar vermutet sie, sie seien *„beieinander geblieben bis auf den heutigen Tag“* (2, 42, 1313), beschließt jedoch im Folgenden *„mal [zu] gucken, ob er noch lebt“* (2, 42, 1315).

„Wo wohnst Du denn?“ (5, 10, 306; 2, 1, 2; 2, 50, 1558) und *„wo kommst Du denn her?“* (4, 13, 410) fragt Frau Amt während der Explorationen auch mehrfach interessiert die Interviewerin. Als diese berichtet, aus N., einem Nachbardorf von Hockenheim zu stammen, kann Frau Amt diesen Ort sofort einordnen und in Bezug zum aktuellen Aufenthaltsort setzen:

„In N.? Ah, das ist nicht so weit“ (5, 11, 308).

„Von N? Ah, das ist auch nicht weit von Hockenheim“ (4, 13, 412).

Sie selbst – so berichtet sie der Interviewerin – stamme ja von Hockenheim (5, 11, 310, 312).

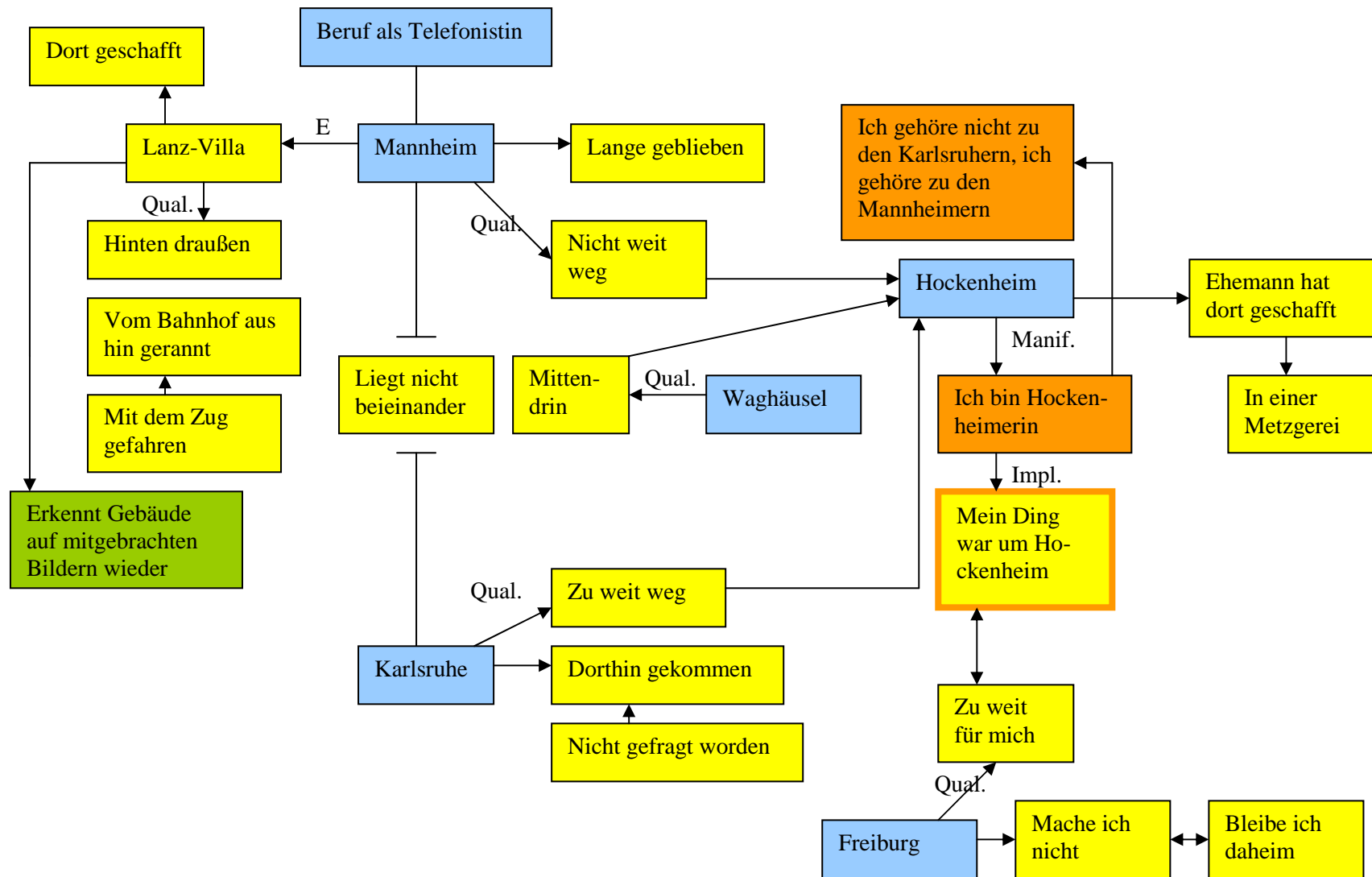


Abbildung 27: Strukturbild Amt 2

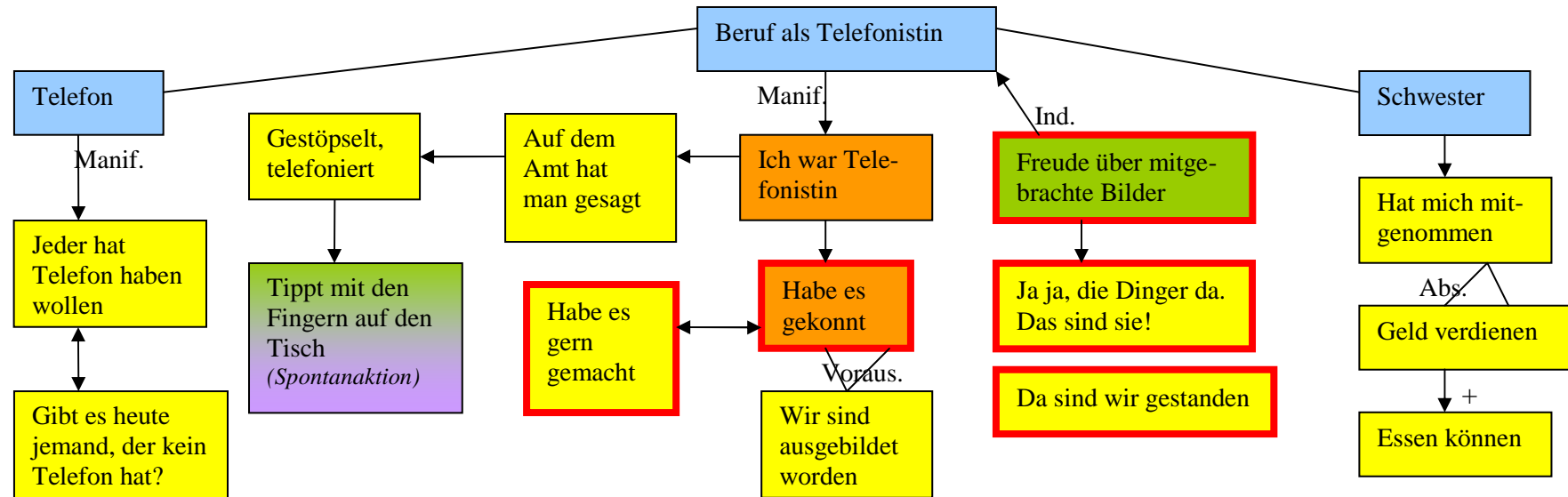


Abbildung 28: Strukturbild Amt 3

Erstes Fazit

Der Bauernhof, auf dem Frau Amt aufgewachsen ist, zeigt sich als bedeutsamer biografischer Ort. Frau Amt hat dort erste Sozialisationserfahrungen mit Tieren gemacht, die bis heute nachwirken. Ihr Selbstbild ist vom Ort des Aufwachsens geprägt.

Die Tatsache von einem Bauernhof zu stammen, impliziert für Frau Amt eine Reihe spezifischer Erfahrungen und Fähigkeiten (z. B. in der Lage sein schwer zu arbeiten, kochen können).

Auch der Umgang mit den Tieren, die auf dem Bauernhof versorgt wurden, ist zu einem Teil ihrer Ich-Identität geworden. Ihre Tierliebe, vor allem ihre Zuneigung zu Katzen, stellt Frau Amt während der Explorationen immer wieder heraus. Dementsprechend wirkt die Katze der Wohngemeinschaft wie ein Bindeglied zwischen dem aktuellen Handlungsraum der Wohngemeinschaft und dem biografischen Handlungsraum des Bauernhofes.

Typische Versorgungshandlungen des Tieres (füttern, nach draußen lassen) ermöglichen selbstkonzeptrelevante Tätigkeiten und lösen positive Emotionen aus.

In der Wohngemeinschaft scheint sich Frau Amt augenscheinlich wohl zu fühlen, es kommt darüber hinaus jedoch zum Ausdruck, dass noch eine emotionale Bindung an den Ort ihrer Kindheit, den Bauernhof, vorliegt. Im Zukunftserleben wird der Wunsch geäußert, diesen wieder einmal zu besuchen.

Die von Frau Amt in den Explorationen präsentierte Lebensgeschichte ist vor allem in der Lebensphase des jungen Erwachsenenalters stark von ihrer beruflichen Sozialisation geprägt. Auf den ersten Arbeitsplatz, der für sie von zentraler Bedeutung scheint, folgt eine Geschichte weiterer Arbeitsorte.

Dabei dient der eigene Wohnort – an dem sie auch heute noch lebt – als Ankerpunkt, von dem aus andere Orte beurteilt werden. In den Explorationen zeigen sich Reste einer kognitiven Karte. Darüber hinaus scheint ihr Selbstbild mit von ihrer Position im Raum bestimmt. Mehrfach trifft Frau Amt Aussagen im Sinne einer Ortsidentität.

Persönliche Gegenstände finden sich bei Frau Amt aufgrund der beschriebenen Umstände nicht. Auf die von der Interviewerin mitgebrachten Bilder von alten Telefonen, Telefonistinnen bei der Arbeit etc. reagiert sie jedoch mit Freude und großem Interesse.

11.5. Falldarstellung Frau LINGUA

*„Ich liebe Teddybären.
So ein Bär, das ist dann eine Erinnerung, die bleibt.
Und dann wird man immer wieder erinnert an..
durch den Bär. An die Person.“*

Frau Lingua ist 90 Jahre alt und verwitwet, sie hat keine Kinder und lebt in einem Altenpflegeheim im Rhein-Neckar-Kreis.

Da Frau Lingua keine in der Nähe lebenden Angehörigen mehr hat, stammen die fremderhobenen Daten zum einen von ihrer gesetzlichen Betreuerin, die zugleich eine Freundin von Frau Lingua ist; zum anderen von einer männlichen Bezugspflegekraft des Altenpflegeheimes.

Der Pfleger beschreibt Frau Lingua als tolerante, weltoffene Frau, die viel Interesse am aktuellen Tagesgeschehen zeige. So frage sie beispielsweise häufig nach weiteren Informationen oder Hintergründen, wenn sie Nachrichten im Fernsehen gesehen habe.

Im Umgang mit anderen Bewohnern lege sie großen Wert auf höfliche Umgangsformen und Bildung. Ablehnung zeige sie vor allem gegenüber dem hiesigen Dialekt; sie selbst bemühe sich stets um eine hochdeutsche Aussprache.

Auf ihre Schulzeit angesprochen, reagiere sie positiv und berichte dann mit Stolz von dem Besuch der höheren Schule. Besondere Freude könne man ihr mit einigen Wörtern auf Englisch oder Französisch machen.

Religion und Glaube seien wichtige Themen, so spreche sie häufig in Unterhaltungen religiöse Fragen an und besuche auch regelmäßig Gottesdienste im Heim.

Im MMST erreichte Frau Lingua 22 Punkte.

Über die Besuche der Interviewerin freut sich Frau Lingua sehr. Die Passung zur Interviewerin im Hinblick auf ihre Daseinsthemen scheint optimal. Da die Interviewerin Englisch und Französisch spricht, werden kurze Teile der Explorationen in diesen Fremdsprachen geführt, was Frau Lingua sichtlich genießt.

Jede Verabschiedung beschließt Frau Lingua mit einem ausführlichen Dank, der mit der Bitte verbunden wird, doch bald wiederzukommen:

„Aber das war jetzt eine Freude, Sie hier zu haben. Eine wirklich große Freude. Und ich bedauere, dass die Zeit schon bald wieder zuende ist und Sie gehen müssen. Und kommen Sie bald wieder“ (1, 39, 1239-1241).

„Und ich freue mich schon heute auf Ihren nächsten Besuch. I would be glad to see you as soon as possible“ (2, 28, 889-890).

Frau Lingua ist in Mannheim geboren und aufgewachsen. Sie bezeichnet die Stadt zwar als „Heimat“¹¹³ und sich selbst als „Mannheimerin, gebürtig zumindest“ (1, 4, 119); über die kognitive Identifikation hinaus scheint jedoch keine emotionale Bindung an die Stadt vorzuliegen. So antwortet sie auf Nachfrage: „Ja, da bin ich geboren. Aber was soll ich da noch vieles erzählen?“ (5, 7, 199).

Auch einen möglichen Umzug zu ihrem Neffen nach München zieht sie in Erwägung: „Ich habe gesagt. Von mir aus können sie mich jetzt auch rauf holen“ (1, 30, 953-954), wobei sie dann allerdings doch Bedenken hegt, ob sie sich „bei den Bayern so wohl fühlen würde“ (1, 31, 958), denn diese sind ihrer Meinung nach „ein bisschen derb“ (1, 31, 960). So kommt sie zu dem Schluss, es sei doch besser, hier zu bleiben:

„Ja, vielleicht ist es besser, ich bleibe hier, ich sterbe hier. Ich habe ja auch mein Grab in Mannheim. Wir hatten ein Familiengrab in Mannheim. Da liegen schon die Eltern drin. Mein Mann, meine Schwiegermutter. [...] Und da möchte ich auch dann rein noch“ (1, 31, 966-970).

Auf die Frage, welche Erinnerungen sie denn noch an ihre Heimat habe, antwortet Frau Lingua: „Ah, nur an die Schule“ (3, 20, 611). Auch an anderer Stelle ist es wieder die Schule, die in Verbindung mit Mannheim als biografisch wichtiger Ort im Gedächtnis bleibt:

„Mannheim war meine Heimat. Da bin ich geboren und dann in die Oberrealschule gegangen, in Mannheim. Die war in der R.straße, in der Nähe zum Rhein und da bin ich jeden Tag hingelaufen“ (1, 29, 909-911).

„Ich war auch gut benotet und ich hatte ja in.. in der Volksschule, da hatte ich ja nur Eins im Zeugnis, drei Zweier“ (5, 11, 347-348).

„Also ich bin bis zur mittleren Reife in die Realschule gegangen, ab der vierten Klasse. Weil ich.. ich war eine sehr gute Schülerin. Ich will sagen, ich hatte acht Einser und drei Zweier. Ja, und dann hat man mich in die höhere Schule geschickt, trotzdem, es noch zwanzig Reichsmark gekostet hat im Monat, Schulgeld“ (1, 1, 2-7).

Frau Lingua bezeichnet sich selbst rückblickend als „superbegabt“ (1, 1, 23); die Schule muss sie ohne die Unterstützung der Eltern schaffen, da diese „vom Land“ (1, 1, 23) stammen und ihr nicht helfen können. In der Schulzeit wecken vor allem Fremdsprechen ihr Interesse:

„Und da hatten wir dann Englisch, Französisch und Latein“ (1, 4, 121).

¹¹³ „[...] Ah ja, das ist die Heimat, Mannheim. War meine Heimat“ (3, 20, 612-613).

„[...] mein Englisch war gut. Ich habe auch in der Schule schon immer gute Noten gehabt in Englisch. Und französisch ja auch. Un petit peu parle francais“ (3, 30, 943-945).

„Doch, ich habe Sprachen sehr geliebt. Ich hätte auch am liebsten Sprachen studiert, ne“ (1, 37, 1160-1162).

Sprache an sich ist generell ein Thema, mit dem sich Frau Lingua gerne beschäftigt. So spräche man in Westfalen *„so eine schöne Sprache“* (3, 7, 218); der Mannheimer Dialekt hingegen – so findet sie – sei *„kein gutes Deutsch“* (3, 7, 222), *„nicht grad eine schöne Sprache“* (2, 18, 572). Die Mannheimer Bevölkerung – das *„Mannemer Bloomaul“*¹¹⁴ (3, 21, 635) – hingegen empfindet sie wiederum als *„sehr aufgeschlossen“* (3, 20, 632-633).

In besonderer Erinnerung in Zusammenhang mit Mannheim ist Frau Lingua der Garten ihrer Eltern:

„Das ist so, unser Garten lag zwischen Rhein und Neckar. Das geht doch so (zeigt mit der Hand) und da lag der grad“ (1, 23, 709-710).

„Einen großen Garten haben wir gehabt, auf der Friesenheimer Insel. Wunderbarer Garten. Mein Vater, der hat ein Gartenhaus gehabt, da hat er als übernachtet. Da sind die Vögel, haben sich auf sein Bett gesetzt und so. Einen großen Garten haben wir gehabt und alles Gemüse und Obst und alles dort“ (1, 28, 863-867).

„Ja, aber in Mannheim einen Garten. Großen Garten. Und da hatten wir sogar mal ein Feld, kleines Feld mit Kartoffel angebaut und sonst alles Gemüse. Weil meine Eltern, die waren ja beide vom Land und die hatten dann Erfahrung“ (2, 11, 347-350).

Durch das Schulgeld ist die Ausbildungszeit geprägt von finanziellen Belastungen. Zwar stammt Frau Lingua aus einem *„guten Elternhaus“* (1, 12, 362), jedoch *„nicht aus hohen Kreisen“* (2, 10, 315); finanziell *„war nicht so viel da“* (1, 1, 25).

Die Eltern haben kein Geld, um weite Reisen zu bezahlen, die Ferien verbringt Frau Lingua daher meist bei Verwandten auf einem Bauernhof: *„Da war man froh, wenn man aufs Land konnte zu den.. Verwandten“* (1, 37, 1167).

Obwohl es sich zunächst um eine Zwecklösung handelt, wird der mit positiven Erinnerungen verbundene Ort rückblickend zum Symbol einer glücklichen Kindheit.

So zählt sie zu ihrer Heimat auch diesen Ferienort:

„I: Wenn Sie mal an Ihre Heimat denken, was fällt Ihnen da ein, als erstes?“

¹¹⁴ Dialektbezeichnung für „echte“ Mannheimer.

L: Ja, was heißt Heimat? Wo wir unsere Ferien verbracht haben? [...] An den Bauernhof von meinem Onkel“ (4, 19, 584-587).

„Der Bruder meiner Mutter war Landwirt, der hat einen großen Bauernhof gehabt. Und da haben wir alles gehabt, was das Herz begehrt“ (1, 12, 363-364).

„Ja, und in den Ferien, da waren wir immer auf dem Land. Geld hatte man kein.. nicht für große Reisen, dann sind wir auf den Bauernhof gegangen. Und das war wunderbar, wenn dann die kleinen Küken da, die Henne mit ihren Küken kam, die.. gold-gelben, gell. Und da hat man so Freude gehabt“ (1, 35, 1094-1098).

„Das war immer schön. Da bin ich immer gern hingegangen“ (1, 36, 1135).

„Und das war eine große Freude für uns Kinder“ (4, 18, 542-545).

Den Verwandten ist es auch zu verdanken, dass Frau Lingua die Kriegszeit ohne Hunger zu leiden übersteht:

„Und weil wir Beziehungen halt zum Land gehabt haben, hatten wir keine Hungersnot“ (1, 6, 170).

„Aber mir ist es auch im Krieg gut gegangen, weil ich Verwandte auf dem Land hatte. Und das ist ein Glück gewesen. Denn da gab es alles“ (2, 11, 344-345).

Nach der mittleren Reife absolviert sie die Oberhandelsschule und wird *„bei der Stadt Mannheim angestellt“* (1, 2, 37). Dort arbeitet sie *„auf dem Büro“* (1, 2, 35), *„bei der Direktion“* (3, 3, 87) als Sekretärin:

„Und in Mannheim, ich habe bei der Stadt gearbeitet, mein Vater war Beamter bei der Stadt und dann hat er mich auch zum.. zur Stadt gebracht“ (1, 7, 203-204).

Diese Arbeit habe ihr *„viel Spaß gemacht“* (1, 7, 207). *„Ich habe meine Arbeit geliebt [...]“* (1, 2, 44) berichtet sie der Interviewerin. Sie sei keine Hausfrau gewesen, sondern habe *„mehr das Büro geliebt“* (1, 8, 245-246).

Besonders schätzt sie neben dem Kontakt mit anderen Menschen auch die Geschäftsreisen, auf denen sie ihren Chef begleiten darf:

„Ich war Sekretärin. (...). Und da hat man viel Menschen kennenlernen, habe die auch oft begleitet auf Geschäftsreisen, meinen Chef. Und das war alles sehr interessant“ (1, 2, 46-47).

„[...] ich bin gern ins Geschäft gegangen, sehr gern, weil ich viel Reisen mitgemacht habe und so“ (1, 6, 186-187).

„Mir hat das Büroleben Spaß gemacht. Und dann hat man den Gästen, die kamen, Kaffee serviert. Kaffee gekocht. Wir haben eine Kaffeemaschine gehabt, da hat man

dann wie gesagt Kaffee gekocht und auch Zigaretten angeboten und so weiter. Das war ein schönes Leben, was ich nicht missen möchte“ (2, 15-16, 477-480).

Durch die Arbeit lernt sie auch ihren späteren Ehemann kennen, einen „wunderbaren Mann“ (1, 10, 304):

„[...] der war sehr, sehr nett. Und gebildet. Muss schon sagen, ich habe da Glück gehabt. Auch gut-, gutmütig. Aber trotzdem kein Trottel, gell“ (2, 18, 557-558).

Die Ehe schildert Frau Lingua als glücklich; zeitweise bedauert sie jedoch die Kinderlosigkeit:

„Ich kann auch nicht sagen, dass wir keine Kinder wollten, aber.. jeder Baum blüht, aber er trägt nicht Frucht, nicht jeder Baum“ (1, 6, 180-181).

„[...] eine Ehe ohne Kinder ist nicht schön, finde ich“ (1, 8, 226).

„[...] schöner ist es ja, wenn man einen Mann liebt, man hat auch ein Kind von ihm, gell“ (3, 19, 588-589).

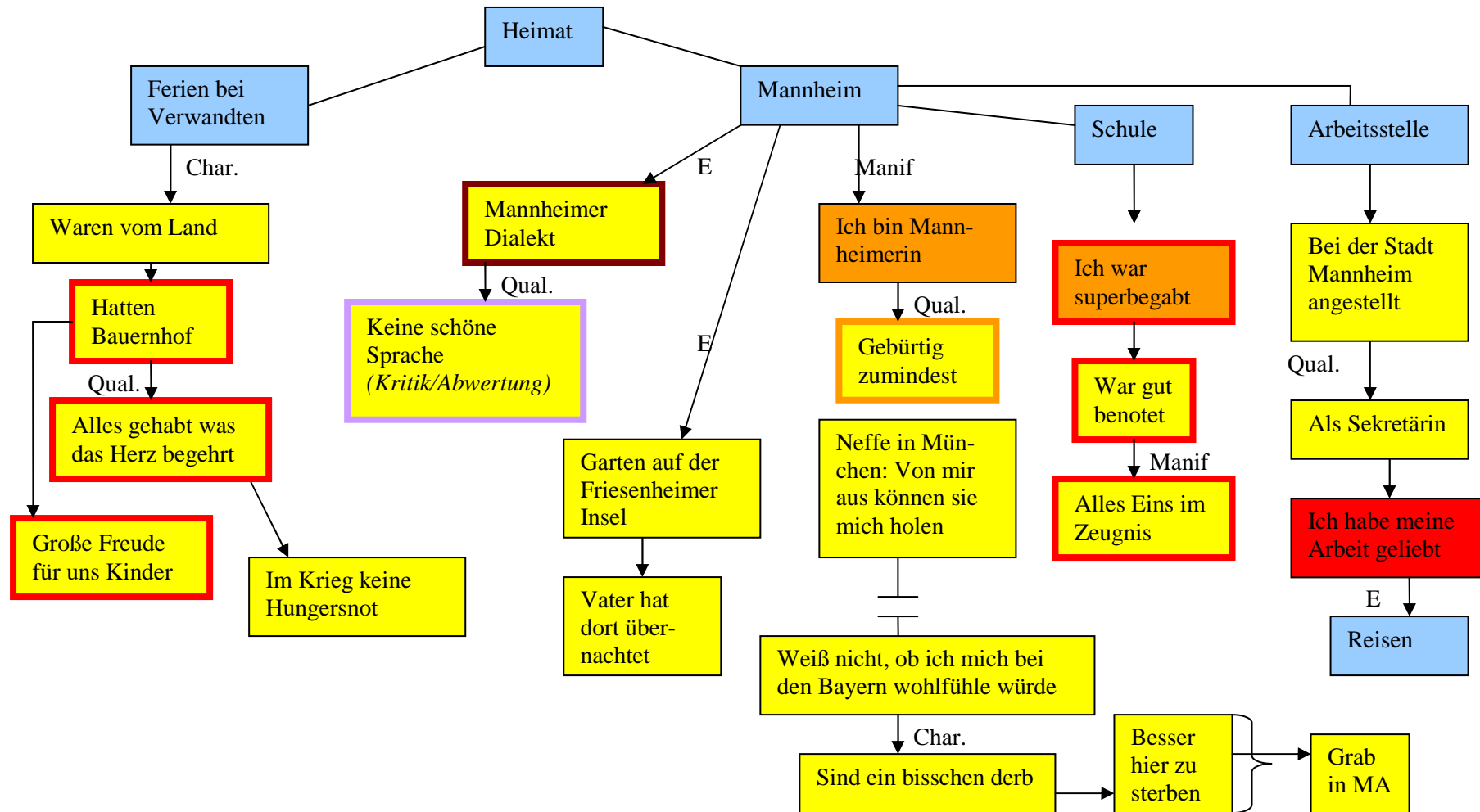


Abbildung 29: Strukturbild Lingua 1

Den Umzug ins Heim beschreibt Frau Lingua rückblickend als „große Umstellung“ (1, 8, 240). Obwohl sie sich des benötigten Hilfebedarfs bewusst ist und die Unterstützung des Pflegepersonals zu schätzen weiß, erlebt Frau Lingua das Heim als aktuellen Handlungsraum überwiegend daseinsbehauptend (Thomae, 1988), wie folgende Äußerungen zeigen:

„Gezwungenermaßen muss man halt hier sein, ne“ (1, 8, 248).

„Ich muss halt mein Leben jetzt hier fristen. Ob es mir gefällt oder nicht“ (2, 5, 148-149).

„Ja, es ist schwer im Heim zu sein. Aber was bleibt einem anderes übrig?“ (3, 31, 956).

Wie sie der Interviewerin berichtet, würde sie lieber in einer „anderen Umgebung“ (2, 5, 154) leben, wobei sie darunter vor allem andere Menschen versteht. Zu den anderen Bewohnern des Pflegeheims unterhält sie zwar einige lose Kontakte, Freundschaften sind aber nicht entstanden.

Den Grund dafür sieht Frau Lingua in den unterschiedlichen biografischen Hintergründen und Interessen, denn sie findet hier nicht „die Leute [...] die zu einem passen“ (3, 37, 1162). Wie bereits ausgeführt, lehnt sie zudem den hiesigen Dialekt ihrer Mitbewohner ab, ein „ordinäres Deutsch“ (2, 20, 609), eine „furchtbare Sprache“ (4, 19, 595). Bedingt scheint dies durch die familiäre und schulische Sozialisation, denn zuhause bei den Eltern wurde Wert auf „gutes Deutsch“ (5, 16, 492) gelegt, ebenso in der Schule, „die sprachen ja auch ein gutes Deutsch. Kein ordinäres Mannheimerisch“ (2, 21, 653).

Die Besuche der (hochdeutsch sprechenden) Interviewerin stellen ein besonderes Ereignis da, über das sich Frau Lingua augenscheinlich sehr freut.

Drei der fünf Explorationen werden im Zimmer von Frau Lingua geführt, in dem sofort zahlreiche persönliche Gegenstände ins Auge fallen. Auf deren Bedeutung soll im Folgenden eingehender eingegangen werden.

„Der Mensch denkt und Gott lenkt“ (3, 7, 196) – dieser Satz steht beispielhaft für die Beschäftigung mit religiösen Inhalten, die sich in allen Explorationen als bedeutsames Daseinsthema zeigt.

Dieses leitet sich aus der Biografie her; so stammt Frau Lingua aus einem konfessionell geprägten Elternhaus, in dem die „*sehr fromme*“ (1, 11, 320) Mutter „*viel Wert [...] auf Religion [legt]*“ (3, 10, 288) und den Glauben auch an ihre Kinder weitergibt¹¹⁵:

„Ich hatte eine sehr religiöse Mutter. Die hat mir viel Kraft gegeben durch ihren Glauben. Und die gehörte auch einer evangelischen Gemeinschaft an. Und dadurch.. und dann Verwandte auch, die waren auch sehr religiös. Wenn wir die besucht haben, dann sind wir immer da in die Gemeinschaft gegangen. Da ist das Wort Gottes näher ausgelegt worden“ (5, 17, 510-514).

„Meine Mutter war eine sehr religiöse Frau [...] Und die hat auch gesagt, man macht es, dass man Gott anrufen soll und das hat mir auch schon im Leben viel geholfen“ (3, 6, 185-188).

Man betet regelmäßig vor und nach dem Essen, darüber hinaus besuchen Frau Lingua und ihr Bruder jeden Sonntag einen Kindergottesdienst der Inneren Mission:

„Und da sind wir jeden Sonntagmorgen, mussten wir in die Sonntagsschule. Und da ist dann für Kinder unterrichtet worden, also von Jesus erzählt und aus der Bibel und so, ja“ (1, 11, 321-322).

„Wir sind jeden Sonntag, hat uns unsere Mutter in den Kindergottesdienst geschickt. Und das war von der Inneren Mission und.. die haben das sehr schön gemacht. Also erzählt und dann hat uns die Leiterin, die hat auch Hausbesuche gemacht, hat mal das Elternhaus angeschaut und so. War sehr gut“ (1, 11, 345-348).

„*Gottseidank*“ (1, 11, 324) - so sagt sie heute - sei sie religiös erzogen worden. Der Glaube spielt eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Er habe ihr „*viel geholfen*“ (1, 11, 327), denn „*wenn niemand mehr da ist, dann hat man doch im Gebet irgendwie eine seelische Unterstützung*“ (1, 11, 320-328).

„*Der Glaube versetzt Berge [...]*“ (1, 12, 352), davon ist sie überzeugt. Sie selbst habe „*manches erlebt in der Beziehung*“ (2, 18, 542): „*Wenn man dann wirklich Hilfe braucht und Gott anruft und das erfüllt wird*“ (2, 18, 542-543).

Der Glaube als „*Halt in schweren Zeiten*“ ist ihr wichtig, denn wo

„Menschen nicht mehr helfen können, dann kann man sich an Gott wenden. Ja. Und kann sagen: Gott, steh mir doch bei in dieser und jener Situation“ (3, 18, 538-540).

Der hohe Stellenwert, den sie der Religion nach wie vor in ihrem Leben beimisst, soll noch einmal durch folgende kurze Interviewsequenz verdeutlicht werden:

¹¹⁵ Den Vater dagegen bezeichnet Frau Lingua als „*Mitläufer*“ (1, 12, 358). Er sei zwar „*nicht dagegen, aber auch nicht direkt dafür*“ (1, 12, 358): „*Der hat alles akzeptiert, aber er war kein bekennender Christ*“ (4, 10, 308-309).

„L: Was braucht man zum glücklich werden?

I: Ja, was meinen Sie, was braucht man?

L: Die Religion.“ (3, 10, 305-307).

Gerne erinnert sie sich an gemeinsame Gottesdienstbesuche mit dem Bruder. Die Christuskirche – so findet sie - sei „die schönste Kirche von Mannheim“ (3, 34, 1053):

„Mein Bruder und ich, wir sind immer in die Christuskirche. Weil die uns so gut gefallen hat“ (3, 34, 1055-1056).

Dabei käme es jedoch auch auf den Pfarrer an:

„Da sind ja manche, die plappern wie die Heiden. Und andere, da merkt man, das kommt aus der Tiefe“ (3, 34, 1057-1058).

Neben dem Besuch von Gottesdiensten interessiert sie sich auch für Kirchen im Allgemeinen:

„Ich mag.. ich bin in jede.. wenn ich in einer Stadt war, in jede Kirche gegangen und habe mir die Kirchen angeguckt, da habe ich viel Interesse gehabt“ (3, 23, 716-717).

Wie der Bezugspfleger berichtet, beschäftigt sie sich häufig mit religiösen Themen. Auch während der geführten Explorationen kreisen häufiger Fragen um den Glauben und die Religion. In diesem Zusammenhang beschäftigt sie beispielsweise den Unterschied zwischen dem evangelischen und dem katholischen Glauben. Sie selbst ist evangelisch, die katholische Konfession ist ihr – wie sie berichtet – „nicht angenehm“ (1, 10, 308), da sie diese als zu streng empfindet:

„Ja, es war sehr streng mit der Beichte und Abendmahl und so weiter, das sind viel strengere Regeln“ (1, 10, 313-314).

„Ah ja, bei den Katholischen, da war auch zu viel Klimaklim und das sehe ich auch ein. Und der Luther, der hat das eingesehen und hat halt manches abgeschafft. Die Ohrenbeichte. Die fällt ja, glaube ich, jetzt auch weg bei den Katholiken, gell“ (3, 20, 890-892).

„Wenn ich Marmelade gegessen habe, dann habe ich beichten müssen, ich habe genascht. Und das habe ich als Blödsinn gefunden. Das ist doch keine Sünde, wenn ich mal ein bisschen, einen Löffel Marmelade esse“ (4, 1, 14-19).

Der katholische Glauben des Ehemannes scheint mancherlei Anlass für Diskussionen geboten zu haben, denn Frau Lingua kommt zu dem Schluss: „Also wenn man dieselbe Religion hat, selbe Konfession, dann ist es besser noch“ (3, 19, 593-594).

Zwar seien sie katholisch getraut worden, sie habe jedoch keine katholischen Kinder erziehen wollen:

„[...] ich habe mit ihm vereinbart, wenn wir Kinder haben, dann müssen die evangelisch werden“ (3, 29, 896-897).

Eine Konversion sei für sie nie in Frage gekommen, *„da hätte er noch lang bitten oder betteln können“ (3, 5, 142-143)*. Der Ehemann sei jedoch kurz vor seinem Tod noch zum evangelischen Glauben übergetreten.

Auch die Einstellung der Interviewerin zu religiösen Fragen interessiert sie. *„Sie sind auch evangelisch? [...] Lesen Sie in der Bibel?“ (1, 32, 994-996)* oder *„Sind Sie gläubig?“ (4, 10, 290)* will sie wissen.

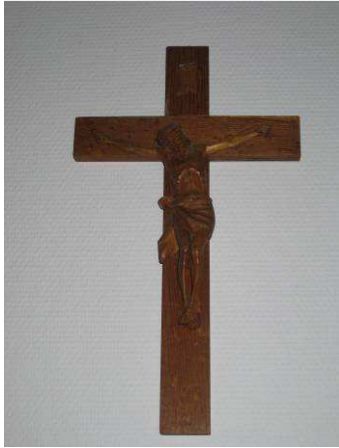
Die aktuelle Bedeutsamkeit des Glaubens zeigt sich zum einem im Handeln, so besucht Frau Lingua regelmäßig die Gottesdienste im Heim – *„ob katholisch oder evangelisch“ (5, 15, 461)* und betet regelmäßig: *„[...] Ich bete jeden Abend. Wenn es auch nur kurz ist.“ (3, 18, 542).*

Zum anderen spiegelt sich ihr Glauben auch in den persönlichen Dingen wieder, die sie mit ins Pflegeheim gebracht hat.

Religiöse Symbole und Gegenstände spielen für sie augenscheinlich eine wichtige Rolle, so trägt sie gerne ein Kreuz als Halsschmuck (3, 7, 203), auf dem Regal über ihrem Bett steht eine Postkarte, auf der eine Kirche abgebildet ist (*„[...] weil die mir so gefallen hat“ (3, 23, 714)*) und an den Wänden des Zimmers hängen ein großes Holzkreuz (*„Jesus am Kreuz“¹¹⁶ (3, 7, 201)*, Abb. 30) und ein Neukirchener Kalender (Abb. 31).¹¹⁷

¹¹⁶ Der Anblick des gekreuzigten Jesus bringt sie zum Nachdenken über dessen *„furchtbaren Tod“ (1, 33, 1021)*: *„[...] Die Füße sind, glaube ich, angebunden gewesen. Aber.. furchtbar, da darf ich nicht dran denken. Da habe ich heute noch Herzeleid“ (1, 33, 1025-1026)*. So will sie am liebsten zwar das Kreuz noch sehen, aber *„Jesus nicht mehr dran“ (1, 33, 1028-1029)*. Obwohl – so räumt sie ein- das *„[...] ja schon 2000 Jahre her“ (1, 33, 1031)* sei. *„Aber man fühlt dann doch mit“ (1, 33, 1033)*.

¹¹⁷ Der Neukirchener Kalender ist ein christlicher Abreißkalender, auf dem täglich eine Andacht zu einem Textabschnitt der Bibel sowie ein Gesangbuchlied, Meditationen, Gedichte und Gebete, die sich auf die Andacht beziehen, zu lesen sind.



**Abbildung 30: Holzkreuz
über dem Bett**



**Abbildung 31: Neukirchener
Kalender**

Vor allem bei dem Kalender handelt es sich um einen für sie höchst bedeutsamen Gegenstand, was u. a. daran ersichtlich wird, dass sie ihn in jeder der fünf Explorationen spontan thematisiert. „*Das ist ein christlicher, evangelischer Kalender*“ (1, 16, 490) erklärt sie dazu. „*Kennen Sie den?*“ (1, 16, 491) fragt sie die Interviewerin.

Wie sich in den Exploration zeigt, stellt der Kalender zunächst eine Verbindung zur religiösen Mutter dar: „*Das ist auch ein.. von meiner Mutter eine Erinnerung*“ (2, 22, 671-672). Frau Lingua berichtet in diesem Zusammenhang, den Kalender genau aus diesem Grund immer wieder zu kaufen:

„Und dann der Neukirchener Kalender. Den hat meine Mutter immer gelesen. [...] Meine Mutter war eine sehr religiöse Frau und war auch bekehrt. Sie hat nur gelebt in Gott will ich sagen. Und da hat sie auch den Kalender immer gehabt. Und aus dem Grund habe ich den auch noch“ (2, 17, 528-534).

„Den hat meine Mutter immer gehabt, das habe ich auch weiter. Und wenn mir den mal jemand vorliest, bin ich dankbar. Wenn nicht, dann lese ich nur das Fettgedruckte“ (4, 10, 302-303).

Durch die tägliche Rezeption des Bibelspruches erfährt sie biografische Kontinuität, da der Kalender auch in der Familie immer gelesen wurde:

„Da war auf dem Kalenderblättchen.. wir haben den Neukirchener Kalender gelesen. [...] Den hatten wir zuhause. Und da waren unten immer die Bibelabschnitte angegeben, die man lesen soll. Die haben wir immer gelesen“ (5, 15-16, 476-482).

Der Kalender ermöglicht ihr unabhängig von Ort und Zeit die tägliche Ausübung und Beschäftigung mit dem Glauben. „*Man nimmt doch manches mit in den Alltag*“ (2, 22, 701) hält sie fest.

Die zunehmende Sehbeeinträchtigung führt jedoch dazu, dass sie den kleingedruckten Begleittext nicht mehr lesen kann. So lese sie „*nur das Fettgedruckte*“ (2, 17, 532).

Gleichzeitig bedauert sie, dass niemand ihr den ausführlichen Text vorlesen kann:

„*Ich habe nur nicht immer jemand, der mir das alles vorliest*“ (5, 3, 66).

„*Augenblicklich liest mir das niemand mehr vor*“ (5, 16, 484-485).

Durch diesen Konflikt frustriert, reagiert sie zunächst mit der Daseinstechnik Resignation:

„*Nächstes Jahr nehme ich mir keinen Neukirchener, ich kann das nicht lesen*“ (1, 32, 1007-1008).

„*[...] Das kann ich nicht mehr lesen. Nächstes Jahr werde ich ihn nicht mehr kaufen*“ (5, 3, 72).

Schließlich erwägt sie jedoch auch die Möglichkeit, einen anderen christlichen Kalender zu kaufen, der weniger Text enthält:

„*Nur ein Kalender mit.. auch einen christlichen, aber vielleicht nur mit einem Spruch drauf*“ (5, 3, 74-75).

Das Angebot der Interviewerin, ihr die Bibelsprüche der letzten Tage vorzulesen und darüber zu sprechen, nimmt sie gerne an, bedauert jedoch wiederum, sonst niemand zu haben, der dies übernehmen kann:

„*Schön ist es ja, wenn man jemand hat, mit dem man auch drüber dann sprechen kann. Aber da ist auch niemand da im Haus*“ (2, 23, 703-704).

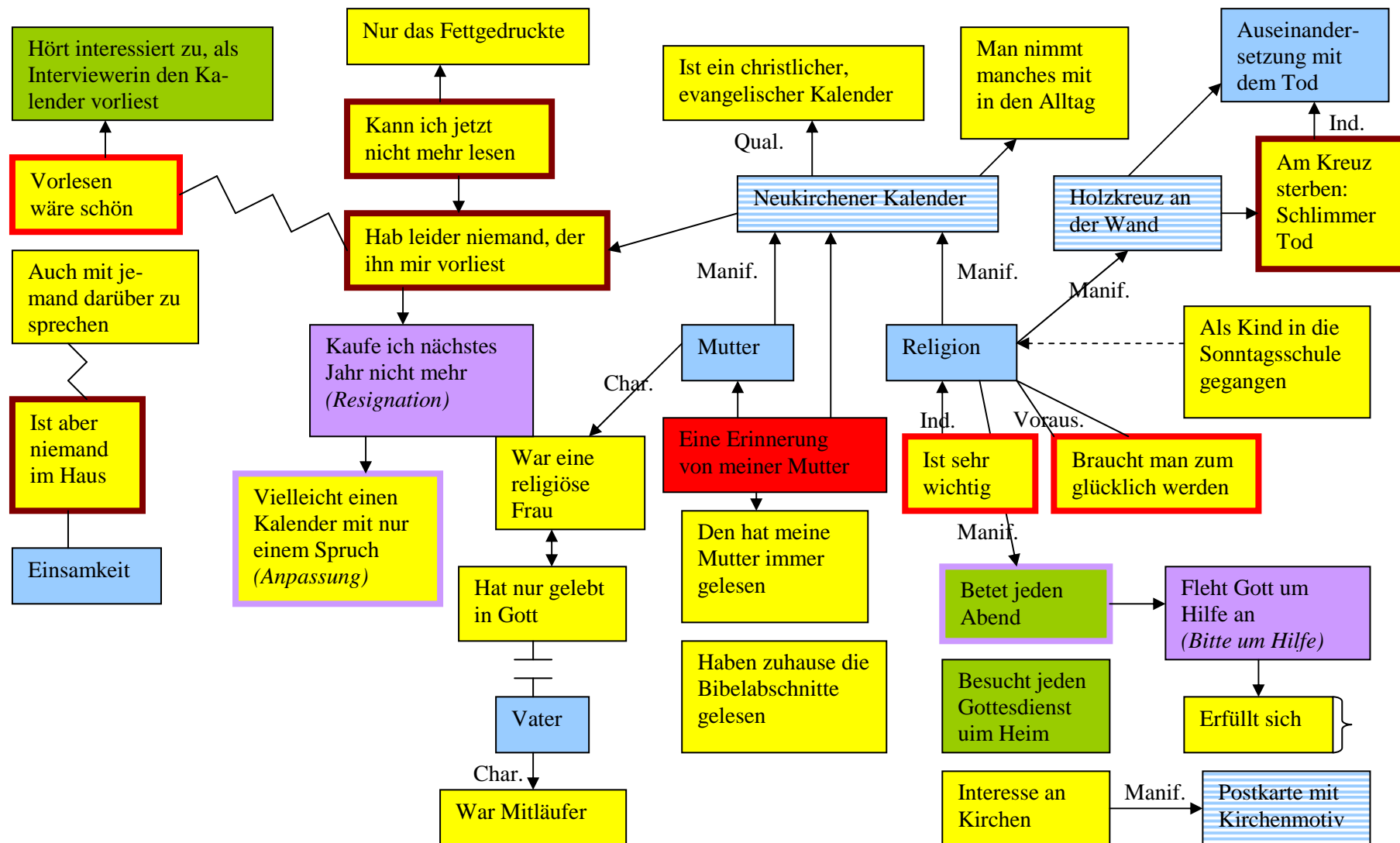


Abbildung 32: Strukturbild Lingua 2

Neben dem Neukirchener Kalender zählt Frau Lingua ihre Teddybären zu den wichtigsten persönlichen Objekten in ihrem Zimmer. Sie besitzt insgesamt neun Stück, davon sitzen sechs aufgereiht auf ihrem Bett, zwei auf dem Regal und ein weiterer im Sessel (Abb. 33 und 34).

Während der Explorationen, die im Zimmer von Frau Lingua geführt werden, weist sie die Interviewerin mehrfach spontan darauf hin:

„Sie sehen ja, ich habe da sechs Bären sitzen. Ich habe insgesamt neun Bären hier“ (2, 28, 868).



Abbildung 33: Teil der Teddybärensammlung

Die Bedeutung der Teddybären resultiert zunächst aus ihrer persönlichen Vorliebe für diese Art von Plüschtieren, die sie mehrfach als Selbstbildaussage formuliert:

„[...] ich liebe Bären“ (1, 21, 656).

„Ich liebe Teddybären“ (2, 3, 96).

„Ja, ja ja, früher schon. Habe ich die geliebt“ (3, 33, 1035).

Die Teddybären sind ihr wichtig und scheinen zur Einrichtung des Zimmers dazu zu gehören: *„Aber die Bären möchte ich nicht vermissen“¹¹⁸ (2, 27, 858).*

Der männliche Bezugspfleger, der ebenfalls die Bedeutung der Bären für Frau Lingua erkannt hat, achtet darauf die Kuscheltiere jeden Morgen wieder geordnet auf das gemachte Bett zu setzen, da Frau Lingua hierauf Wert legt.

Mit der Sammlung der Teddybären hat Frau Lingua nach eigener Aussage erst im Pflegeheim begonnen, bei allen Bären handelt es sich - wie sie berichtet - um Geschenke:

„Das waren immer Geschenke“ (3, 1, 10).

¹¹⁸ Im Gegensatz dazu hat sie zu zwei weiteren auf dem Regal sitzenden Plüschtieren *„eigentlich keine Verbindung“ (2, 28, 873).*

„Ich habe mir keine gekauft“ (3, 1, 12).

Die hohe Bedeutsamkeit der Teddybären begründet Frau Lingua auch dementsprechend mit der Erinnerung an die schenkende Person¹¹⁹.

„Ja, die habe ich immer geliebt, Teddybären. Und jemand kam und dann habe ich mir einen Teddybär gewünscht“ (3, 33, 1032-1033).

„Das war früher so üblich, dass man, wenn man jemand besucht hat oder beschenkt hat, dass man einen Teddybär schenkt und ich finde das eine schöne Angewohnheit. Wenn man Blumen bringt, die verblühen, dann ist es aus. Aber so ein Bär, den hat man dann. [...] Wenn man Blumen bringt, die verwelken. Und.. aber so ein Bär, das ist dann eine Erinnerung, die bleibt. Und dann wird man immer wieder erinnert an.. durch den Bär. An die Person“ (5, 12, 356-381).

Da es sich bei den Teddybären um Geschenke von Freunden handelt, wird mit diesen auch der Wert „Freundschaft“ verkörpert. *„Ja, ich habe so liebe Leute kennengelernt“ (2, 27, 850)* stellt sie in der zweiten Exploration fest. Freundschaften – so findet sie – sind viel wert, *„oft mehr wert wie ein Liebespaar“ (4, 23, 715)*, *„Eine Freundschaft ist oft besser als ein.. anderes Verhältnis“ (5, 1, 29)*. Sie selbst habe auch viele gute Freunde im Leben gehabt, wovon die meisten leider bereits verstorben seien.

Wie wichtig ihr die Erinnerung an die schenkende Person ist, zeigt sich auch daran, dass sie bei den Teddybären eigene geschmackliche Vorlieben beiseite schiebt. So gefällt ihr beispielsweise der weiße Bär nicht so gut, denn es handelt sich um einen „Eisbär“ (1, 21, 663):

„[...] der passt nicht so gut in die Reihe“ (1, 21, 858-659).

„[...] der weiße passt nicht rein“ (1, 33, 1041).

Dieser Bär ist jedoch ein Geschenk von ihrer Freundin „Blacky“¹²⁰:

„Sie hat halt gemeint, mal eine andere Farbe. Aber finde ich gar nicht so gut [...]. Nee, der gefällt mir nicht so gut (1, 21, 661-665).

Dennoch hat er seinen festen Platz in ihrer Sammlung, denn *„[...] es ist ein Geschenk von ihr“ (1, 21, 665).*

¹¹⁹ Geschenke stärken nach Mauss (1990) das Band zwischen Schenkendem und Beschenktem, indem sie den Schenkenden symbolisieren. Auch Habermas (1999) weist darauf hin, dass ein Geschenk eine mögliche Form der Vergegenwärtigung des abwesenden Anderen darstellt. Geschenke fungieren dabei in dreierlei Weise: Sie erinnern an die Vergangenheit, stellen eine Verbindung her und vertreten einen Anderen im Hier und Jetzt.

¹²⁰ Bei „Blacky“ handelt es sich um eine ehemalige Arbeitskollegin, mit der Frau Lingua eine enge Freundschaft verbindet: *„Die Blacky, das ist eine Freundin, wir waren zwei Sekretärinnen und die, die ist meine Kollegin. [...] Die ist zwanzig Jahre jünger, aber die ist so anhänglich.. Und die kommt immer wieder und ruft an und schickt mir Sachen“ (1, 16-17, 506-510).*

Eine alltagsrelevante Bedeutung der Kuscheltiere scheint zudem mit den fehlenden Kontakten zu anderen Bewohnern im Heim zusammenzuhängen, denn Frau Lingua bedauert mehrfach keine Freundschaften geschlossen zu haben und sich deshalb häufig allein zu fühlen:

„Ah ja, wenn ich so alleine bin und dann.. die Bären [...] Aber ich habe halt hier auf dem Stock so niemand. Wenn ich da noch eine Freundin hätte.. [...]“ (3, 33, 1043-1045).

„Aber ich wüsste nicht jemand, mit dem ich mich noch so unterhalten könnte. Im Heim, ich wüsste niemand“ (3, 37, 1164-1165).

„Ja ja, es ist halt sehr einsam. Und die Leute hier, mit denen können Sie sich auch nicht richtig unterhalten oft“ (1, 21, 645-646).

„Sehen Sie, wenn Sie jetzt wieder weg sind, dann fühle ich mich so allein“ (3, 27, 831).

In solchen Momenten scheinen die Teddybären Trost zu spenden¹²¹ und die Rolle von „imaginären Dialogpartnern¹²²“ (Habermas, 1999, S. 425) zu übernehmen, wie folgende Interviewsequenz zeigt:

„L: Meine Bären. Die sind meine Freunde. Man kann zwar nicht mit ihnen sprechen, aber.. man kann doch mit ihnen sprechen. Sie geben natürlich keine Antwort.

I: Aber die hören zu, wenn man was auf der Seele hat.

L: So ist es, ja (lacht). Das ist gut ausgedrückt“

(4, 21, 663-668).

Im Folgenden soll auf zwei Teddybären genauer eingegangen werden, denen in den Explorationen eine besondere Rolle zukommt.

Bei dem auf dem Sessel sitzenden Bär (Abb. 34), dem „mit den Sternen, mit den amerikanischen Zeichen“ (3, 24, 731) handelt es sich ebenfalls um ein Geschenk von der „liebsten Freundin. Von der Blacky.“ (1, 16, 502).

¹²¹ Auch Rubinstein (1987) konnte empirisch diese Bedeutung vertrauter Objekte im Alter nachweisen - „as defenses against various depredations such as loss, boredom [sic!], empty time, loneliness [...]“ (Rubinstein, 1987, S. 233).

¹²² Habermas (1999) schreibt dazu: „Wenn Puppen oder Stofftiere in späterem Alter verwendet werden, dann vielleicht dazu, nicht mehr Szenen mit ihnen durchzuspielen, sondern mit ihnen zu sprechen. Dies geschieht wohl meist in dem Sinne, dass sich die Person ihm anvertraut und sich gegebenenfalls von ihm trösten lässt und dabei dem Objekt unterstellt, sie schweigend zu verstehen, da es ja genauso viel weiß wie sie selbst –es handelt sich mit anderen Worten um eine intime Interaktion“ (S. 273 f.).

Es ist der einzige, den sie mit einer spezifischen Identität in Form eines Eigennamens versehen hat, der sie an eine bestimmte Person erinnert:

„Den Norbi, heißt der, den habe ich Norbi getauft“ (1, 21, 650).

„Das ist der Norbi, der große Bär. [...] Nur der hat einen Namen“ (1, 34, 1057).

„Norbert hieß der, den habe ich als Norbi gerufen. Den habe ich sehr geschätzt und.. deswegen heißt er Norbi“ (2, 27, 841-842).¹²³

Aufgrund seines Pullovers, der den Farben der amerikanischen Flagge nachempfunden ist, bezeichnet sie ihn auch als „Amerikaner“ (3, 1, 29).



Abbildung 34: "Amerikanischer Bär" mit Namen „Norbi“

Auf die spaßige Bemerkung der Interviewerin, dass der Bär dann doch bestimmt auch englisch sprechen könne¹²⁴, geht Frau Lingua sofort ein und so entspinnt sich ein gemeinsames „Als-ob-Spiel“ mit dem Teddybär als imaginärem Gesprächspartner:

I: Ja, amerikanischer Pulli. Dann spricht der bestimmt auch englisch, der Bär (lacht).

L: Ich glaube (lacht). Do you speak english? (zum Bär)

I: Yes (imitiert Bär)

L: Yes, a little bit.

¹²³ An anderen Stellen berichtet sie, dass es sich bei „Norbi“ um einen früheren Pfleger handelt, dem ihre besondere Zuneigung galt (1, 17, 527-528; 2, 27, 848): „[...] wir telefonieren ab und zu zusammen. Und dann freue ich mich immer“ (1, 17, 528-530).

¹²⁴ Auf die Bedeutsamkeit der Fremdsprachen wurde bereits hingewiesen. Man könnte diesen Impuls der Interviewerin daher auch als einen Versuch der „nicht-sprachlichen Konsensvalidierung“ bezeichnen – das Eingehen darauf bestätigt die Bedeutsamkeit des vermuteten Daseinsthemas (vgl. hierzu Kapitel 9.2.2.2).

I: Yes, I speak English (imitiert Bär), Der kommt vielleicht aus Amerika?"

(3, 1-2, 31-34).

Diese Sequenz löst im Folgenden Kognitionen über die in den USA lebende Cousine aus. In diesem Zusammenhang berichtet Frau Lingua von dem unerfüllt gebliebenen Wunsch ebenfalls in die USA auszuwandern¹²⁵: *„Beinahe wäre ich auch in Amerika. Ich wäre gern gegangen“* (3, 2, 40-42).

Bereits in der vorherigen Exploration berichtete Frau Lingua von der Auswanderung ihres Onkels. Mehrfach bedauert sie, dass ihr Vater damals nicht ebenfalls diesen Schritt gegangen ist:

„Ein Bruder meines Vaters ist in jungen Jahren, als ich jünger war, nach USA gegangen und dadurch.. der wollte nicht hier bleiben. Leider ist mein Vater.. ich wäre froh, mein Vater wäre auch.. in die USA“ (2, 3, 66-68).

„[...] der Bruder meines Vaters ist nach USA ausgereist und da sind ja viele Deutsche nach USA. Und dadurch haben wir dann die Verwandten da drüben gehabt. Leider ist.. hat mein Vater nicht auch die Möglichkeit genutzt und ist nach USA“ (2, 13, 401-405).

Auf Nachfrage erklärt sie, dass sie lieber in den USA gelebt hätte: *„Ich wäre gern gegangen“* (3, 2, 42). *„Ja, ich hätte lieber in den USA“* (2, 13, 407), denn dort sei alles *„toleranter, großzügiger“* (2, 13, 409).

Gerne würde sie noch einmal die Verwandten dort besuchen; die Chancen diesen Plan zu realisieren schätzt sie allerdings gering ein:

„Ich weiß nicht, ob ich noch mal rüber komme. Ich glaube es nicht. Ich werde ja jetzt schon neunzig.“ (5, 10, 301-302).

Ein weiterer Teddybär, den Frau Lingua während der Explorationen besonders hervor hebt, sitzt mit fünf weiteren Bären auf dem Bett. Es handelt sich um den größten Bär dieser Gruppe, er hält ein rotes Herz mit dem Schriftzug „I-love-you“ in den Tatzen (Abb. 35).

¹²⁵ Nach Habermas (1999) können Objekte auch Ziele oder persönliche Utopien verkörpern. Im Fall der Auswanderung handelt es sich um ein nicht realisiertes Ziel, das jedoch als gedankliche Konstruktion über etwas in der Vergangenheit Mögliches im subjektiven Lebensraum weiter besteht.



Abbildung 35: Bär mit "I love you Herz"

Frau Lingua verweist im Gespräch über den Bären wiederum auf die schenkende Person und erklärt dazu:

„Der ist von meiner Cousine aus USA. Die haben den mir geschickt“ (1, 33, 1045).

„[...] der ist von meiner Cousine aus den USA. Auf dem Herz steht: I love you“ (2, 4, 98-99).

Neben dem Teddybär berichtet sie auch von weiteren Geschenken, die sie von ihrer Cousine aus den USA erhielt:

„Die [...] haben auch viel Pakete geschickt, also mit allem möglichen. Mit Kleidern, ich hatte so die Figur meiner Cousine und da haben sie die Kleider, die sie nicht mehr.. ein paar Mal angehabt hat, aber noch sehr gut waren, die haben sie dann mir geschickt“ (2, 3, 86-89).

Wie bereits der „amerikanische Bär“ löst auch dieser Teddybär Kognitionen aus, die mit dem Daseinsthema Fremdsprachen (insbesondere Englisch) verbunden sind. So erklärt Frau Lingua, als das Gespräch auf diesen Bären kommt, selbst gern englisch zu sprechen bzw. wechselt spontan ins Englische¹²⁶: *„Und ich spreche auch gerne englisch“ (2, 4, 103). „Ich spreche.. I speak english“ (3, 1, 18).*

Gerne würde sie *„perfekt englisch sprechen“ (2, 5, 133)*. Ihre Sprachkenntnisse kann sie jedoch kaum anwenden: *„[...] ich hatte ja nie Gelegenheit oder selten“ (2, 5, 134).*

Diese Möglichkeit ergibt sich jedoch, wenn die Cousine aus den USA zu Besuch ist:

„[...] ich habe Verwandte in der USA und wenn die kommen, dann sprechen wir als auch englisch“ (2, 2, 61-62).

¹²⁶ Dies kann nach Ehret (2008) als Spontanaktion gedeutet werden.

Über den Vorschlag der Interviewerin, während der Gespräche ein paar englische Wörter und Sätze einfließen zu lassen, zeigt sie sich erfreut und geht sofort darauf ein. Im Laufe der Explorationen ergeben sich immer wieder englisch-deutsche Sequenzen wie die folgenden:¹²⁷:

„I: Kam das durch Ihren Beruf auch, mussten Sie da auch weiter englisch sprechen?“

L: Nee, ich habe die Sprache geliebt. I liked the english language very much!

I: And you speak really good English!

L: Ach nee, very good..

I: We can speak a little bit if you like.

L: Yes, we can speak. About what?“ (1, 23, 725- 730).

“L: Ich spreche.. I speak english.

I: I speak english too. We can talk a little bit in english if you like.

L: Yes.

I: And this bear was a present?

L: Ja “ (3, 1, 18-22).

¹²⁷ Vgl. hierzu auch die Gesprächssequenz mit dem „amerikanischen Bär“, die ebenfalls deutsch-englisch geführt wurde.

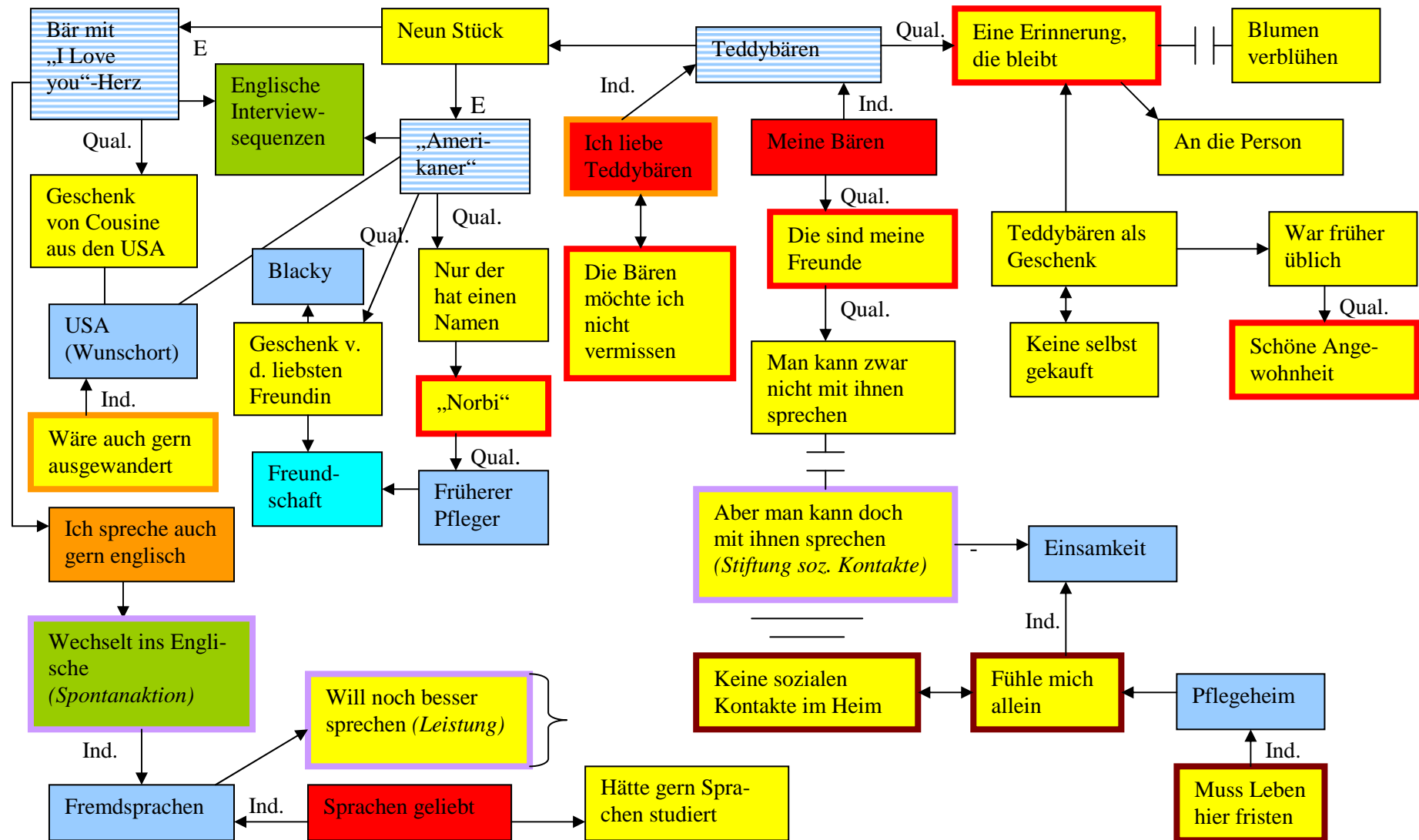


Abbildung 36: Strukturbild Lingua 3

Als weiteres wichtiges Thema erweist sich in den Explorationen der Urlaubsort San Remo, der durch ein großes Gemälde über dem Bett symbolisiert wird (Abb. 37).

Der Bezugspfleger bestätigt die Bedeutsamkeit des Bildes im Alltag und berichtet, dass Frau Lingua dieses immer wieder gerne betrachte und auch andere Personen darauf hinweise. Häufig diene es als Auslöser von Erzählungen über die Urlaube in San Remo¹²⁸.

In der ersten Exploration berichtet Frau Lingua, sie habe sich das Bild extra ins Heim bringen lassen. Gleichzeitig bedauert sie den Verlust weiterer Bilder aus ihrem Besitz:

„Und das habe ich mir von der Wohnung bringen lassen. Ich habe verschiedene Bilder gehabt in der Wohnung. Aber ich hätte auch noch was gewollt, hierher, aber sie haben die Bilder verschenkt, ich weiß es nicht. Ist mir nicht recht“ (1, 15, 472-474).



Abbildung 37: Bild von San Remo

Bei dem Gemälde handelt es sich um ein Reiseandenken; es erinnert sie an einen Ort in Italien, an dem sie häufig Urlaub gemacht hat, da ihr Bruder mit seiner italienischen Ehefrau dort eine Pension betrieb¹²⁹:

„Das ist von San Remo. Ja, das ist vom Mittelmeer, wo meine Schwägerin gewohnt hat“ (1, 15, 468-470).

„Da war ich immer im Urlaub“ (1, 5, 146).

„Italien, ja, so sieht es bei meiner Schwägerin aus. Die Häuser so“ (2, 7, 220-221).

„Das ist die Heimat meiner Schwägerin in San Remo. [...] Ah ja, das ist mit dem alten Haus da. Die haben ein anderes Haus gehabt, das ist nicht das Haus. Ah ja, wie die halt gebaut sind in südlichen Ländern. Um vor der Hitze sich besser zu schützen“ (3, 32, 885-1001).

¹²⁸ Auch Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton (1989) verweisen unter Bezugnahme auf ihre eigene Studie auf die Bedeutung von Bildern als „Gedächtnisbrücken zu Verwandten und Freunden oder zu verflochtenen Ereignissen“ (S. 82) und führen dies noch weiter aus: „Der Mensch wendet sich in seinem Heim vorzugsweise Bildern zu, denn dabei können erinnerungswürdige Anlässe und erfreuliche Sozialbeziehungen neu belebt werden. [...] Die von Künstlern in ihre Werke investierten Qualitäten und die in ihren Gemälden realisierte Ordnungsstruktur wirken vermutlich als Katalysatoren zur Bindung und Lenkung der Aufmerksamkeit des Betrachters in Richtung angenehmer Erinnerungen“ (S. 82 f.).

¹²⁹ Wie Frau Lingua weiter berichtet, trug diese den Namen „le palme“ (5, 9, 256). Frau Lingua erinnert sich: „Ja, die Palme. Am Meer unten. Die haben dann viel.. ich habe ihm dann Leute besorgt für die Pension, die ist dann sehr gut gelaufen“ (5, 9, 258-259).

Verknüpft mit den Gedanken an die Urlaube in Italien ist die tiefe Zuneigung zum jüngeren Bruder, an dem Frau Lingua „sehr [...] gehangen“ (1, 19, 572) hat:

„Der war sehr für seine Schwester. Hat mich beschützt, war drei Jahre jünger“ (1, 30, 934).

Der Bruder zeigt sich über alle Explorationen hinweg als wichtige Bezugsperson, mit der Frau Lingua eine enge Beziehung verband:

„Mein Mann war oft eifersüchtig. Weil ich so sehr auf meinen Bruder gehört habe“ (4, 7, 192-194).

Der Gedanke an den Tod des Bruders stimmt sie traurig: „Ja, schade, dass mein Bruder nicht mehr lebt, das bedauere ich sehr“ (1, 30, 932).

„Wenn er noch leben würde“ – so sagt sie an anderer Stelle – „dann hätte ich ein sehr gutes Los“ (1, 19, 578-579).

Der Bruder habe ein „böses Schicksal mitgemacht“ (1, 13, 409) und sei im Alter fast blind geworden: „Da hat er sehr drunter gelitten“ (1, 13, 412) erinnert sich Frau Lingua. Auch sie selbst habe diese altersbedingte Sehbeeinträchtigung sehr betroffen gemacht:

„Und da habe ich so drunter gelitten, dass er das Augenlicht fast verloren hat, im Alter“ (1, 14, 418-419).

„Aber ich kann verstehen, denken Sie mal, wenn Sie jetzt die Augen zumachen, es ist immer Nacht. Es ist ja furchtbar, das ist das Schlimmste, was es gibt! Wenn man ein Bein verloren.. verliert, das ist sehr schlimm oder einen Fuß oder irgendwas, aber wenn man das Augenlicht verliert, das ist.. das finde ich ganz furchtbar“ (3, 22, 675-679).

Im Rückblick auf die Urlaube werden neben der Erinnerung an den Bruder auch selbstbezogene Kognitionen aktiviert, die sich zunächst auf die Freude am Reisen im Allgemeinen beziehen:

„[...] Reisen habe ich gern gemacht“ (1, 9, 263).

„Ich wollte raus in die Welt. Und fremde Länder sehen“ (2, 25, 790-792).

Generell scheint das Thema Reisen für sie bedeutsam¹³⁰. So antwortet sie auch auf die Frage nach ihren Wünschen für die Zukunft:

„Was kann man da noch viel wünschen? Reisen kann man auch nicht mehr so [...]“ (1, 14, 436).

¹³⁰ Auch bereits in Zusammenhang mit ihrer früheren Arbeitstätigkeit wurde das Reisen positiv hervorgehoben.

Sie erinnert sich im Folgenden an die gemeinsamen Fahrten mit ihrem Ehemann an den italienischen Ferienort:

„Ja, nach San Remo. Mit.. wer war denn da dabei, mein Mann. Wir sind immer so hundert Kilometer.. das war eine schöne Fahrt“ (1, 31-32, 985-987).

„Mein Mann war ein sehr guter Fahrer und wenn man natürlich weit fuhr, der eine war müde, dann haben wir als mal gewechselt, ich habe hundert Kilometer gefahren und meist, mein Mann ist durch die Städte gefahren. Der hat sich ausgekannt! Also wenn der was gelesen hat, das hat der gewusst! [...] An die Riviera sind wir gefahren, nach San Remo“ (3, 18, 558-566).

„Wir sind ja bis an die Riviera mit dem Auto gefahren. Ah ja, das war schon weit, über das Gebirge weg. Und ich bin die Landstraßen gefahren und mein Mann durch die Städte. Der hat sich ja ausgekannt. Also ich habe mich grad gewundert wie der alles gefunden hat“ (3, 32, 989-993).

Der Urlaubsort wird vor allem mit leibbezogenen Erinnerungen verbunden, die sich in der Beschreibung von sinnlichen und bewegungsbezogenen Erfahrungen niederschlagen:

„Und im Meer schwimmen, das war eine wunderbare Sache. Und bei Nacht auch. Wenn alles dunkel war, von Ferne klang die Musik. Die Tanzmusik und das war immer wunderbar. Wenn man da hat baden gehen können, also schwimmen“ (1, 9, 264-272).

„Und es war immer wunderbar. Dann sind wir mit dem Nachen [bestimmter Bootstyp, A. d. V.] raus gefahren.. und wir hatten dort einen Nachen gemietet oder ein Bekannter hat einen Nachen gehabt und da konnte man dann raus fahren und konnte dann vom Nachen aus ins Meer springen“ (2, 8, 238-241).

„Da war unten direkt das Meer und im Meer schwimmen, das war meine Leidenschaft“ (2, 25, 793-794).

Das Meer sei jedoch unberechenbar und aufgrund der Fische auch nicht ganz ungefährlich gewesen:

„Aber das war gefährlich, wenn dann plötzlich Flut kam. Weil.. da hatten wir Glück, wenn man dann gut wieder zurück kommt“ (4, 27, 850-852).

„Ja, aber es ist auch ein bisschen unheimlich auf der anderen Seite. Wenn ein Wal-fisch kommt und sein Maul aufmacht, dann haben wir ja.. was ist da, da ist man doch ein kleines Menschlein. Und wenn man dann da im Bauch noch leben muss“ (1, 9, 274-279).

„Es war auch gefährlich oft, da kamen die Haie bis nah. Und die Menschenhaie, die fressen ja dort die Menschen [...] Oder da haben sie auch manchen ein Bein abgebissen oder einen Arm oder irgendwas“ (2, 25, 794-802).

Über die konkrete Erinnerung an San Remo hinaus werden weitere selbstbezogene Kognitionen ausgelöst, die sich auf die Fähigkeit des Schwimmens beziehen:

„Ich schwimme ja gerne. Ich habe ja die Prüfung gemacht. Und im tief tauchen, alles. [...] Der Wassersport hat mir viel Freude gemacht“ (2, 8, 227-233).

„Also ich war eine sehr gute Schwimmerin, ich bin zwei Mal über den Rhein geschwommen.[...] Aber das war für mich kein Problem, ich war eine sehr gute Schwimmerin. Und auch nicht ängstlich“ (3, 32-33, 1008-1027).

Dabei erinnert sie sich jedoch auch an eine spezifische Gefahrensituation, die in Form einer episodischen Erinnerung repräsentiert ist:

„Ich bin mal zwischen zwei Schiffe gekommen und das war sehr gefährlich. Wenn ich nicht Glück gehabt hätte, wäre ich vielleicht in den Sog geraten und dann.. Das eine kam hierher, das andere von der anderen Seite. Also das war sehr riskant alles. Das würde ich heute nicht mehr machen. Als junges Mädel, da hat man halt den Ehrgeiz“ (3, 33, 1016-1022).

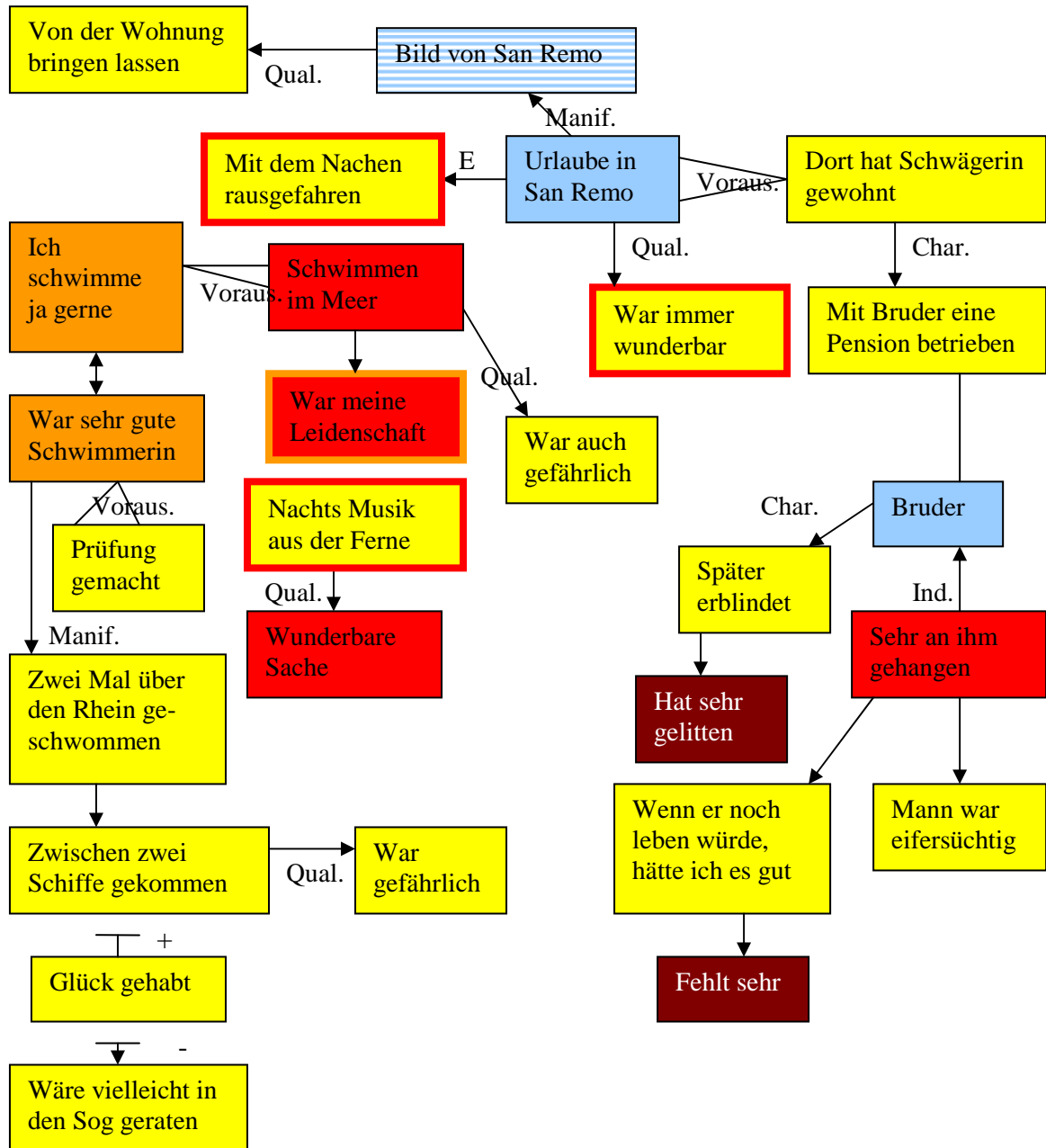


Abbildung 38: Strukturbild Lingua 4

Erstes Fazit

Die Bedeutung der räumlichen Umwelt im Hinblick auf die erlebte Lebensqualität scheint bei Frau Lingua eher gering und nicht von einem bestimmten Wohnort abzuhängen.

Zu ihrer Geburtsstadt Mannheim sowie an ihre frühere Wohnung liegen scheinbar keine emotionalen Bindungen vor; die Lage des Pflegeheims scheint vermutlich ebenfalls nicht ausschlaggebend zu sein, wie ein antizipierter möglicher Umzug nach München zeigt.

In Zusammenhang mit der von ihr selbst als „Heimat“ bezeichneten Stadt Mannheim, mit der sie sich in erster Linie kognitiv identifiziert, wird vor allem die Schule als biografisch bedeutsamer Ort aktualisiert, mit dem bestimmte Daseinsthemen wie Fremdsprachen verknüpft sind.

Der Bauernhof von Verwandten – ein regelmäßig besuchter Ferienort - wird als weiteres „biografisches Setting“ präsentiert, mit dem positive Erinnerungen an eine einfache, aber glückliche Kindheit verbunden werden.

Das Pflegeheim als aktuellen Handlungsraum erlebt sie in negativer Hinsicht bedeutsam, was allerdings mehr an den anderen Bewohnern zu liegen scheint als an räumlichen Aspekten. Nähere Kontakte zu Mitbewohnern sind aufgrund mangelnder Passung nicht entstanden, mehrfach klagt Frau Lingua in den Explorationen über Gefühle von Einsamkeit.

Mit ihrem Zimmer hat sie sich ein Refugium geschaffen, in dem sich zahlreiche persönliche Gegenstände befinden. Die Auswahl der mitgenommenen Gegenstände scheint sie jedoch teilweise nicht selbstständig getroffen zu haben, wie der thematisierte Verlust weiterer Bilder zeigt.

In den von ihr selbst in den Explorationen als bedeutsam hervorgehobenen Gegenständen spiegeln sich mehrere Daseinsthemen wider.

Das dominierende Daseinsthema „Beschäftigtsein mit religiösen Inhalten“ manifestiert sich in zahlreichen Gegenständen (christlicher Kalender, Postkarte mit Kirche, Kreuzanhänger, Kreuz an der Wand). Vor allem der Neukirchener Kalender nimmt hier eine hervorgehobene Stellung ein. Es handelt sich hierbei um einen Gegenstand, der zum einen der Erinnerung an die religiöse Mutter dient; gleichzeitig aber auch einen Selbstbezug aufweist. Sozialisationsbedingt hat sich der Glaube an Gott bei Frau Lingua zu einer Selbstbildkomponente entwickelt, die sie durch das tägliche Lesen des Kalenderspruchs auch handelnd bestätigen kann.

Ein Reiseandenken in Form eines Gemäldes birgt biografische Erinnerungen an einen früheren Urlaubsort; neben selbstbezogenen Kognitionen spiegeln sich darin auch bedeutsame soziale Bezüge (Ehemann, Bruder) wider.

Bei Einsamkeitsgefühlen findet Frau Lingua Trost bei ihren Teddybären – ihren „Freunden“ – die gleichzeitig bedeutsame soziale Beziehungen sowie generell den für sie bedeutsamen Wert „Freundschaft“ repräsentieren. Da es sich um Geschenke handelt, werden durch die Bären direkt einzelne Personen symbolisiert („Norbi“, „Blacky“). Darüber hinaus kommen in den Explorationen indirekte Verbindungen zu Daseinsthemen zu Ausdruck (USA, Fremdsprachen).

11.6. Falldarstellung Herr PATRIA

*„Die Heimat vergisst du nicht, die vergisst man nicht. [...].
Wenn irgendwas ist zum Erzählen aus der Heimat,
da wirst Du nicht müde.“*

Herr Patria ist 95 Jahre alt, verwitwet und hat zwei Kinder.

Er ist als Sudetendeutscher im heute tschechischen Egerland geboren und aufgewachsen und hat dort die Vertreibung erlebt, in deren Anschluss der Umzug in ein Dorf im Fichtelgebirge erfolgte. Nachdem alltagspraktische Schwierigkeiten der Eheleute zunahmen, beschloss der Sohn, sie zu sich nach Frankfurt zu holen. Heute lebt Herr Patria nach dem Tod seiner zweiten Ehefrau im Haus seines Sohnes und dessen Frau.

Die fremderhobenen Daten stammen vom Sohn.

Herr Patria war Bäcker vom Beruf und hatte eine eigene Bäckerei, die seine erste Frau in die Ehe mit einbrachte. Diese Arbeit habe ihm viel Freude bereitet.

Er sei immer sportlich gewesen, habe sehr gerne gekegelt und Fußball gespielt und sei bis vor einigen Jahren noch aktiv Ski gefahren.

Auch heute interessiere er sich noch für Fußballspiele und Ergebnisse, die ihm der Sohn aus der Zeitung vorlese. Zum Zeitpunkt der ersten Exploration gingen Sohn und Vater jede Woche in ein Thermalbad zum Schwimmen.

Wie der Sohn berichtet, gestalte sich der Alltag mit dem Vater nicht immer einfach. So benötige er viel Zuwendung und reagiere teilweise ungeduldig und ungehalten.

Häufig sei er zeitlich und räumlich nicht orientiert.

Der MMST-Wert liegt nur bei 2 Punkten. Herr Patria war nicht zeitlich und nur teilweise räumlich orientiert. Der Test wurde abgebrochen¹³¹. Aufgaben, die Sehfähigkeit erforderten, konnten nicht ausgeführt werden, da Herr Patria unter einer starken Sehbeeinträchtigung leidet und nahezu blind ist.

Auf die Besuche der Interviewerin reagiert Herr Patria positiv und freut sich über die damit verbundene Gelegenheit zum ausgiebigen Gespräch:

„Ich erzähle gern einmal mit einem anderen Menschen. Was man so getrieben hat und.. alles angestellt hat“ (2, 2, 50-51).

„Das ist schön, dass Sie mal kommen. Das ist sehr schön, ja“ (5, 2, 63).

Eine anfänglich schlechte Stimmung, wie sie bei der fünften Exploration vorlag, kann durch daseinsthematische Kommunikation (vgl. Kap. 9.2.2.2.) schnell gelöst werden.

Herr Patria zeigt sich in allen Exploration hoch emotional und von seinen Erinnerungen und Erzählungen tief bewegt. Teilweise weint er auch. An die Interviewerin scheint er sich bei folgenden Besuchen nicht mehr zu erinnern. Im Verlauf der Explorationen spricht er diese abwechselnd mit „Sie“ oder „Du“ an.

Wie Herr Patria der Interviewerin erzählt, fühlt er sich bei seinem Sohn und seiner Schwiegertochter gut aufgehoben. *„Der Sohn kümmert sich richtig um mich“ (1, 6, 183)* berichtet er in der ersten Exploration und führt dies auch noch genauer aus:

„Da habe ich keine Angst. Der ist immer da bei mir“ (2, 1, 25).

„Ja, ich habe eine schöne Wohnung.. und die.. die Eltern [gemeint sind Sohn und Schwiegertochter, A. d. V.] sind sehr gut zu mir. Ich habe es ja schön da.. Mir geht nix ab, ich habe alles“ (1, 5, 136-137).

Hinsichtlich seines aktuellen Wohnortes zeigt er sich in den Explorationen überwiegend orientiert. Durch seinen Sohn – so erinnert er sich - sei er nach Frankfurt gekommen.

Viel bedeutsamer als der aktuelle Wohnort ist jedoch sein vergangener biografischer Handlungsraum, den er selbst mit dem Begriff „Heimat“¹³² bezeichnet.

¹³¹ Die Testung wurde von einer Psychologin im Rahmen des Projekts QUADEM durchgeführt. Als Abbruchkriterium galt der Wunsch des Teilnehmers nach Beendigung der Testung. Ferner wurden keine Testungen durchgeführt, wenn ersichtlich wurde, dass die Testung eine Belastung für den Demenzkranken darstellte (die sich z. B. durch Weinen ausdrückte), physische (z. B. stark eingeschränkte Seh- oder Hörfähigkeit) oder psychische Defizite (z. B. Mutismus) die Testung sehr erschwerten oder unmöglich machten.

¹³² Bedingt wird diese große Bedeutsamkeit des Themas sicher zum Großteil durch den biografischen Hintergrund des Befragten; so zählt Herr Patria zu den so genannten „Heimat-Vertriebenen“, die als Folge des Zweiten Weltkrieges die damaligen deutschen Ostgebiete verlassen mussten.

Mit seiner Heimat im Egerland fühlt er auch heute noch eine starke affektive Verbundenheit. Dementsprechend nehmen Erzählungen über dieses Thema in den Explorationen thematisch den größten Raum ein.

Der derzeitige Wohnort in Frankfurt wird als „fremd“ (4, 2, 52) bezeichnet und die vertraute Heimat im Verhältnis dazu als „ziemlich weit weg“ (3, 13, 395) lokalisiert:

„[...] ich komme fast nicht mehr in meine Heimat. Da komme ich nicht mehr hin. Das ist ziemlich weit weg. Meine Heimat. Eger ist jetzt weit weg. Ich bin ja jetzt wohnhaft in Frankfurt. Ich lebe jetzt in Frankfurt am Main. Und sonst, meine Heimatstadt ist Eger. Das war meine Heimatstadt, Eger“ (3, 13, 394-400).

„Am schönsten war die Heimat. So hier, hier war es auch ganz schön, aber das war halt fremd. Das war fremd alles“ (4, 2, 51-52).

„Ja, Egerland war schon schön. Naja, Frankfurt ist halt eine Stadt, ne. Eine Großstadt. Egerland, naja, das war ein ganzes Land. Ein kleines Land, ne. War aber sehr schön gewesen. Das besteht schon noch, das Egerland“ (2, 7, 207-210).

Mehrfach erklärt er das Egerland „heute noch gern“ (1, 1, 31) zu haben und dort „immer gern“ (1, 1, 32) hinzugehen. Zwar sei es schon „ziemlich lang her“, dass er von dort fort sei; dennoch: „die Erinnerung bleibt“ (5, 5, 134-135).

„[...] man denkt viel zurück“ erzählt er der Interviewerin „wie schön das war alles. War alles sehr schön“ (5, 12, 362-364).

In allen Explorationen berichtet er tief emotional berührt immer wieder von seinem „schönen Egerland“ (1, 1, 31), seinem „Heimatland“ (3, 6, 165):

„Oh, in Egerland war es sehr schön. Das war, ist auch ein schönes Land. Ein sehr schönes Land. [...] Ja, Eger ist ein schönes Städtle. Alte, alte Stadt. Auch altertümlich. Aber berühmte Stadt“ (2, 2, 54-60).

„Das Egerland und das Böhmerland, mein Heimatland. Das freut einen schon, wenn man mal ein wenig erzählt davon“ (5, 16, 479-480).

„Unser schönes Eger, das vergessen wir nicht“ (3, 6, 165).

Immer wieder finden sich in den Explorationen Aussagen, die sich als Ausdruck von Ortsidentität deuten lassen:

„Geboren, geboren bin ich in St. A. Das ist oberhalb in Eger, ja. Ja, ja, als Kind bin ich aufgewachsen in Eger“ (2, 2-3, 62-64).

„Die Heimat war in Egerland. In der Stadt Eger. Das war meine Heimat. Ich bin auch geboren in Eger“ (1, 1, 25-27).

„Ja, ich komme aus dem Egerland. Aus Eger. Da war meine Jugendzeit in Eger. [...] Das war schön, da habe ich immer noch Erinnerungen an Eger. Es war immer eine schöne Zeit, ja“ (3, 1, 15-18).

Sein Heimatdorf beschreibt er als „*kleiner Ort, da war die Kirche, ne, und ein paar Häuser und nicht viel. Es war ein kleinerer Ort*“ (2, 15, 448-449).

„*Ich weiß nicht, Sie werden es nicht kennen, das Egerland*“ (5, 5, 137) vermutet er und bedauert auch an anderer Stelle: „*[...] die schöne Egerstadt, die kennst Du gar nicht*“ (5, 14, 417).

Umso mehr möchte er in allen Explorationen der Interviewerin davon berichten.

Wie viel Freude ihm die Gespräche über seine Heimat machen, zeigt sich beispielsweise als die Interviewerin ihn während einer Exploration fragt, ob er müde sei und sich gerne ausruhen würde¹³³. Dieses verneint Herr Patria mit dem Verweis auf die Bedeutsamkeit dieses Themas entschieden: „*Ach, wenn irgendwas ist zum Erzählen aus der Heimat, da wirst Du nicht müde*“ (4, 14, 439).

Fernsehen – so sagt er – schaue er deswegen gern, weil „*man doch mit der Heimat noch verbunden*“ (5, 16, 493) sei: „*Da freut man sich, wenn man immer ein wenig hört davon, von der Heimat*“ (5, 16, 495-496).

„*Die Heimat ist immer da*“ (5, 6, 160) – erklärt Herr Patria in der fünften Exploration.

Bereits in den vorangegangenen Gesprächen wurde deutlich, was er mit diesem Satz meint. Heimat bedeutet für ihn mehr als ein bestimmter Raumausschnitt. Heimat ist ein Gesamtes, ein umfassender biografischer, erinnerter Handlungsraum, der Identität stiftet und darüber hinaus hochgradig emotional besetzt ist, wie Mimik und Stimme während der Explorationen immer wieder deutlich zeigen.

Im Laufe der Explorationen entfalten sich viele Facetten seiner „*environmental memories*“ (Cooper-Marcus, 1992), die im Folgenden näher dargestellt werden sollen.

Zunächst beschreibt Herr Patria eine „*physische Verinnerlichung*“ (Rowles, 1983a, 1983b, 1993; vgl. hierzu auch das „Raumgedächtnis“ im Sinne von Fuchs, 2010, Kap. 5.2.1) seines früheren Lebensumfeldes, wenn er sagt:

„*Naja, da sind wir geboren und aufgewachsen, ne, da hat du jeden Schritt gekannt. [...] Da kann ich heute, heute noch hingehen und weiß jedes Fleckchen, jedes Fleckchen von Eger*“ (3, 10, 306-310).

In Verbindung mit dem „*biografischen Setting*“ (Porschke, 2009) der Heimat wird auch das soziale Bezugssystem (Familie, Freunde) rekonstruiert.

¹³³ Vor dem Hintergrund der grundsätzlichen Überlegungen zur Datenerhebung (vgl. Kap. 9.1) wurde während der Explorationen auf mögliche Anzeichen von Anstrengung, Ermüdung und Überforderung sensibel geachtet und ggf. die demenziell erkrankte Person danach gefragt.

Als wichtiges Element präsentiert sich sein Elternhaus, an das er sich „freilich“ (2, 15, 451) noch gut erinnert. Zum Haus gehörte eine Gastwirtschaft, von der Herr Patria freudig und weinend zugleich berichtet:

„Menschen habe ich immer um mich gehabt. Ich bin ja in einer Gastwirtschaft aufgewachsen. [...] Eine große.. das war eine große Wirtschaft (weint). [...] Meine Mutter hat gut gekocht. Der ihr Essen war sehr berühmt“ (4, 3, 64-73).

„Die [Eltern, A. d. V.] haben Gastwirtschaft gehabt. Und die waren da immer beschäftigt. Und daheim, wenn wir waren, mussten wir in der Gastwirtschaft mithelfen. Meiner Mutter mussten wir viel helfen. Die haben eine große Gastwirtschaft gehabt, ne. Da musste man viel helfen. Ja, als Kinder ist nix anderes übrigbleiben wie mithelfen, ne“ (4, 8, 234-236).

„Obenauf war die Gaststätte, ne, da hast oben gewohnt und zuhause geschlafen. Ja, alles in einem Haus. Ja, das war ein großes Haus. Das war ja groß, das Gasthaus“ (4, 18, 558-560).

Die Eltern werden als „gut“ und „schön“ charakterisiert (5, 9, 255-256). Er sei der „letzte“ oder „vorletzte“ (4, 9, 276, 279) von seinen Geschwistern gewesen, genau wisse er das jedoch nicht mehr. Zunächst erklärt er, keine Schwester gehabt zu haben (4, 9, 281):

„Wir waren vier Geschwister. [...] Wir waren lauter Buben“ (4, 9, 271, 283).

Später erinnert er sich nicht mehr an die genaue Zahl seiner Geschwister, vermutet aber, er habe mehrere Brüder und eventuell auch eine oder mehrere Schwestern gehabt:

„Vier Buben. Ich kann mich gar nicht mehr so genau dran erinnern. Also vier Buben waren wir auf jeden Fall.. ich weiß nicht, ob ein Mädchen auch dabei war. Das kann schon sein, aber das weiß ich heute nicht mehr“ (4, 10, 285-287).

„Ich habe Brüder.. Brüder habe ich vielleicht vier Stück gehabt. Brüder, Schwestern“ (5, 10, 304).

Gerne denkt er jedoch an seine Geschwister zurück, mit denen er eine „schöne Zeit“ (5, 10, 306) verbracht hat:

„Das war eine schöne Zeit, wenn man Geschwister gehabt hat“ (5, 10, 306).

„Das waren schöne Zeiten, wenn man Geschwister gehabt hat, hat schön gespielt“ (5, 10, 312-313).

Schon als Kind – so erinnert sich Herr Patria – musste er in der Gastwirtschaft der Eltern mithelfen, da diese stets gut besucht war:

„[...] waren jeden Sonntag vielleicht zwanzig, gut zwanzig, dreißig Personen waren immer da im Gasthaus“ (5, 20, 627-628).

„Wochenende. Da war immer die Gastwirtschaft.. war immer voll“ (5, 10, 288).

Herr Patria erinnert sich, dass er dort „*viel arbeiten*“ (4, 4, 116) musste. Dazu gehörte auch, für die Mutter ins nächste Dorf zum Einkaufen zu fahren, denn „*die Gäste brauchten ja was zum Essen*“ (5, 20, 633):

„Ja, den Gästen geholfen und ein wenig zugelangt. Da sind wir oft mit dem Fahrrad oder mit den Skiern nach Eger gefahren, haben einkauft für die Mutter, ne. (...) Da haben wir viel einkaufen müssen, wir Kinder“ (4, 8, 240-242).

„Das kennt man jetzt gar nicht mehr, dass man so viel arbeitet. Ich weiß schon noch wie es war, aber.. ich weiß bloß noch, dass es viel Arbeit immer war..bei uns. Naja, in einer Gaststätte war immer viel Arbeit“ (4, 5, 132-134).

„Da musste man schon schaffen helfen, wir als Kinder. Und wir mussten, im Sommer, musste wir mit dem Fahrrad nach Eger fahren, schnell, ein wenig.. Torten, ein wenig Gebäck in der Konditorei einkaufen, gell“ (4, 12, 362-364).

Auch die ersten Erinnerungen an das Skifahren – ein weiteres bedeutsames aktuelles Daseinsthema - werden mit der Heimat verbunden. So sei er im Winter häufig auf Skiern für die Mutter zum Einkaufen gefahren:

„Da habe ich es schon gelernt. Da, im Winter, wenn es warm war, ein schöner Tag, da musste man als Kind nach Eger fahren mit den Skiern, Einkaufen“ (4, 8, 224-225).

Auch meint er sich zu erinnern, dass Eger ein „*Wintersportort*“ (4, 7, 221) gewesen sei:

„Da war ja mindestens ein halber Meter gut Schnee. Da war immer Schnee im Winter. Und ich bin gerne Skigefahren“ (4, 8, 229-230).

„Da sind wir ein wenig spazieren gegangen. Am Dillenberg. Das war ein kleiner Berg, aber schön. Wenn ein wenig Schnee war, Herbst zu und Winter, da sind wir mit den Skiern runtergebraust, das war ja die schönste Zeit, mit den Skiern, da wenn Schnee war, haben wir da runtergesaust“ (3, 15, 447-450).

Auch heute erinnert er sich gern ans Skifahren, das er zu seinen „*größten Sportarten*“ (4, 7, 231) zählt:

„Skifahren bin ich gern gegangen. [...] Ich habe die ganzen, die ganzen Berge in, äh, Deutschland und Süddeutschland kenne ich alle, von A bis Z“ (1, 5, 146-147).

„So lange ich jung war, bin ich überall Skifahren gewesen. Im ganzen Bayern war ich Skifahren. Ich war ja lange Skifahren“ (1, 7, 213-215).

„Das ist noch nicht lange her, dass ich das letzte Mal Skifahren war. Ja, das hat halt Spaß gemacht, ne. Und schön war es auch“ (1, 8, 247-248).

„Ich bin Ski gefahren, so lang es gegangen ist“ (1, 8, 250).

Auf die Frage nach Wünschen für die Zukunft in der vierten Exploration formuliert Herr Patria den Wunsch, neben Bekannten auch das Gasthaus seiner Eltern wiederzusehen:

„Einmal unser Gasthaus.. da waren halt doch viele Erinnerungen noch da“ (4, 15, 456).

Im Laufe der Exploration erwähnt Herr Patria auch mehrfach spontan eine Ansichtskarte von der Gaststätte, die er besitzt und der Interviewerin gerne zeigen möchte¹³⁴:

„Da muss ich mal schauen, ob ich da noch eine Karte finde. Eine Ansichtskarte“ (4, 11, 325).

„Unsere Gastwirtschaft, muss mal schauen, ob ich ein Bild finde davon, dann bring ich einmal eins mit“ (4, 15, 449-450).

„Ich muss einmal schauen, ob ich noch Karten, Ansichtskarten finde, von der Gastwirtschaft und von der Kirche“ (4, 20, 611-612).

„Na, wenn ich noch eine Karte finde, ein Foto, weißt Du, so eine Karte, wenn man noch mal findet“ (4, 22, 683-685).



Abbildung 39: Ansichtskarte des Gasthauses der Eltern

Zur Gastwirtschaft gehört auch ein Garten, in dem im Sommer *„meistens Betrieb“* (4, 11, 320) herrscht:

„Wenn schönes Wetter war.. war im Garten, im Gaststättengarten.. Leute. Es war schönes Wetter, es waren schon ein paar Leute da, aber da sind noch, dann sind.. in einer halben Stunde war der Garten voll“ (4, 11, 334-336).

Wie Herr Patria berichtet, wachsen im Garten der Gastwirtschaft *„mindestens zwanzig Kastanienbäume“* (5, 8, 239), *„die waren so schön, wenn die geblüht haben“* (5, 8, 229-230):

¹³⁴ Auf Nachfrage beim Sohn nach der Exploration zeigt dieser der Interviewerin die besagte Ansichtskarte (vgl. Abb. 39).

„Und wenn da.. Zeit war, Erntezeit, da hat es ja viel Kastanien gegeben bei uns. Da, unser Gasthausgarten, sagt man, Gaststätte, da waren lauter Kastanienbäume gestanden. Ja, und wenn Kastanienernte war, oh je, da hat es massig gegeben. Da haben wir im Winter die Kastanien auch gesammelt“ (4, 10, 307-312).

Mit den gesammelten Kastanien habe er als Kind gerne gebastelt. *„Das hat uns großen Spaß gemacht“ (4, 10, 298)* erinnert er sich.

Eine von der Interviewerin zur fünften Exploration mitgebrachte Kastanie, die ihm in die Hand gelegt wird, erkennt er trotz seiner Blindheit durch Ertasten sofort: *„Ja, das ist eine Kastanie!“ (5, 8, 235)* *„Was das für eine schöne Frucht war“ (5, 9, 266)* stellt er freudig fest. Schon lange – so sagt er – habe er keine mehr gesehen. Im Folgenden werden erneut Erinnerungen an seine Kindheit und die Spiele mit den gesammelten Kastanien wach¹³⁵:

„Als Kinder haben wir viel gespielt mit Kastanien, ja. Da hat man sich immer gefreut, wenn man da viele gefunden hat, ne“ (5, 8, 245-247).

„Das war ein schönes Spielzeug“ (5, 9, 277).

„Hat man sich immer gefreut, wie schön das war, die Spiele. Die kennt man gar nicht mehr. Die kennt man gar nicht mehr“ (5, 12, 372-373).

„Wenn man sie in der Hand hat, dann weiß man, wo sie abstammt. Wo eine Kastanie her ist. Wie sie gewachsen ist und schön geblüht hat“ (5, 8, 250-253) erklärt Herr Patria und vermutet weiter, die Kastanie stamme aus dem Kastaniengarten der Gastwirtschaft seiner Eltern.

Im Zusammenhang mit weiteren Erinnerungen an die Heimat deutet sich auch das Erleben einer sozialen Ortsbindung¹³⁶ an. So habe es dort *„lauter gute Leute“ (1, 3, 86)* gegeben, wie er auch an anderer Stelle erzählt:

„Ja, ich habe lauter gute, gute Menschen um mich gehabt, ich war sehr glücklich immer“ (2, 15, 460-461).

Vor allem Freunde sind ihm *„wichtig“* und *„immer schön“ (5, 7, 201)*. Häufig berichtet er auch davon, in der Heimat noch gute (Kegel)Freunde zu haben, die er gerne wieder besucht habe:

„[...] die habe ich heute noch gern, Freunde, liebe Freunde. Und wenn wir.. in meine Heimat kommen, da besuche ich immer meine ganzen Kegelfreunde.. ich habe ja zwölf Kegelfreunde.. und die freuen sich auch, wenn ich komme“ (1, 4, 103-105).

¹³⁵ Durch das Ertasten der Kastanie, die hier als Intermediärobjekt (Petzold, 1988) fungiert, wird das Leibgedächtnis angeregt, woraufhin wiederum biografische Erinnerungen aktiviert werden.

¹³⁶ In der Literatur wird der Bedeutung sozialer Kontakte für die Entstehung einer Ortsbindung ein hoher Stellenwert eingeräumt. So gelten soziale Beziehungen zu Verwandten, Nachbarn und Freunden als wichtige, z. T. entscheidende Voraussetzung. (vgl. Kap. 5.2.1).

„Freunde waren für mich viel wichtiger. Die habe ich gern gehabt. Ich habe als auch von Zuhause viele Freunde gehabt. Aber da komme ich nicht so hin, ne, in die Heimat, komme ich ja fast nicht mehr. Aber die Freunde habe ich schon noch daheim“ (1, 1, 20-22).

„Ich war ein sehr guter Kegler. wir haben ja auch (unverständlich) zwölf Kegelfreunde. Gute Freunde waren das. Wenn ich die Heimat komme, gehe ich noch zu meinen Kegelfreunden“ (1, 2, 61-64).

Generell zeigt sich das Kegeln in allen Explorationen als wichtiges Daseinsthema. „Die größte Freude“ - so berichtet Herr Patria – habe er mit seinem Kegelsport gehabt (1, 2, 49). Gerne berichtet er der Interviewerin mehr über sein liebstes Hobby:

„Das war mein Lieblingssport.. das habe ich gern gemacht, ja“ (2, 3, 95).

„Ich habe auch gern ... gekegelt sagt man. Das war so eine runde Kugel und die hat man vorschieben müssen und vorne war der Kegel gestanden, den musste man treffen. Das war interessant“ (2, 3, 90-93).

„Gekegelt habe ich viel, ja. Das war mein schönster Spaß, Kegeln. Da war es immer schön und herrlich. Gute Freunde haben wir da gehabt“ (3, 6, 180-181).

„Und wenn wir bloß Sand gehabt haben, haben wir mit Sand gekegelt“ (1, 4, 98-99).

Der Interviewerin, die bekennt, selbst nicht kegeln zu können, erklärt er, dass man üben müsse, denn „von nix kommt nix“ (2, 4, 117):

„Das ist ein schöner Sport. Wenn es den einmal ..äh, einen Monat probieren, dann können Sie es schon“ (2, 4, 120-121).

Sein letztes Kegeln sei noch nicht lange vorbei, „höchstens vier, fünf Jahre, hat man aufgehört, hat man ganz aufgehört zum Kegeln“ (2, 4, 104-105). Mittlerweile habe er aufgrund seiner Sehbeeinträchtigung dieses Hobby aufgeben müssen, „denn jetzt geht es nicht mehr, weil man es nicht mehr sieht“ (2, 2, 41-42).

Eine von der Interviewerin zur vierten Exploration mitgebrachte Kegelkugel befühlt er mit großem Interesse¹³⁷. „Das war eine Kugel zum Kegeln“ (4, 23, 707) erkennt er sofort.

Spontan vermutet er, sie stamme aus der Gastwirtschaft seiner Eltern; denn dort war seiner Erinnerung nach auch eine Kegelbahn vorhanden:

„(P. befühlt Kegelkugel)

P: Das ist ein Stück.. von der Gastwirtschaft.

I: Meinen Sie?

¹³⁷ Den bei der vorherigen Exploration mitgebrachten Kegel erkannte Herr Patria nicht durchs Ertasten. Auf die Bemerkung der Interviewerin, dass es sich hierbei um einen Kegel handle, reagiert er jedoch freudig und dankbar: „Ein Kegel ist das! [...] Das ist aber schön von Dir“ (3, 6-7, 188-192).

P: Ja, das war ja, die Kugel.. vom Schankzimmer, ne.

[...]

I: Das hier ist eine Kegelkugel, Herr Patria, was vor Ihnen liegt. Eine Kugel zum Kegeln.

P: Da war ein extra Raum, ne.

I: In der Gastwirtschaft?

P: Gastwirtschaft und da war die Kegelbahn dran“

(4, 21, 661-663; 4, 22, 672-675).

„Na, das wird auch dazugehört haben, zu der Gastwirtschaft, vermute ich“ (4, 23, 704) sagt er auch an späterer Stelle. Als er die Kugel ein weiteres Mal befühlt, wundert er sich darüber, dass die Kugel nur zwei Löchern hat, denn „[...] normal hat die drei“ (4, 23, 713). Im Folgenden werden selbstbezogene Kognitionen aktiviert, die sich auf das Kegeln beziehen:

„Ich war ein sehr guter Kegler, ja. Ja, wir haben ja keinen anderen Sport gehabt, ne“ (4, 23, 717-718).

An die Jugend – so sagt er häufig – denke er viel (5, 4, 105-106). Die Erzählungen über seine Jugend – eine „schöne Zeit“ (5, 4, 112) – beinhalten u. a. Erinnerungen an die Bäckerlehre, in der Herr Patria als „Lausbube“ (2, 7, 215) – wie er sich selbst bezeichnet - mit einem „Huckelkorb“ Brötchen an die Kunden verteilte:

„Mit dem bin ich rum und habe Brötchen vertragen. Alles auf dem Rücken, ja. Und da haben sich die Leute gefreut, wenn wir immer gekommen sind und haben frische Brötchen gebracht, das war schön“ (2, 3, 68- 71).

„[...]ich habe, äh, früher, als Bäckerlehrebube, habe ich einen Huckelkorb gehabt und da haben wir Brötchen immer rein für die Kundschaft, Säck-, immer so Säckchen mit Brötchen, ne und .. die nächste Bestellung, was drunter war, das haben sie einen Tag zuvor schon in den Korb reingeschmissen [...] und da haben wir immer das Gebäck hingetragen. Ich habe in Eger, in Egertal, das ist ja da ganz in der Nähe, ne. Da waren wir Lehrbuben noch, zehn Stück oder was, oder zwölf, haben dort Gebäck hingetragen, wir Lehrbuben, unter die Leute. Die haben eine große Freude gehabt (1, 10, 72-79).

Später habe er auch eine „schöne Bäckerei“ (1, 2, 37) gehabt, und dort – wie er meint – „vor fünf, sechs Jahren im Bäckerberuf noch geschafft“ (2, 3, 77-78). Gerne erinnert er sich an diese Tätigkeiten zurück:

„Das war mal.. habe ich ja gern gemacht. Das war ja auch mein Hobby, später“ (1, 2, 39).

„Ja, Torten, alles habe ich gemacht. Ich habe viel gebacken und Torten gemacht, ne. Alles habe ich gemacht, Brötchen“ (1, 3, 90-91).

„Ja, der Beruf war schon schön, ja, der Bäckerberuf war nicht garstig, war ein schöner Beruf. Da hat man sich immer wohlgeföhlt“ (3, 1, 9-10).

Ein zur vierten Exploration mitgebrachtes Nudelholz beföhlt er interessiert. Auf die Erklärung der Interviewerin um welchen Gegenstand es sich dabei handelt, antwortet Herr Patria: *„Ach, ein Nudelwalken. Ja ja, jetzt erkenne ich es“ (4, 3, 89-92).* Auf die Frage, ob er solch ein Werkzeug früher auch gehabt hätte, stimmt Herr Patria zu:

„Ja, freilich, als Bäcker. Musstest ja haben. Musstest ja ein Nudelwalzel haben. Das haben wir immer gehabt, ein Nudelwalken“ (4, 3, 94-95).

Die in der zweiten Exploration gestellte Frage, was ihm einfalle, wenn er an seine Heimat denke, weckt einen neuen Themenkreis an Erinnerungen, die seine Tätigkeit als Ministrant beinhalten:

„Ja, die Heimat.. da fehlt mir halt viel. Die Kirche, ich war ja.. vom Pfarrer.. lange Ministrant“ (2, 12, 354-355).

„War ich gern Ministrant. Und der Pfarrer, der war auch sehr lieb sein, gibt es nix. Den haben alle gern gehabt. (...) Aber das waren schöne Zeiten, ja“ (2, 14, 416-417).

„Ich war mit vier, vier, fünf Jahren war ich schon Ministrant. Da war ich dann Ministrant und.. und ein Jahr oder zwei Jahre später, da waren wir ja schon Buben, da waren wir ja schon große Ministranten. Da mussten, hatten wir schon Aufgaben zu erfüllen [...] Wenn du Ministrant warst, dann musst du helfen dem Pfarrer“ (4, 17, 510-520).

Auf die Frage in der fünften Exploration, ob es denn auch eine schöne Kirche in Eger gegeben hätte, antwortet er:

„Kirche? Ja ja. Wir haben ein paar schöne Kirchen gehabt. Wir haben schöne Kirchen gehabt. Wir haben doch selber, auf St. A., wo ich zuhause bin, da war auch eine schöne Kirche“ (5, 14, 430-432).

Wie er weiter berichtet, sei er lange noch die Kirche gegangen, da er dies so gewohnt gewesen sei und *„nicht anders gekannt“ (2, 13, 409)* habe.

Die landschaftlichen Gegebenheiten in seiner Heimat empfindet er als „*sehr schön*“ (2, 3, 84, 86), mit „*Wiesen und Felder in der Nähe*“ (2, 3, 84).

„*Hinaus in die Welt, ja, wollten wir*“ (3, 6, 162) berichtet Herr Patria. In der Jugend genießt er beim Wandern allein oder mit Freunden naturräumliche Erfahrungen¹³⁸:

„*Ja, wandern war ich viel, ja*“ (5, 7, 210).

„*Ist man auch allein gewandert. War auch schön, wenn man die Natur, wenn man die schönen.. die Sonne aufgehen hat sehen. In aller Früh war man ja schon auf den Beinen*“ (3, 9, 259-261).

„*Ich bin gern früh aufgestanden und hab mir die Welt angeschaut*“ (3, 9, 263).

„*Ja, im Sommer war ich überhaupt, viel war ich unterwegs im Sommer. Da war ich viel draußen, in freier Luft*“ (2, 10, 311-312).

„*Und da war ein Pult da, da hat man ein Knopf gedrückt, da ist immer ein Bild gekommen, wo man hinwandern sollten, weißt du. Da haben wir immer gewusst, wo wir hinwandern sollten, nach dem Punkt*“ (3, 10, 295-297)

Ziele finden sich viele in der näheren und weiteren Umgebung:

„*Ich bin immer schön gewandert, nach Dillenberg sind wir viel gewandert. Das war ein.. der Berg war schon ganz schön ganz, der Dillenberg. Das war ein schöner Berg, da sind wir viel raufgewandert*“ (3, 15, 458-460).

„*Und dann bin ich auf Wanderschaft gegangen bis Eger und bis Karlsbad. Karlsbad, Marienbad. Das waren.. waren so unsere schönsten Städte. Ja, da war ich viel, in Marienbad war ich viel. Ja, Marienbad ist sehr schön. Marienbad und Karlsbad waren alle schön. Da hat man schöner Erinnerungen an die Jugend*“ (3, 8, 246-254).

„*Sind wir gern wandern gegangen in Eger. Auf das Schloss. Da war ein schönes Schloss in Eger, da sind wir gern hingegangen, wandern*“ (3, 10, 317-319).

„*Die berühmte Kaiserburg. Die war immer schön, die Kaiserburg, die haben wir gern besucht*“ (5, 14, 426-427).

Auf den zahlreichen Wanderungen singt man gerne Heimat- und Wanderlieder¹³⁹. „*Das ist schön zum Singen*“ (5, 11, 349) findet er. Besonders mag er die „*schöne Musik [...] die Böhmerwaldmusik. Und Egerländer*“ (5, 11, 337):

¹³⁸ Die Wanderungen können als Aneignungsprozesse verstanden werden, die nach Bollnow (1984) dazu beitragen, die Heimat „heimisch werden“ zu lassen.

¹³⁹ Auch an anderer Stelle zeigt sich Herr Patrias Interesse für „*schöne Musik*“ (5, 4, 125). So erinnert er sich an das Lied „*Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren*“ als die Interviewerin berichtet, aus Heidelberg zu kommen. Immer wieder beginnt Herr Patria daraufhin dieses Lied zu singen und berichtet, auch selbst schon öfter in Heidelberg gewesen zu sein: „*Heidelberg, da war ich schon ein paar Mal. Ist eine schöne Gegend, Heidelberg*“ (2, 7, 192). „*In Heidelberg war ich gern. Da habe ich mich viel, viel aufgehalten*“ (2, 11, 349). Analog zu dem Liedtext berichtet Herr Patria tief emotional berührt, selbst auch sein Herz dort verloren zu haben: „*Ja, in Heidelberg hab ich mein Herz verloren. Ja (...) Habe ich auch noch eine gute Freundin ge-*

„Musik? Ja ja. Musik höre ich gern. Die ist schon schön, ein wenig Musik, die wird Ihnen auch gefallen, die Musik“ (5, 4, 120-121).

„Aus dem Egerland die schöne Musik. Egerland und Böhmerland“ (5, 4, 125).

Stark emotional bewegt stimmt Herr Patria mehrfach während der Explorationen dann auch ein solches Heimatlied an:

„Da tief im Böhmerwald, da ist mein Heimatland. Das ist gar lange her, dass ich von dort bin fort“ (singt und weint) (5, 5, 129-130).

„Da tief im Böhmerwald, wo meine Heimat war, von dort komm ich her“ (5, 6, 162).

„War alles schöne Musik, ja. (...). Da tief im Böhmerwald, wo meine Wiege stand, im schönen grünen Wald (singt und weint)“ (5, 11, 341-342).

Im Zusammenhang mit der Musik berichtet er auch davon, in der Jugend mit seiner Frau¹⁴⁰ gerne getanzt zu haben:

„Viel, viel getanzt haben wir da. War eine schöne Zeit, ja. [...] Getanzt habe ich sehr gern“ (5, 4, 110-114).

Die erlebte Vertreibung stellt vermutlich ein kritisches Lebensereignis dar. Diese Erfahrung schildert Herr Patria rückblickend als schmerzhaften Verlust der Heimat. In seiner Stimme und Mimik zeigt sich während der Berichte über die Vertreibung Traurigkeit. Dem Heimatverlust wird eine hohe emotionale Bedeutung beigemessen. So sei es schwer gewesen, *„wenn man alles verlassen, Heimat verlassen muss“ (5, 14, 440):*

„Da waren wir noch Kinder, ne. Wenn wir alle fortmussten, da waren wir ja noch Kinder, haben sie uns rausgeschmissen. Mussten wir alles, die Gastwirtschaft und die Häuser, mussten wir ja alles verlassen, mussten wir alles verlassen“ (4, 19, 575-577).

„Ich habe ja.. meinen Ort habe ich auch verloren. [...] Es ist ein heiliger Ort gewesen. Und dann haben die Tschechen das kaputt gemacht. (...) Die haben alles kaputt gemacht, die Tschechen“ (2, 17, 530-534).

„Das erste, was die Tschechen weggerissen haben, war die Kirche, das war das erste, was sie weggerissen haben. Nach und nach ist alles weggerissen worden. Gar nix mehr gestanden“ (4, 15, 443-444).

habt in Heidelberg“ (2, 10, 291-292). Ob Herr Patria tatsächlich in Heidelberg war, kann auch durch Nachfrage beim Sohn nicht geklärt werden, möglicherweise handelt es sich hier um Konfabulationen, die aus dem Text des Liedes entspringen. Auf dieses reagiert Herr Patria jedoch hoch emotional, die mit dem Ort Heidelberg verbundenen Gedanken sind für ihn in seiner subjektiven Welt bedeutsam, daher wurden diese ebenfalls in einem separaten Strukturbild (Strukturbild Patria 1) wiedergegeben.

Ähnlich wie bei dem daseinsthematischen Komplex „Heimat“ zeigen sich hier Verknüpfungen zu den Daseinsthemen „Freunde“ und „Verluste“.

¹⁴⁰ Der Tod der Ehefrau wird als belastend erfahren und ist mit negativen Emotionen verbunden.

Auch die Gastwirtschaft der Eltern – nimmt er an – „[...] wird nicht mehr stehen. Wahrscheinlich ist da nix mehr. Wird alles weggerissen sein, vermute ich“ (5, 22, 668-679).

Auch die Kastanienbäume seien „verheizt“ (4, 16, 486) worden:

„Die Bäume, ja, Kastanienbäume, alles. Alles weg. (...) Alles weg“ (4, 16, 488).

Er erklärt „zwar nicht böse auf die Tschechen“ (3, 14, 430) zu sein, dennoch bleibt der Schmerz um den Verlust der Heimat groß: „Ja, wenn Du das siehst, da tut Dir das Herz weh“ (4, 13, 408).

Später – so seine positive Deutung (Daseinstechnik, Thomae, 1988) – sei es jedoch besser geworden, da die Tschechen dann vernünftiger geworden seien (2, 17, 537).

Zwar habe er auch schlechte Sachen erlebt „viele schlechte Erinnerungen, waren auch dabei“ (2, 18, 541-542), aber dennoch kommt er zu dem Schluss:

„Aber trotzdem.. St. A... vergessen tu ich es trotzdem nicht, das war trotzdem ein schönster Ort, schon einmal, meiner Jugend, der schönste Spielort, ne. Da hat man ja als Kinder gespielt und gemacht in St. A.“ (2, 18, 542-545).

Die Heimat ist und bleibt für ihn einzigartig und kann durch keinen anderen Ort ersetzt werden, wie die Frage nach den Wünschen für die Zukunft offenbart:

„I: Und wenn Sie jetzt an die Zukunft denken, hätten Sie da noch einen Wunsch oder vielleicht auch verschiedene Wünsche noch für die Zukunft?“

P: Für die Zukunft? Ja, ich weiß es nicht, ich habe ja.. jetzt keine richtige Zukunft mehr, ne. Meine Heimat ist immer noch St. A. und die bleibt es, weil, ich habe ja keine andere Heimat mehr wie St. A.“ (2, 14, 437-441).

Auf die später gestellte Frage der Interviewerin, ob ihn die Erinnerungen an seine Heimat traurig machen¹⁴¹, spiegelt sich in seiner Antwort die Daseinstechnik „Akzeptieren der Situation“ (Thomae, 1988) wider: „Eigentlich nicht, weil man weiß, man kann nix ändern mehr“ (4, 1, 30).

Die Zeit nach der Vertreibung, die weiteren Orte und Stationen seines Lebens, kommen in den Explorationen kaum zur Sprache. Der Ort im Fichtelgebirge, in dem Herr Patria – wie der Sohn berichtet - den Großteil seines Lebens verbracht hat, wird von ihm selbst nicht erwähnt. Allerdings scheinen sich spätere Lebensinhalte stark mit früheren Erfahrungen zu

¹⁴¹ Grund für diese Frage waren Mimik und nonverbales Verhalten (Weinen) während der Explorationen, was auf negative Emotionen (Traurigkeit) hindeutete.

vermischen¹⁴². In der subjektiven Welt von Herr Patria hat sich alles in den Ort seiner Kindheit und Jugend – seine Heimat - verlagert.

„Die Heimat vergisst du nicht, die vergisst man nicht“ (4, 14, 441) - fast wie ein persönliches Resümee wirkt dieser Satz. „Schöne Erinnerungen hat man. Die kann man nicht vergessen, nein“ (2, 18, 560-561) betont er auch an anderer Stelle.

Die bei der letzten Exploration von der Interviewerin mitgebrachten Karlsbader Oblaten lösen Freude bei Herr Patria aus. Auf die Frage, ob er dieses Gebäck kenne, antwortet er: „Ja, kenn ich freilich“ (5, 23, 698). Früher habe er sie gerne gegessen, denn „die waren so schön. So schön knusprig“ (5, 23, 700).

„Ich habe so viele gegessen. Ich kenne sie doch. Ich kenne sie, ja. [...] Die habe ich schon öfter gekauft und gegessen“ (5, 26, 795-799) sagt er auch an späterer Stelle.

„Die haben eine ganz schöne Reise mitgemacht“ (5, 23, 707) vermutet er. Gerne möchte er ein Stück davon probieren. „Ja, schön knusprig ist das“ (5, 23, 711) stellt er fest. Der Geschmack weckt Erinnerungen¹⁴³:

„Die sind gut. Karlsbader Oblaten. Die waren berühmt, ja“ (5, 23, 713).

„Die haben wir oft gegessen.. Wenn wir Geld gehabt haben. Ja, manchmal hat man schon ein paar Kronen übrig gehabt, da hat man schon eine kaufen können“ (5, 23, 715-718).

„Die haben wir viel gegessen, ja. (...) Ist ein Gebäck aus dem Egerland“ (5, 24, 751).

„Ja, das schmeckt gut, ja“ (5, 23, 720) stellt er fest. Die Aussage der Interviewerin, noch nie Karlsbader Oblaten gegessen zu haben, scheint ihn zu verwundern:

„Die hast Du nie gegessen? Sowas. Und die ist doch so nah an der Heimat Karlsbader Oblaten“ (5, 23, 723-725).

„Was, Du hast die noch nie gegessen? Das gibt es doch nicht“ (5, 24, 740-742).

„Hast Du eigentlich noch nie gegessen, zuvor. Und die sind doch so nah. Und Karlsbad ist doch so nah“ (5, 25, 769-771).

¹⁴² So weist der Sohn, der bei der ersten Exploration anwesend ist, beispielsweise daraufhin, dass die Kegel-freunde, die man gelegentlich noch besucht habe, nicht im Egerland, sondern in T. (dem Dorf im Fichtelgebirge) leben, und Herr Patria im Egerland gar nicht gekegelt habe. Diese Korrektur wird jedoch von Herr Patria nicht angenommen, so ist er fest davon überzeugt im Egerland „auch gekegelt“ zu haben (1, 3, 69).(Daseinstechnik Selbstbehauptung, Thomae, 1988).

¹⁴³ Durch den leiblichen Genuss der Oblaten wird ähnlich wie auch bei der Kastanie wiederum das Leibgedächtnis aktiviert. Ein ähnliches Erlebnis beschreibt Marcel Proust (1954) in seinem Buch „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, als der Geschmack eines Madeleines Kindheitserinnerungen hervorruft.

„Und haben sie Dir gut geschmeckt?“ (5, 24, 747) fragt er die Interviewerin beim gemeinsamen Verkosten. Also die Interviewerin dies bestätigt, stimmt Herr Patria zu: „Das glaube ich auch“ (5, 24, 749). „Jetzt kennst Du sie ja, wie die schmecken. Die sind schon gut, gell?“ (5, 26, 803) vergewissert er sich auch zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal.

Die Frage, ob er als Bäcker selbst auch solche Oblaten gebacken hätte, verneint er:

„Nee, die kann man nicht backen. Kann man schon, aber.. Die sind.. kommen alle von der Fabrik. Aber sie sind sehr gut zum Essen“ (5, 23-24, 727-731).

Als das Gespräch auf Karlsbad kommt, erinnert er sich, dass es in jeder Kurstadt eine andere Sorte Oblaten gegeben habe – geschmeckt hätte sie jedoch alle: „Naja, die waren alle gut. Die waren alle sehr gut. Geschmeckt haben sie alle“ (5, 24, 765):

„Naja, das sind alles die Kurstädte. Franzensbad, Marienbad, Karlsbad. Karlsbad und Marienbad hat es ja die berühmten Oblaten gegeben. Die hat man schön knusprig essen können, die waren schon gut“ (5, 24, 755-757).

„Karlsbad, Franzensbader, Karlsbader, Marienbader. Die waren alle gut. Aus jeder Kurstadt eine bestimmte Sorte. Das war jede Stadt hat eine andere Form gehabt und Geschmack auch anders“ (5, 24-25, 759-763).

„Und die Karlsbader Oblaten sind ja sehr gut. Ja, die Karlsbader sind gut, die Franzensbader.. ja, die Franzensbader waren so berühmt nicht“ (5, 25, 791-792).

In diesem Zusammenhang denkt er auch gern an die früheren Ausflüge in die Kurstädte zurück:

„Ja, ich war viel in Karlsbad, ja. Marienbad, Karlsbad war ich viel. Franzensbad. Am meisten war ich in Marienbad. Das war ja unser Nachbar-, unser Nachbarort, ne. Marienbad. War ja unser Nachbarort. Und da war Karlsbad, Marienbad, Franzensbad, das waren die größten Kurorte in Egerland. Da haben wir lauter schöne Kurorte besucht. Im Frühjahr und Sommer, da waren sie ja immer geöffnet, die Kurstädte. Da war es immer schön. Da hat man schön Spazierweg machen können“ (5, 26, 808-815).

Mehrfach wünscht er sich im Verlauf der Explorationen, noch einmal in die Heimat zu kommen:

„Ja, viel wird nicht mehr stehen, also da möchte ich schon einmal rein, einmal schauen, was noch steht. [...] Einmal schauen, einmal mit dem Auto noch reinfahren. Mein Bruder hat ein Auto gehabt, ne. Da kann man ja mal reinfahren, wenn er das noch hat. Wenn das noch existiert“ (4, 17, 528-533).

„Ja, ich möchte schon, ich möchte schon einmal heim fahren“ (4, 18, 543).

„Naja, ich möchte jetzt schon noch mal hinfahren“ (4, 26, 807).

Gerne würde er auch die Interviewerin an seinen Erlebnissen und Erfahrungen teilhaben lassen. Schließlich schlägt er in der fünften Exploration eine gemeinsame Reise ins Egerland vor:

„Da kann man hinfahren, ja. Da könnte man schon einmal hinfahren, wenn Du mal Lust hast“ (5, 18, 545-546).

„Also vielleicht haben wir mal die Gelegenheit, dass wir mal reinfahren können“ (4, 24, 755).

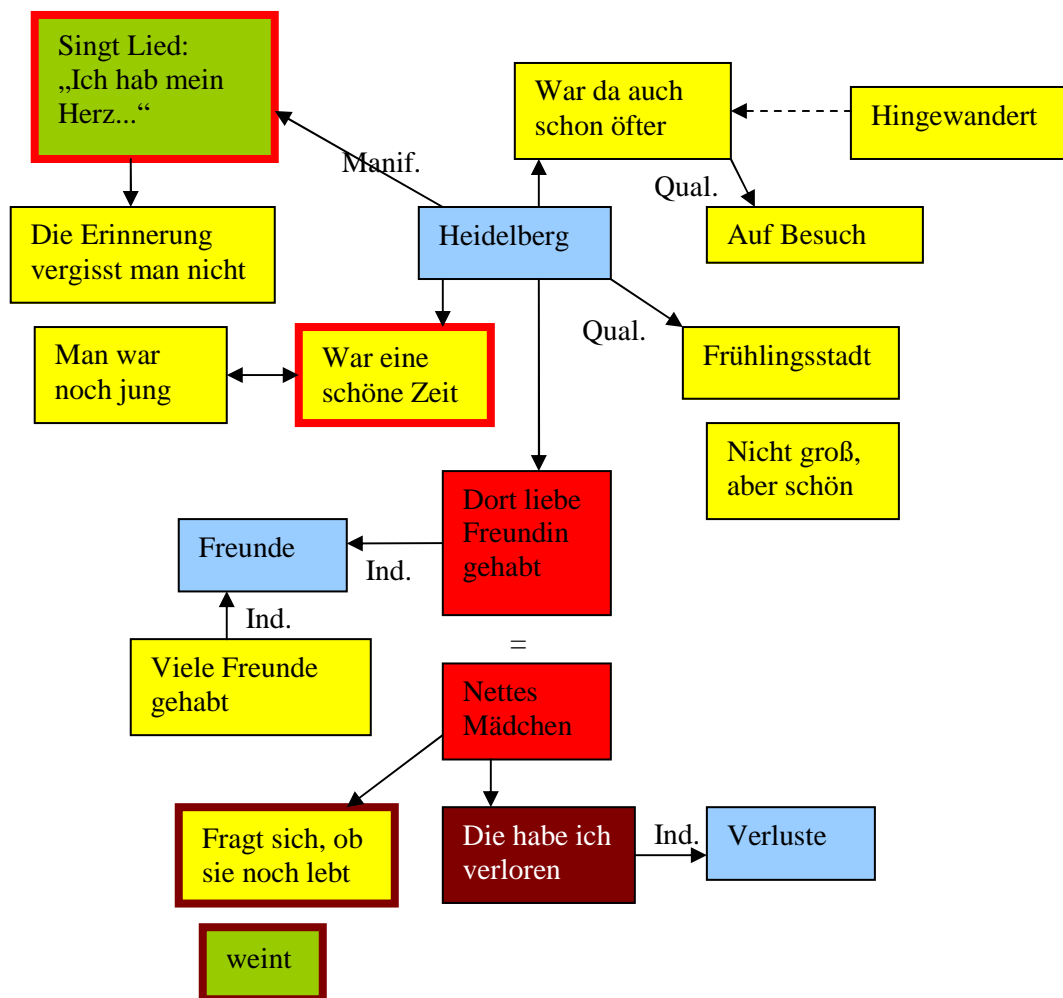


Abbildung 40:Strukturbild Patria 1

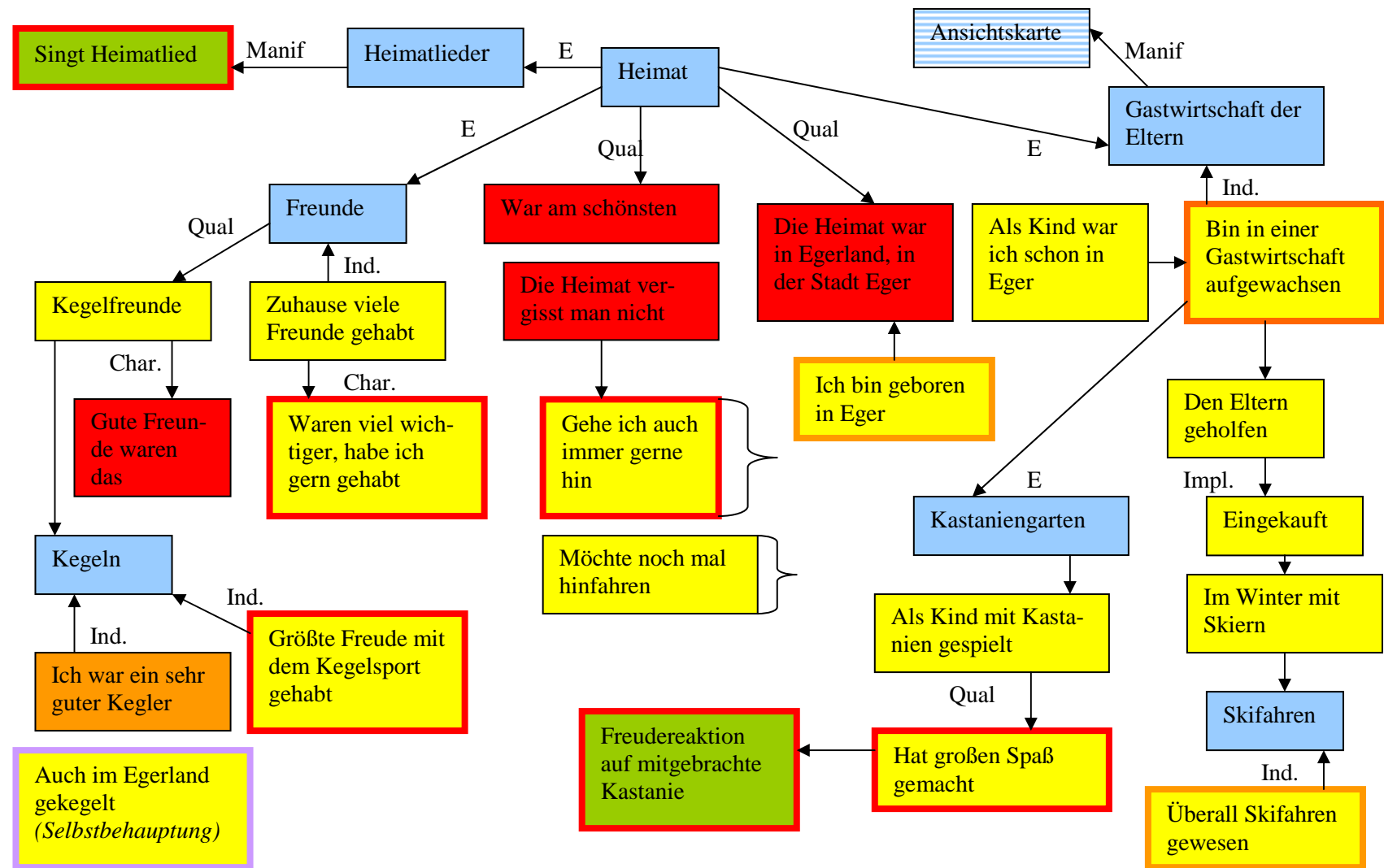


Abbildung 41: Strukturbild Patria 2

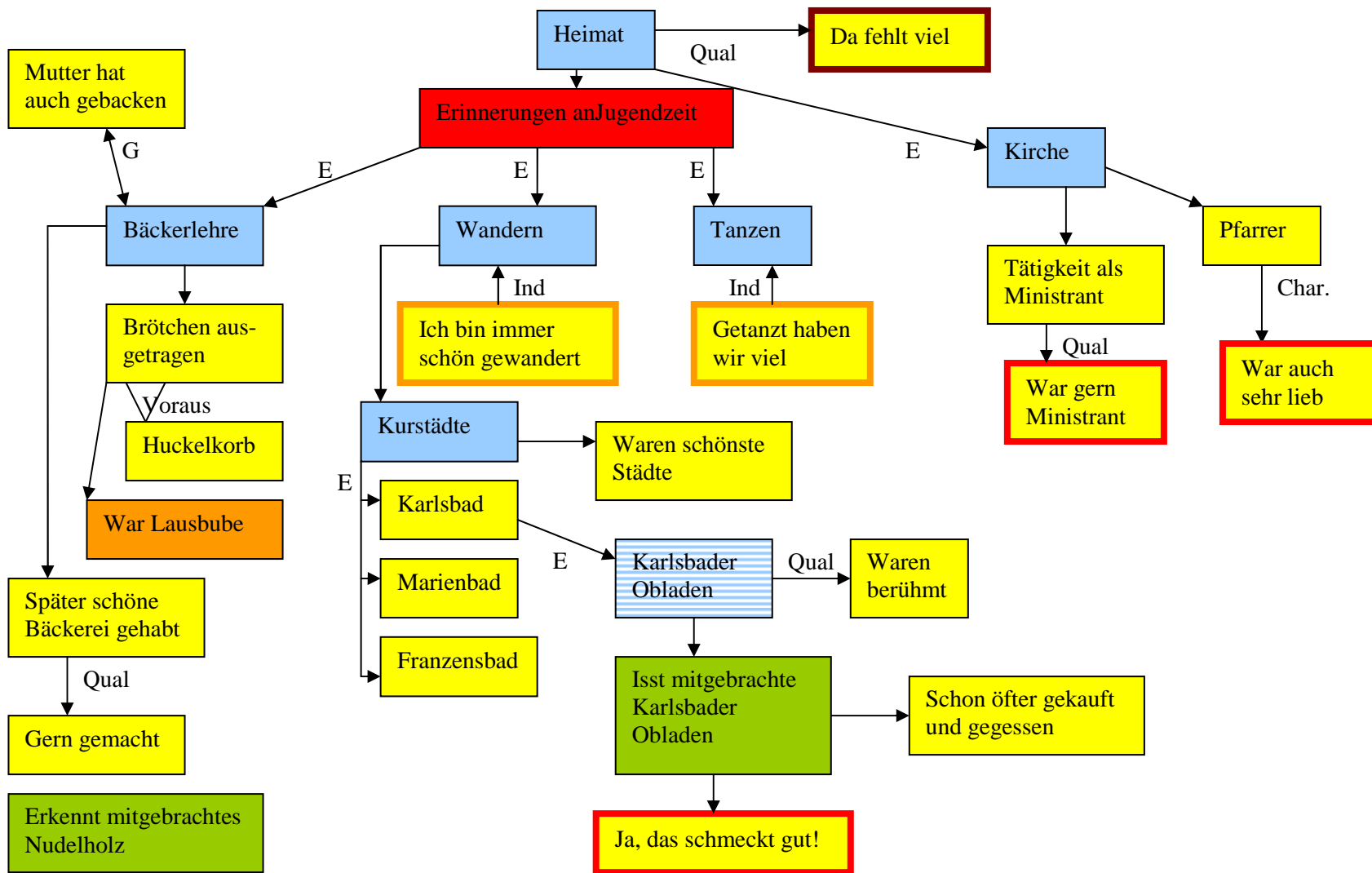


Abbildung 42: Strukturbild Patria 3

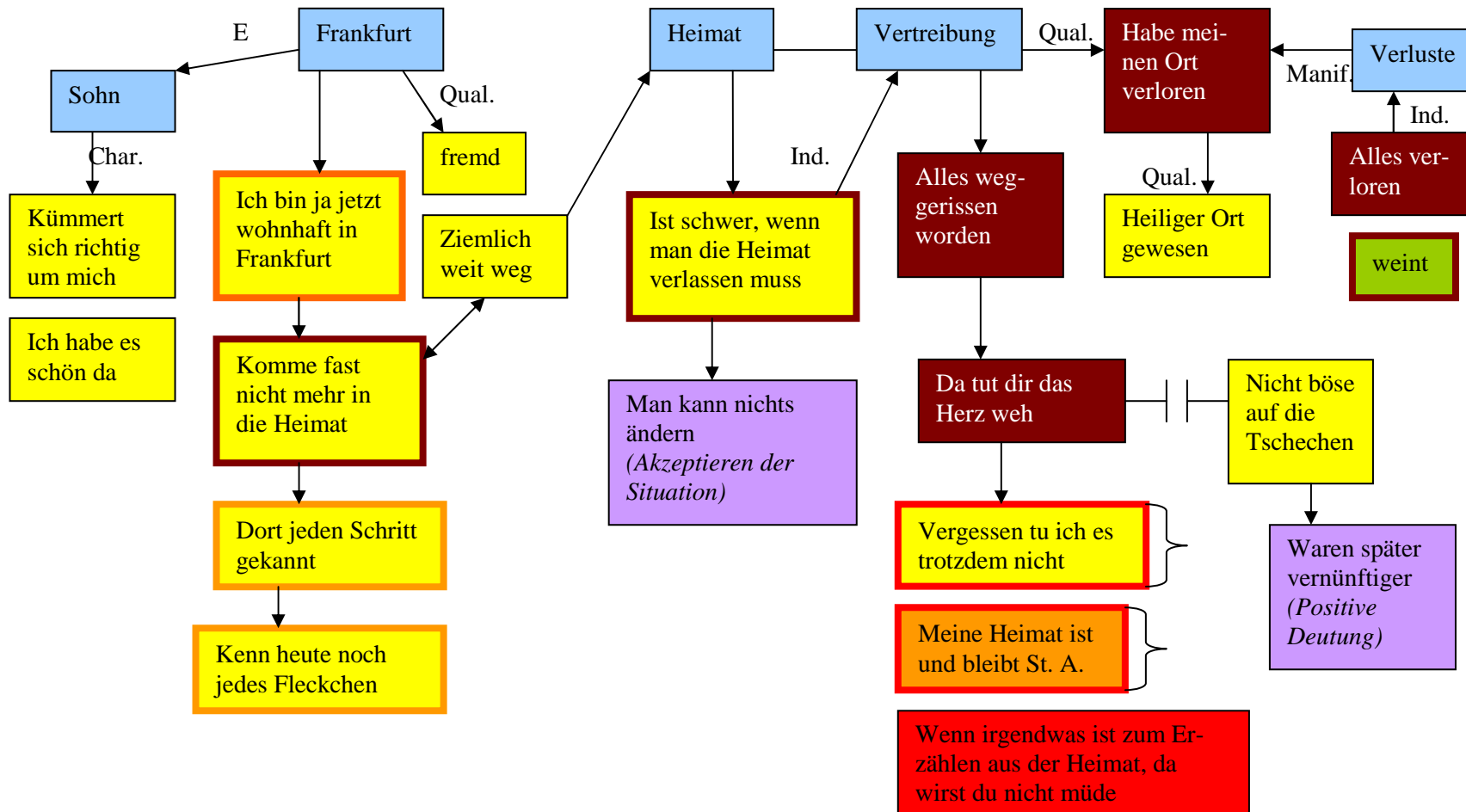


Abbildung 43: Strukturbild Patria 4

Erstes Fazit

Seinen aktuellen Wohnort thematisiert Herr Patria eher am Rande und weniger unter räumlichen als vielmehr unter sozialen Aspekten. Er verweist in diesem Zusammenhang auf seinen Sohn, bei dem er sich wohlfühlt, da dieser sich gut um ihn kümmere.

Bedeutsamer als die aktuellen Umweltgegebenheiten zeigt sich in den Explorationen jedoch ein bestimmter biografischer Handlungsraum. Seine Herkunftsregion - von Herr Patria selbst mit dem emotional aufgeladenen Begriff „Heimat“ bezeichnet - besitzt für ihn eine ausgesprochen hohe Relevanz. Erzählungen über diesen Themenbereich nehmen in den Explorationen den größten Raum ein. Hierbei zeigt sich Herr Patria tief emotional berührt.

Mit seiner Heimat fühlt sich Herr Patria vor allem in emotionaler Hinsicht noch stark verbunden. Darüber hinaus stellt sie einen bedeutenden Teil seiner Identität dar.

Die Bitte der Interviewerin, etwas über sich zu erzählen, weckt in allen Explorationen vielschichtige und facettenreiche Erinnerungen an die Heimat sowie „*place identity cognitions*“ (Proshansky et al., 1983). Die Frage „*wer bin ich?*“ ist für ihn gleichbedeutend mit „*wo komme ich her?*“.

Heimat umfasst für ihn den Ort seiner Kindheit und Jugend; sein Elternhaus mit der Gastwirtschaft sowie die weitere räumliche Umgebung, die er sich durch Aneignungsprozesse (z. B. wandern, Fahrrad fahren) zu eigen gemacht hat. Darüber hinaus erweist sich die soziale Einbindung über Eltern, Geschwister und Freunde als bedeutsam.

Eine Reihe von Daseinsthemen (Skifahren, Kegeln, Bäckerei) wird in der Heimat verortet bzw. auch dorthin verlagert; weitere Lebens- und Wohnorte werden nicht thematisiert.

Der erzwungene Verlust der Heimat durch die Vertreibung präsentiert sich als prägende Lebenserfahrung und kritisches Lebensereignis, das in der Erinnerung negative Emotionen auslöst. Aus heutiger Sicht nimmt Herr Patria jedoch eine versöhnliche Perspektive ein, indem er erklärt, keinen Groll gegen die Tschechen zu hegen. Es zeigt sich zudem die Daseinstechnik „Akzeptieren der Situation“.

In einer Zukunftsperspektive äußert er mehrfach den Wunsch, noch einmal in die Heimat zu fahren – möglicherweise auch gemeinsam mit der Interviewerin.

Während den Explorationen erwähnt Herr Patria bis auf die Ansichtskarte des Elternhauses keine bedeutsamen persönlichen Gegenstände.

Dies kann zum einen damit zusammen hängen, dass Herr Patria im Haushalt seines Sohnes lebt, zum anderen spielt sicher auch die Blindheit in diesem Zusammenhang eine Rolle; so

kann er beispielsweise Fotos nicht mehr sehen und Gegenstände lediglich durch Ertasten erkennen.

Positive Reaktionen (Freude, Interesse) zeigt er jedoch im Hinblick auf die von der Interviewerin mitgebrachten Gegenstände (Nudelholz, Kegelkugel, Kastanie, Karlsbader Oblaten), die einen Bezug zu seiner daseinsthematischen Strukturierung aufweisen.

11.7. Falldarstellung Frau AMOR

*„Das was da ist, ist alles von meinem Mann. [...].
Der hat so besondere Sachen gehabt.
Ich hab ihn gut in Erinnerung, den Papa.“*

Frau Amor ist im Explorationszeitraum 86 Jahre alt und lebt seit vier Jahren in einem Pflegeheim im Raum Mannheim. Der Umzug von der eigenen Wohnung ins Pflegeheim erfolgte – zunächst gemeinsam mit dem Ehemann – als alltagspraktische Schwierigkeiten zunahmen.

Seit eineinhalb Jahren ist Frau Amor verwitwet. Sie hat eine Tochter – von ihr stammen die fremderhobenen Daten - und einen behinderten Sohn, der in einer Pflegeeinrichtung lebt.

Frau Amor ist in Schlesien geboren und aufgewachsen. 1945 folgte die Flucht zunächst zur Schwester nach Schwaben, später dann der Umzug mit dem Ehemann in den Raum Mannheim. Die Verbindung zu Schlesien blieb jedoch noch lange bestehen, was sich u. a. in der Mitgliedschaft im Verein der Schlesierfreunde zeigt, in dem Frau Amor als Schriftführerin tätig war. Auch am Gedicht- und Liedgut der Heimat habe sie immer gehalten.

Beruflich war Frau Amor als staatlich geprüfte landwirtschaftliche Rechnungsführerin tätig. Auf Rechtschreibung und Grammatik habe sie stets Wert gelegt.

Die Tochter beschreibt ihre Mutter als genaue und ordentliche Frau, für die ihre Familie und deren Versorgung stets an erster Stelle stand. So habe sie immer eingekauft, gekocht, genäht und gestopft. Den Haushalt habe sie anhand eines Kassenbuches sehr akkurat geführt.

In der Ehe habe sie sich ihrem Mann stets untergeordnet und kaum eigene Hobbys oder Interessen verfolgt. Den Tod des Ehemannes habe sie belastend erlebt.

Frau Amor erreichte im MMST einen Wert von 11 Punkten.

Obwohl sie sich bei keinem der Besuche an die Interviewerin erinnert, führt Frau Amor diese jedes Mal ganz selbstverständlich in ihr Zimmer und bietet ihr dort einen Platz an. Sie freut sich augenscheinlich einen Gast zu haben; die Gesprächssituation scheint sie je-

doch zeitweise etwas zu verunsichern. So ist sie unschlüssig, was sie denn erzählen solle, da sie das meiste vergessen habe. Im Laufe der Gespräche blüht sie jedoch auf, lacht viel und zeigt, wenn das Gespräch auf ihre Daseinsthemen kommt, deutlich sichtbare Freude.

Beim ersten Besuch sitzt Frau Amor - wie auch bei den folgenden - bei der Ankunft der Interviewerin noch gemeinsam mit den anderen Bewohnern des Pflegeheims am Frühstückstisch. Auf das vorgetragene Anliegen – ein Gespräch über die Dinge zu führen, die ihr Freude bereiten – lädt sie die Interviewerin ein in ihr Zimmer zu gehen.

Wie sie berichtet, fühlt sie sich im Heim „gut untergebracht“ (1, 1, 2) und „gut aufgehoben“ (3, 7, 195), auch die Räumlichkeiten gefallen ihr gut: „Ich habe ein schönes Zimmer“ (2, 9, 256). Sie könne sich „wirklich nicht beklagen“ (2, 9, 265) versichert sie mehrfach. „Ja, also ich bin auch gern hier“ (1, 19, 575) hält sie an anderer Stelle fest. Auch mit den anderen Bewohnern komme sie gut zurecht.

Wie sie berichtet, werde sie vom Pflegepersonal „dauernd geholt“ (1, 21, 649), um bei kleineren hauswirtschaftlichen Tätigkeiten wie z. B. Apfelschälen zu helfen. Dabei werde sie stets gefragt, ob sie denn Lust habe. Obwohl sie „vielleicht [...] nicht immer Lust“ (1, 19, 576-577) habe, komme sie dann doch immer mit:

„Und da werde ich nie nein sagen. Da werde ich immer mitgehen [...]“ (1, 21, 652-653).

Diese Tätigkeiten abzulehnen traue sie sich nicht, denn das „macht keinen guten Eindruck“ (2, 9, 271) – so ihre Meinung.

Die Nähe zur ihrer Familie ist Frau Amor sehr wichtig. Die familiäre Einbindung wird durch die Arbeit der Tochter im Pflegeheim begünstigt. Die häufigen Kontakte tragen dazu bei, dass sie sich dort wohlfühlt, denn „da hat man immer eine Beziehung zur Familie“ (5, 10, 314). Besonders zur Tochter und dem Schwiegersohn besteht ein enges Verhältnis, wie Frau Amor berichtet:

„Und meine Tochter, die B., die ist natürlich wichtig für mich und wir verstehen uns wunderbar und wenn irgendwas ist, sagt sie: ‚Mutti, willst du mitgehen‘ oder so und das ist immer schön“ (2, 14, 425-427).

„Aber ich bin hier gut aufgehoben und eben gerade dann, weil meine Tochter hier mitarbeitet, da hat man immer eine Beziehung zur Familie“ (5, 10, 313-314).

„Ja, ja, die ist fast jeden Tag da, aber sie hilft auch natürlich. Sie kommt immer kurz rein und guckt: ‚Mutti, was ist los, wie sieht es aus und soll ich dich heute abholen

oder machen wir das oder das.' Sie kümmert sich sehr gut. Und auch mein Schwiegersohn! Und den liebe ich ja so!“ (4, 1, 7-10).

Bei den Explorationen ist Frau Amor freundlich und zugewandt, sie scheint sich jedoch zeitweise recht unsicher zu fühlen im Hinblick darauf, was sie der Interviewerin erzählen soll. „*Ich weiß das nicht mehr*“ (5, 1, 32) antwortet sie auf viele Fragen und klagt darüber „*alles vergessen*“ (1, 3, 94) zu haben. Kognitive Einschränkungen und die benötigte Unterstützung werden von ihr deutlich wahrgenommen:

„Ich vergesse halt alles und dafür bin ich ja auch hier in einem betreuten Wohnen. Weil ich.. da fehlt viel jetzt“ (3, 2, 51-52).

Und dennoch kommt sie zu dem Schluss:

„Es gibt Sachen, die vergisst man gleich.. und andere Sachen, die behält man ewig“ (2, 16, 482-484).

Zu den Sachen, die sie behalten hat, gehört die Erinnerung an ihre Heimat. So antwortet sie auf die Frage nach ihrer Herkunft freudig „*aus der Breslauer Gegend*“ (3, 9, 284) zu stammen. „*Ich bin aus Schlesien*“ (4, 7, 203) berichtet sie auch an anderer Stelle.

Verbunden mit diesen „*place-identity-cognitions*“ (Proshansky et al., 1983) wird – begleitet von positiven Emotionen – das „Schlesierlied“ erinnert und in mehreren Explorationen wiederholt rezitiert:

„Schlesien bin ich ja her, aus Schlesien. Oh Schlesien, mein Heimatland, wir sehen uns wieder am Oderstrand! (lacht)“ (3, 4, 105-107).

„Oh Schlesierland, mein Heimatland, wir sehen uns wieder am Oderstrand (lacht). Das kann ich noch!“ (3, 10, 288-289).

„*Das habe ich noch in Erinnerung*“ (4, 14, 435-436) stellt sie mit Freude und Stolz fest.

Mit den Gedanken an die Heimat wird auch der Vater repräsentiert, der „*ein bisschen was Besonderes*“ war (5, 9, 266) und sich „*sehr für die schlesische Heimat eingesetzt [hat]*“ (4, 5, 140):

„Und.. mein Vater war ein berühmter Mann. Aber berühmt, das sage ich bloß. Der hat sich für seine schlesische Heimat eingesetzt. Und das finde ich also ganz toll“ (2, 4-5, 125-128).

„Mein Vater hat sich sehr für die schlesische Heimat eingesetzt. Mein Vater, der war also wirklich intelligent“ (4, 5, 140-141).

In Anlehnung an einen Berg in Schlesien trug er den Spitznamen „*Mister Burgsberg*“ wie Frau Amor berichtet:

„Mein Vater, der war ein Berühmter, in Anführungszeichen. Da sagte man immer, das ist der Mister Burgsberg. Weil der Burgsberg, der war eine Erhebung hier in der Nähe. Und da war er der Mister Burgsberg (lacht). [...] Der hat sich um seine schlesische Heimat sehr bemüht“ (3, 4, 97-105).

„Ich habe einen sehr intelligenten Vater gehabt. Zu ihm hat man gesagt ‚Mister Burgsberg‘. Der hat sich um die Heimat gekümmert. Und.. der Burgsberg, das war eine Erhebung in Schlesien. Ich bin aus Schlesien“ (4, 7, 201-203).

Die Erinnerungen an die Kindheit und Jugendzeit in Schlesien sind sehr bruchstückhaft, was Frau Amor damit begründet „*nicht zu lange*“ (4, 5, 138) in Schlesien gelebt zu haben:

„Da war ich zu klein, wie wir da raus sind aus Schlesien. Also ich meine, ich habe schon noch, ich kann das schon noch einiges vorstellen, aber nicht mehr viel“ (4, 14, 433-434).

Ingesamt beurteilt sie diese Zeit jedoch rückblickend als „*gute Jugend [...] eine schöne Jugend*“ (5, 9, 265).

Episodische Erinnerungen an das Spiel mit den Geschwistern tauchen auf, die sich um den Schauplatz des elterlichen Wohnzimmers ranken:

„Wenn wir Geschwister beisammen waren, musste der Bub, der E., der jüngere, der musste immer krank sein. Der musste immer unter dem Tisch liegen. Dann haben wir ihn eingepackt. Und ich bin immer außenrum. Ich habe gesagt, ich bin der Schutzengel. Ich bin immer da außenrum geflogen (lacht)[...] Und immer.. im Wohnzimmer, da stand ein größerer Tisch, da konnten sechs oder sieben oder acht dran sitzen, ein ovaler Tisch. Und der E., mein Bruder, der musste immer krank sein“ (2, 7, 204-214).

„Ich weiß nur, dass wir als Kinder viel gespielt haben zuhause. Da haben wir gesagt, da gehen wir ins große Zimmer, das war kein großes Zimmer extra, das war ein anderes Zimmer. Und da musste mein Bruder [...], der musste immer krank sein (lacht). Und da haben wir auf dem Fußboden alles gemacht, Decken ausgebreitet und ich war der Engel und bin um ihn rum geflogen (lacht)“ (4, 8, 248-253).

„Wir hatten zwei [Zimmer] (lacht), also eins, wo wir immer normal waren (lacht) und dann das große Zimmer, das war ein besonderes, wenn da Besuch kam, die kamen dort rein in das Zimmer“ (4, 9, 262-264).

„Also mein Bruder, das war der E. Und der musste immer krank sein. Immer unter dem großen Tisch, ich sage immer der große Tisch, wir haben zwei Tische gehabt, der eine war im Wohn-, im Wohnzimmer oder im großen Zimmer und da musste der Onkel E., also mein Bruder, der musste immer krank sein und (lacht) da lag er immer unter dem Tisch“ (5, 8-9, 253-257).

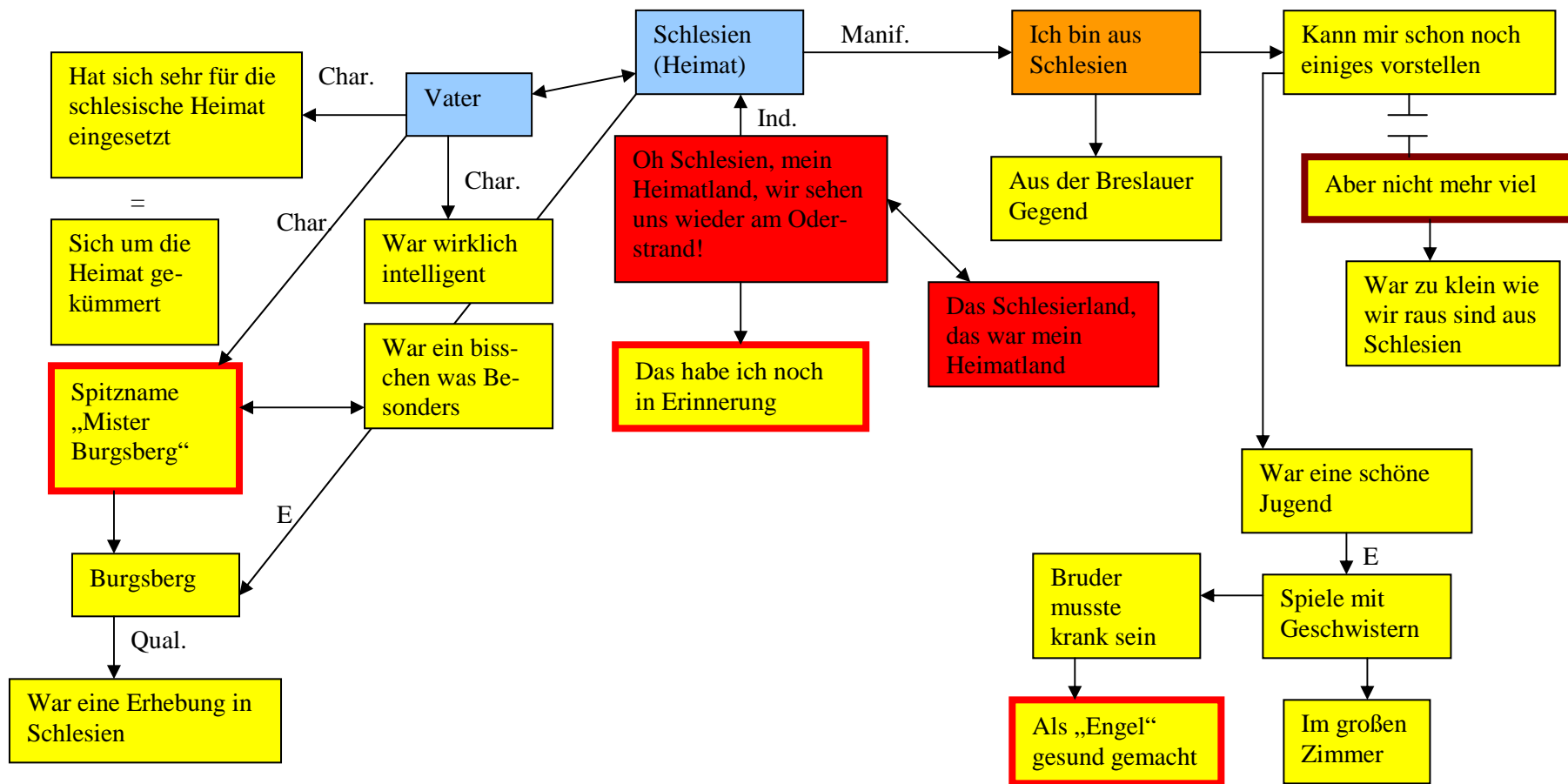


Abbildung 44: Strukturbild Amor 1

Die Frage nach Wünschen für die Zukunft verneint Frau Amor und begründet diese Wunschlosigkeit mit dem Verweis auf ihre Wohnsituation, mit der sie zufrieden ist:

„Nein, da bin ich froh, ich habe hier mein schönes Zimmer, ich habe ein Einzelzimmer, ich wohne allein hier“ (2, 14, 437-438).

„Das ist doch schön, wenn man ein eigenes Zimmer hat“ (2, 8, 232-233) sagt sie auch an anderer Stelle.

In dem wohnlich eingerichteten Raum fallen sofort die zahlreichen persönlichen Gegenstände ins Auge, auf die Frau Amor während der Explorationen immer wieder Bezug nimmt, indem sie darauf deutet oder die Interviewerin explizit auf einzelne Stücke hinweist.

Auf die bereits angedeutete Wichtigkeit der familiären Einbettung verweisen Fotos vom Sohn, der Tochter, dem Schwiegersohn und den Enkelöhnen, auf die Frau Amor während der Gespräche immer wieder zeigt:

„Und da unten links (zeigt auf ein Foto), das ist mein Schwiegersohn“ (1, 3, 74).

„[...] Mein Sohn, das ist der auf dem Bild rechts mit dem roten Band, der kommt mich auch besuchen“ (1, 28, 867-877).

„Und da drüben, das rechte ist mein Sohn (zeigt aufs Foto vom Sohn). Und das linke, ganz unten das Bild, das Mädels mit dem Kopftuch da ganz unten, das ist die B., das ist meine Tochter“ (1, 8, 230-232).

„Und links, das obere Bild, ist ein Enkelsohn. Und das unten, das Kind, ist die B., meine Tochter“ (1, 15, 458-459).

„Da habe ich von jedem ein bisschen was“ (4, 1, 28) teilt sie der Interviewerin freudig mit.

Nahezu alle weiteren im Zimmer befindlichen Gegenstände zeichnen sich durch einen ausgesprochenen Personenbezug auf den verstorbenen Ehemann aus, den sie *„sehr geliebt [hat]“ (2, 7, 219)¹⁴⁴*. Dieser habe *„so besondere Sachen gehabt“ (2, 11, 321)*. Von ihr selbst, so sagt Frau Amor, sei *„nichts da“ (1, 11, 335)*:

„Ja, das was da ist, ist alles von meinem Mann“ (1, 12, 369).

„Nein, von mir habe ich nix. Von mir habe ich nix“ (3, 15, 471-472).

¹⁴⁴ Nach Guschker (2002) können Gegenstände und Fotos als „Spuren des Materiellen“ wichtige Funktionen bei der Trauer um einen Verstorbenen übernehmen, indem sie der Schmerzlinderung und Erinnerung dienen und virtuelles Weiterleben ermöglichen. Derartige Trauerobjekte gehören nach Habermas zu *„denjenigen Erinnerungsobjekten, die dazu dienen, den abwesenden anderen zu vergegenwärtigen; sie verweisen nicht nur symbolisch auf einen anderen, sondern tendieren darüber hinaus dazu, ihn im Hier und Jetzt zu vertreten“* (Habermas, 1999, S. 369). Des Weiteren können sie als Vermittler bei der Trauerarbeit wirken: *„They help people to complete their relationship with the dead, make a final assessment, say goodbye in a way that is impossible in the first access of grief“* (Seabrook, 1991, S. 176).

„Das ist alles von meinem Mann, das ist alles von meinem Mann“ (1, 24, 735).

Der verstorbene Ehemann zeigt sich in allen Explorationen als bedeutsames Daseinsthema:

„Ich habe ihn arg gern gehabt“ (1, 27, 833).

„Wir haben eine ganz gute Ehe geführt! Ich habe ihn zum Fressen gern! (lacht). Der Vatterle, habe ich immer gesagt, der Vatterle! (lacht)“ (3, 1, 17-21).

„Mein Mann lebt leider nicht mehr, den vermisse ich sehr. Wir haben uns halt arg gut verstanden, das hat so schön geklappt alles“ (5, 1, 24-25).

„Den hab ich so geliebt“ (3, 2, 47).

Der Ehemann wird darüber hinaus als Autoritätsperson repräsentiert, die im Eheleben bestimmt hat:

„Mein Mann [...] der hat mich dirigiert“ (4, 5, 143).

„Sagt er, mach das, mach das. Konnte mich nicht sitzen sehen“ (2, 12, 378-379).

„Aber er war auch sehr bestimmend auf der anderen Seite. Da hat er mir immer gesagt: ‚Mach das, mach das‘“ (1, 7, 190-191).

Diese Eigenschaft des Ehemannes erzeugt jedoch bei Frau Amor keine Irritationen oder Ablehnung. Die eingeforderte Folgsamkeit scheint für sie problemlos und selbstverständlich, es zeigt sich die Daseinstechnik Anpassung (Thomae, 1988):

„Ich habe ihm das nicht übel genommen, vielleicht wird es richtig gewesen sein“ (2, 12, 379).

„[...] das war halt so. Ich habe ihn gern gehabt und war alles in Ordnung (lacht). Das war die Hauptsache“ (1, 9, 276-277).

„Ah ja, das war aber gut. Und wir haben uns gut verstanden. Trotz allem. Wenn mal was war, das weiß ich schon gar nicht mehr. Muss nicht viel gewesen sein, gell Papa? (zum Bild gewandt, lacht)“ (1, 18, 559-561).

„Aber trotzdem, das war alles Ordnung. Ich habe ihn geliebt“ (1, 29, 899).

Den Tod des Ehemannes nach langer Krankheit schildert sie als eine schmerzliche Erfahrung:

„Der konnte aber zum Schluss, es war schlimm, der konnte nicht mehr schlucken und dann sollte, sollte ihm eine Sonde eingeführt werden. Und das.. und wie das dann kam und dann starb er auch“ (1, 6, 172-174).

„Das ist halt hier mein Mann (zeigt auf Foto von ihrem Mann), den habe ich so geliebt. Der konnte nicht mehr schlucken, der konnte nix mehr machen. Das war für ihn direkt eine Erlösung gewesen, aber mich bedrückt es halt doch sehr“ (3, 2, 46-49).

Bei den Gegenständen, die im Folgenden näher beleuchtet werden sollen, handelt es sich um zwei Fotografien des Ehemannes, hölzerne Elefantfiguren, vom Ehemann selbst gemalte Bilder, eine Gruppe Setzkastenfiguren, ein Radio sowie ein Bild, das den früheren Arbeitsplatz des Mannes zeigt.

„*Ich hab ihn gut in Erinnerung, den Papa*“ (4, 17, 519) sagt Frau Amor und deutet beim Gespräch immer wieder auf die zwei Fotos ihres Ehemannes¹⁴⁵, die im Zimmer stehen (Abb. 45 und 46):

„*Wo habe ich denn den Vatterle? Ach so, da drüben habe ich ihn noch einmal (zeigt aufs Foto auf dem Tisch). Und das ist er ja auch hier (zeigt aufs Foto auf dem Regal)*“ (1, 26, 808-809).

„*Da ist er, das ist er da! (zeigt aufs Foto)*“ (1, 6, 163).



Abbildung 45: Foto des Ehemannes



Abbildung 46: Foto des Ehemannes

Bei dem älteren Foto (Abb. 45) handelt es sich eine Aufnahme, die den Ehemann – einen „*schönen Mann*“ (1, 22, 695) wie Frau Amor betont - im jungen Erwachsenenalter zeigt. Aus welcher Zeit das Bild genau stammt, weiß Frau Amor nicht mehr, aber „*jedenfalls ist er da jung noch*“ (2, 2, 57).

Das Foto ist nicht gerahmt, sondern lose hinter ein Hufeisen geschoben, das auf eine Holzplatte genagelt ist. Mit dem Hufeisen ist eine episodische Erinnerung verbunden; so berichtet Frau Amor der Ehemann habe es bei einem Sandbahnrennen gefunden.

¹⁴⁵ Mehr als jeder andere Gegenstand dienen Fotografien dazu, das Andenken an persönliche Bindungen zu bewahren, „*indem sie geliebten Menschen einen Hauch von Unsterblichkeit verleihen*“ (Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989, S. 86). Damit werden sie zum „*Vorzugsmedium zur Konservierung des Andenkens an die nächsten Verwandten*“ (ebd., S. 84).

Als Glückbringer wurde es behalten und unter Mithilfe des behinderten Sohnes auf das Brettchen genagelt, wo es nun als Rahmen für die Fotografie dient. Frau Amor erklärt dazu:

„Und das Hufeisen, das hat er mal gefunden irgendwo und das haben wir dann halt zu ihm. Ihm gelassen praktisch“ (5, 5, 134-137).

Auf der Rückseite befindet sich ein Schild, auf dem die genauen Umstände des Fundes und der „Weiterverarbeitung“ vermerkt sind: *„Da steht das drauf, gefunden dort und dort“ (5, 3, 91).*

Bei dem zweiten Foto (Abb. 46) handelt es sich um eine aktuellere Aufnahme, die gerahmt auf dem Tisch steht. Sie zeigt den Ehemann mit einem Fotoapparat in der Hand – ein *„späteres, viel späteres Bild“ (2, 8, 226), „ein schönes Bild“ (1, 12, 371)*. Beim Betrachten des Fotos werden biografische Erinnerungen an das frühere Familienleben geweckt.

So berichtet Frau Amor, dass der Ehemann als Hobbyfotograf an den Wochenenden häufig mit dem Sohn auf Gras- und Sandbahnrennen unterwegs gewesen sei:

„Da ist eine Grünfläche hintendran wie ich das sehe. Da war er auf einer Grasbahn oder Sandbahnrennen und da hat er dann Bilder gemacht“ (5, 8, 225-227).

„Ja, der hat viel fotografiert. Und der ist immer los. Sandbahnrennen, Grasbahnrennen, da war er da und dann hat man schon immer gewusst, dass er da ist, wenn man auf diesem Platz da war und da hat er seine Bilder gemacht“ (2, 4, 121-123).

„Und dann hat er oft meinen Sohn mitgenommen, habe ich ja gesagt, dass er behindert ist, den hat er dann mitgenommen“ (1, 18, 562-563).

Während allen Explorationen fällt die besondere Interaktion auf, in die Frau Amor mit den Fotos ihres Mannes tritt. Sie ist nach Ehret (2008) als eine Form der Spontanaktionen zu werten, die sich als *„Hinwendung zum Bindungsobjekt¹⁴⁶“* beschreiben lässt. So wendet sich Frau Amor mehrfach während der Gespräche an die Fotografie und spricht den verstorbenen Ehemann darüber direkt an:

„Gell, Vatterle, Schatzl? Kennst mich noch? (lacht)“ (1, 21, 659).

„Gell, Vatterle, ich vergesse alles! Aber ich erzähle Dir noch viel, ne?“ (1, 7, 216-217).

¹⁴⁶ Ehret (2008) charakterisiert die Hinwendung zum Bindungsobjekt als *„intensives, emotional-unterlegtes Nähe-Herstellen zu einem anderen, das aus dem natürlichen Gesprächsverlauf oder Bewusstseinsstrom (transitiv) herausgelöst ist. Substanzartiger Bewusstseinszustand nach James (1909). Plötzliche Konzentration des Bewusstseins auf das Bindungsobjekt“ (Ehret, 2008, S. 293).*

„[...] und da gehen wir dann auch da auf das Grab vom Papa. (zum Bild gewandt, wirft Kuschhand) Gell Papa? Schöner Mann! (lacht). Kann man nicht viel sehen von dem Schönen (lacht)“ (1, 22, 694-696).

„Und dann war er derjenige, welcher. Aber das habe ich mitgemacht und habe Spaß gehabt und.. das war schon in Ordnung. Gell, Vatterle? (wendet sich ans Foto) Sag ja! (lacht)“ (3, 9, 275-277).

Mit den Worten „Guck mal, wir haben Besuch“ (1, 6, 166) wird der durch das Foto repräsentierte Ehemann symbolisch in den Kreis der Gesprächspartner miteinbezogen.

Aber auch beim Alleinsein scheint die Kommunikation mit dem Foto für sie eine große Bedeutung zu haben „Ich rede oft mit ihm“ (1, 6, 166) teilt sie der Interviewerin mit: „[da] gehe ich mehrmals am Tag ran“ (2, 11, 334).

Während der Explorationen wirft sie mehrfach Kuschhände zum Bild. „Der lacht mich an!“ (1, 21, 662) stellt sie freudig fest.

Immer wieder kommt das Gespräch auch auf andere Gegenstände im Zimmer, da Frau Amor bei den Erinnerungen an ihren Mann darauf verweist.

So hängen über ihrem Bett eine Reihe von Bildern (Abb. 47), die vom Ehemann stammen, der die Malerei „so nebenbei“ (1, 5, 137) betrieb. Mehrfach bezeichnet sie ihn daher auch als „Künstler“:

„Die Bilder hat mein Mann alle selber gemalt. [...] Ich sage immer es war ein Künstler“ (1, 14, 428-430).

„[...] die Bilder da rechts, die hat mein Mann gemalt (zeigt auf Bilder, die über dem Bett hängen). [...] Der hat das so nebenbei gemacht. Ich habe immer gesagt, er ist ein Künstler (lacht). Wenn man von ihm gesprochen hat“ (1, 5, 130-143).

„Ja, der Papa, der war ein Künstler, das habe ich gesagt, dass der das alles gemacht hat. Der eine kann halt das und der andere kann das“ (5, 5, 146-148).



Abbildung 47: Vom Ehemann gemalte Bilder

Auf dem Regal stehen Setzkastenfiguren (Abb. 49), die eine kleine Musikkapelle darstellen: („die machen alle ein Instrument (3, 5, 150)). Auch hierbei handelt es sich um ein „Hobby“ des verstorbenen Ehemannes. „Der hat sie aufgebaut“ (1, 2, 59), „er hat es halt gemocht“ (4, 11, 342-343) erklärt Frau Amor:

„Ja, ich weiß gar nicht, wo er das hergehabt hat. Das war halt dann da gestanden und fertig (lacht)“ (1, 25, 768-769).

„Ja, die hat er sich so gekauft. Da habe ich keinen Einfluss drauf“ (2, 11, 326).

Obwohl sie selbst in den Figuren auch „nichts Besonderes“ (4, 11, 344) sieht und „weniger was damit zu tun haben [will]“ (2, 11, 327), möchte sie, dass diese trotzdem stehen bleiben: „Jetzt sind die halt da und fertig“ (4, 11, 344), „Die Männele, die sollen so stehen bleiben“ (2, 11, 326-327) erklärt sie auch an anderer Stelle.



Abbildung 48: Elefanten des Ehemannes



Abbildung 49: Setzkastenfiguren des Ehemannes

Ähnlich verhält es sich auch mit drei hölzernen Elefanten (Abb. 48), die der Größe nach auf einem Regal angeordnet sind. „Und das sind jetzt die Lieblingstiere von meinem Mann“ (1, 26, 814) erklärt Frau Amor. „Der hat Elefanten so gerne gemocht und da mussten die gekauft werden“ (4, 19, 588). Es klingt die Daseinstechnik Selbstbehauptung an, wenn sie sagt:

„Die bleiben jetzt da, die bleiben da. Und wenn ich mal nicht mehr bin, können sie die fortschmeißen“ (4, 19, 588; 598-599).

Auch ein altes Radio stammt aus dem Besitz des Ehemannes, es „hat mitkommen müssen“ (1, 5, 153). Die Rückseite ist beklebt mit vielen verschiedenen Aufklebern, die Frau Amor an die Reisen und Ausflüge ihres Mannes erinnern:

„Das ist ein altes Radio. Das hat mitkommen müssen (lacht). Da hat mein Mann alles vollgeklebt, wo er schon überall mal war“ (1, 5, 151-155).

„Und hier hat er die Dinger geklebt (zeigt aufs Radio). Ja, wo er schon überall gewesen ist, da hat er nämlich [...]“ (1, 10, 305-307).

„Und hier, das hat er alles gemacht, wo er war, da hat er so ein Ding mitgebracht. Demnach muss er viel rumgereist sein“ (1, 12, 373-375).

„Wo er überall war, da hat er, der ist weit rumgereist und da hat er von überall was hergebracht“ (4, 20, 606-607).

Auf die Frage nach einem weiteren im Zimmer hängenden Bild, das einen kleinen Bahnhof mit einer Straßenbahn (Abb. 50) zeigt, erklärt Frau Amor, dass hierauf der frühere Arbeitsplatz des Ehemannes abgebildet sei:

„Das hat er sich gewünscht“ (1, 25, 765).

„Das war der Arbeitsplatz von meinem Mann. Das war in E. und ähm.. ah, wart mal, das war der Arbeitsplatz, äh.. der ist ja rumgegangen und hat kontrolliert“ (1, 9, 280-281).

„Der hat Züge abfahren lassen, ist immer rausgekommen und hat so gemacht (winkt mit dem Arm)“ (1, 24, 757-758).

„[...] das sieht gut aus, wie die das malen konnten [...]“ (2, 12, 375) findet sie.



Abbildung 50: Bild vom Arbeitsplatz des Ehemannes

Zwei weitere Gegenstände, auf die in dieser Falldarstellung eingegangen werden soll, gehören schließlich Frau Amor selbst.

Es handelt sich zunächst um ein Bild, das sie aus der Zeitung ausgeschnitten und aufs Regal gestellt hat. Es zeigt eine Szene zwischen dem französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy und dessen Sohn (vgl. Abb. 51).



**Abbildung 51: Zeitungsausschnitt
"Sarkozy mit Sohn"¹⁴⁷**

Sie selbst verweist mehrfach spontan während der Explorationen darauf und erklärt, sich das Bild extra aus der Zeitung ausgeschnitten zu haben, weil ihr Vater und Sohn darauf so gut gefallen hätten:

„(zeigt auf den Zeitungsausschnitt von Sarkozy und Sohn) Das Bild habe ich mir bloß so behalten, die Leute kenne ich weiter aber nicht sehr und hat mir so gut gefallen wie die sich jetzt hier die Hand gegeben haben. Ja, das habe ich dann ausgeschnitten“ (1, 11, 338-342).

„Und das, naja, das habe ich halt so gern (zeigt aufs Zeitungsfoto). Der Mann hat mir so gut gefallen. Und da habe ich ihn.. das ist der Vater von ihm und der hat da irgendwas Großes gehabt und hat dann dieses Ding umgekiegt. Ja, die freuen sich so“ (1, 25, 773-779).

„Und das Bild habe ich ja so gern. Das sind keine Verwandten von mir, sondern das habe ich extra mal ausgeschnitten, in der Zeitung. Das ist der Vater von dem. Und der hat irgendwas studiert [...]Und das Bild hat mit so gut gefallen, wie sich der Vater und der Sohn.. er ist von irgendwo her gekommen, aus Australien oder sonst irgendwo her. Und wie die sich so begrüßen und glücklich sind [...]. Ja, deswegen habe ich das hingestellt“ (2, 16, 486-496).

„Das hat mir halt gefallen, dass sich dort Vater und Sohn sich gut verstehen. Der Sohn, das war auch ein ganz talentierter Mann und.. ich weiß es jetzt nicht, wahrscheinlich ist er heimgekommen oder hat Urlaub zuhause gemacht und da hat er sich jetzt erstmal, hat er erstmal seinen Vater begrüßt, so sehe ich das halt, ne. Da war irgendwo, da hat er irgendwo was studiert. Und dann kam er heim und dann er sich.. das habe ich gern, das Bild“ (3, 12-13, 375-380).

¹⁴⁷ Da von diesem Zeitungsausschnitt während der Explorationen kein Foto angefertigt wurde, stammt dieses Bild aus dem Internet, Quelle: http://www.faz.net/m/%7B5F68DF12-2E2A-4CB9-B4CD-B8CC79C79327%7Dg225_4.jpg

Da die Tochter im Vorgespräch den Nähkasten ihrer Mutter (Abb. 52) als persönlich bedeutsamen Gegenstand nannte, der gezielt zur Mitnahme ins Pflegeheim ausgewählt worden war, wurde dieser während der Explorationen von der Interviewerin thematisiert.

Folgende Interviewsequenzen zeigen, dass dieser heute noch aufgrund seines instrumentellen Nutzens bzw. darüber hinaus für das Erleben von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von Bedeutung scheint:

„I: Und haben Sie früher gerne genäht oder Handarbeiten gemacht, weil Sie einen Nähkorb hier stehen haben?“

A: Nee, nee.

I: Gar nicht.

A: Das ist nur so, dass ich.. für.. wenn was zum Stopfen ist oder so Kleinigkeiten zu nähen sind, dass ich dann nicht immer zur Schwester gehen muss.

I: Dann können Sie es selber machen.

A: Kleinere Sachen mache ich, kann ich selber machen.

I: Ja. Ja, ja, das ist auch praktisch, mal einen Knopf annähen und so was.

A: Genau“ (1, 15, 461-470).

„Da unten habe ich meinen großen Nähkasten. Bin ich aber froh, dass das meiner ist und.. ich kann.. wenn da was ist, kann ich das halt machen oder nähen oder stopfen oder sonst was, von meinem Zeug. Ich kann nicht immer verzagen: ‚ich brauche das, ich habe einen Knopf zum Annähen, sind Sie so gut und bringen Sie mir was‘, ich kann das, also was ich denke, das mache ich“ (1, 22, 673-676).

„I: Und so Näharbeiten, machen Sie das gerne, weil hier steht so ein schöner alter Nähkorb, sehe ich gerade.

A: Ja, ja, das mache ich. Aber nur für mich und meine Familie, aber nicht, dass ich hier für andere“ (2, 8, 247-250).



Abbildung 52: Nähkasten

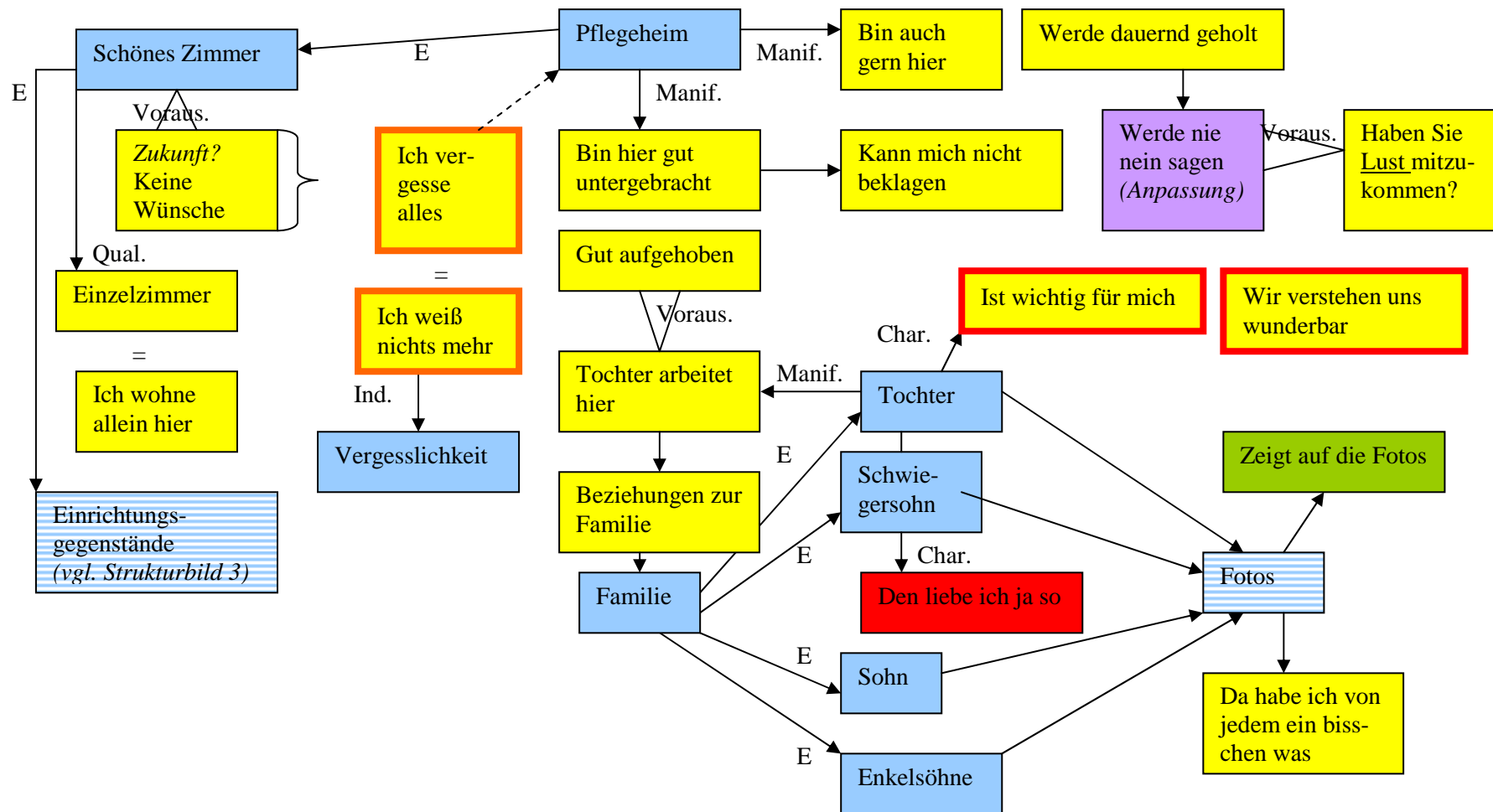


Abbildung 53: Strukturbild Amor 2

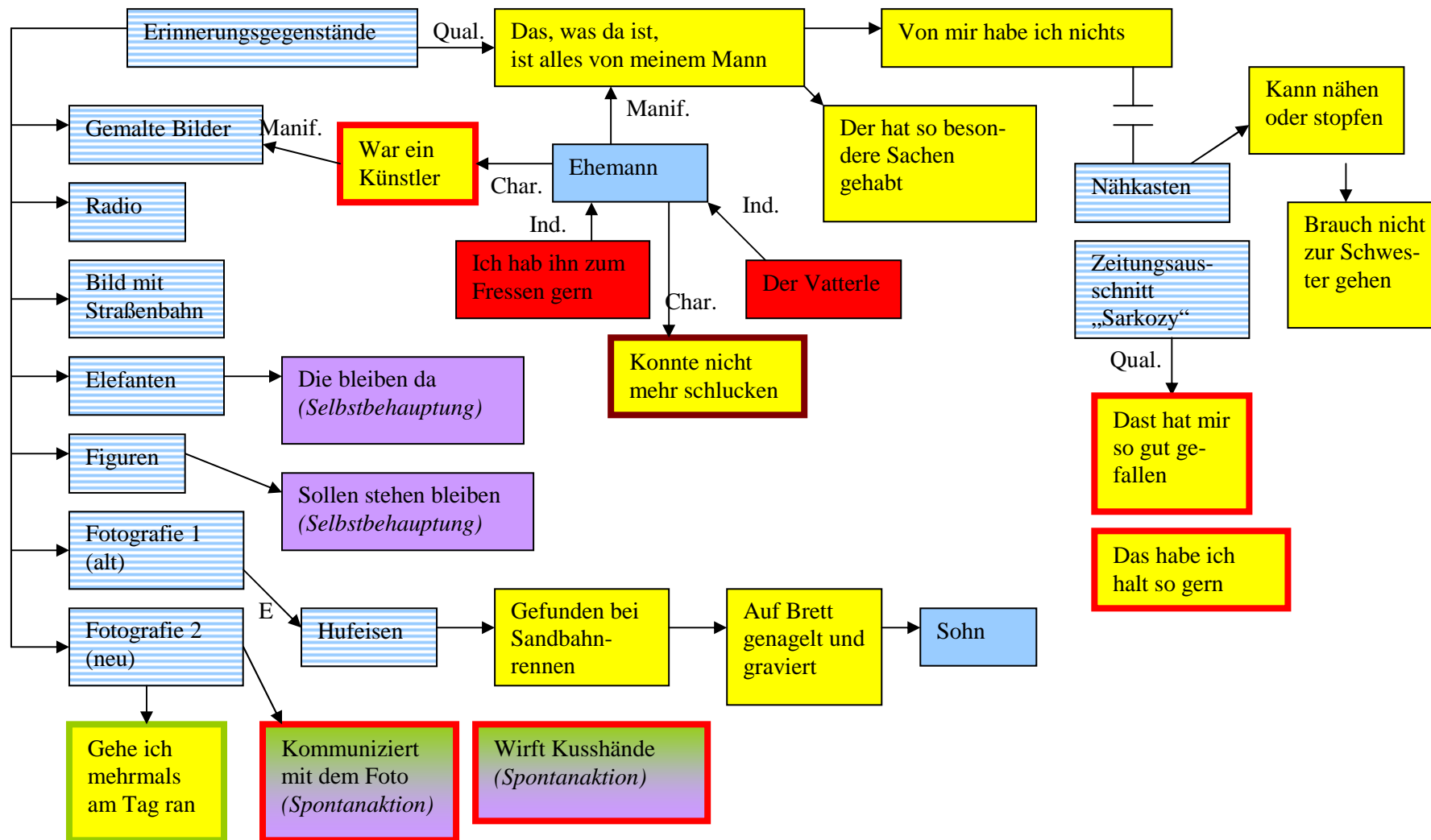


Abbildung 54: Strukturbild Amor 3

Erstes Fazit

Frau Amor fühlt sich nach eigener Aussage im Pflegeheim wohl, besonders ihr Zimmer gefällt ihr gut. Die räumliche Lage der Einrichtung bzw. die Wohnform scheint für sie keine Rolle zu spielen. Eine soziale Einbindung besteht über die Pflegekräfte, die sie häufig in gemeinsame hauswirtschaftliche Aktivitäten mit einbeziehen. Auch zu den anderen Bewohnern scheint ein lockeres, aber gutes Verhältnis zu bestehen.

Biografische Erinnerungen an frühere Lebensphasen finden sich in den Explorationen kaum, da Frau Amor gemäß ihrer eigenen Wahrnehmung bereits „viel vergessen“ hat.

Die Heimat Schlesien wird jedoch im subjektiven Lebensraum aktualisiert; damit verbunden wird das „Schlesierlied“ sowie die Erinnerung an den Vater, der möglicherweise eine wichtige Bezugsperson darstellte.

Insgesamt präsentiert sich Frau Amor in den Explorationen als eine Person, für die soziale – insbesondere familiäre - Beziehungen von großer Bedeutung sind. Dass die Tochter in der Pflegeeinrichtung arbeitet und ihre Mutter häufig besuchen kann, trägt sicherlich mit zum Wohlbefinden von Frau Amor bei.

Ihre Familie ist eine wichtige Stütze, vor allem Tochter und Schwiegersohn werden in den Explorationen häufig angesprochen. Diese Beziehungen finden ihren materiellen Niederschlag in den Fotos, die Frau Amor in ihrem Zimmer aufgestellt hat und auf die sie die Interviewerin immer wieder hinweist.

Darüber hinaus besteht zum verstorbenen Ehemann eine enge Bindung, die sowohl über verbale Äußerungen in den Gesprächen als auch über dessen persönliche Gegenstände, die sie aufbewahrt hat, zum Ausdruck kommt. Nahezu alle Objekte in ihrem Zimmer dokumentieren diese Beziehung zum verstorbenen Ehemann.

Frau Amor bemüht sich, die Hinterlassenschaft ihres Ehemannes in dessen Sinn zu pflegen; dies impliziert, dass sie sich nicht von seinen persönlichen Dingen trennen möchte, auch wenn diese ihr persönlich z. T. nicht gefallen. Hier zeigt sich die Daseinstechnik Selbstbehauptung.

Über die Gegenstände erinnert sie sich an den Verstorbenen, wodurch diese Beziehung symbolisch aufrecht erhalten wird. Die sie umgebenden Objekte bilden Zeichen ihrer Bindung an den Ehemann; wenn sie sich diesen Objekten zuwendet, wird die Beziehung im Bewusstsein aktiviert. Vor allem die Fotos des Ehemannes werden zum kommunikativen Medium, über das sie mit ihm in Verbindung bleiben kann. In den Explorationen zeigen

sich viele Spontanaktionen, die sich als „Hinwendung zum Bindungsobjekt“ (Ehret, 2008) charakterisieren lassen.

Objekte mit Selbstbezug finden sich im Zimmer mit Ausnahme des Zeitungsausschnitts und des Nähkorbs nur wenige. Betrachtet man jedoch fremderhobene Informationen der Tochter und sowie die in den Explorationen präsentierte daseinsthematische Struktur von Frau Amor, zeigt sich, dass der Ehemann stets einen zentralen Lebensinhalt darstellte und über eigene Interessen dominierte.

11.8. Falldarstellung Frau WERTHER

*„Da habe ich auch gleich geguckt: Oh, wenn nur ein Balkon.
Sonst will ich gar nix, aber einen Balkon. [...].
Ich bin auch jede freie Zeit, bin ich draußen.“*

Frau Werther ist im Explorationszeitraum 95 Jahre alt und lebt seit acht Jahren in einer Einrichtung des Betreuten Wohnens im Raum Bruchsal. Sie ist verwitwet und hat drei Söhne und drei Töchter. Der MMST-Wert liegt bei 18 Punkten.

Die fremderhobenen Daten stammen zum einen von einer Pflegekraft des ambulanten Pflegedienstes, zum anderen von der jüngsten Tochter, die ihre Mutter jeden Tag besucht und bei alltäglichen Verrichtungen und hauswirtschaftlichen Tätigkeiten unterstützt.

Tochter und Pflegekraft betonen jedoch, dass es Frau Werther wichtig sei, so viel wie möglich noch selbstständig ausführen zu können, beispielsweise Mahlzeiten zuzubereiten oder ihr Bett zu machen. Zudem lege sie Wert auf eine ordentliche und aufgeräumte Wohnung.

Frau Werther ist aufgrund körperlicher Einschränkungen nicht mehr in der Lage, die Wohnung allein zu verlassen. Umso mehr schätzt sie ihren Balkon - ihr „Ein und Alles“-, auf dem sie nach Aussage der Tochter im Sommer „jede freie Minute“ verbringt. Auch die Pflegekraft bezeichnet den Balkon als den „Lieblingsplatz“ von Frau Werther.

Einmal pro Tag läuft Frau Werther mit ihrem Rollator den Gang im Hausflur auf und ab, dieses Ritual sei ihr wichtig. Ansonsten lese sie gerne die Zeitung oder schaue ihre Fotoalben an, freue sich auch über Besuch und erzähle dann gerne von früher. Sie schätze auch die Gemütlichkeit, beispielsweise in Form von gemeinsamem Kaffeetrinken.

Die Tochter beschreibt ihre Mutter als humorvolle Person, mit der man immer noch viele Späße machen könne. Zu ihren Interessen habe vor allem Theaterspielen, Singen und Handarbeiten gehört. Vor allem über ihre Handarbeiten erzähle sie fast täglich und leide darunter, dass viele Stücke im Krieg zerstört worden seien. Generell würden die Erlebnisse aus der Kriegszeit belastend erlebt.

Nach wie vor bestehe eine starke Bindung an die Heimatstadt Wetzlar, die sie auch noch regelmäßig gemeinsam mit der Tochter besucht. Die Bilder und Wandteller von Wetzlar seien ihr wichtig.

Auf einen guten Kontakt zu ihrer Familie (Kinder, Enkel) lege sie großen Wert und freue sich über Besuche oder Anrufe.

Über den Besuch der Interviewerin freut sich Frau Werther ebenfalls und lädt diese sofort ein, sich an den gedeckten Kaffeetisch zu setzen. Sie erzählt gerne und sehr lebendig; in den Explorationen finden sich neben zahlreichen szenischen Schilderungen episodischer Erinnerungen viele narrative Passagen, in denen sie scheinbar wieder in ihre vergangene Lebenswelt eintaucht.

Wetzlar ist die Heimatstadt von Frau Werther, sie ist dort geboren und aufgewachsen. Bedingt durch den Beruf des Ehemannes erfolgte im Erwachsenenalter ein Umzug in den Raum Bruchsal, wo sie heute noch lebt.

Dennoch spielt Wetzlar in ihrem subjektiven Lebensraum eine große Rolle. Die Stadt fungiert als Schauplatz ihrer Jugend, die sie rückblickend als „*schönste Zeit*“ (1, 4, 100) bezeichnet. Es handelt sich bei diesem Ort um eine biografisch zentrale „Bühne“ der Vergangenheit, ein „*biografisches Setting*“ (Porschke, 2009), das Verbindungen zu verschiedenen Daseinsthemen (Ehemann, Tanzen, Theaterspielen) aufweist.

„[...] *ich muss sagen, ich habe da eine schöne Zeit gehabt, wirklich*“ (1, 5, 147) resümiert Frau Werther rückblickend.

Wie sie berichtet, habe sie „*in der Innenstadt gewohnt*“ (3, 6, 188), „[...] *direkt in Wetzlar, in der Stadt*“ (2, 1, 26).

Die mehrfach getroffene Aussage „*Ich bin in Wetzlar geboren*“ (1, 1, 5; 2, 3, 83; 4, 3, 87) kann als Ausdruck von Ortsidentität gedeutet werden (Proshansky et al., 1983).

Die nach wie vor starke Verwurzelung mit Wetzlar manifestiert sich in zahlreichen Gegenständen in der Wohnung. So besitzt Frau Werther neben einem Bildband über Wetzlar auch zahlreiche Fotos der Stadt, die sie in mehreren Alben aufbewahrt. Zudem hängt über dem Sofa ein großes Gemälde von Wetzlar (Abb. 55) und in der Küche befinden sich sechs Wandteller (Abb. 56 und 57), auf denen bekannte Sehenswürdigkeiten abgebildet sind, wie beispielsweise das „Lotte-Haus“, auf das sie auch während der Explorationen mehrfach Bezug nimmt.



Abbildung 55: Frau Werther mit Bild von Wetzlar



Abbildung 56: Wandteller mit Sehenswürdigkeiten von Wetzlar



Abbildung 57: Wandteller mit Sehenswürdigkeiten von Wetzlar

An Wetzlar sind zahlreiche positive Kindheits- und Jugenderinnerungen geknüpft. Bei der Bindung an die Heimatstadt kommt physiognomischen und architektonischen Elementen eine wichtige Funktion zu.

Den ersten Anknüpfungspunkt bilden zunächst kollektive Raumsymbole, über die Frau Werther in Zusammenhang mit berühmten Persönlichkeiten Wetzlars berichtet. Zahlreiche Gebäude und Denkmäler erinnern an den Dichter Goethe, der als Wahrzeichen der Stadt deren Erscheinungsbild geprägt hat und noch heute dafür sorgt, dass viele Touristen die Stadt besuchen – wie Frau Werther ausführt:

„In Wetzlar hat Goethe lange gewohnt. Und der hatte ein Verhältnis gehabt mit der Charlotte Buff. Und die Charlotte Buff wohnte auch in Wetzlar. Deshalb war Wetzlar bekannt geworden. Durch das Verhältnis von Goethe und der Charlotte Buff“ (1, 5, 141-143).

„Und die haben jahrelang in Wetzlar gewohnt und die Häuser stehen heute noch. Und da sind sogar Leute von auswärts, die sich das alles von Goethe, was von Goethe ist, angucken oder fotografieren, ne. Der war jahrelang, jahrelang war er in Wetzlar (1, 1, 16-19).

„War viel Fachwerk. Waren auch viel, viel Auswärtige drin. Ausländer, die.. die sind immer alle mit dem Foto rumgelaufen und haben das aufgenommen alles“ (3, 7, 212-213).

„Da gibt es einen Schillerplatz. Schiller und Goethe waren doch lange Zeit in Wetzlar. Da gibt es einen Schillerplatz, ein Goethecafé gibt es“ (2, 8, 227-228).

„Und da steht ein Haus, das ist, glaub ich, drauf auf dem einen Bild, das Lottehaus, das steht heute noch. Lottehaus. Und die heißt ja richtig, hieß die Charlotte. Die haben immer Lotte gesagt. Und das Haus steht ja heute noch [...] ganz großes Schild.. ganz kurz benamt und ganz kurz äh.. der Jahrgang ist angegeben, wann und wie und wo“ (2, 3, 73-77).

Mit den Worten *„Und da, da ist das Haus, da drüben steht es [...] wo die drin gewohnt hat, die Lotte“ (2, 2, 61-64)* zeigt sie spontan auf einen ihrer Wandteller, auf dem diese Sehenswürdigkeit abgebildet ist.

Aber auch die eigene Biografie zeigt sich durch das Leben in Wetzlar eng mit dem Dichter verbunden. Erste Berührungspunkte entstehen als Jugendliche durch den Besuch der „Lotte-Schule“. Frau Werther erinnert sich:

„Und da gibt es ein.. ein.. sogar ein Gymnasium, das heißt Goethe Gymnasium, ja. Und die Charlotte Buff, ja, da war.. das war die.. Gymnasium für Mädchen. Also waren getrennt. Buben waren für sich und Mädchen für sich, ne. Und das Gymnasium, das.. ja, man hat ja auch gesagt.. Gymnasium, wo ich war, das hieß Charlotte“ (1, 1, 7-13).

„Und da gibt es eine Schule.. gab es da.. das war das Realgymnasium, das war auch Goetheschule. Und unsere Schule, wo ich war, hieß auch.. nee, die hieß Lotte Schule. Lotte Schule hieß die. Und der war doch.. mit einer Lotte hat der doch ein Verhältnis gehabt, ne“ (2, 2, 56-62).

In der Schule liest man Gedichte von Goethe und führt Theaterstücke auf:

„Früher, die ganze Klasse hat sich begeistert für das, ne. Schön. Aufführungen haben wir gemacht sogar, alles“ (1, 1, 27-28).

Das Goethe-Café in Wetzlar hat den Status eines biografisch wichtigen Ortes und wird zum individuellen Raumsymbol, als sie dort ihren Ehemann kennenlernt:

„In Wetzlar. In Wetzlar habe ich den kennen gelernt“ (5, 8, 238).

„[...]und das war Zufall, wir haben ein schönes Goethecafé gehabt in Wetzlar, da bin ich mit meinen Kolleginnen immer gern hin. Und der ist an dem folgenden Samstag oder Sonntag, weiß ich nicht mehr, ist der mit seinen Freunden da.. in das.. und ich war mit meinen Bekannten auch dort drin. Und da guckt er mich an und ich guckte ihn und denke mir, den habe ich doch schon einmal gesehen und da fing der an zu lachen und da wusste ich.. und dann kamen wir wieder ins Gespräch. Und dann ging das dann, dann ging das fort weiter“ (1, 2-3, 65-71).

Beim Zurückversetzen in die Vergangenheit spielen immer wieder räumliche Bilder eine wichtige Rolle, so wecken beispielsweise die Gedanken an das Ballspiel auf den Straßen schöne Kindheitserinnerungen:

„Also hier sind die Bürgersteige gepflastert und das war damals kaum, selten, die waren alle so ganz feiner Sand, bloß die Steine, die waren.. ganz feiner Sand, Ja, wenn das heute wäre, das wäre ja gar nicht möglich, da konnten die Kinder, konnten drin rumspringen, wenn der Sand einmal ein bisschen verstreut war, das war auch nicht schlimm, und die Leute sind da hin und her gelaufen, die haben gelacht, die haben sich amüsiert. [...] Wie so ein Block, da waren mindestens, mindestens zehn, fünfzehn Familien und die hatten auch Kinder. Und da haben wir auf dem Bürgersteig, haben wir gespielt, haben wir Ball gespielt, an der Wand von den Häusern“ (2, 4-5, 116-138).

Auch die Erinnerung an den damaligen Schulweg stößt eine Reihe von Assoziationen in Zusammenhang mit der Schulzeit an.

„Und unsere.. ich war ein Jahr oder zwei Jahre war ich da an der Schule und da wurde die ganze Schule auf den.. oh, wie hieß der Berg? Also das war ein bisschen außerhalb. Das ist die Stadt und mal sagen, ungefähr so ein bisschen aus der Stadt.. das ist der Mittelpunkt von der Stadt und ungefähr so, ja, so vielleicht bis dahin, ging es bergauf. Ganz oben war eine Kaserne früher [...] Und das ist alles geräumt, die sind woanders hingekommen [...] Die ganzen Schulen kamen da oben hin. Und ich habe.. von zuhause aus bis in die Schule über eine halbe, och, über eine halbe Stunde, bald dreiviertel Stunde gebraucht, bis ich dann erstmal.. da haben wir gewohnt, ich musste durch die ganze Stadt und dann ging es dann bergauf hoch bis in die Schule. Das war jeden Morgen bald dreiviertel Stunde“ (2, 3-4, 85-97).

„Aber ich habe immer.. äh.. Lehrer und Lehrerinnen.. die eine war mir sympathisch, und die andere nicht und der eine, das war so ein ganz.. aber der war allgemein nicht beliebt. Und jeden Morgen, wenn ich aufgestanden bin und habe gemeint, heute müssen wir.. heute haben wir wieder den.. da bin ich ein paar Mal gar nicht in die Schule. Bin einfach.. unterwegs habe ich mich hingeworfen, nee, bin gar nicht in die Schule. Da haben sie Alarm geschlagen. Und meine Mutter hat geschimpft: ‚Mach doch bloß so was nicht, mach doch bloß so was nicht!‘ ‚Ich gehe nicht in die Schule, wenn der da bleibt, gehe ich fort und ach Gott, war das ein Zirkus!‘“ (2, 4, 100-107).

Frau Werthers Jugend zeigt sich vor allem durch ihre Leidenschaft fürs Tanzen und Theaterspielen bestimmt. Rückblickend sieht sie in dieser Lebensphase ihre „schönste Zeit“:

„Das war die Zeit, wo ich so ungefähr so 15,16,17,18, die Zeit da, das war die schönste“ (1, 4, 100).

Auch hier ist Wetzlar Ort des Geschehens; hier sieht sie ihre damaligen Hobbys „verortet“:

„Und wir haben auch jeden Sonntag, also wenn wer Zeit hatte und konnte, jeden Sonntag eine Zusammenkunft und da sind wir in der Nachbarschaft, wo ein schöner Saal war, haben wir dann.. da das abgehalten da. Das war immer schön. Das war immer schön, ja“ (5, 3, 83-86).

„Wir haben drei Säle gehabt in Wetzlar, einen ganz großen, mittleren und ein ganz kleiner. Und da waren zwei oder drei Vereine, die haben sich zusammengetan und haben die besten Theaterspieler rausgesucht [...]“ (4, 12, 364-367).

Wie stark zudem die Verknüpfung zwischen der Heimat(stadt) Wetzlar und dem Theaterspielen ist, soll folgende Interviewsequenz zeigen:

„I: [...] Welche Erinnerung haben Sie denn an die Heimat? An Ihre Heimat, Frau Werther?“

W: Welche Erinnerung?“

I: Ja. An die Heimat?“

W: An die Heimat? Ach, also eben grad das Theaterspiel-Zeug, das war mir wichtig“ (4, 14, 421-423).

Die Erinnerung an die folgende Kriegszeit wird von Frau Werther als belastend erlebt. Durch Fliegerangriffe wird das Elternhaus und damit auch viele persönliche Dinge und Andenken an die Jugendzeit zerstört:

„Ich habe alles aufgehoben, aber das ist durch Fliegerangriffe alles zerstört. Das war, habe ich bei meiner Mutter aufgehoben, und meine Mutter hatte ihre ganze Wohnungseinrichtung.. in Schutt und Asche. War alles, alles kaputt, Nichts mehr aufgehoben, alles kaputt. Das hat mir wehgetan“ (1, 3, 74-77).

Nach dem Krieg ergreift Frau Werther eine Arbeit als Bürokauffrau in der Firma Buderus. Auch diese Lebensphase ist räumlich in Wetzlar verortet.

In einem Fotoalbum, das sie während der dritten Exploration der Interviewerin zeigt, entdeckt sie eine Aufnahme des Buderus-Platzes, der sie an ihren früheren Arbeitsplatz und die damit verbundene Berufstätigkeit erinnert:

„Buderus Platz. Ja ja. Buderus, das war eine ganz große Firma, die existiert heute noch. Da war ich auf dem Büro. [...] Steno und Schreibmaschine“ (3, 8, 237-242).

„In Wetzlar ist eine große.. eine große Stahl- und Eisenwerk. Da war ich auf dem Büro. Sieben oder acht Jahre war ich da“ (4, 17, 514-515).

Sie erlebt die Berufstätigkeit als „schöne Zeit“ (5, 4, 125):

„War viel Arbeit, aber es war schön“ (5, 4, 125).

Zwischen ihr und den Arbeitskolleginnen entwickelt sich eine gute Freundschaft, an die sie heute noch ein Ring am Finger erinnert:

„Vom Geschäft. Waren wir fünf oder sechs in dem Büro. Und jeder hat sich den gleichen Ring gekauft. Und da ist der Ring noch von her“ (5, 4, 113-114).

Durch den beruflich bedingten Umzug der Familie nach H. im jungen Erwachsenenalter findet zunächst ein Einschnitt statt. Der Ortswechsel wird zum damaligen Zeitpunkt möglicherweise als kritisches Lebensereignis erlebt. Zumindest bleibt das dörfliche Milieu der neuen Gemeinde für Frau Werther erst einmal fremd, dazu kommen Gefühle von Heimweh.

„Die Mutti hat immer geglaubt, ich kriege Heimweh. Da hat sie gesagt: ‚Das würde ich nicht machen an deiner Stelle, du kriegst Heimweh!‘ (4, 17, 515-518).

„Wie meine Mutter das erste Mal da war, die hat gesagt: ‚Wie konntet Ihr bloß in so einen Ort gehen? Da war das nicht so wie heute. Da war alles nicht gepflastert und nix, gar nix. So wie früher die Dörfer waren, so war das auch. Und da hat meine Mutter gesagt: ‚Wie konntet ihr hierher? In so ein dreckiges Nest‘“ (2, 6, 185-188).

„I: Und haben Sie Wetzlar vermisst? War das schwer für Sie?

W: Anfangs doch, ah ja, ah ja! Am Anfang doch. Ja ja. Ist klar!“

(2, 7, 208-209).

In dem von der Mutter als „reinstes Kuhdorf“ bezeichneten Ort stört Frau Werther besonders die Angewohnheit der Bauern, den Abfall nicht hinter, sondern vor dem Haus abzuladen:

„Da waren viele Bauersleute, sind heute noch viele Bauersleute hier und die (unverständlich) die hatten ihren Abfall, den Misthaufen, wie man sagt, das war hinter dem Haus. Und hier war das alles vor dem Haus. Da habe ich gesagt: Was machen die denn hier? Ah, das gibt es doch gar nicht, habe ich gesagt. Wie kann ich denn so was vor das Haus setzen?“ (2, 6-7, 189-193).

„Das hat nicht so ausgesehen wie heute“ (2, 7, 200) erinnert sich Frau Werther. Aber - so sagt sie weiter- „Jetzt waren wir halt mal da und fertig“ (2, 7, 203-204).

Nachdem sich viele „Auswärtige“ über das Ortsbild beschwert hätten, wäre diese Gewohnheit dann auch geändert worden:

„Und gar nicht lang wurde das alles, kam das alles weg. Gar nicht lang. Ja ja. Da war nachher alles schön. War nix mehr vorne, war alles hinten. Die Straße wurde schön gemacht. Also das war schon schön nachher“ (2, 7, 204-206).

Die „schöne Umgebung“ (4, 17, 519) und die „netten Leute“ (4, 17, 520) haben dazu geführt, dass sich Frau Werther im Laufe der Jahre gut im Raum Bruchsal eingelebt hat und

sich dort heimisch fühlt; die emotionale Bindung an Wetzlar blieb jedoch bis heute bestehen.

Wie sich in den Explorationen zeigt, erfreuen die Gespräche über ihre Heimatstadt Wetzlar Frau Werther merklich. „*Möchten Sie sich mal die Alben angucken, die da unten drin sind?*“ (2, 8, 230) fragt sie bei der zweiten Exploration die Interviewerin. Sie besitzt „*einen ganzen Stoß Alben*“ (2, 8, 235), die sie sorgfältig nummeriert hat. „*Hab ich alle aufgehoben und eingeklebt*“ (5, 13, 401) berichtet sie auch an anderer Stelle.

In den Alben befinden sich zahlreiche Fotos von Wetzlar, die Frau Werther aufmerksam betrachtet und - wie im folgenden Beispiel - für die Interviewerin erläutert:

„(Gemeinsames Betrachten von Fotos)

I: ‚An der Dill‘ steht hier auch.

W: Ja, das ist ein kleiner Nebenfluss von der Lahn. Die Lahn fließt ja durch Wetzlar. Und das kleine Flüssele, die Dill ist auch in Wetzlar. Das fließt in Wetzlar, die Dill in die Lahn“ (2, 8, 238-242).

In der darauffolgenden Exploration holt Frau Werther einen Bildband über Wetzlar zum Gespräch hinzu, in dem sie der Interviewerin einige Sehenswürdigkeiten von Wetzlar zeigen möchte. Viele Abbildungen erklärt sie ausführlich:

„Das ist auch wieder der Dom und da, vor dem Dom ist ein.. da gab es jedes.. jede Woche einmal.. wie so ein Markt. Das war immer der große Platz vor dem Dom. War einmal in der Woche“ (3. 6. 180-182).

„Also außerhalb, da gibt es das Kirschenwäldchen, das ist wie ein kleiner Wald, alles außerhalb von der Stadt. Und da gibt es.. werden nur Kirschen angebaut. Ganz groß, mit lauter Kirschbäumen. Und außenrum war Wald und mitten waren die großen Kirschbäume. Deshalb heißt Kirschenwäldchen. Das ist ein kleiner Ausflugsort, ja ja [...]. Das Kirschenwäldchen ist schön. Das ist ganz außerhalb von der Stadt, da geht immer ein bisschen den Berg, also nicht so steil, aber ganz allmählich, bis da oben hin, das ist ganz toll. Jeder Fremde dort, der geht zuerst auf das Kirschenwäldchen“ (3, 8-9, 258-269).

Das Betrachten des Bildbandes gleicht einer imaginierten Reise nach Wetzlar, die Frau Werther mit den Worten „*jetzt waren wir mal in Wetzlar, im Hessenland*“ (3, 9, 274) beschließt. Gerne würde sie der Interviewerin bei Gelegenheit auch noch weitere Bilder zeigen, wie sie gegen Ende der fünften Exploration äußert:

„Ja, wenn Sie einmal Zeit und Liebe haben, können Sie mal wieder erscheinen! [...] Gucken wir noch Bilder an, ich habe so einen Stoß!“ (5, 13, 395-397).

Insgesamt betrachtet lassen die Explorationen auf eine nach wie vor starke emotionale Verbundenheit mit Wetzlar schließen, die sich in der Disposition äußert, die Nähe und den Kontakt zu der Stadt weiter aufrechtzuerhalten, auch wenn diese keinen aktuellen Handlungsraum mehr darstellt. So steht sie beispielsweise in Briefkontakt mit ihren ehemaligen Schulfreundinnen, die *„da geblieben sind“* (2, 7, 216-218) und ihr regelmäßig berichten *„was es gibt und was ist“* (2, 7, 216-218).

Auch regelmäßige Besuche der Stadt mit der Tochter tragen zur Herstellung einer *„place-referent-continuity“* (Twigger-Ross & Uzzel, 1996) bei. So berichtet Frau Werther mehrmals von ihren vergangenen und geplanten Ausflügen nach Wetzlar:

„Ich bin oft, ein, zwei Mal, war ich immer in Wetzlar“ (1, 5, 137).

„Ich fahre jedes Jahr mal hin“ (2, 7, 223).

„Also bis jetzt bin ich jedes Jahr einmal dort gewesen“ (3, 9, 284).

In der ersten Exploration bedauert sie gleichzeitig *„schon lange nicht mehr da [gewesen]“* (1, 5, 137-138) zu sein.

Sie kenne sich gut in Wetzlar aus - so berichtet Frau Werther weiter - und habe bei ihren Besuchen festgestellt, dass sich dort in der Zwischenzeit doch viel verändert habe:

„Da kenne ich mich gut aus. Da hat sich alles auch heute vergrößert“ (5, 7, 208).

„Nee, nee, es hat sich schon viel.. Was früher alt war ist heute neu. (unverständlich). Meine Tochter sagt immer: ‚kennst du das? Das war das und das.‘ Dann sag ich: ‚was?‘ Alles abgerissen, alles neu. Vieles abgerissen und neu“ (4, 16, 503-505).

„Jedes Mal, wenn ich nach Wetzlar komme, ist was verändert. Hat sich viel verändert, seit ich fort bin. Neue Häuser und neue Straßen“ (4, 17, 527-530).

Die Bedeutsamkeit der regelmäßigen Ausflüge nach Wetzlar wird von der Tochter bestätigt, die berichtet, dass ihre Mutter häufig den Wunsch äußere, wieder einmal nach Wetzlar zu fahren, um ihr dort die Plätze ihrer Kindheit zu zeigen.

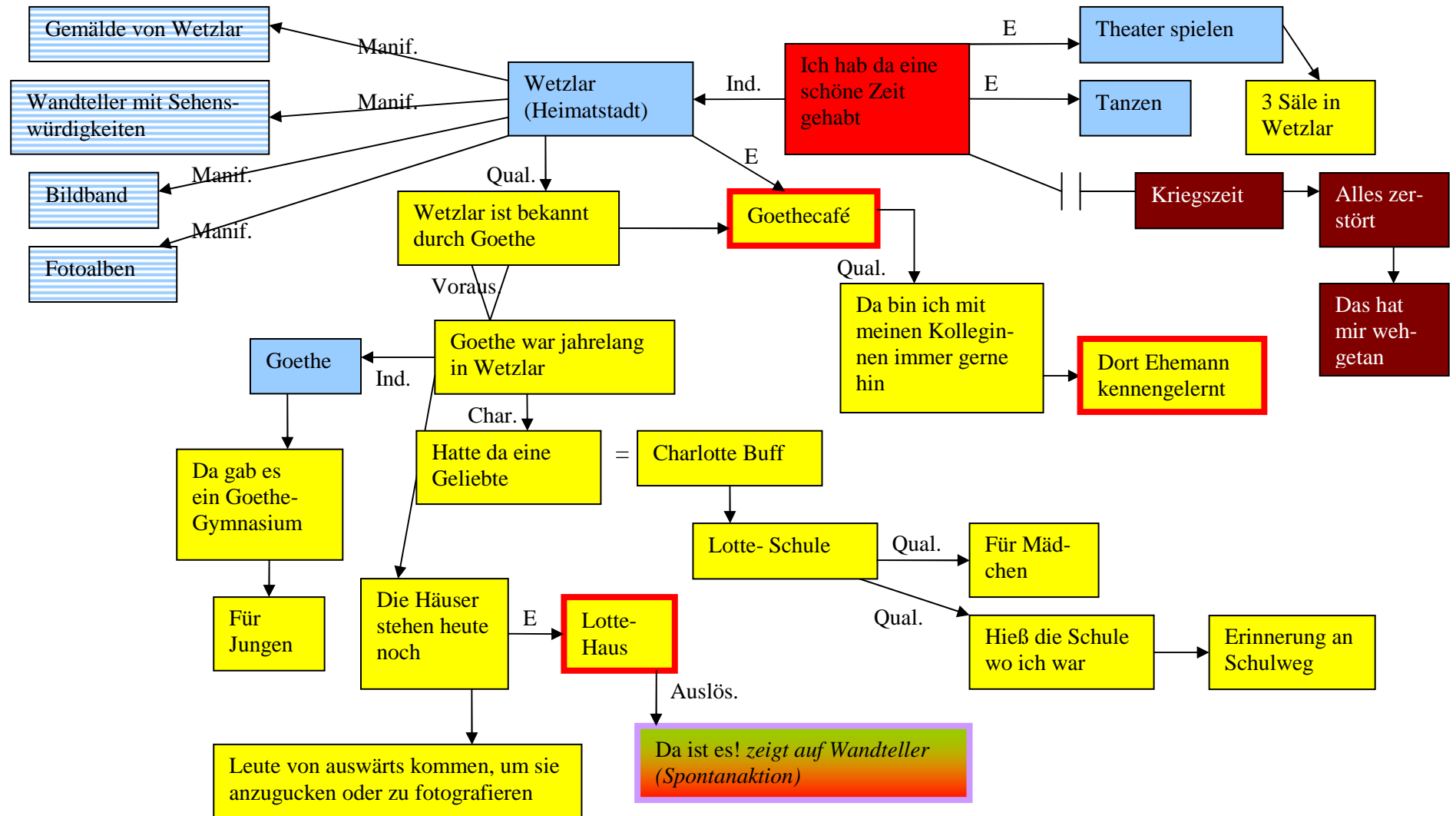


Abbildung 58: Strukturbild Werther 1

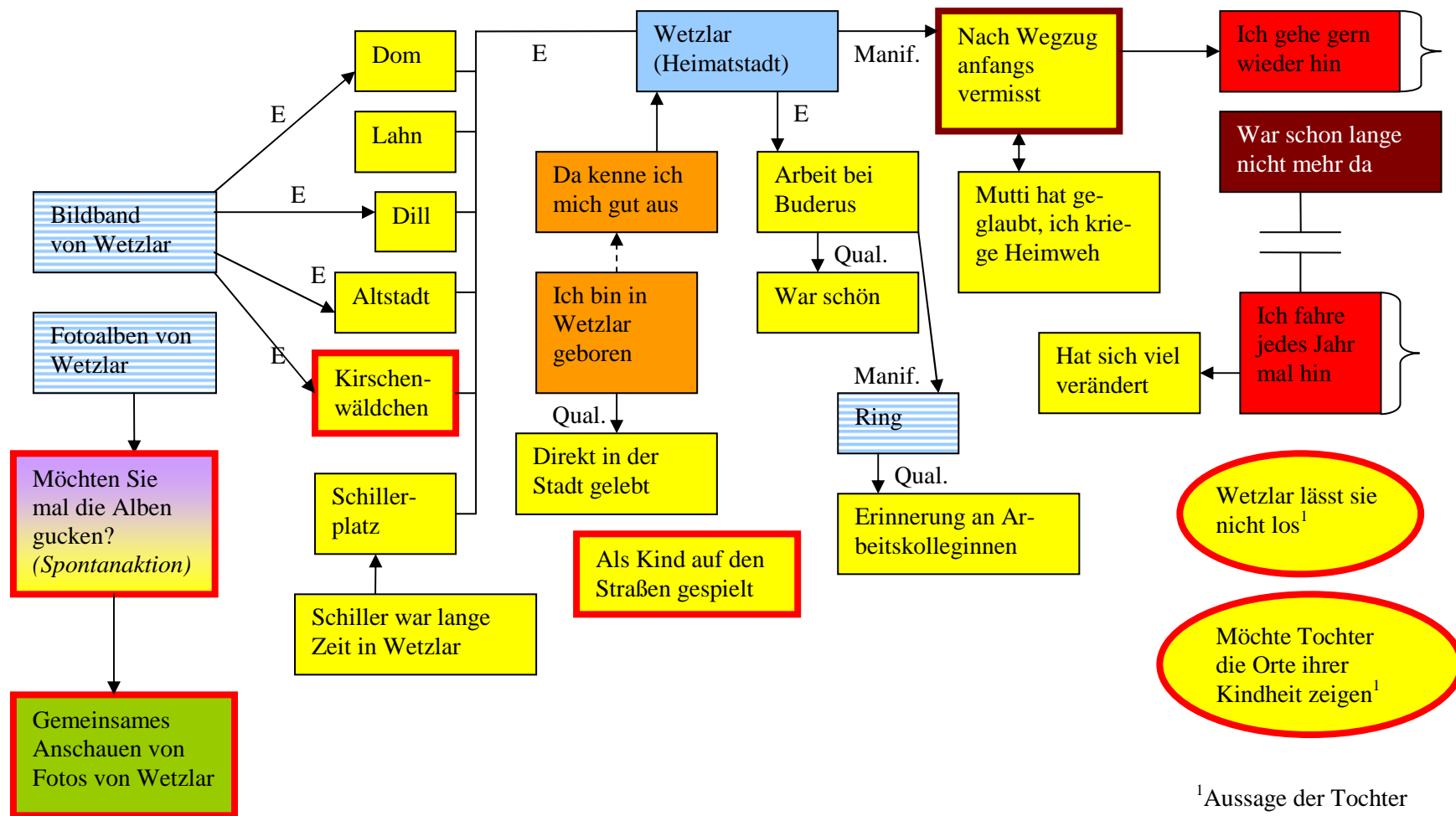


Abbildung 59: Strukturbild Werther 2

Wie sich den Explorationen entnehmen lässt, fühlt sich Frau Werther in ihrer Wohnung im Betreuten Wohnen augenscheinlich wohl. „*Ist alles da*“ (5, 7, 213) stellt sie fest.

„*Es ist alles richtig und alles in Ordnung und mehr will ich.. mehr brauche ich hier drin nicht*“ (2, 11, 328-329) sagt sie auch an anderer Stelle.

Dabei scheint vor allem der Balkon für Frau Werther als entscheidendes „Wohlfühlkriterium“ der Wohnung zu gelten. Die hohe persönliche Bedeutsamkeit dieses Umweltausschnittes lässt sich dabei möglicherweise biografisch herleiten, da Frau Werther berichtet, bereits in ihrer Heimatstadt Wetzlar einen Balkon besessen zu haben, der zwar „*ganz klein*“ (4, 10, 300), aber ausreichend gewesen sei:

„*In Wetzlar hatte ich auch einen Balkon. War nicht groß, aber war ein Balkon, war draußen*“ (3, 9, 292).

„*Aber der hat gelangt, der reicht*“ (2, 8, 253).

Es lässt sich daher vermuten, dass der Balkon im Sinne einer „*place-congruent-continuity*“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996) zur Aufrechterhaltung von Kontinuität und Vertrautheit beiträgt.

Der bereits von der Tochter und der Pflegekraft als „Lieblingsplatz“ bezeichnete Balkon (Abb. 60 und 61) wird auch von Frau Werther selbst in allen (!) Explorationen mehrfach spontan thematisiert. Die Bedeutsamkeit dieses Umweltausschnittes bestätigt sich durch ihr aktuelles Handeln: Spontan bittet sie die Interviewerin während eines Explorationsgesprächs auf den Balkon, um das Gespräch dort fortzuführen.

In den Balkonkästen blühen Blumen, die Frau Werthers Tochter P. eingepflanzt hat, wie Frau Werther erzählt:

„*Die Blumen, das macht P. [Tochter, A. d. V.] immer. Das macht immer die P.. Ich bin.. also mit Blumen, muss ich sagen, habe ich kein Glück. Also wenn ich was mache oder.. es wird nie was*“ (4, 9-10, 286-289).

„*Gehen Sie doch raus, gucken Sie*“ (2, 11, 338) fordert sie die Interviewerin während der zweiten Exploration auf¹⁴⁸.

Auch wenn Frau Werther selbst – wie sie auf Nachfrage berichtet – die Gartenarbeit nicht so liebt, versorgt sie doch sorgfältig die Blumen und freut sich an deren Gedeihen:

„*Also das hat mir noch nie.. ich meine, ich habe das gesehen gern und alles, gegossen und alles, aber die richtige Gartenarbeit, das will ich nicht*“ (3, 2, 44-45).

¹⁴⁸ Interpersonale Aktivitätsaufforderung nach Ehret (2008).

„Ich habe grad gestern geguckt, wo noch was ist oder Wasser braucht und da habe ich noch gedacht, ich habe auch schon ein Jahr gehabt, wo die Blumen nicht gedeih-, die sind gar nicht aufgegangen. Aber dieses Jahr habe ich Glück“ (3, 1, 27-29).



Abbildung 60: Balkon



Abbildung 61: Balkon

Ihren Aussagen ist zunächst zu entnehmen, dass der Balkon ein Ort ist, an dem sie gerne und häufig Zeit verbringt und zu dem eine positive emotionale Bindung besteht¹⁴⁹. So sei sie *„jeden Tag draußen“* (5, 10, 307), *„[...] sowie es einigermaßen ist“* (4, 1, 3) bzw. *„wie das Wetter ist“* (1, 8, 235) berichtet sie der Interviewerin.

„Ist Balkon Wetter, ist heute“ (5, 10, 303) stellt Frau Werther dann auch während der fünften Exploration freudig fest.

Auch bei der Frage nach ihren Wünschen für die Zukunft kommt ihr neben der körperlichen Gesundheit auch der Balkon in den Sinn, dieser sei nämlich auch viel wert (3, 10, 98-304).

Sie ist *„froh, dass der Balkon da ist“* (4, 18, 560), er ist ihr sogar so wichtig, dass das Vorhandensein eines Balkons ihrer Aussage nach als entscheidendes Auswahlkriterium bei der Wohnungssuche galt:

„Der ist viel wert. Wenn ich eine Wohnung will, will nur eine Wohnung mit Balkon“ (3, 9, 289).

„Da habe ich auch gleich geguckt: Oh, wenn nur ein Balkon. Sonst will ich gar nix, aber einen Balkon“ (2,9, 257).

„[...] der Balkon, der hat mich hierher gezogen [...]“ (4, 18, 540).

¹⁴⁹ Man kann davon ausgehen, dass es sich bei dem Balkon um einen „Lieblingsplatz“ handelt, der sich dadurch auszeichnet, dass Frau Werther dort viel Zeit verbringt und ihn gegenüber anderen Plätzen in der Wohnung bevorzugt. Lieblingsplätze können verstanden werden als Orte, an denen sich Personen gerne aufhalten und an denen sie sich wohlfühlen (Becker, Kaspar & Kruse, 2011). Nach Korpela (1992) sind Lieblingsplätze in besonderem Maß geeignet, die individuellen Bedürfnisse zu befriedigen sowie die psychische Selbstregulation zu unterstützen.

„Das ist mir wichtig, der Balkon. Der ist mir wichtig“ (2, 11, 323).

„Ich bin so froh, dass ich den Balkon habe, das glaubt mir niemand“ (3, 11, 331) sagt sie auch spontan an anderer Stelle.

Die Wohnungsbesichtigung wird in Form einer episodischen Erinnerung repräsentiert, wobei Frau Werther die „Entdeckung“ des Balkons in einer Art „dramaturgischen Aufbau“ der Erzählung besonders hervorhebt. Wieder wird der Balkon als entscheidendes Kriterium für die Wahl der Wohnung dargestellt:

„Aber wie ich das erste Mal hier drin war, und habe den Balkon noch nicht gesehen, da habe ich hier rumgeguckt. Und da hat die P. [Tochter, A. d. V.] gesagt: ‚Aber das Schönste für dich hast du noch gar nicht gesehen‘. Dann habe ich gesagt: ‚Was denn, ist doch alles in Ordnung?‘ Und da hat sie mich an der Hand genommen und .. in dem Moment, wo ich das gesehen habe, den Balkon, habe ich gesagt: ‚Und die Wohnung, die nehme ich. Nur wegen dem Balkon. Jede Zeit bin ich draußen“ (3, 1, 11-16).

„Wie ich hier rein bin, das erste Mal und habe das gesehen, sage ich, P. [Tochter, A. d. V.], das ist doch für mich viel, viel zu groß. Und da hat die P. gesagt, jetzt guck dich einmal richtig um und dann siehst du noch, warum ich die Wohnung für dich genommen habe. Und da habe ich mich umgeguckt. Und da hat sie mich an der Hand gepackt und dann habe ich erst gesehen, was da draußen ist. In dem Moment, wo ich den Balkon gesehen habe, habe ich gesagt: Wegen dem Balkon nehme ich jetzt die Wohnung“ (3, 1-2, 32-37).

Die vorausgehende Vorauswahl der Tochter, die sich - die Vorliebe ihrer Mutter berücksichtigend – auf eine Wohnung mit Balkon bezogen hat, wird von Frau Werther dankend anerkannt und auch gegenüber der Interviewerin hervorgehoben:

„Die hatte zwei oder drei zum Aussuchen. Und da hat sie sich für die Wohnung.. also hat sie gesagt, da ist ein Balkon dabei, das ist für die.. und wie ich das gesehen habe, habe ich gesagt: Da hast du aber was Gutes gemacht“ (4, 10, 293-295).

„Mir war wichtig, habe ich gesagt, P. [Tochter, A. d. V.].. die hat nämlich das ausgesucht (unverständlich), und da hat sie sich gedacht, die Oma, weil sie allein nicht fort kann, möchte die Oma gern einen Balkon“ (4, 10, 305-307).

Wie die Tageslaufschilderung erkennen lässt, strebt Frau Werther in ihrem Alltag nach einem befriedigenden Ausgleich zwischen der Betätigung im Haushalt und der Entspannung, die sie in der Regel auf dem Balkon findet:

„Wenn ich fertig bin morgens, tu mein Zeug weg, Tisch abräumen, fertig, guck, ob alles in Ordnung ist und dann gehe ich ein bisschen raus“ (3, 11, 334-335).

„Da auf dem Balkon, da bin ich.. wenn ich hier nix.. alles in Ordnung ist, gehe ich auf den Balkon“ (4, 9, 269-270).

„Und dann denk ich, Gott, das darf ich mir doch einmal gönnen, ab und zu mal hingestellt und gar nix gemacht“ (2, 11, 346-347).

„Also manchmal denkt man, man soll sich es so schön und gemütlich machen, wie es nur geht. Wie viele gibt es, die das gar nicht können“ (2, 11, 318-319).

„Draußen zu sein“ bzw. „an die Luft zu kommen“ scheint ihr generell ein wichtiges Bedürfnis zu sein, das sie mit subjektivem Wohlbefinden verbindet. Da sie ihre Wohnung aufgrund ihrer körperlichen und kognitiven Einschränkungen nicht mehr allein verlässt¹⁵⁰, kommt dem Balkon als Verbindungsglied zwischen der „Welt des Drinnen“ und der „Welt des Draußen“ (Bollnow, 1990, S. 154) eine kompensatorische Bedeutung zu, die sie selbst als wertvoll einschätzt:

„Das ist viel wert, weil alleine gehe ich ja nicht mehr fort. Aber dass ich an die Luft komme ist mir das viel wert, da“ (1, 8, 240-241).

„Bin ja auch den ganzen Tag draußen, habe schon draußen gegessen. Bin draußen. Bin froh, dass ich den Balkon habe“ (5, 7, 211).

„Ich bin auch jede freie Zeit, bin ich draußen. Allein kann.. gehe ich nicht mehr raus auf die Straße, allein gehe ich nicht mehr. Da bin ich unsicher“ (4,9, 272-273).

„Für mich war wichtig, dass der Balkon hier war. Weil ich allein nicht mehr fort gehe“ (4, 10, 295-296).

„Ich bin froh, dass der da ist. Ich habe Kaffee getrunken, Mittag gegessen, Abend, alles draußen gemacht. Mein ganzes Essen raus getragen und draußen gegessen“ (1, 8, 238-240).

Darüber hinaus wirkt der Balkon auch identitätsstiftend im Sinne der Dimension Einzigartigkeit. Dies zeigt sich darin, dass sich Frau Werther selbst als eine Person charakterisiert, die sich durch ihr raumbezogenes Verhalten, nämlich die Vorliebe für den Balkon, von anderen Bewohnern der Wohnanlage unterscheidet.

Die Vormieterin – so berichtet Frau Werther – sei wegen dem Balkon ausgezogen:

„Weil es immer geheißen hat: Warum sind sie nicht auf dem Balkon? Oder: Warum gehen sie nicht auf den Balkon? Und wegen dem Balkon.. wegen dem dass die Leute

¹⁵⁰ Hier zeigen sich die Daseinstechniken „Anpassung an die institutionellen Aspekte der Situation“ sowie „Anpassung an die Bedürfnisse anderer“ (Thomae, 1988), da Frau Werther in diesem Zusammenhang berichtet, neben altersbedingten Gründen auch deswegen die Wohnung nicht mehr zu verlassen, weil ihre Angehörigen sich sorgen: „[...] ich kann.. allein gehe ich gar nicht mehr fort. Ich soll es.. darf es auch gar nicht von meinen Kindern, ich könnte es auch gar nicht“ (4, 18, 540-542).

eben sich aufregen, weil die nicht auf den Balkon geht, hat sie gesagt, ich brauche keinen Balkon. Dann hat sie gekündigt und ist fort“ (1, 8, 231-234).

Sie dagegen – so fährt sie fort – sei „[...] die einzige vom ganzen Block“ (2, 9, 257), die den Balkon regelmäßig nutzen würde:

„Den nutze ich aus! [...] Wie ich den Balkon gesehen habe, habe ich gesagt: Jede freie Minute oder wie das Wetter ist, bin ich da draus“ (1, 8, 228-236).

Neben dem Tanzen und Theaterspielen nimmt ein weiteres früher ausgeübtes Hobby in den Explorationen einen großen Raum ein. So nennt Frau Werther auf die Frage, was sie heute noch gerne mache, das Stricken:

„Ach Gott, was mache ich heute noch gern? Was soll ich sagen.. stricken würde ich auch ganz gern noch. Gestrickt habe ich gern“ (1, 5, 150-151).

„Ich habe die ganze Zeit noch gestrickt. Ich habe gern gestrickt, und auch viel gestrickt“ (4, 18, 551-553).

Durch die fremderhobenen Daten der Tochter bestätigt, zeigt sich das Stricken als „Hobby“ (3, 2, 55) auch in allen Explorationen als biografisch bedeutsames Thema:

„Gestrickt, gestrickt, gestrickt, gestrickt, gestrickt. Für die Kinder, für die Enkelkinder. Also ich habe viel gestrickt. Habe auch gern gestrickt. Bis meine Mutter mal gesagt hat: ‚Jetzt hör doch endlich auf und mach was anderes‘. Ich habe halt gestrickt“ (1, 5, 153-156).

Am Häkeln dagegen hätte sie „keinen Spaß“ (5, 12, 370) gehabt:

„Also ich habe lieber gestrickt wie gehäkelt. Gehäkelt habe ich nicht gern. Aber gestrickt habe ich gern. Gestrickt habe ich gern. Ja ja“ (5, 13, 391-392).

Mit dem Stricken für andere Leute– so erinnert sie sich - habe sie „ziemlich viel Geld verdient“ (5, 11, 337). Doch auch der eigenen Familie kam dieses Hobby zugute. Während sie zunächst allgemein davon berichtet, vor allem für die „ganzen Kinder Pullover gestrickt“ (3, 2, 51-55) zu haben, konkretisiert sich die Erinnerung bald darauf in einem Bild ihrer Töchter mit den gleichen selbst gestrickten Pullovern, worauf diese häufig angesprochen worden seien:

„Ich habe für die Mädels, den Mädels jedem den gleichen Pullover gestrickt. Wenn sie mit dem gleichen Pullover rumgelaufen sind, sind sie überall angehalten worden“ (4, 11, 320-322).

„[...] die eine war zwölf, die andere war neun oder acht oder neun und die Kleine war vier. Waren drei Mädchen, also drei Geschwister. Und für alle drei habe ich einen Pullover gestrickt. Das hat goldig ausgesehen, wenn die drei mit dem gleichen Pullover rumgelaufen sind“ (5, 13, 385-388).

Sie erinnert sich noch an einige weitere selbst gefertigte Strickarbeiten, beispielsweise an eine „Weste [...] ärmellose Weste“ (5, 11, 343) sowie an ein ganz bestimmtes Kleidungsstück, das sie häufiger als Geschenk anfertigte, „so einen Poncho, sagt man da, so ein Tuch zum Umhängen“ (4, 11, 324-325).

Auf die Frage, ob sie denn noch ein Stück besitze, das sie selbst gestrickt habe, zeigt Frau Werther der Interviewerin einen solchen Poncho¹⁵¹ und erklärt dazu:

„Da habe ich drei Stück, meine Mutter habe ich eins gemacht, das habe ich.. und meiner Cousine habe ich auch.. also drei, drei so Stück habe ich gemacht“ (5, 12, 353-354).

„[...] ich glaube, ich habe drei oder vier so Dinger gestrickt. Meiner Mutter habe ich eins gestrickt, meiner einer Cousine habe ich einen gestrickt zum Geburtstag.. ja, ein paar so Dinger. Das ging so schnell“ (5, 12, 374-376).

„Die anderen waren.. einer war hellblau, der andere war rosa, einer war ganz weiß“ (5, 12, 381).

Auch für sich selbst habe sie schließlich diesen einen behalten, den sie nun der Interviewerin zeigen kann:

„Meine eine Tochter hat gesagt: ‚Und du, du hast..‘, doch, habe ich gesagt, der dunkle da, den nehme ich, das war der da“ (5, 12, 378-379).

Verbunden mit der Erinnerung an die Fertigung des Kleidungsstückes wird ein positives Selbstbild präsentiert. So erinnert sich Frau Werther während der Explorationen an die Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit des damals ausgeübten Hobbys:

„Mit Aufheben, fallenlassen, dann wieder auf-, fallengelassen, wieder aufheben, dann wieder weiter. [...] Und das ging aber so schnell, ich habe das so schnell kapiert. Das ging eins, zwei, drei, war das Ding fertig. So hab ich grad vier Stück gemacht. Eine mit weiß, weiß und blau und die andere.. ganz dunkel, war dunkelbraun, für eine ältere Frau. Ich glaube vier oder fünf hab ich von den Dingen gemacht“ (5, 12, 362-367).

„Ich habe es gern gemacht“ (5, 12, 382-383) hält Frau Werther rückblickend fest. Das sei jedoch „schon lange her“ (5, 11, 348-349), heute könne sie das nicht mehr (5,11, 348-349) und wüsste nicht mehr „wie es gemacht wird“ (5, 11, 349) erklärt sie mit Bedauern.

In den angewandten Daseinstechniken spiegelt sich einerseits der Wunsch „auch gern heute noch zu stricken“ (3, 2, 58) - dem allerdings der Gedanke entgegensteht das „jetzt nicht mehr zu können“ (3, 2, 58). Als Grund hierfür sieht sie u. a. ihre zunehmende Sehbeeinträchtigung:

¹⁵¹ Nach Niebuhr (2004) können neben Urkunden auch selbst gefertigte (Hand)arbeiten für demenziell erkrankte Menschen von großer Bedeutung sein, da sie die eigenen Lebensleistungen nachweislich und belegbar machen.

„Ach Gott, ich würde gern, aber meine Augen, die wollen nicht mehr so richtig mit. Wenn ich dann stricke, dann könnte es sein, dass ich eine fallen lasse oder noch eine. Das kann.. ich kann das nicht mehr“ (3, 5, 148-150).

Eine mögliche kognitive Umstrukturierung wird angeregt durch die Tochter, die zu bedenken gibt, dass die Mutter in ihrem Leben doch genug gestrickt habe:

„P. [Tochter, A. d. V.] hat neulich gesagt: ‚Was regst du dich denn auf, du brauchst jetzt nicht mehr stricken, du hast genug gestrickt. Für Enkel und Kinder‘“ (3, 2, 61-62).

„Sagt die P. [Tochter, A. d. V.], sagt dann immer: ‚Du hast doch genug gestrickt.‘ Ich habe für alle Kinder gestrickt, Pullover und alles“ (3, 5, 152-153).

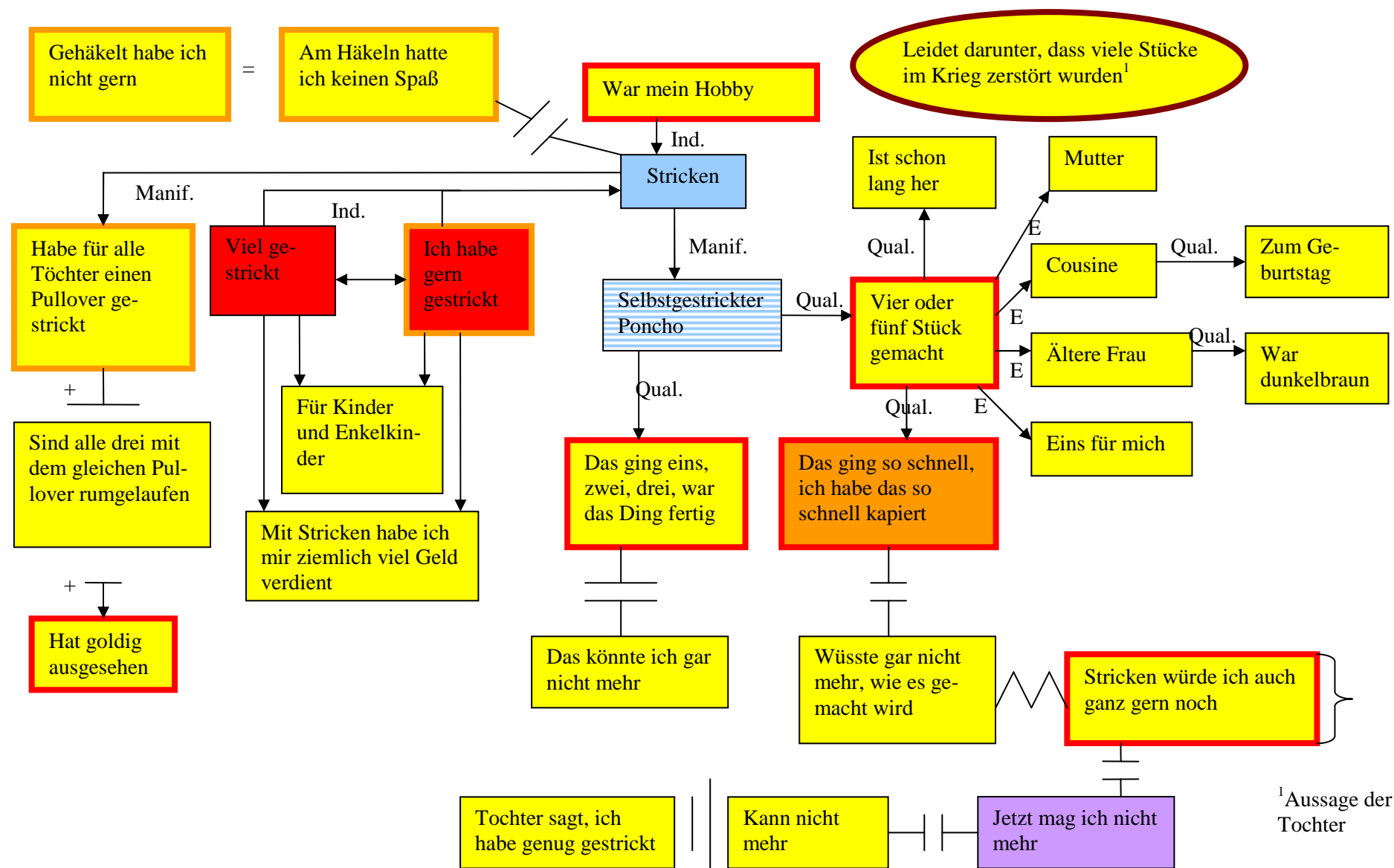


Abbildung 63: Strukturbild Werther 4

¹Aussage der Tochter

Erstes Fazit

Frau Werther kennzeichnet eine ausgeprägte emotionale Verbundenheit mit ihrer Geburts- und Heimatstadt Wetzlar. Auch wenn diese keinen aktuellen Lebensraum mehr darstellt, stiftet sie Identität und zeigt sich als biografischer Handlungsraum bedeutsam.

Hier sind zahlreiche Daseinsthemen (Tanzen, Theaterspielen, Ehemann, Arbeitsplatz) und damit auch Teile ihres Selbst im wörtlichen Sinne „verortet“. Wetzlar stellt sozusagen einen Knotenpunkt ihrer Biografie dar, es ist die Bühne für ihre „schönste Zeit“.

Sowohl kollektive („Lottehaus“) als auch individuelle Raumsymbole („Goethecafé“, Schulweg) bilden Ankerpunkte für biografische Erinnerungen an die Kindheit und Jugend. Durch regelmäßige Ausflüge mit der Tochter nach Wetzlar wird die Verbindung weiter aufrechterhalten. Dabei formuliert Frau Werther in den Explorationen den Wunsch, diese Besuche auch in Zukunft weiter fortzusetzen.

Die Bedeutsamkeit der Stadt Wetzlar manifestiert sich des Weiteren in zahlreichen Einrichtungsgegenständen in der Wohnung (Bild, Wandteller, Fotoalben), auf die Frau Werther in den Explorationen auch häufig Bezug nimmt. Spontan schlägt sie der Interviewerin vor, sich gemeinsam ihre Fotoalben von Wetzlar sowie einen Bildband anzusehen.

In der Wohnung des Betreuten Wohnens im aktuellen Lebensraum Kreis Bruchsal fühlt sich Frau Werther nach eigenen Angaben wohl. Sie kann dort entsprechend ihrer Fähigkeiten noch relativ selbstständig leben und mit der Unterstützung ihrer Tochter den für sie bedeutsamen hauswirtschaftlichen Tätigkeiten nachkommen.

Vor allem der Balkon als aktueller, subjektiv bedeutsamer Umweltausschnitt spielt als „Lieblingsplatz“ eine wichtige Rolle in ihrem Alltag und trägt dadurch zu emotionalem Wohlbefinden und erlebter Lebensqualität bei. Dementsprechend misst sie ihm einen hohen persönlichen Wert zu, der darin zum Ausdruck kommt, dass ein Balkon als Auswahlkriterium für die Wohnung galt. Spontan bittet sie die Interviewerin während einer Exploration auf den Balkon, um das Gespräch dort fortzusetzen.

Es ist ein Ort, an dem sie Entspannung findet und gerne Zeit verbringt. Trotz ihrer eingeschränkten Mobilität kann sie ihn selbstständig und selbstbestimmt aufsuchen. Dort kann sie ihr Bedürfnis nach draußen zu gehen in einem geschützten Rahmen ausleben. Darüber hinaus dient der Balkon auch dem Erleben von Individualität und sozialer Abhebung, da Frau Werther ihre Vorliebe für den Balkon als besonders wahrnimmt.

Wie von der Tochter im Vorgespräch berichtet, zeigt sich in den geführten Explorationen neben den früher ausgeübten Hobbys Tanzen und Theaterspielen auch das Daseinsthema Handarbeiten als bedeutsam.

Eine dingliche Manifestation findet sich in einer selbst gefertigten Handarbeit, die Frau Werther bis heute aufbewahrt hat.

Der selbst gestrickte Poncho, den sie voll Stolz der Interviewerin zeigt, ist Auslöser für biografische Erinnerungen an soziale Beziehungen (Töchter, Cousine, Mutter) und vergangene Ereignisse (Episode: Töchter mit gleichem Pullover) und wirkt gleichzeitig identitätsstützend, indem er auf die frühere Fähigkeit verweist.

11.9. Falldarstellung Herr FELIX

*„Man muss sagen, ich war immer in N. [...].
Das ist auch viel wert,
wenn man bleiben kann und muss nicht fort.“*

Herr Felix war zum Explorationszeitpunkt 90 Jahre alt, verwitwet und lebte im Haus seiner Tochter in dem kleinen Ort N. im Rhein-Neckar-Kreis. Er ist nach dem dritten Gespräch unerwartet verstorben.

Er litt unter einer Alzheimer Demenz, im MMST erreichte er 19 Punkte. Er war weitgehend räumlich, aber nicht zeitlich orientiert; Aufnahmefähigkeit, Aufmerksamkeit, Sprach-, Lese-, und Schreibvermögen waren nicht beeinträchtigt.

Die fremderhobenen Daten stammen von der Tochter, bei der Herr Felix lebte, sowie von dem Ehrenamtlichen Herr K., der Herrn Felix im Rahmen des QUADEM-Projektes über einen Zeitraum von drei Monaten daseinsthematisch begleitete.

Herr Felix arbeitete wie sein Vater und Großvater als gelernter Schreiner, war verheiratet und hatte zwei Söhne und eine Tochter. Die Familie lebte in einem alten Bauernhaus, das seine Ehefrau von ihren Eltern geerbt hatte. Neben einem Garten, um den sich vor allem seine Frau kümmerte, besaßen sie Gänse, Hühner, Schweine und Kühe sowie eine kleine Landwirtschaft, die Herr Felix nebenbei betrieb.

Er war in der kleinen Gemeinde N. gut bekannt und engagiert, hat als Jugendlicher Leichtathletik betrieben, Fußball gespielt und später im Verein auch Jugendliche trainiert, außerdem war er Mitglied im Gesangsverein.

Die Tochter beschreibt ihren Vater als offenen, ausgeglichenen Menschen, der nie engstirnig oder dominant gegenüber seiner Frau und seinen Kindern gewesen sei und ihnen viele Freiheiten gelassen habe. Darüber hinaus habe er stets Wert darauf gelegt, Dinge offen zu

besprechen und Probleme zu klären. Er sei gerne in Gesellschaft gewesen und habe dann andere mit Erzählungen und kleinen Anekdoten unterhalten.

Sein Beruf als Schreiner habe ihm viel Freude bereitet und die von ihm angefertigten oder restaurierten Möbel seien ihm bis zuletzt bedeutsam gewesen. Auch das Interesse für Holz sei bestehen geblieben.

Da seine Tochter berufstätig war und Herrn Felix nicht alleine lassen wollte, besuchte er regelmäßig eine Tagespflegeeinrichtung. Dort fühlte er sich nach Aussage der Tochter wohl, wurde allerdings am frühen Nachmittag häufig unruhig und fragte dann wiederholt nach der Heimfahrt. Zu Hause sah er abends gerne fern, konnte jedoch nicht alleine bleiben und brauchte vor dem Zubettgehen die Gewissheit, dass seine Tochter da war. Auch in der Gegenwart von anderen vertrauten Personen wurde er nach einer Weile unruhig.

Der Ehrenamtliche Herr K. charakterisiert Herrn Felix als offenen, humorvollen Menschen, zu dem man leicht Zugang fand. Herr Felix sei ein Optimist gewesen, der die Gabe gehabt habe „das Gute in beinahe Allem zu erkennen“. Er hebt besonders die auffallend positive Einstellung zum Leben hervor - „auch wenn es mal hart und schwierig wurde“ - sowie die Fähigkeit „auch in schweren Zeiten das Beste aus der Situation zu machen“.

Über die Besuche der Interviewerin freute sich Herr Felix und lud diese sofort ein, sich mit ihm ins Wohnzimmer zu setzen. Während den Gesprächen zeigte er sich aufmerksam und höflich und bot der Interviewerin mehrfach etwas zu trinken oder zu essen an. Obwohl ihm anscheinend der Grund der Besuche nicht klar war (er fragte mehrfach nach), erzählte er doch sehr lebhaft und mit nur wenigen Unterbrechungen.

In der folgenden Darstellung werden ergänzend zu den Primärdaten der Explorationen Aussagen der Tochter sowie Originalauszüge aus dem Protokoll verwendet, das Herr K. während der daseinsthematischen Begleitung von Herrn Felix führte.

Auf die erste erzählgenerierende Frage der Interviewerin hin beginnt Herr Felix seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er startet zunächst in chronologischer Reihenfolge mit seinem Geburtsort – möglicherweise um unterstellten Erwartungen der Interviewerin nachzukommen - leitet dann jedoch schon bald zum Umzug nach N. über, der im Alter von neun Jahren erfolgte. Bedingt war dieser Umzug durch den Beruf des Vaters, der dort in einer Schreinerei Arbeit fand:

„Da war eine Schreinerei und die haben einen Schreinermeister gesucht und da sind wir hierher gezogen [...]. Und da sind wir in N. gelandet“ (1, 1, 22- 30).

Die Familie bleibt in N., und im Laufe der Jahre wächst bei Herrn Felix eine enge Verbundenheit mit dem Ort und der umliegenden Gegend. In allen Explorationen zeigen sich „*place-identity-cognitions*“ (Proshansky et al., 1983). Es lässt sich vermuten, dass der Ort N. als zum Selbst zugehörig betrachtet werden kann. Auch der Ehrenamtliche Herr K. notiert dazu in seinem Protokoll folgende Beobachtungen:

„*Er ist stolz auf seinen Ort N. (wohnt hier seit seinem 10. Lebensjahr) und identifiziert sich sehr damit. [...] Herr Felix hat es nicht gern wenn jemand sich über sein N. lustig macht*¹⁵²“ (Interventionsprotokoll_Felix, S. 1; 6).

Im Rahmen der daseinsthematischen Begleitung greift der Ehrenamtliche Herr K. dann auch diesen bedeutsamen Umweltbezug auf, indem er Herrn Felix einen Bildband über sein Heimatdorf mitbringt:

„*Ich zeige ihm ein Heimatbuch über N. und er erzählte einiges zu beinahe jedes Bild und kennt noch meistens die Häuser, Gebäude und Menschen auf den Fotos von damals*“ (Interventionsprotokoll_Felix, S. 4).

„*Man muss sagen, ich war immer in N.*“ (1, 11, 338) – wie eine Art „Lebensresümee“ klingt dieser von Herr Felix in der ersten Exploration geäußerte Satz.

Auch wenn er einiges über die Kriegszeit und die damit verbundenen Aufenthalte in den USA, Frankreich und Polen zu berichten weiß („*da ist man in der Weltgeschichte rumgekommen*“ (1, 42, 1333)), schließt er doch wieder den Bogen mit der Heimkehr nach N.

So wollte er nach dem Krieg „*[...] nix wie heim*“ (1, 9, 281), was sich auch schließlich erfüllt: „*[...] ich weiß nicht mehr, wie lang das war, war ich wieder daheim*“ (2, 2, 42).

Die Frage der Interviewerin, ob es denn daheim am schönsten sei, bejaht Herr Felix deutlich mit den Worten „*Das kann man wohl sagen!*“ (1, 43, 1365).

Im Sinne einer gewachsenen „*autobiographical insideness*“ (Rowles, 1983) hat sich N. im Laufe der Jahre zum Schauplatz biografisch relevanter Ereignisse entwickelt, sein Leben ist sozusagen „*mit N. verbunden*“ (3, 27, 830). Wie er berichtet, habe er sich im Umland „*so ein bisschen ausgekannt*“ (3, 15, 459) und sei durchs Fußballspielen „*in der ganzen Gegend hier rumgekommen*“ (3, 15, 462).

Schon früh lernt er in der Nachbarschaft seine zukünftige Ehefrau, „*eine Bauerstochter*“ (2, 41, 1274) kennen:

¹⁵² Dies lässt darauf schließen, dass der Ort N. ein Teil des Selbst geworden ist, da nach James selbstbezogene Gefühle wie verletzter Stolz als Kriterium für die Zugehörigkeit zum „materiellen Selbst“ zu werten sind. Konkret über das Heim (in diesem Fall weiter gefasst als Heimat) schreibt James: „*Wir betrachten es mit den zärtlichsten Gefühlen und vergessen es nicht leicht, wenn ein fremder Besucher [...] etwas auszusetzen findet oder gar geringschätzig damit umgeht*“ (James, 1909, S. 176).

„Ja, sogar eine Frau habe ich von N.“ (1, 1, 32).

„Wir sind miteinander sogar in der Schule gewesen, da haben wir nebeneinander gewohnt“ (1, 16, 492-493).

Nach dem Krieg folgt der gemeinsame Umzug in ein „älteres Bauernhaus“ (2, 8, 249-250), „schon über 300 Jahre alt“ (1, 30, 933), „mitten im Ort“ (3, 13, 412), das seine Frau von ihren Eltern geerbt hat:

„Meine Frau hat ein Haus gehabt, die hat das auch gekriegt, also es war ein Haus da, die hat das gekriegt“ (3, 30, 928-929).

„Das war ein altes Bauernhaus. Und ich muss Ihnen sagen, das Haus, das war groß, will ich mal sagen [...] Der, wo das mal gebaut hat, der Vorfahre, der war scheinbar ein großer Mann (lacht) Das waren ganz normale Zimmer, so große“ (2, 28-29, 882-887).

„Die hohen Räume hast du selten gefunden. Normale, zwei Meter fünfzig. Das ist hoch. Fast normal muss man sagen“ (1, 30, 937-941).

„Da haben wir hinten eine Scheune gehabt“ (3, 14, 423).

Bedingt durch den frühen Tod seines Schwiegervaters ist das Gebäude jedoch in einem schlechten Zustand. „Da ist nix [...] hergerichtet worden“ (2, 28, 880-882). „Da war halt Farbe draufgeschmiert. Da war auch nicht viel verputzt“ (2, 9, 256) erinnert sich Herr Felix. Er beginnt mit großem Eifer das Haus selbst zu renovieren:

„Da habe ich dann viel selber gemacht“ (1, 30, 921).

„So wie Fußboden legen oder.. oder eine Wand, habe ich auch mal eine selber gemacht. Mit Platten gemacht, so Sachen“ (1, 28, 883-884).

„[...] bei uns habe ich viel hergerichtet. Früher waren die Wände noch nicht verputzt und so, gell. Fußboden und alles. Und ein paar Wochen war wie ein Neubau. Bad eingerichtet, ne, hinten raus, da, den Vorplatz gehabt. Den Schuppen haben wir noch gemacht, wo das Bad drin war, da hat man eine Hobelbank reingestellt und so weiter“ (1, 29, 912-919).

Neben seinem Beruf als Schreiner führt Herr Felix mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter noch einen kleinen Bauernbetrieb, mit dem er viele biografische Erinnerungen verbindet:

„Wie wir geheiratet haben, da haben wir noch ein bisschen Landwirtschaft getrieben“ (2, 41, 1275-1276).

„Da hat.. ich weiß nicht mehr, wer das war, der dann gesagt hat, wir behalten eine Kuh. Wenn man eine Kuh gehabt hat, Kühe, dann hat man Milch gehabt. Dann ist alles gebuttert worden da, mit dem Butterfass da“ (1, 31, 979-982).

„Man hat sich halt so, auf dem Land hat man sich so.. wir haben Kartoffel selber draußen gehabt und das und einen Garten gehabt, also man hat da seine Freizeit auch verbringen können“ (2, 45, 1396-1398).

Zwar habe er *„keinen Feierabend gehabt in dem Sinn“* (1, 32, 986), dennoch habe er es gern gemacht, zumal man aus der Arbeit auch *„seinen Vorteil“* (2, 49, 1529) gehabt habe. Zwar sei er eigentlich *„gar kein Bauer gewesen“* (2, 49, 1524), er habe jedoch *„noch allerhand gelernt mit dem Bauerngeschäft“* (1, 33, 1025), wie er rückblickend feststellt.

Durch den Aufbau sozialer Netzwerke entsteht im Laufe der Jahre im Dorf auch eine *„social insideness“* (Rowles, 1983a, 1983b). Herr Felix hat *„gute Nachbarsleute“* (3, 22, 676), zu denen er ein gutes Verhältnis hat. Die Stiftung und Pflege sozialer Kontakte ist ihm wichtig, wie er ausführt:

„Ja, mal sagen, die Nachbarschaft hat sich gut vertragen. Ist schlecht, wenn man rausgeht und kann nicht seine Nachbarsleute begrüßen“ (1, 24, 744-747).

„Ich habe ja gute Nachbarsleute, da unten. Lauter mit Frauen. Eine, zwei, drei direkt. Direkte Nachbarn. Über der Straße drüber. Den Hof durch und so. Da sind zwei. Und unten dran eine. Und da kommt die Straße. Och, man muss sich halt mit den Leuten gut vertragen. Man muss sich eben gut vertragen. Ich finde das schlecht, wenn man aufsteht und geht ans Hoftor oder wie und kann die Nachbarsleute nicht begrüßen, das finde ich schlecht“ (3, 676-684, 682-684).

Regelmäßig trifft sich die ganze Nachbarschaft im Ortskern auf zwei Bänken: *„Da hat sich alles zusammengesetzt“* (1, 23, 730) erinnert sich Herr Felix.

Diese Kontakte blieben auch bis ins hohe Alter bestehen, gemeinsam mit seiner Tochter hat Herr Felix noch bis zu seinem Tod das „Bänkle“ gelegentlich besucht. *„Die Gesellschaft ist groß“* (1, 24, 737) hält er fest¹⁵³.

Auch die Tochter, die beim ersten Explorationsgespräch dabei ist, berichtet vom letzten Zusammentreffen:

„Und das ist, im Ortskern unten, da ungefähr steht das Elternhaus und hier ist so ein Platz und da ist die S. [kleiner Fluss, A. d. V.]. Und da stehen zwei Bänke. Und mein Vater und meine Mutter, die haben sich im Sommer immer da hingesetzt und dann kam die ganze Nachbarschaft zusammen. Und vor vier Wochen vielleicht, habe ich gesagt, so, gehen wir mal aufs Bänkle. Es heißt immer, wir gehen aufs Bänkle. Und kaum waren wir da, waren die ganzen zwei Bänke voll“ (1, 23-24, 725-734).

¹⁵³ Wie empirische Studien zeigen, ist die Ortsbindung von Bewohnern umso stärker ausgeprägt, je positiver die sozialen und nachbarschaftlichen Kontakte wahrgenommen und bewertet werden (Bonaiuto et al., 1999; Mesch & Manor, 1998). Auch die Stärke der sozialen Kohäsion in der Nachbarschaft gilt als positiver Einflussfaktor auf die Ortsbindung (Brown et al., 2003).

Die Mitgliedschaft in zahlreichen Vereinen stärkt die soziale Verbundenheit mit der Dorfgemeinschaft zusätzlich. Der Ehrenamtliche Herr K. notiert dazu im Protokoll:

„Herr Felix war recht aktiv in der Gemeinde durch sein Engagement in zwei Vereinen. Manchmal habe ich den Eindruck, dass er beinahe alle Leute im Dorf kannte“ (Interventionsprotokoll_Felix, S. 5).

„Auch im Vereinsleben, ob die Fußballmannschaft oder der Gesangverein, wo er mit seine Frau zusammen besuchte, hat die Gemeinschaft eine wichtige Rolle im Dorf für ihn gespielt“ (Interventionsprotokoll_Felix, S. 8).

Die nach wie vor bestehende enge Bindung an die Dorfgemeinde wird durch sein aktuelles Handeln explanativ validiert. So läuft Herr Felix gerne *„da runter [...] in den alten Ort“* (1, 26, 807-808), um sich in aller Ruhe umzuschauen und sein früheres Haus zu besuchen:

„Da ist mein Haus. Am K. [Straßenname, A. d. V.]. Und da geht eine Staffeln rauf und oben war früher, da hat man in die Kirche gehen können. [...] Der Ort ist ja mehr unten im Tal“ (3, 1, 23-31).

„Ja, wenn ich runter laufe, meistens gehe ich dann als mittags, vormittags. Wenn ich runter laufe, bis ich wieder heimkomme, da komme ich zu spät“ (3, 22, 673-674).

„Bis ich wieder rauf laufe, ist ein guter halber Tag rum“ (1, 26, 808-809) berichtet er der Interviewerin¹⁵⁴.

Dass sein ehemaliges Haus noch steht, scheint für sein Empfinden einer *„place-referent-continuity“* (Twigger-Ross & Uzzel, 1996) wichtig. *„Das Haus drunten steht“* (2, 28, 871), *„Mein Haus steht unten im Ort. Da ist mein Haus“* (3, 1, 21-25) betont er mehrfach während der Explorationen.

„Waren Sie schon mal dort?“ (1, 30, 935) fragt er an anderer Stelle die Interviewerin.

Durch regelmäßige Besuche vergewissert er sich,

„[...] ob das Haus und so weiter noch in Ordnung ist“ (1, 26, 807-808),

„[...] dass alles da ist und so weiter“ (2, 39, 1231-1232),

„[...] ob alles zu ist“ (3, 22, 675-676).

¹⁵⁴ Die Tochter, die während der Exploration dabei ist, weist an dieser Stelle daraufhin, dass Herr Felix zwar noch regelmäßig in den Ort hinunter laufe, jedoch schon seit etwa zehn Jahren nicht mehr hinauf. Dies räumt Herr Felix daraufhin auch ein: *„Die holen mich, weil sie Angst haben, ich komme nicht mehr“* (1, 26, 817). In den darauf folgenden Explorationen berichtet dann Herr Felix, dass ihn seine Tochter unten im Ort abhole: *„Und wenn ich dann unten bin und ich will wieder hoch, dann bin ich da in der Wirtschaft unten, da, am Bahnhof und rufe an und die holen mich dann (lacht)“* (2, 36, 1136-1137) *„Und dann laufe ich als noch nicht mal heim. Entweder kommt sie als selber oder guckt sie rein oder ich rufe an oder guckt da unten in die Wirtschaft rein, da unten bei der Bahn und da ruft sie als an und holt mich her“* (2, 40, 1234-1236).

Verbunden mit der Sorge um das Haus wird der hoffnungsvolle generative Zukunftsblick, dieses eines Tages an seine Enkel weitergeben zu können, denn es ist „noch bewohnbar“ (2, 28, 873). Herr Felix erklärt:

„Also mein Haus steht jetzt da unten im Tal. In N. Und es ist niemand drin. [...] Und.. ich bin halt jetzt halt da oben“ (3, 6, 159-165).

„Das steht jetzt leer, ne. Also wohnt niemand drin. Verkaufen tun wir es nicht. Da wird schon einmal jemand reinziehen, ne“ (1, 44, 1367-1371).

„Ich nehme an, wenn die Jugend größer wird.. dass mal jemand da rein geht. Denn wenn man heute grad Miete bezahlen muss, ist auch.. teuer. Wenn man ein bisschen, nicht grad eine Küche und ein Zimmer. Man will ja schon.. da ist eine Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer. Wenn noch Kinder da wohnen, da hat man gleich einen Anhang“ (3, 22-23, 962-704).

Der Verbleib in der vertrauten Umgebung ist für ihn bedeutsam. Auch wenn er nicht mehr in seinem früheren Haus wohnt, erlebt er doch weiterhin die Eingebundenheit ins dörfliche Milieu.

„N. gefällt mir“ (3, 26, 811) sagt er in der dritten Exploration – und in diesem einfachen Satz steckt viel.

In seinem vertrauten Ort auch weiterhin wohnen zu bleiben, ist ihm wichtig. „Ich bleibe da gern“ (2, 36, 1117) sagt er, und „das ist auch viel wert, wenn man bleiben kann und muss nicht fort“ (1, 25, 777).

Als das Gespräch auf ein Pflegeheim kommt, in der er schon mehrfach zur Kurzzeitpflege war, reagiert er mit den Daseinstechniken Widerstand und Selbstbehauptung: „Nein, ich gehe nicht mehr fort. Ich will daheim bleiben“ (1, 25, 784-788).

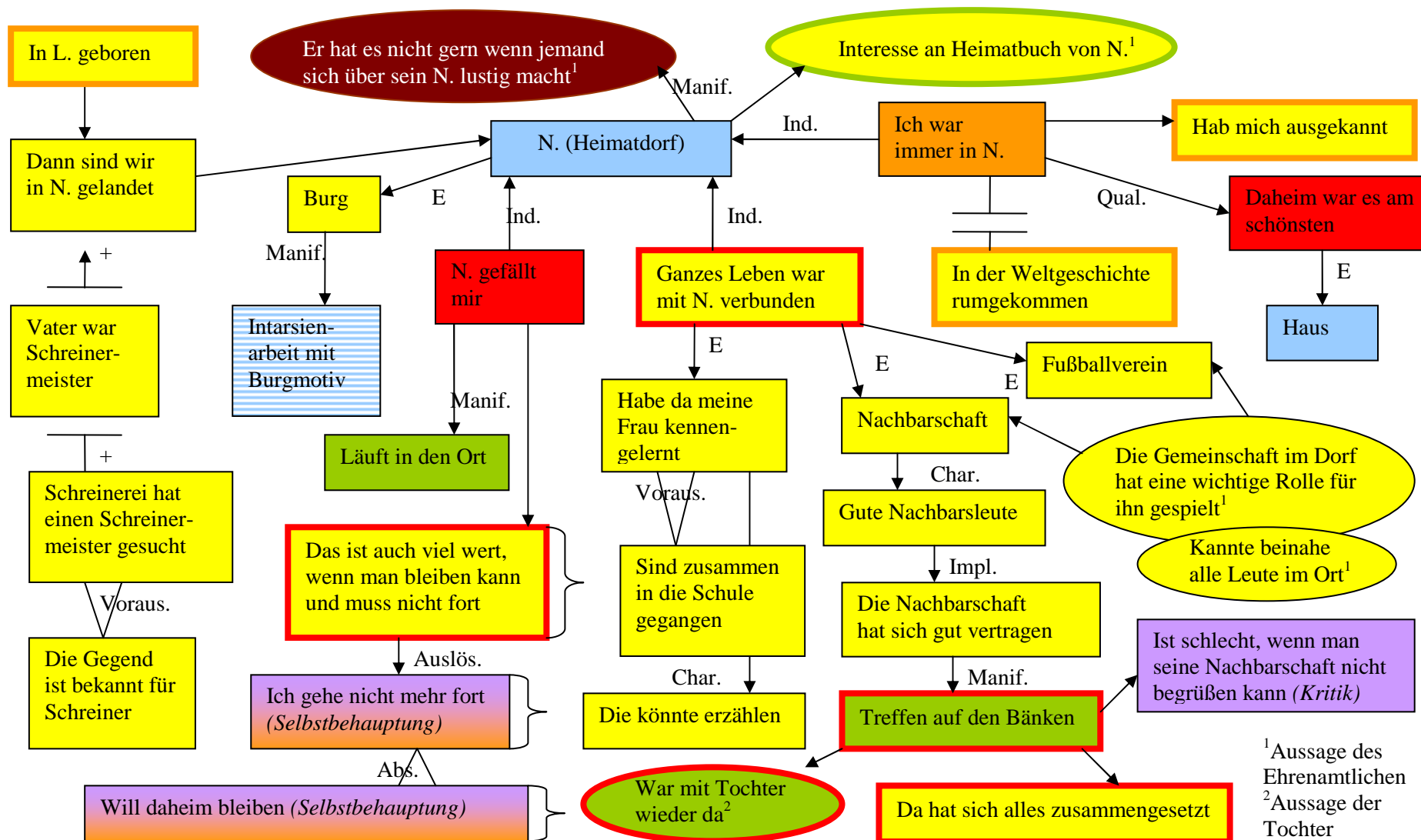
Auf die Frage nach Wünschen für die Zukunft antwortet er, dass er doch so gut versorgt sei und bei seiner Tochter „gut [...] aufgehoben“ (2, 37, 1139).

„Ah ja, ich kann arg zufrieden sein“ (1, 26, 820) sagt er auch an anderer Stelle.

Die Besuche der Tagespflege werden teilweise nicht erinnert, teilweise auch negativ repräsentiert. So berichtet Herr Felix, mit den Leuten dort „nix anfangen“ (1, 25, 790) zu können. Seiner Meinung nach könne er genauso gut daheim bleiben:

„Und wenn sie fort muss, kann ich auch hierbleiben“ (1, 25, 792).

„Da gehe ich hin? Ah, ich kann doch auch daheim bleiben“ (1, 26, 800).



¹Aussage des Ehrenamtlichen
²Aussage der Tochter

Abbildung 64. Strukturbild Felix 1

Sein früherer Beruf als Möbelschreiner zeigt sich in allen geführten Explorationen als wichtiges Daseinsthema¹⁵⁵. Damit verbunden wird die Erinnerung an den Vater und den Großvater, die ebenfalls beide als Schreiner tätig waren:

„Und dann war es so, mein Vater war Schreiner und der Großvater war auch Schreiner“ (2, 12, 362-363).

„Mein Großvater war schon Schreiner in Heidelberg, da hätte ich eigentlich hin sollen, wegen dem habe ich ja gelernt“ (1, 14, 422-423).

„Naja, es hat geheißen, der H. [eigener Vorname, A. d. V.] soll Schreiner werden. Der soll dann da nach Heidelberg zum Opa“ (1, 40, 1263-1264).

In den Explorationen erinnert er sich an die Schreinerei des Großvaters, in der er zeitweise mitarbeitete:

„Da habe ich Möbel aufpoliert und wieder ausgeflickt und wenn was beschädigt war“ (2, 7, 190-191).

„Da war rechts ein Platz, ein freier, dann über die alte Brücke gegangen und dann noch ein paar Meter links, die K. Straße. Und da das Eckhaus. Da hinten drin habe ich meine Werkstatt gehabt. Da drüben war dann eine Mauer und da war der Vorführraum der G. Lichtspiele. Und alle Mittag um drei ist es da losgegangen. Alle anderthalb Stunden der gleiche.. (lacht) [...] ‚Paris, du bist die schönste Stadt der Welt‘ war der Film¹⁵⁶“ (1, 38, 1184-1192).

„Ja, ich wollte mal nach Heidelberg und die Schreinerei da übernehmen. Aber es ist nicht dazu gekommen. Dann ist ja der Krieg gekommen [...]“ (1, 12, 373-374).

Während der Großvater „ein bisschen mehr Bauschreiner“ (2, 17, 533) ist, spezialisiert sich Herr Felix auf Möbel und arbeitet in einem Nachbarort von N..

„Ich bin ja Möbelschreiner gewesen“ (2, 3, 80) berichtet er der Interviewerin in der zweiten Exploration und begründet damit gleichzeitig, warum ihm die Arbeit in der Schreinerei des Großvaters nicht so gelegen hätte:

„Und.. äh.. das hätte mir nicht so gefallen. Da war Fußboden legen. Früher, die Holzfußboden. Und so Türen da einsetzen. Das.. das haben wir nicht so gelernt. Wir haben ja Möbelschreiner gelernt. Und das wäre da schon schwierig gewesen. Und ich war froh, dass es so gegangen ist, dass ich nicht da rüber bin nach Heidelberg“ (2, 34-35, 1066-1077).

¹⁵⁵ Eine Bestätigung erfolgte durch fremderhobene Daten. Die Tochter bezeichnet ihren Vater als „Möbelschreiner mit Leib und Seele“ (1, 14, 420) und berichtet, dass er fast alle Möbel in seinem früheren Haus selbst gemacht habe.

Im Protokoll des Ehrenamtlichen Herr K. findet sich folgende Beobachtung: „Er liebte seinen Beruf als Schreiner und hat Möbel gebaut, hauptsächlich Betten“ (Interventionsprotokoll_Felix, S. 1).

¹⁵⁶ Auf die Bedeutung von Geräuschkulissen bei der Erinnerung an Orte verweisen beispielsweise Downs und Stea (1982).

„Ja, die haben.. das.. ich habe ja, Möbelschreiner gelernt, aber die.. so wie der Großvater, die haben Fußboden.. Zimmertüren da, so wie die Tür, einbauen hat er auch dann gemacht. Haben wir nicht gelernt“ (2, 41, 1267-1271).

Er habe hauptsächlich Schlafzimmer gemacht, Küchen seien *„wieder ein anderes Kapitel“* (2, 25, 776) gewesen:

„Schlafzimmer habe ich machen können. da hat man dann Schlafzimmerschrank, zweitürig, dreitürig und viertürig. Hat über zwei Meter gehabt, über zwei Meter“ (2, 25, 779-782).

Sein weiteres Interesse gilt dabei vor allem dem *„Polieren, das Hochglanz“* (2, 18, 540), *„das hat es nicht überall gegeben“* (2, 18, 541). Wie er berichtet, sei die Gegend dafür *„schier weltbekannt“* (2, 5, 134) gewesen. Diese Tätigkeit versucht er auch der Interviewerin zu erklären:

„Das Polieren.. heute hat man ja die Lacke.. den Lack, wo man nicht mehr so polieren braucht. Das hat es früher nicht gegeben. [...] Will mal sagen, so wie das Holz, das hat auch Poren. Und das musste ja alles zu. Das war wie ein Spiegel so blank“ (3, 11, 319-328).

Auch der ehrenamtliche Begleiter Herr K. erkennt die Bedeutsamkeit des früheren Berufs und die damit zusammenhängende Freude beim Umgang mit Holz. Während eines Besuches bringt er Herrn Felix ein Stück Holz mit, welches dieser interessiert begutachtet. Schnell ergibt sich daraus ein Gesprächsthema:

„Habe ihm ein Stück Goldregen Holz mitgebracht und er gibt mir Rat wie ich es bearbeiten könnte“ (Interventionsprotokoll_Felix, S. 1).

Viele seiner eigenen Möbel hat Herr Felix selbst entworfen und gebaut, wie er der Interviewerin berichtet:

„Ach, ich hab viel selber gemacht. Möbel hat man auch selber gemacht“ (1, 29, 893-894).

„Ich habe auch viel gemacht, da in der Küche. Bei mir daheim, ja, aber ich bin ja da bei der Tochter [...]“ (3, 23, 716-718).

Auch während der daseinsthematischen Begleitung spricht er mit dem Ehrenamtlichen häufig über seinen Beruf als Möbelschreiner und die von ihm selbst angefertigten Möbel. Dieser notiert hierzu im Protokoll:

„Ich frage ihn ob er besonders stolz ist auf bestimmte Möbel aus seinem Berufsleben. Er hat so gut wie alle Möbel für sein Zuhause in N. selbst gemacht und sie stehen noch im Haus“ (Interventionsprotokoll_Felix, S. 3).

Während Herr Felix über seine berufliche Tätigkeit berichtet, weist er die Interviewerin immer wieder auf einzelne Möbelstücke im Wohnzimmer der Tochter hin, die er handwerklich wieder instand gesetzt – oder wie er sagt- „aufgefrischt“ (1, 14, 417) hat¹⁵⁷:

„Das sind ältere, die habe ich mal hergerichtet. Hergerichtet. Die waren auf dem Speicher gestanden, da waren alte Säcke drin“ (2, 18, 543-546).

„Der war schon so. Ungefähr. Aber so ein bisschen Hochglanz habe ich gemacht“ (2, 18, 548-55).

Die Möbelstücke verkörpern Erinnerungen – nicht nur an den früheren Beruf, sondern auch an konkrete berufsbezogene handwerkliche Tätigkeiten. Im Gespräch über die Möbelstücke wird die Erinnerung an die Technik des Handpolierens aktualisiert. Während Herr Felix darüber berichtet, begleiten zahlreiche Gesten seine Worte¹⁵⁸. Auf dem Wohnzimmertisch zeigt er mehrfach während der Explorationen typische Handbewegungen der Polierarbeit:

„Und das sieht und hört man nicht überall. Das Handpolieren, das Hochglanzpolieren. Das haben wir gelernt. Das ist nirgends so gut ausgeprägt gewesen wie bei uns da in der Gegend. Da kam das auch her. Man hat Wollsocken.. alte Wolle, und da ist ein Leinentuch drüber gekommen. Dann hat man dann die Politur da reingefüllt. Ein Leinentuch drüber, denn das Leinentuch war stärker [...] Die hat man dann so längs gefahren (macht es vor). Da hat man da. also erst so poliert, dann ist das längs.. Allerdings erst am nächsten Tag, dass das auch schön trocken war. Dann sind die Wolken mit Spiritus ab.. da hat man so, so einen Stein hat es da gegeben. Abpolierstein. Das hat dann die Wolken.. dann hat das Hochglanz gegeben“ (2, 5-6, 154-176).

„Früher, wenn man.. das Handpolieren, das war, da in unserer Gegend arg bekannt. Das haben sie nicht überall.. [...] Und da ist ein Leinentuch drüber gekommen. Und dann hat man das wieder gefiltert, dann hat man das Leinentuch weg und auf den Wollappen, bisschen Politur drauf. So zwei.. Fingerhüte voll, Fingerhut voll, da, das ist ja ein Fingerhut (zeigt es mit den Fingern) (lacht). Deswegen ist der auch gefüllt worden. Und dann ist da poliert worden. So und so (macht es vor)“ (2, 18, 552-562).

Schließlich bittet Herr Felix die Interviewerin zu einem kleinen Rundgang durch das Haus der Tochter, zeigt dabei weitere von ihm bearbeitete Möbelstücke und Intarsienarbeiten und weist die Interviewerin auf die verschiedenen Holzarten hin:

¹⁵⁷ Durch diese Handlungen finden Aneignungsprozesse statt, die den Möbelstücken einen „individuellen Stempel“ aufdrücken und somit eine Beziehung zu den Objekten herstellen (Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989).

¹⁵⁸ Diese sind nach Ehret (2008) als Spontanaktionen zu werten.

„Ich habe ja als Sterne eingesetzt [...] Großes Tablett mit Griff. Da hat man halt so Sterne eingesetzt da“ (2, 19, 595; 2, 20, 602).

„Das ist als Birnbaum oder Kirsche [...] Das hab ich auch da hergerichtet [...] Das ist alles von mir eingesetzt“ (2, 20, 612; 614; 620).

Eine weitere Intarsienarbeit, die zu den Lieblingsstücken von Herrn Felix zählt, hängt im Eingangsbereich des Hauses an der Wand. Sie zeigt die den Ort N. überragende Burg - ein Wahrzeichen des Dorfes. *„Die ist ja da oben“ (2, 20, 624)* erklärt Herr Felix der Interviewerin: *„Also die Burg da oben, wenn man da drüben steht [...] da hat man so den ganzen Überblick“ (2, 1, 11-15).*

Erstes Fazit

Herr Felix zeigt in den Explorationen neben einer kognitiven Identifikation vor allem eine ausgeprägte emotionale Verbundenheit mit seinem Heimatort N..

Es besteht eine enge Ortsbindung, die sich vor allem als biografisch gewachsene soziale Integration manifestiert (Treffen mit der Nachbarschaft, Mitgliedschaft in mehreren Vereinen etc.).

Auch wenn er nicht mehr in seinem früheren Wohnhaus lebt, blieb bei dem Umzug in das Haus seiner Tochter die Kontinuität in den Lebensbedingungen erhalten, da durch das gleiche Wohnumfeld (Ort N.) die Beziehungen zum früheren sozialen Bezugssystem aufrechterhalten werden können (Hinunterlaufen in den Ort, Treffen mit ehemaligen Nachbarn auf den Bänken, Besuch des Wirtshauses).

Damit einher geht der deutlich formulierte Wunsch des „*Aging in Place*“. Dies bedeutet für ihn, im vertrauten dörflichen Kontext bleiben zu können. Seine erlebte Lebensqualität scheint somit auch von seiner Wohnumgebung abzuhängen.

Der Wunsch nach Selbstbestimmung und Selbstbehauptung im Hinblick auf seinen Wohnort und –umgebung zeigt sich deutlich in einem antizipierten Umzug in eine Pflegeeinrichtung, den er ablehnt. Auch den Besuch einer Tagespflegeeinrichtung hält für unnötig.

Während den Explorationen hebt er insbesondere die Bedeutung seines ehemaligen Wohnhauses hervor, das im Kern des Dorfes steht. Damit verbunden werden biografische Erinnerungen und selbstbezogene Kognitionen aktiviert, die sich insbesondere auf seine Eigenleistung bei der Renovierung des Hauses beziehen sowie auf Erfahrungen mit dem kleinen Bauernbetrieb. Darüber hinaus ist das Haus für ihn ein Symbol eines idyllischen, harmonischen Ehelebens.

Auch wenn er dort nicht mehr wohnt, kann er es doch jederzeit selbstständig aufsuchen, was er auch regelmäßig tut, um sich zu vergewissern, dass es „noch steht“ und alles in Ordnung ist. Diese Besuche vermitteln ihm Vertrautheit und Kontinuität und wecken gleichzeitig in einer Zukunftsperspektive den generativen Wunsch, das Haus eines Tages an seine Enkel weiterzugeben.

Im Haushalt der Tochter fühlt sich Herr Felix gut versorgt, die dort aufgestellten von ihm selbst gefertigten oder renovierten Möbelstücke vermitteln ein Stück Zuhause und wirken als ein gut sichtbar aufgestelltes Zeugnis seines handwerklichen Könnens identitätsstiftend. In Anlehnung an Selle könnte man sie als Teile des „Ich-Museums“ von Herrn Felix be-

zeichnen; verweisen sie doch auf die frühere Berufstätigkeit als Möbelschreiner und damit verbundene berufsbezogene Fähigkeiten.

11.10. Falldarstellung Herr SCHLAGER

*„Und wie ich im Krieg war,
da habe ich meine Mundharmonika mitgenommen [...].
Überall hatte ich mein Musikinstrument. [...] Ah ja, ich war musikalisch.“*

Herr Schlager ist 89 Jahre alt und verwitwet, sein einziger Sohn ist bei einem Unfall ums Leben gekommen. Seit etwa zwei Jahren lebt er in einem Pflegeheim im Raum Mannheim. Vor seinem Einzug ins Pflegeheim wohnte er gemeinsam mit seiner Schwester in einem Haus im gleichen Ort.

Als alltagspraktische Schwierigkeiten zunahmen, erhielten beide zunächst Unterstützung von der Großnichte. Ein schwerer Sturz erforderte jedoch einen Krankenhausaufenthalt mit anschließender Reha-Maßnahme, danach erfolgte auf Anraten der Ärzte der Einzug in die Pflegeeinrichtung.

Die Großnichte, von der die fremderhobenen Daten stammen, beschreibt ihren Großonkel als offenen, freundlichen Menschen, der gerne Besuch empfängt.

Zu seinen Hobbys zählt sie vor allem Musizieren und Tagebuch schreiben, damit beschäftige er sich den ganzen Tag. Er habe Schreiner gelernt und hätte im Haus viel repariert, sich auch gerne um den Garten gekümmert. Täglich sei er mit dem Rad auf dem Friedhof zum Grab seiner verstorbenen Frau gefahren. Freude hätte er u .a. auch an den Klassentreffen seiner Jahrgangsstufe, die er auch mit organisiere. Gerne erzähle er auch Freunden und Angehörigen, was er in seinen Tagebüchern nachgelesen habe.

Obwohl er sich im Pflegeheim recht wohl fühle, betrachte er seinen Aufenthalt dort nur als Übergangslösung und äußere an „schlechten Tagen“ den Wunsch in sein früheres Haus zurückzukehren, um wieder in Werkstatt und Garten arbeiten zu können. Allerdings sehe er auch selbst ein, dass dies derzeit nicht möglich ist, da er zeitlich nicht orientiert ist und zudem eine Sturzgefährdung besteht. Er besuche jedoch gelegentlich sein früheres Haus, um sich zu vergewissern, dass dort noch alles „an Ort und Stelle“ stehe.

Die Familie hat die Wohnung unverändert belassen und hofft, dass Herr Schlager möglicherweise doch mit der Unterstützung eines ambulanten Pflegedienstes in sein ehemaliges Haus zurückkehren kann.

Herr Schlager ist ein lebhafter, humorvoller Mensch, der die Interviewerin freundlich und offen empfängt. Er freut sich ganz offensichtlich über die Gelegenheit zum Gespräch. Sein

selbstbewusstes Auftreten und seine lebhaft erzählweise täuschen auf den ersten Blick über kognitive Defizite hinweg. Im Gespräch zeigen sich jedoch häufig Wortfindungsstörungen und sprachliche Unsicherheiten wie Satzabbrüche. Zeitlich und räumlich ist er weitgehend orientiert. Im MMST erreicht er einen Wert von 20 Punkten.

Herr Schlager unterscheidet in den Explorationen deutlich zwischen dem Pflegeheim und seinem früheren Haus, das er als seine „Heimat“ bzw. als „daheim“ bezeichnet:

„Meine Heimat ist ja in der G. Straße“ (1, 24, 715).

„Zuhause bin ich ja daheim“ (5, 17, 518-519).

Die geringe räumliche Entfernung zwischen dem Pflegeheim und seinem ehemaligen Haus ermöglicht es ihm jedoch, dieses gelegentlich wieder aufzusuchen und somit eine „*place-referent-continuity*“ (Twigger-Ross & Uzzel, 1996) herzustellen:

„Da gucke ich heute noch. Das ist meine Wohnung, steht noch tiptop da“ (2, 15, 470).

Dabei ist es ihm wichtig, seine vertraute Einrichtung dort noch vorzufinden:

„Das Bett ist noch gemacht, habe ich gesehen. Ah, die haben das alles, was da ist, was ich da drin habe, haben sie alles noch da gehabt. Die haben das alles aufgehoben. Weil, ich habe sie ja gebeten darum, ne“ (2, 20, 628-632).

„Ich glaube, das [Klavier, A. d. V.] ist heute noch da. Ja, das steht heute noch bei mir. Bei mir in meiner Wohnung. Da stehen meine Betten noch drin“ (3, 18, 549-552).

„Ja, da wohne ich heute noch sozusagen. Da ist noch mein.. noch alles da von mir“ (5, 14, 418).

Obwohl er prinzipiell den Wunsch hegt, wieder in sein altes Haus zurückzukehren („*Zuhause wäre es mir lieber*“ (5, 17, 526)), findet er im Pflegeheim „*alles in Ordnung*“ (5, 6, 166), er fühlt er sich dort „*ganz wohl*“ (5, 15, 451), es „*gefällt [ihm] gut*“ (3, 21, 665).

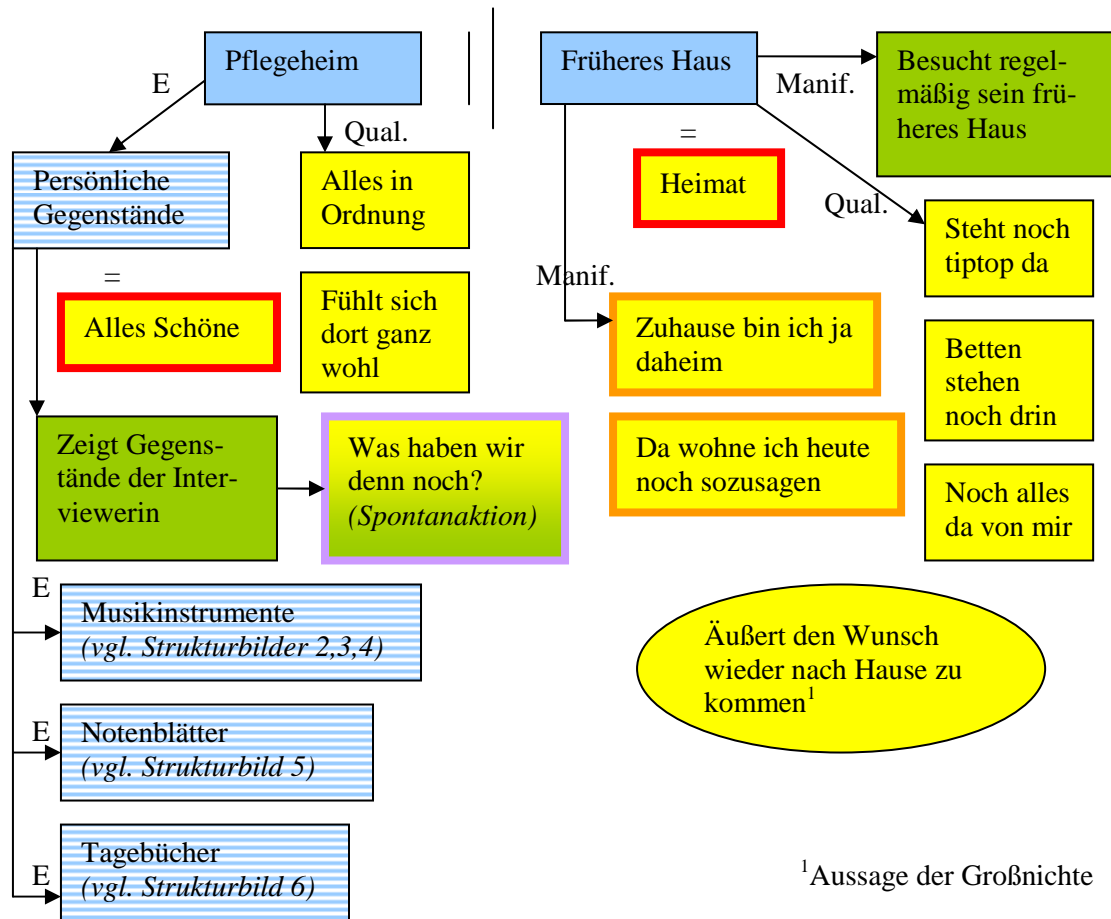
Einen wesentlichen Beitrag dazu leisten sicherlich seine persönlichen Dinge, „*alles Schöne*“ (2, 21, 639), seine „*Sachen*“ (2, 13, 406), die er ins Pflegeheim mitgebracht hat¹⁵⁹.

Das Zimmer ist sein „*Ich-Museum*“ (Selle, 1996), hier finden sich u. a. zahlreiche Fotos, Bilder, alte Briefe, Zeitungsausschnitte, seine Tagebücher, ein Kassettenrekorder mit Mu-

¹⁵⁹ Vgl. hierzu die These Bronfenbrenners (1979), dass ökologische Übergänge leichter bewältigt werden, wenn vertraute Umweltelemente aus der alten mit in die neue Umwelt hinüber genommen werden. Empirische Studien von Wapner et al. (1981, 1990) stützen diese Hypothese (vgl. Kap. 4.2.3 und 4.3).

sikkassetten, selbst geschriebene Notenblätter, ein Notenständer und mehrere Instrumente: ein Keyboard, zwei Handharmonikas und eine Mundharmonika.

Seine persönlichen Gegenstände bestimmen nicht nur den Raum, sondern auch den Verlauf der Explorationen. Herr Schlager nimmt immer wieder seine Instrumente zur Hand, um etwas darauf zu spielen, er liest Passagen aus seinen Tagebüchern und Briefen vor, er öffnet den Schrank und zeigt seine Fotos und Notenblätter, er legt eine Kassette in den Kassettenspieler, um sein Einschlafritual zu demonstrieren. Mit den Worten „was haben wir denn noch?“ (3, 4, 116-117) sucht er schließlich in einer Schublade nach weiteren dinglichen Impulsen.



¹Aussage der Großnichte

Abbildung 67: Strukturbild Schlager 1

Es ist vor allem die Musik, die sich als bedeutsamer daseinsthematischer Komplex in unterschiedlichen Facetten durch alle Exploration zieht, sich biografisch aus der Kindheit und Jugend herleitet und durch zahlreiche Gegenstände im Zimmer dinglich manifest wird.

Der Fund einer Mundharmonika auf dem Speicher der Schreinerei des Vaters bildet gleichsam den Ausgangspunkt für das Interesse am Musizieren. Herr Schlager erinnert sich:

„[...] da war mein Bruder dabei, wir haben da oben rumgeguckt, da war ja nix mehr, da ist keiner mehr rauf gekommen, ne. [...] Und dann hat der die Mundharmonika gefunden, wo da drin war. Ach Gott, ich wollte ihn schon.. war doch immer drauf aus, ne, dass ich eine Mundharmonika kriege oder sonst irgendwas, ne. Naja.. und.. dann hat man gesagt, ich will die auch haben, ne. Wo wir unten waren und wo die Mutter auch da war. Hat sie gesagt, ruf doch mal den Vater, ne. Dann hat der Vater gesagt: ‚Gut, jetzt kann der mal spielen und der spielt, mal sehen, wer es am besten kann.‘ Und, was war das Ende vom Lied? Ich war derjenige, wo es halt gleich gespielt hat, ne. Das war mein erstes Ding, wo ich mit der Musik zu tun gehabt habe“ (3, 15, 464-476).

„Aber.. ich war so, ich wollte das Instrument haben. [...]. Da hat mein Vater, der hat dann gesagt, gut, gehen wir rauf, gucken.. wo das steht. Dann kann erst der Ding rein blasen, R. hat er ja geheißten, ne. Der R.. Dann hat ein bisschen reingeblasen.(unverständlich) Also da ist was rausgekommen, aber da hat man nicht gewusst was. [...] Ich habe dann das Ding auch gekriegt. Das war ja für mich ein bisschen schwierig, weil einer da mit dem Mund selber da rumgemacht hat. Dann habe ich natürlich ausgekloppt. Und dann habe ich dann probiert. Und dann habe ich gleich ein Lied gespielt. [...] Da hat kein Mensch was sagen können. dann hat der Vater gesagt, du, du kriegst sie“ (2, 8, 243-254).

Ebenfalls in der Kindheit „schon als kleiner Bub“ (2, 14, 433) erfolgen erste Spielversuche auf dem Klavier der Großeltern:

„Und da bin ich als bei denen [Großeltern, A. d. V.] gewesen und habe da Klavier gespielt, so ein großes, Mordsding da, so ein großes, bis da hin raufgegangen, ne. [...] Und da war ich schon als Kind, als Kind. Habe ich schon geklimpert, da“ (1, 10, 280-285).

„Und das Klavier zum Beispiel. Da wo ich bei meiner Großmutter war, dort schlafen und so weiter, haben die ein Klavier stehen gehabt. Das war ja auch ein schönes Mordsding da, ne. Und da habe ich mich als hingestellt. Und da war meine Cousine da, die hat das gelernt gehabt. Ich habe es ja nicht gelernt, ne. Aber ich habe das.. wie die Tasten da waren, da habe ich gleich gespielt“ (3, 16, 483-487).

Nach der Schulzeit tritt Herr Schlager in ein Handharmonika-Orchester ein, woraufhin ihm sein musikalisches Talent bald einen Platz im Sextett einbringt:

„[...] nach Noten kann ich spielen, weil ich im Handharmonika-Orchester war. [...] Und da war ich alt.. aus der Schule. Vierzehn Jahre. Oder fünfzehn? Fünfzehn oder sechzehn Jahre alt war ich, da bin ich da beigetreten, ne, das war in I.. Und dann habe ich da mitgespielt. Und kaum war ich dabei und dann war ich natürlich vorne dran. Weil ich es am besten gekonnt habe da“ (2, 5, 135-140).

Es folgt die Kriegszeit. Auch hier ist es wieder ein Instrument – eine Mundharmonika –, das als stetiger Begleiter Kontinuität und Vertrautheit vermittelt und die schwere Zeit erträglicher macht:

„Und da war ich ja beim Militär. Wie ich zum Militär gekommen bin, da habe ich meine Mundharmonika mitgenommen und das war so eine kleine. So klein ungefähr (zeigt es mit der Hand), und so ein bisschen schräg, also nicht kerzengrad da, schräg. Da weiß ich noch, wenn ich irgendwie so war, habe ich die.. Da war sie immer drin gesteckt, da (zeigt auf Brusttasche vom Hemd). Dann habe ich sie genommen und damit gespielt als. Dann haben die mitgesungen und so weiter. Ja, das hat mir halt Spaß gemacht. Und denen auch“ (2, 9, 275-286).

„Und wie ich im Krieg war, da habe ich meine Mundharmonika mitgenommen, die war immer da oben gesteckt (zeigt auf Brusttasche). Und wenn irgendwas war, wenn wir da unten gelegen sind, wo alles zugedeckt worden ist, oben und wenn es schwer war, dann habe ich die Mundharmonika immer dabei gehabt und dann konnte man ein bisschen singen [...]“ (3, 15-16, 477-481).

Herr Schlager ist auch heute noch im Besitz einer Mundharmonika, die er gut sichtbar auf einem Regal aufbewahrt (Abb. 68). Zwar handelt es sich dabei nicht um seine erste, dennoch ist das Instrument schon alt, wie er der Interviewerin berichtet. Gerne holt er es herunter und spielt darauf einige Melodien.



Abbildung 68: Mundharmonika

Nach einer Fußverletzung während des Krieges folgt – wie Herr Schlager berichtet - ein langer Aufenthalt im Lazarett, bei dessen Schilderung wiederum einem Instrument eine wichtige Rolle zukommt.

Es handelt sich nun um ein Klavier, mit dem er die Schwestern und anderen Patienten unterhält:

„Da bin ich ins Lazarett gekommen, da war ich über ein Jahr. [...] Das war ein Glücksfall und zwar Folgendes. Wenn ich Klavier gespielt habe oder wenn irgendwas war, dann haben die mich immer geholt. Und da war ja so, wenn ich dann gekommen bin und habe denen gespielt und so weiter, da waren sogar die Schwestern immer.. Die Schwestern, bei denen war ich sehr gut angesehen“ (1, 7-8, 214-217).

Seine Instrumente - vor allem seine Handharmonikas (Abb. 70) - vermitteln ihm das Gefühl einer zeitlichen Kontinuität, indem sie auf seine eigene Vergangenheit verweisen:

„Das hatte ich doch schon lang. Die Musik [Akkordeon] da“ (1, 12, 364).

„Das war mein Lieblings.. (lacht) Das [Akkordeon] ist alt. Das ist so alt wie ich“ (1, 12, 358-360).

Auch wenn es sich bei den heutigen Instrumenten teilweise nicht um dieselben wie früher handelt, entsteht im Laufe der Explorationen durch Aussagen wie *„überall hatte ich mein Musikinstrument“* (2, 14, 427) oder *„das Instrument, das kann man ja überall verwenden, gell“* (4, 3, 82-84) der Eindruck, dass die Instrumente auch das Empfinden einer synchronen Kontinuität stärken.

Als er von seinen Auftritten im Kriegslazarett berichtet, stellt er spontan einen Bezug zu seinen jetzigen Auftritten im Pflegeheim her, wobei die Interaktion mit einem Instrument vor anderen als übersituative Klammer wirkt:

„Ha ja, wenn irgendwas war, dann haben sie mich geholt. Ach Gott, das ist genauso wie hier“ (1, 8, 219-220, H. d. V.).

Zwar berichtet er seine Instrumente meistens nur für sich allein zu spielen; gelegentlich spielt er jedoch auch für die anderen Bewohner im Pflegeheim. Für diese Auftritte erntet er Lob und Anerkennung. Stolz berichtet er der Interviewerin von seinen letzten Auftritten:

„Also wir haben ja gestern, war ja da ein großes Ding da, da habe ich ja auch mitgespielt. Ha ja. Und da haben sie sich hinterher bedankt. Da waren so viele Leute drin, lieber Gott, nee“ (2, 4, 112-118).

„Und die ist zu mir reingekommen, ne. Und hat mich gebeten, dass ich spiele. Für die Leute, die kommen ja alle zusammen, die kommen bei uns zusammen, da hinten, da draußen, da hinten. Wo wir zum Essen sind. Und dann ist ja alles rausgestellt und dann war alles voll. Voller Leute“ (2, 17, 529-533).

„Da unten noch in dem großen Ding. Da waren viele Leute drin. Und da waren Gott weiß was, Sänger noch da, ne. Und da habe ich auch gespielt, da habe ich auch Musik gemacht und so, ne. Da haben die gesungen wie die Wachteln und es hat prima Spaß gemacht“ (5, 11, 321-324).

Gerne möchte er auch die Interviewerin und seine Großnichte, die beim ersten Gespräch dabei ist, mit einem Musikstück unterhalten:

„Ich spiele. Was wollt Ihr denn hören?“ (1, 3, 89).

„Also ich kann Euch auch erfreuen, wenn Ihr mal irgendwas sagt, was ich spielen soll“ (1, 6, 180).



Abbildung 69: Herr Schlager beim Spielen seiner Handharmonika



Abbildung 70: Handharmonikas

Die aktuelle Bedeutsamkeit der Instrumente wird in den Explorationen sowohl verbal als auch handelnd bestätigt. Er nimmt die alte Mundharmonika von ihrem „Ehrenplatz“ (3, 17, 530) auf dem Regal, als er sich an den aufregenden Dachbodenfund seiner Kindheit erinnert, er spielt auf ihr ein Lied, als er von den musikalischen Erlebnissen während der Kriegszeit berichtet. Mit den Worten „und ich habe noch mehr, da hinten ist noch mal eins, da. Da drin“ (1, 6, 168) öffnet er den Schrank, um der Interviewerin eine weitere Handharmonika zu zeigen.

Immer wieder setzt er sich auch spontan ans Keyboard (Abb. 71) oder ergreift eine seiner Handharmonikas, um der Interviewerin etwas vorzuspielen¹⁶⁰ (Abb. 69).

„Ist doch schön, oder?“ (2, 19, 557) vergewissert er sich anschließend.

¹⁶⁰. Beim Spiel auf seinen Instrumenten wirkt er hoch konzentriert und ganz bei der Sache. Nach einer Weile ist er völlig im Spiel versunken und scheint seinen Besuch fast vergessen zu haben. Man kann diese spezifische Form des Erlebens von Tätigkeiten mit einem Gegenstand nach Csikszentmihalyi (1975) als „Flow“ (Fließerlebnis) bezeichnen. Nach Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton (1989) ist die Begünstigung von Flow-Erlebnissen einer der Hauptgründe dafür, dass Menschen bestimmte Objekte schätzen. Ehret (2008) wertet das Flow-Erleben als eine Form der Spontanaktion.



Abbildung 71: Keyboard

Im Alltag im Pflegeheim ermöglichen ihm seine Instrumente selbstkonzeptrelevante Tätigkeiten (Hormuth, 1990), die sich wiederum in positiven Selbstbildaussagen niederschlagen:

„Ah ja, ich war musikalisch“ (5, 19, 590).

„Ach Du lieber Gott, ich kann alles noch“ (1, 5, 131).

Stolz berichtet er, beim Spielen in der Regel keine Noten zu brauchen¹⁶¹:

„Wenn ich jetzt da spiele, da brauche ich nicht.. da brauche ich nicht drauf zu gucken“ (2, 7, 195-196).

„Das kann ich auswendig, aus dem Kopf, da brauche ich keine [Noten]. Ich habe schon die da hin gelegt, aber brauchen tu ich das nicht“ (3, 1, 12-14).

Gleichzeitig dienen seine musikalischen Fähigkeiten dazu, sein Selbstwertgefühl – verbunden mit sozialer Abhebung - zu stärken, wenn er beispielsweise sagt:

„Und dann haben wir im Sextett gespielt, da waren wir sechs Leute bloß, ne. Da hat man ja keinen gebrauchen können noch, wo es nicht kann. Aber ich mache ja keine Sprüche, aber ich habe es gekonnt“ (4, 8, 239-243).

„Dann habe ich da, dann war ich derjenige, der wo immer noch im Sextett mitgespielt hat, und wenn irgendwas war, wo es schwierig war, da haben sie auch mich geholt, immer, ne“ (1, 6, 163-165).

Als Auslöser positiver Emotionen trägt das Spiel auf den Instrumenten zudem zu seinem persönlichen Wohlbefinden bei:

¹⁶¹ Spielt er nicht so gut, wie er das seiner Meinung nach könnte, gibt ihm das Anlass zur Selbstkritik: *„Denke ich als, ach du lieber Gott, nee. Gibt es denn so was, dass man das nicht mehr richtig kann? [...] Nach Noten, da kann ich spielen, ne. Aber richtig mehr, dass es.. wie soll ich mich denn ausdrücken.. dass man das.. dass ich das durch die Bank habe spielen können, ohne irgendwelche.. da habe ich gar keine Noten gebraucht, ne“ (2, 5-6, 157-166).*

„Mit so einem Gerät [Akkordeon. A. d. V.] kann man auch was machen, was Schönes, gell“ (1, 6, 165-166).

„Ich bin froh, dass ich das Ding [Keyboard, A. d. V.] habe, da.“ (3, 13, 401).

„Ich spiele alles gern“ (1, 11, 320).

Musik wird jedoch nicht nur als Interesse, sondern in Form der Rezeption auch als Daseinsgenuss (Thomae, 1968) erlebt. Ermöglicht wird dieser durch einen alten Kassettenrekorder (Abb. 72), auf dem er zum Einschlafen gerne Musikkassetten¹⁶² hört. Dieses Ritual präsentiert er auch während der Explorationen der Interviewerin:

„Und dann habe ich immer mein Ding dazu, da. [...] (spielt Musik mit dem Kassettenrekorder ab und singt mit) Das tu ich dann leise stellen, wenn ich mich aufs Bett lege“ (1, 14, 411-418).

„Ich habe ganz schöne [Kassetten, A. d. V.] da gehabt, da. Wunderschöne. Wenn ich mich abends ins Bett lege, dann schalte ich das ein. Das schalte ich das ein und dann schlafe ich da halbwegs, ne. [...] Und wenn man dann schön im Bett liegt.. [...] Das sind lauter schöne Sachen da. [...] Musik ist doch etwas Schönes“ (2, 22-23, 699-725).

„Das sind die Sachen, wo ich dann mache. [...] Da sind schöne Sachen drauf. Liege ich im Bett. Und ganz allein machen die Schluss. Wenn es am Ende ist, knackt es ein bisschen, das höre ich manchmal noch, manchmal auch nicht, weil ich schlafe. Ist doch schön, ne? [...] Liegt man im Bett und hört es an“ (5, 20, 604-616).



Abbildung 72: Kassettenrekorder

¹⁶² Mit den Kassetten verbindet er auch Erinnerungen an seinen verstorbenen Bruder: „Die [Kassetten, A. d. V.] waren erst bei meinem Bruder, der ist ja gestorben, ne. Dann habe ich die zu mir genommen“ (2, 23, 715).

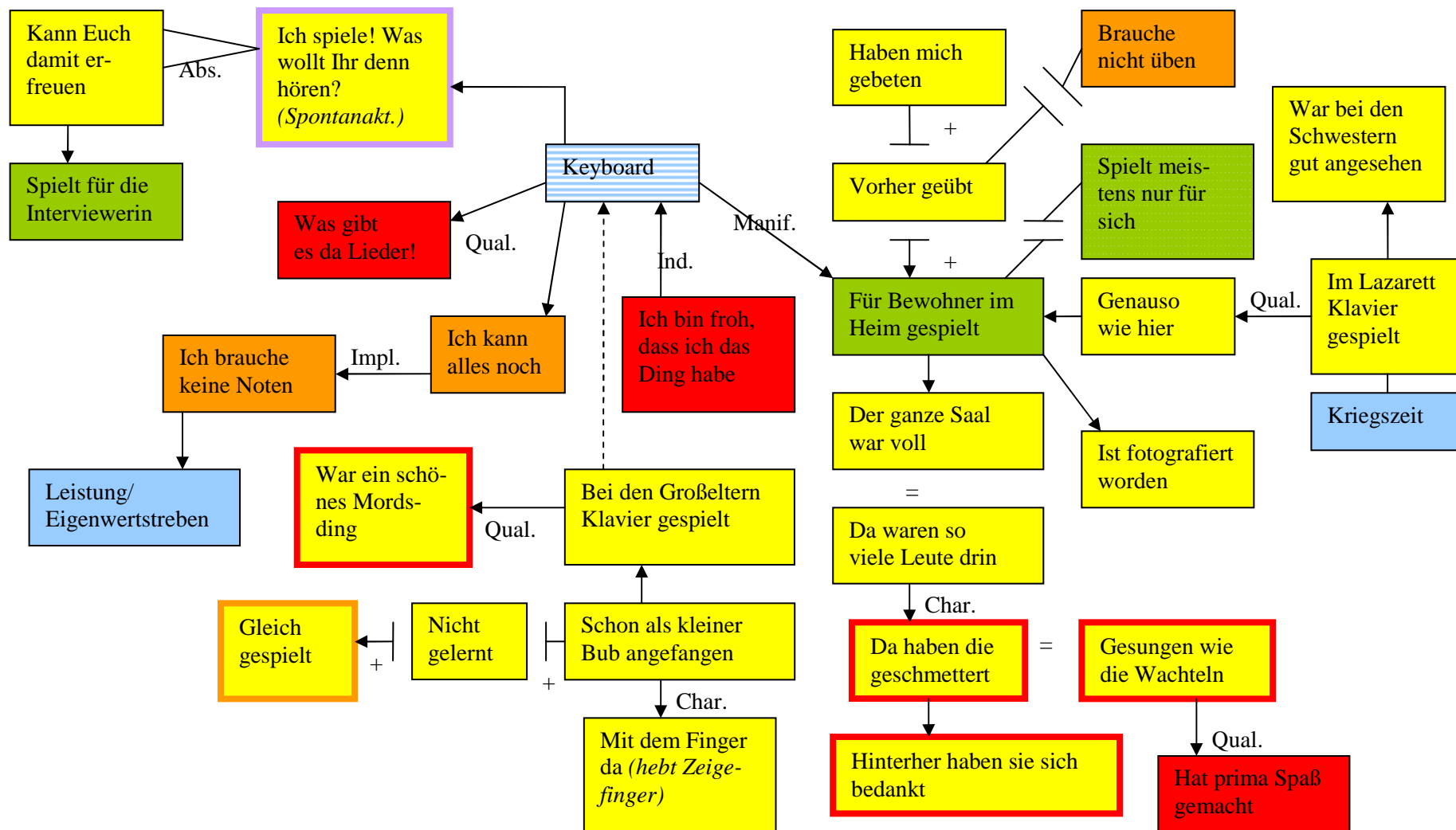


Abbildung 73: Strukturbild Schlager 2

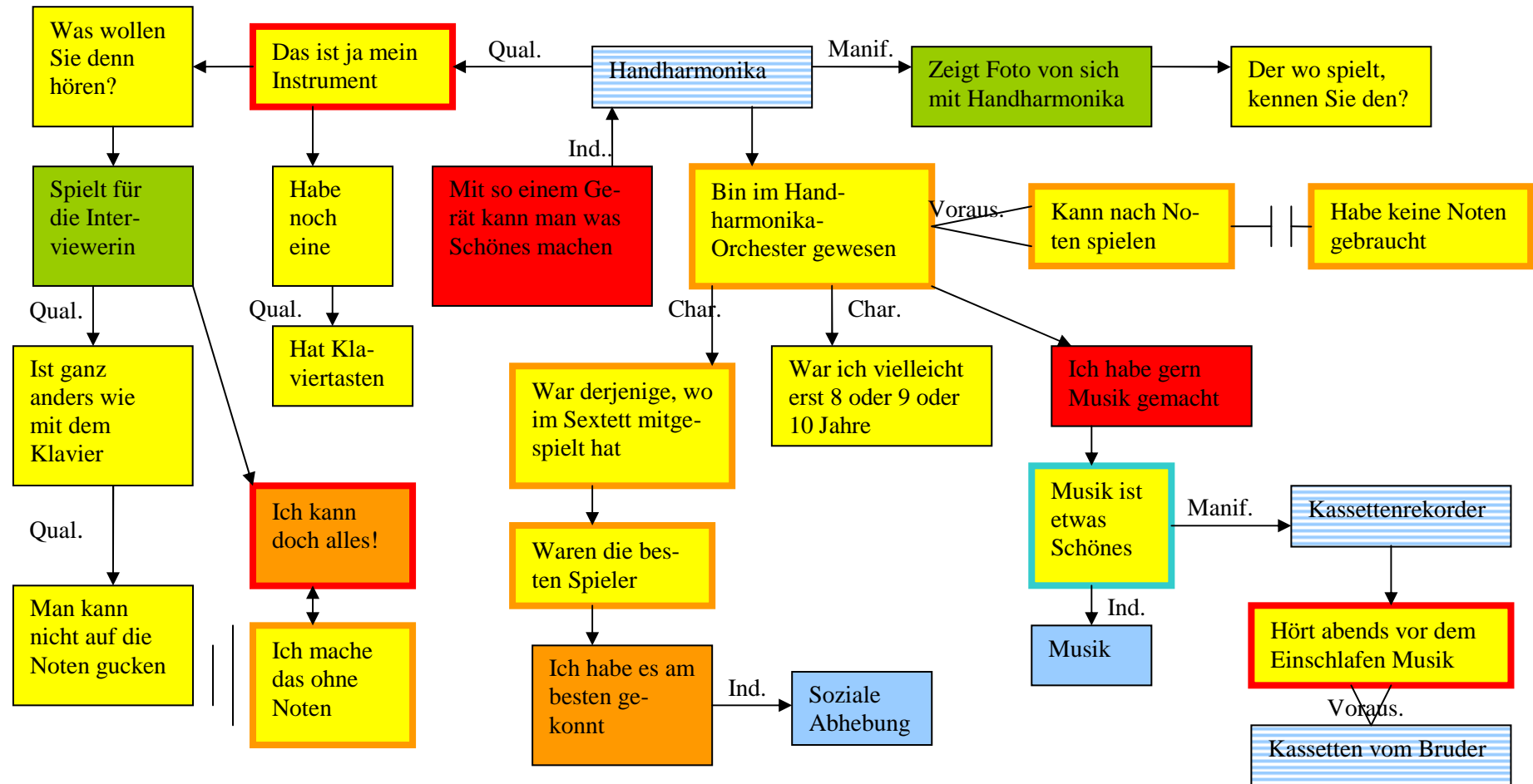


Abbildung 75. Strukturbild Schlager 4

Auch wenn Herr Schlager mehrfach betont beim Spielen keine Noten zu brauchen, sind doch einige seiner Notenblätter für ihn von besonderem Wert. „[...] *ich habe ja die ganzen Noten selber geschrieben noch*“ (2, 5, 154-155) begründet er diesen vor der Interviewerin. Er bewahrt diese Notenblätter sorgfältig in einer Mappe im Schrank auf und holt sie während der Explorationen spontan hervor, um sie der Interviewerin zu zeigen: „*Jetzt zeige ich Ihnen mal was!*“ (3, 11, 345).

Es handelt sich um Abschriften bekannter Volkslieder und Schlager, die er für seine Orchesterkollegen angefertigt hat (Abb. 76 und 77):

„Ich habe die Noten geschrieben, die Noten waren ja da sozusagen. Ha ja, habe ich das aufgeschrieben, habe halt nachgeguckt, was man noch verbessern kann“ (5, 7-8, 222-225).

„Und die haben mitgespielt immer da. Das habe ich ja nicht bloß für mich gemacht. [...] Da hat es immer geheißen (unverständlich) was meinst du denn jetzt, was wir jetzt machen sollen und so weiter und so fort“ (2, 15, 453-456).

„Ich habe das immer so gemacht. Und dann habe ich sie kopiert und habe sie denen verteilt, immer. Das war immer so mein Ding“ (5, 8, 254-255).



Abbildung 76: Gesammelte Notenblätter



Abbildung 77: Selbst geschriebenes Notenblatt

Seine Initialen unter den Musikstücken „belegen“ dabei, dass die Abschriften von ihm selbst angefertigt wurden:

„Ich habe da nämlich immer was hingeschrieben. Das ist aber auch von mir. Das habe ich geschrieben da. Da steht es ja. [...] Sehen Sie, das ist ein S und ein R., das heißt [eigener Name, A. d. V.], ne. Und das habe ich dann da hergestellt, habe ich selber geschrieben“ (3, 2, 52-61).

„Das ist auch von mir, das sehe ich. [...] Sehen Sie, das sehe ich ohne Weiteres, dass das von mir ist“ (3, 3, 70-79).

Er ist stolz auf seine Arbeiten, die „wie gedruckt“ (3, 3, 73) aussehen: „*Bin ich stolz drauf*“ (3, 3, 75).

Immer wieder singt oder summt er beim Durchblättern einzelne Lieder. „*Ah, das sind alles wunderschöne Sachen*“ (3, 6, 161) stellt er fest.

Beim Betrachten der Notenblätter werden auch Erinnerungen an die Zeit im Handharmonika-Orchester wach:

„Das sind alles Sachen, wo ich gespielt habe. Ich war ja im Handharmonika-Orchester. [...] Da sind die Märsche. [...] Das haben wir immer gespielt, da waren die anderen auch da, wir waren vielleicht als 30.. Leute, ne. Ja lauter Buben, Mädels noch“ (5, 8, 228-241).

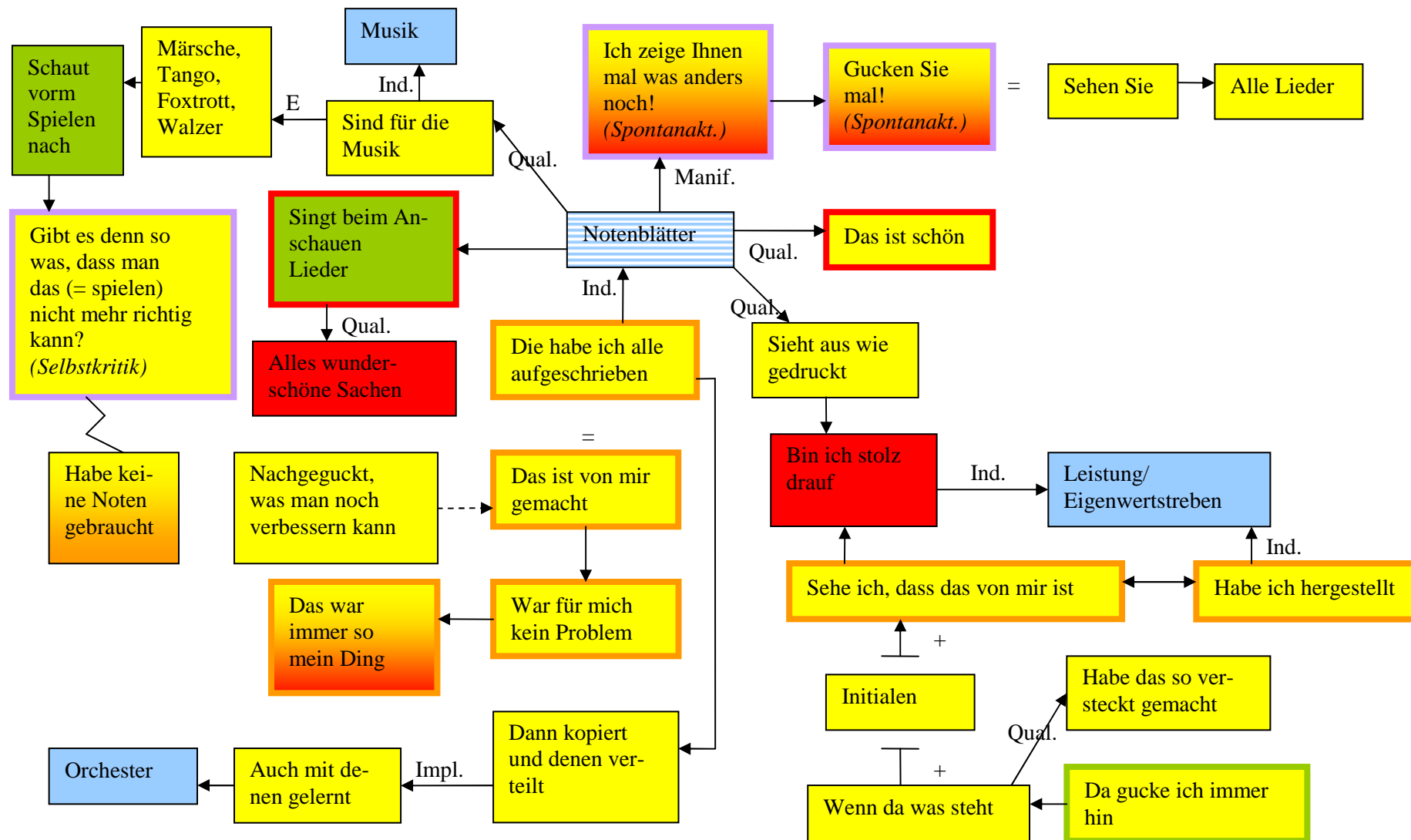


Abbildung 78: Strukturbild Schlager 5

Neben dem daseinsthematischen Komplex Musik werden auch die bereits von der Großnichte als weiteres Hobby genannten Tagebücher in allen geführten Explorationen kognitiv und handelnd repräsentiert. So zeigt er der Interviewerin bei jedem Treffen mit Stolz seine gesammelten Tagebücher von 1941 bis 2009, die sorgsam nach Jahren geordnet im Schrank liegen (Abb. 79): „*Sehen Sie. [...] Da liegen sie alle*“ (2, 13, 390-392).

Immer wieder liest er auch während der Explorationen einzelne Passagen daraus vor.



Abbildung 79: Gesammelte Tagebücher von 1941 - 2009

Die Bedeutung der Tagebücher ergibt sich dabei zunächst aus ihrer selbstkommunikativen und Erinnerungsfunktion, die Bücher fungieren sozusagen als „externes Gedächtnis“ – er kann „[...] dort mal nachgucken“ (1, 1, 2), denn „da steht das alles drin“ (1, 1, 9).

„Was da alles drin ist“ (1, 2, 35) staunt er selbst bisweilen.

So beschäftigt er sich häufig allein mit ihnen und liest darin, um sich vergangene Ereignisse wieder zu vergegenwärtigen.

„Da steht alles drin. Das weiß ich gar nicht mehr. Wenn ich als das aufschlage, denke ich: Ach Gott, das war ja da, ne und so“ (5, 1, 20-23).

„Wenn ich da mal dabei bin, dann halte ich mich als dran. Das wäre ja.. Gott weiß wie lang.. dann höre ich wieder auf“ (2, 15, 462-463).

„Wenn ich mein Ding [Tagebücher, A. d. V.] auspacke da und gucke da, was da alles drin steht [...] Und wenn ich als dabei bin, dann komme ich nicht mehr weg. Dann denke ich als, ach Gott, das war.. Das war da und das war da und ach du lieber Gott“ (5, 5, 128-135).

„Stundenlang kann man das machen. [...] Das mache ich ja. Ich habe das ja immer hinterher ja auch noch rot angestrichen da, hinten, das habe ich ja da gemacht (liest aus Tagebuch vor). Ach Gott, da war ich ja noch ein junger Mann!“ (5, 9-10, 284-289).

Das tägliche Schreiben ist im Laufe seines Lebens zu einer Selbstverständlichkeit geworden; auf die Bemerkung der Interviewerin in Bezug auf den Arbeitsaufwand antwortet er:

„Ach, das ist für mich keine Arbeit. Das ist für mich keine Arbeit (3, 7, 205).

„Ich habe immer so Sachen gemacht[...]“ (5, 9, 261).

Über das Schreiben – zumindest *„ab und zu noch“* (5, 10, 293) - versucht er diese Kontinuität aufrecht zu erhalten, auch wenn er bedauert, dass es heute *„mies“* (5, 10, 303) sei, da er *„nix zu sagen“* (5, 10, 305) habe. So fragt er sich auch gelegentlich, ob er das in seinem Alter überhaupt noch könne:

„Dann denke ich mir, Menschskinder, wie lang kannst du denn das machen? Naja. Man kann doch nicht, wenn man schon so alt ist“ (2, 24, 742-743).

Die über Jahrzehnte gesammelten Bücher wirken selbstwertstabilisierend und –fördernd, indem sie ein materielles Zeugnis seiner (Schreib-)Leistung geben, auf die er die Interviewerin immer wieder mit Stolz hinweist:

„Jetzt gucken Sie mal. Das hab ich alles aufgeschrieben (zeigt die Tagebücher im Schrank)“ (1, 1, 23-24).

„Sehen Sie, da sind die Sachen drin (zeigt auf Tagebücher). Das müssen Sie erstmal schreiben.“ (3, 7, 200-201).

Während Herr Schlager aus seinen Tagebüchern vorliest, fallen ihm immer wieder auch Fotos in die Hände, mit denen er seine Erzählungen illustriert. Er besitzt mehrere Kisten mit gesammelten Fotos, die er stolz der Interviewerin präsentiert: *„Und gucken Sie mal, ich zeige Ihnen noch was [...]“* (1, 2, 59). Er erklärt dazu:

„Da sind auch Bilder drin. [...] Aber sehen Sie, da unten sind ja noch mal zwei Schachteln und die sind auch voll“ (1, 3, 66; 75).

„Und dann habe ich immer alles.. alles fotografiert. Das haben Sie ja gesehen, das sind doch drei oder vier Schachteln voll“ (2, 21, 640-641).

„[...] Ich habe ja so viele Bilder. Ah, ich glaube, dass ich tausend habe. Ach Gott, nee, was habe ich Bilder“ (2, 10, 306-309).

Die Beschäftigung mit seinen Tagebüchern und Fotos führt ihn schließlich zu den Gedanken an die Endlichkeit des Daseins, in deren Zusammenhang er sich fragt, was seine Angehörigen nach seinem Tod wohl mit diesen Sachen machen:

„[...] die Gedanken, was machst Du denn jetzt, wenn du jetzt nicht mehr bist. Da sind die Sachen da und was weiß ich, was die machen damit? Das tut mir weh. Heute schon. Was soll ich denn.. wenn ich nicht mehr da bin? Was sollen denn die machen? Die können sich sagen, gut, mal durchgucken oder so, aber die können doch nicht den ganzen Laden da durchsehen [...] Was machen denn die, die schmeißen es doch auch fort“ (2, 16, 480-495).

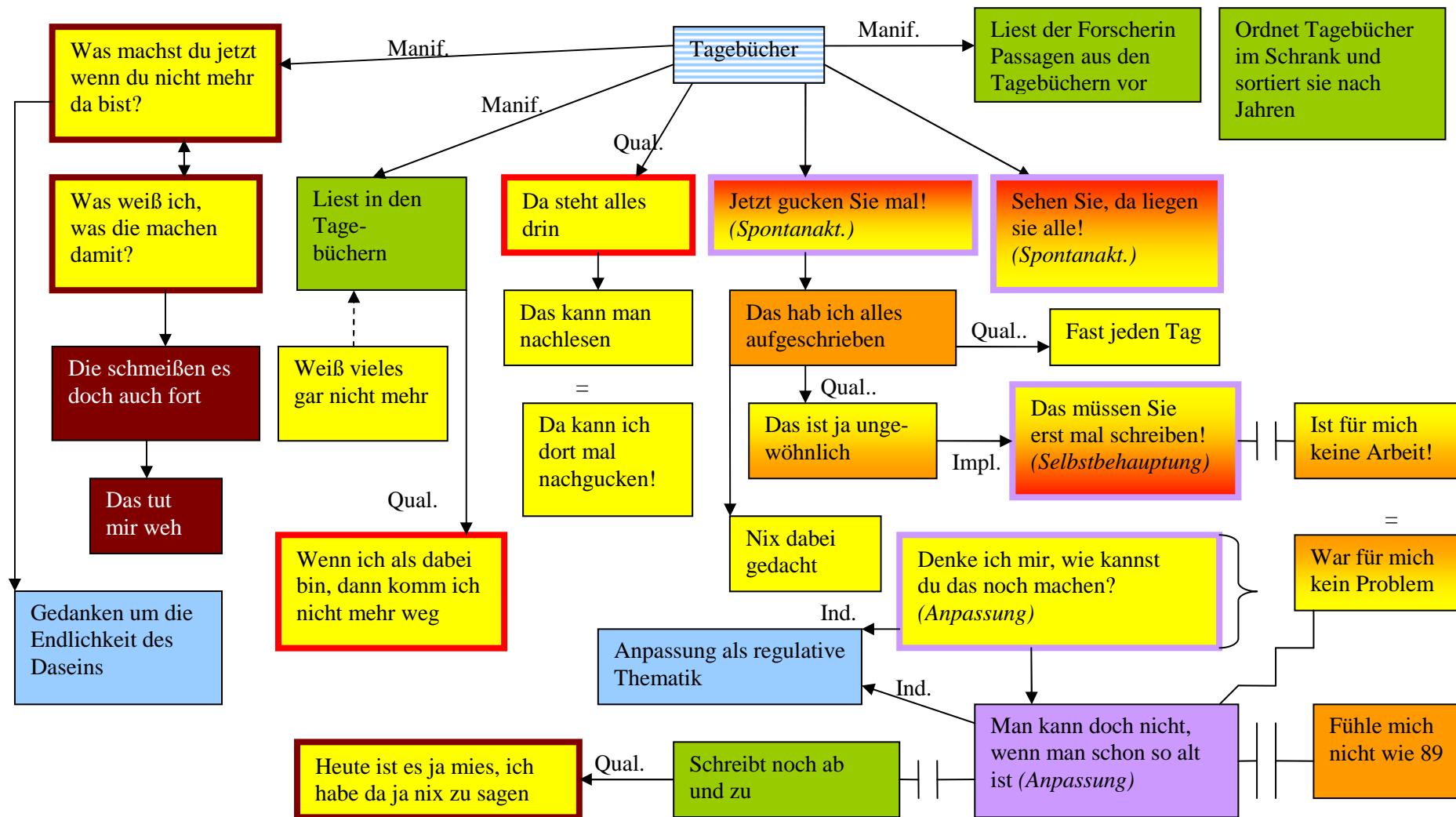


Abbildung 80: Strukturbild Schlager 6

Erstes Fazit

Bei Herrn Schlager scheint noch eine kognitive und emotionale Bindung an sein früheres Haus und dort verbliebene Einrichtungsgegenstände vorzuliegen.

Dies zeigt sich daran, dass er dieses aus eigenem Antrieb häufig besucht und sich vergewissert, dass seine Angehörigen dort nichts verändert haben. Auch begrifflich unterscheidet er zwischen aktuellem und vergangenem Wohnort, indem er sein ehemaliges Wohnhaus als „Zuhause“ bzw. „daheim“ bezeichnet.

Dennoch lassen seine Aussagen in den Explorationen darauf schließen, dass er sich im Pflegeheim wohlfühlt. Obwohl er die Hoffnung zum Ausdruck bringt, eines Tages wieder in seine frühere Wohnumgebung zurückkehren zu können, scheint doch eine erfolgreiche Anpassung an das Leben im Heim stattgefunden zu haben.

Herr Schlager hat viele persönliche Dinge mit ins Pflegeheim gebracht, die er auch immer wieder im Laufe der Explorationen aktiv in das Gespräch mit einbringt. So zeigt er der Interviewerin Fotos oder bestimmte Erinnerungsgegenstände (Tagebücher, Notenblätter, Briefe), liest Passagen aus seinen Tagebüchern vor oder spielt etwas auf seinen Musikinstrumenten.

Den Instrumenten (Handharmonikas, Keyboard, Mundharmonika) kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Sie sind zum einen immer wieder Auslöser für zahlreiche biografische Erinnerungen (Dachbodenfund der Mundharmonika mit dem Bruder, Spiel auf dem Klavier der Großeltern, Kriegszeit, Handharmonika-Orchester, Sextett), zum anderen tragen sie zum aktuellen Erleben positiver Emotionen (bis hin zum Flow) bei und machen einen wesentlichen Teil seiner Identität aus.

Indem er auf ihnen spielt – für sich allein oder vor anderen – kann er diese Identitätsaspekte auch handelnd bestätigen. Durch die Auftritte im Pflegeheim erfährt er Lob und Anerkennung, was ihn mit Stolz erfüllt und sein Selbstwertgefühl stärkt.

Seine selbst geschriebenen Notenblätter – eine weitere dingliche Manifestation des da-seinsthematischen Komplexes Musik – sind für ihn von besonderem Wert. Sie lösen Stolz und selbstbezogene Kognitionen aus und wecken ebenfalls biografische Erinnerungen an seine Zeit im Orchester bzw. im Sextett.

Auch die Tagebücher, die er sorgfältig nach Jahren geordnet in einem Schrank aufbewahrt, nehmen einen großen Raum innerhalb der geführten Explorationen ein.

Sie dienen einerseits der privaten Selbstkommunikation – so berichtet Herr Schlager, darin häufig Vergangenes nachzulesen – andererseits fungieren sie auch im Gespräch mit der

Interviewerin als externes Gedächtnis, wenn er bei Erinnerungsproblemen darauf zurückgreift und einzelne Passagen daraus vorliest.

Durch gelegentliches Schreiben eines aktuellen Tagebuches versucht er die lebensgeschichtliche Kontinuität aufrechtzuerhalten. Welchen Wert er seinen gesammelten Tagebüchern zumisst, offenbart seine gedankliche Auseinandersetzung mit der Zukunft, in der er die Befürchtung formuliert, seine Angehörigen könnten die Bücher gedankenlos wegwerfen.

12. Zusammenführung der Ergebnisse

Das Anliegen dieser Arbeit bestand darin, die subjektive Bedeutsamkeit räumlich-dinglicher Umweltausschnitte (Orte und Gegenstände) für demenziell erkrankte Menschen empirisch zu erfassen, zu beschreiben und zu analysieren, um diese Erkenntnisse möglicherweise im Kontext einer Diskussion über die Erhaltung bzw. Verbesserung der Lebensqualität nutzbar machen zu können.

Die empirische Untersuchung gründete auf dem Konstrukt des subjektiven Lebensraumes (Thomae, 1968). Dabei lag die Annahme zugrunde, dass subjektiv als bedeutsam wahrgenommene Umweltmerkmale insbesondere bei gerontopsychiatrisch beeinträchtigten Personen nicht mit den von Außenstehenden wahrgenommenen „objektiven“ Maßstäben und Bewertungen deckungsgleich sein müssen (Becker, Kaspar & Lindenthal, 2010).

In einer idiografischen Perspektive, die dem Ziel dient „das Individuum in seiner Welt“ (Thomae, 1968) zu beschreiben, konnte der Forderung nach einer subjektiven Sichtweise der Erkrankten Rechnung getragen werden.

Als Ergebnis dieser Arbeit liegen nun zunächst zehn umfassende Einzelstudien vor, die einen Einblick vermitteln, wie individuell und vielfältig Person-Umwelt-Beziehungen (auch) bei einer bestehenden Demenzerkrankung (noch) aussehen können.

Die vorgestellten Einzelfälle stehen zunächst „für sich“ als Abbildungen der individuellen subjektiven Lebensräume. Darüber hinaus bilden sie jedoch den Ausgangspunkt weiterer Analysen.

An dieser Stelle sollen nun als weiterer Schritt die Einzelergebnisse aus den Falldarstellungen zusammengeführt werden, um auf diese Weise „*Verbindungen zwischen den individuellen Welten zu ziehen*“ (Kruse, 1987).

Bei der Aufarbeitung von Subjektiven Theorien ist vor allem in praxisorientierten Forschungsbereichen neben einer vergleichenden Perspektive auch die Zusammenfassung subjektiver Strukturen relevant (Scheele & Groeben, 1988).

Hier bieten sich nach Scheele & Groeben inhaltsanalytische Aufarbeitungsverfahren an, die bspw. auf dem Prinzip der Kategoriengenerierung und –zuordnung basieren:

„Eine inhaltsanalytische Zusammenfassung dürfte nach unserer Einschätzung für die nomothetische, auf interindividuelle Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede ausgerichtete Aufarbeitung von Subjektiven Theorien unverzichtbar sein [...]“ (Scheele & Groeben, 1988, S. 81).

Mit der Zusammenführung der Einzelergebnisse an dieser Stelle soll auch der Forderung Thomaes hinsichtlich der Synthese idiografischer und nomothetischer Forschung nachgekommen werden. Diese besagt, dass *„es niemals das Ziel psychologischer Biographik sein kann, einzelne Lebensläufe in ihrer Einmaligkeit zu erfassen, sondern in ihnen gewisse Gemeinsamkeiten zu entdecken“* (Thomae, 1996, S. 13). Hier stellt sich die Frage nach Gemeinsamkeiten und Verbindungen zwischen den einzelnen Fällen.

Dieser Schritt erfolgte in Anlehnung an das Vorgehen der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1990). Zu diesem Zweck wurden wiederkehrende Inhalte in Bezug auf Orte und Gegenstände aus den Explorationen zusammengetragen mit dem Ziel der induktiven Kategorienbildung. Diese *„leitet die Kategorien direkt aus dem Material in einem Verallgemeinerungsprozess ab, ohne sich auf vorab formulierte Theoriekonzepte zu beziehen“* (Mayring, 2007, S. 75). Dabei spielt jedoch die Fragestellung und theoretische Hintergründe der Studie mit hinein (Mayring, 2008).

Das Verfahren gliedert sich nach Mayring (1990) in drei Schritte:

„1. Definition der Kategorien

Es wird genau definiert, welche Textbestandteile unter eine Kategorie fallen.

2. Ankerbeispiele

Es werden konkrete Textstellen angeführt, die unter eine Kategorie fallen und als Beispiele für diese Kategorie gelten sollen.

3. Kodierregeln

Es werden dort, wo Abgrenzungsprobleme zwischen Kategorien bestehen, Regeln formuliert, um eindeutige Zuordnungen zu ermöglichen“ (Mayring, 1990, S. 77).

Nach Mayring (1990) empfiehlt es sich, diese Bestimmungsregeln in einem Kodierleitfaden zusammenzufassen; dieser soll der Nachvollziehbarkeit der Analyse und der Intersubjektivität des Vorgehens für andere dienen. Für die Kategorien in Bezug auf Orte und Gegenstände wurde jeweils ein eigener Kodierleitfaden (siehe Anhang) konzipiert, der neben der Kategorienbezeichnung die dazugehörige Definition (Beschreibung), Ankerbeispiele und Kodierregeln beinhaltet.

Angestrebt wird eine möglichst gegenstandsnahe, naturgetreue Abbildung des Materials. Bei den entstandenen Kategorien handelt es um deskriptive Analyseraster, die nicht aus der Theorie, sondern direkt aus dem erhobenen Material abgeleitet sind (Mayring, 1990). Das Textmaterial dient dabei als Ausgangspunkt; die Kategorien sollten möglichst eng an den Textpassagen orientiert formuliert werden (Mayring, 2008).

Diese Bedeutungskategorien wurden dementsprechend aus den Äußerungen und Handlungen der Befragten während den Explorationen gewonnen.

Das Datenmaterial wurde dabei im Hinblick auf die Fragestellung eingegrenzt, so dass vom Forschungsgegenstand abweichendes oder nicht relevantes Material in diesem Zusammenhang nicht berücksichtigt wurde. Die kodierten Inhalte konnten von einem Satzteil bis zu mehreren Sätzen umfassen, je nach Länge der umweltbezogenen Aussagen bzw. dem persönlichen Sprachstil des Befragten.

Die gebildeten Kategorien enthalten annähernd alle Themenschwerpunkte in Bezug auf Phänomene in Zusammenhang mit Orten und Gegenstände, die in den Interviews Erwähnung fanden. Ein Kategoriensystem sollte dabei stets nur so stark ausdifferenziert werden wie unbedingt nötig, da zu viele Kategorien zu einer mangelnden Trennschärfe führen können (Bortz & Döring, 2005). Für die vorliegende Arbeit galt, dass immer dann eine neue Kategorie erstellt wurde, wenn derselbe Aspekt bei mindestens zwei Personen zum Ausdruck kam.

Die für Orte und Gegenstände getrennt entwickelten Kategorien werden im Folgenden ausführlich beschrieben und mit Zitaten belegt.

13. Themenbezogene Darstellung der Ergebnisse

13.1. Empirisch gefundene Kategorien in Bezug auf Orte

13.1.1. Erinnern an einen Ort der Vergangenheit

Neun der zehn Befragten thematisierten autobiografische Erinnerungen an einen bestimmten Ort der Vergangenheit. Es handelt sich hierbei um „*biografische Settings*“ (Porschke, 2009), die im Leben der befragten Personen eine wichtige Rolle gespielt haben.

Beispielhaft seien hier die Äußerungen von Herr Patria und Frau Wiesel angeführt, die in den Explorationen von ihren Erinnerungen an die Heimat und das Elternhaus berichteten:

„Ja, ich komme aus dem Egerland. Aus Eger. Da war meine Jugendzeit in Eger. [...] Das war schön, da habe ich immer noch Erinnerungen an Eger. Es war immer eine schöne Zeit, ja.“ (3, 1, 15-18).

„Ein Eckhaus [...] großes, dreistöckiges Haus, wunderschön [...] Ein großer Garten. [...] Da ist außen rum alles Garten gewesen“ (2,12, 352-353; 2, 14, 415).

In der Regel handelte es sich um frühere Wohnorte, es wurden jedoch auch Arbeitsorte (vgl. Falldarstellungen Amt und Werther), die Schule (vgl. Falldarstellungen Werther und Lingua) und regelmäßig aufgesuchte Urlaubsorte (vgl. Falldarstellungen Lingua und Wiesel) thematisiert, wie diese Äußerungen zeigen:

„Da war ich immer im Urlaub (1, 5, 146) [...] Und im Meer schwimmen, das war eine wunderbare Sache. Und bei Nacht auch. Wenn alles dunkel war, von Ferne klang die Musik. Die Tanzmusik und das war immer wunderbar. Wenn man da hat baden gehen können, also schwimmen“ (1, 9, 264-272).

„Ich bin so gerne.. wir sind immer ins Gebirge gefahren, mein Mann hat das Gebirge geliebt über alles. Nur ins Gebirge. Südtirol. Immer. [...] Wir haben Glück gehabt, dass wir ein schönes Haus gefunden haben. Und da waren immer die gleichen Leute, denen es auch gefallen hat. Und dann hat man sich kennen gelernt, das war so schön. Und die Kinder. Und abends, wenn man zur Nacht gegessen hat und dann haben die Kinder gespielt und wir Älteren, wir sind zusammen gegessen. Das war so schön alles“ (1, 32-33, 1016-1035).

„Ich habe in Mannheim geschafft. [...] Lanz-Villa, da draußen, da war ich. Das war weit, vom Bahnhof aus bis da raus“ (5, 26, 774-779).

13.1.2. Vermissen eines Ortes der Vergangenheit

Drei der befragten Personen äußerten sich in den Explorationen dahingehend einen bestimmten biografischen Ort zu vermissen und zeigen Gefühle von Trauer und Heimweh.

Frau Urban und Herr Patria drückten dies folgendermaßen aus:

„Ich trauere dem auch nach. Habe da gerne gewohnt.“ (4, 1, 14).

„Ich habe auch nicht gedacht, dass ich mal von der Stadt weggehe“ (4, 2, 41).

„Ja, die Heimat.. da fehlt mir halt viel.“ (2, 12, 354).

Häufig wurden in diesem Zusammenhang auch Vergleiche zum aktuellen Wohnort gezogen sowie der Wunsch danach geäußert, den früheren Ort zu besuchen oder dort wieder zu leben (vgl. Kategorien *„Wunsch einen bestimmten Ort zu besuchen“* und *„Wunsch nach Veränderung der aktuellen Wohnsituation“*).

13.1.3. Aufsuchen eines Ortes der Vergangenheit

Biografische Orte werden nicht nur erinnert, sondern sind teilweise noch immer Teil des aktuellen Handlungsraumes der befragten Personen.

So berichtete die Hälfte der demenziell erkrankten Personen in den Explorationen, bestimmte Orte der Vergangenheit (Elternhaus, Wohnhaus/ort, Urlaubsort) regelmäßig oder gelegentlich wieder aufzusuchen. Diese Besuche schienen für die Befragten bedeutsam zu sein.

„Ich fahre jedes Jahr mal hin“ (2, 7, 223) berichtete bspw. Frau Werther in Zusammenhang mit ihrer Heimatstadt Wetzlar. Auch Frau Wiesel erzählte von regelmäßigen Ausflügen mit ihrem Sohn in ihr Heimatdorf: *„Dann gehen wir heim, in mein K.“ (3, 30, 923)*, um *„die Erinnerungen [zu] sehen“ (3, 36, 1132)*.

Wie Herr Schlager besucht auch Herr Felix regelmäßig sein früheres Wohnhaus, um – wie er sagt – nachzuschauen *„[...] ob das Haus und so weiter noch in Ordnung ist“ (1, 26, 807-808)*.

Auch Angehörige berichteten, Besuche dieser bedeutsamen Orte zu ermöglichen und zu unterstützen (vgl. Falldarstellungen Urban und Werther).

Der Sohn von Frau Urban schilderte dies folgendermaßen:

„Sie bedauert sehr, dass sie nicht in Frankfurt im Zentrum ist, sie würde gerne wieder in Frankfurt sein und da drehen sich ganz viele Gedanken drum oder mal rauskommen hier, deswegen versuche ich so oft es geht, sie auch mal mitzunehmen zum Einkaufen nach Frankfurt [...].“

13.1.4. Ort stiftet Identität

Sowohl gegenwärtige als auch vergangene Orte erwiesen sich bei über der Hälfte der befragten Personen (N = 7) als identitätsstiftend.

In diesem Zusammenhang wurde die räumliche Umwelt bspw. als Identitätsdimension bedeutsam, d. h. die befragte Person nutzte die räumliche Umwelt zu Selbstbeschreibung und -charakterisierung.

Dies zeigte sich anhand von Selbstbildaussagen, die daraufhin deuten, dass das Selbstkonzept dieser Personen durch die Beziehung zu bestimmten Orten (aktuell oder biografisch) mitgeprägt ist. Besonders deutlich drückte sich dies bei Frau Urban und Frau Amt aus, die sich selbst unter Bezugnahme auf ihren (früheren) Wohnort als „*Frankfurterin*“ (1, 8, 233) bzw. als „*Hockenheimerin*“ (2, 29, 919) charakterisierten.

Vor allem im Begriff der Heimat – eine von sechs Personen spontan benutzte Bezeichnung für einen bestimmten Umweltausschnitt – spiegelte sich die hochgradige Identifizierung mit einem Ort wider, der darüber hinaus häufig auch stark emotional besetzt war. In diesem Zusammenhang wurde häufig auch typisches Gedicht- und Liedgut erinnert.

Besonders deutlich kam eine Heimatverbundenheit in den Falldarstellungen Hortus, Amor und Patria zum Ausdruck. Beispielhaft seien hier Äußerungen von Herrn Patria und Frau Amor angeführt:

„Die Heimat war in Egerland. In der Stadt Eger. Das war meine Heimat. Ich bin auch geboren in Eger“ (1,1, 25-27).

„Schlesien bin ich ja her, aus Schlesien. Oh Schlesien, mein Heimatland, wir sehen uns wieder am Oderstrand! (lacht)“ (3, 4, 105-107).

Orte wurden ebenfalls zur Darstellung von Individualität bzw. sozialer Abhebung von anderen Personen herangezogen. So erklärte bspw. Frau Werther sie sei „[...] *die einzige vom ganzen Block*“ (2, 9, 257) die den Balkon nutze.

Orte können zudem das Identitätserleben stärken, indem sie diachrone Kontinuität vermitteln (vgl. z. B. Falldarstellungen Felix und Wiesel). So erklärte Herr Felix, er sei immer in seinem Heimatdorf N. gewesen und Frau Wiesel berichtete, schon „*über vierzig Jahre*“ (1, 1, 2) in ihrer Wohnung zu leben.

13.1.5. Auseinandersetzung mit Wohnortswechsel

Die Äußerungen einiger der befragten Personen zeigten die Auseinandersetzung mit einem erfolgten Wohnortswechsel.

Thematisiert wurden neben einem Umzug (in eine Pflegeeinrichtung, zu Kindern) auch Vertreibung (vgl. Falldarstellung Patria). So berichtete Herr Patria es sei schwer gewesen, „*wenn man alles verlassen, Heimat verlassen muss*“ (5, 14, 440):

„Da waren wir noch Kinder, ne. Wenn wir alle fortmussten, da waren wir ja noch Kinder, haben sie uns rausgeschmissen. Mussten wir alles, die Gastwirtschaft und die Häuser, mussten wir ja alles verlassen, mussten wir alles verlassen“ (4, 19, 575-577).

Häufiger bezogen sich die berichteten Wohnortswechsel jedoch auf einen Umzug im hohen Erwachsenenalter. In diesem Zusammenhang wurden Gründe angeführt, die zum Wohnortswechsel geführt haben, dabei wurde besonders die erlebte Fremdbestimmung bzw. Fremdinitiierung hervorgehoben (vgl. Äußerungen von Herrn Hortus und Frau Urban):

„Durch die Enkeltochter.. die sind hierher gemacht.. da haben sie gesagt: Kommt doch mit“ (3,1, 20-21).

„Und wenn das mit der M., der Enkeltochter, nicht gekommen wäre, dann wären wir noch geblieben“ (4, 3, 79-80).

„Und dann bin ich krank geworden, dann hat man mich hierher geschafft“ (1, 6, 163).

Einige Personen berichteten von negativen Gefühlen (Trauer um Verlust, Heimweh), die in Zusammenhang mit dem Wohnortswechsel erlebt wurden (vgl. Kategorie *„Vermissen eines Ortes der Vergangenheit“*).

13.1.6. Vergleich zwischen aktueller und früherer Wohnsituation

Insofern ein Wohnortswechsel stattgefunden hatte, zogen einige der befragten Personen Vergleiche zwischen aktueller und früherer Wohnsituation.

In diesem Zusammenhang wurden u. a. Gefühle angesprochen, wie die Äußerungen von Frau Urban und Herr Patria zeigten:

„Ich hab mich früher viel wohler gefühlt .. und fühl mich jetzt sehr eingengt und so“ (1, 2, 43-44).

„Am schönsten war die Heimat. So hier, hier war es auch ganz schön, aber das war halt fremd. Das war fremd alles“ (4, 2, 51-52).

Auch in begrifflicher Hinsicht wurde zwischen früherem und aktuellem Wohnort unterschieden. Beispielhaft sei hier Herr Schlager angeführt, der zwischen dem Pflegeheim (seinem aktuellem Wohnort) und seinem früheren Wohnhaus differenzierte, das er mit den emotional aufgeladenen Begriffen *„Heimat“*, *„Zuhause“* bzw. *„daheim“* bezeichnete:

„Meine Heimat ist ja in der G. Straße“ (1, 24, 715).

„Zuhause bin ich ja daheim“ (5, 17, 518-519).

Weiter wurden von den befragten Personen Wertungen und Stellungnahmen vorgenommen, die eine Präferenz des früheren Wohnortes ausdrückten (vgl. hierzu die Äußerungen von Herrn Schlager und Herrn Hortus):

„Zuhause wäre es mir lieber“ (5, 17, 526)

„Also, wenn ich mich jetzt überlege, von G. dann weg, wieder hierher, das war ein echter Kuhhandel. (unverständlich). Wir hatten unser Haus, das alte, das Elternhaus [...]“ (1, 2, 59-61).

„Wenn wir da wären, das wäre mir lieber“ (5, 4, 119).

„Also jedenfalls steht das fest, wenn ich da geblieben wäre, wo ich her gekommen bin, da hätten wir es heute besser gehabt“ (4, 14, 404-405).

13.1.7. Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit positiven Emotionen verbunden

Orte, an denen die Befragten aktuell lebten, wurden von fünf Personen als bedeutsam hervorgehoben. Es handelte sich hierbei entweder um einen bestimmten Ausschnitt der Wohnung im Sinne eines „Lieblingsplatzes“ (z. B. bei Frau Werther der Balkon) oder – z. B. wie in der Falldarstellung Wiesel – die Wohnung als Ganzes bzw. sogar den gesamten dörflichen Kontext (vgl. Falldarstellung Felix).

In den Explorationen wurde zum Ausdruck gebracht, dass mit dem Aufenthalt an diesem Ort positive Gefühle verbunden sind wie das Erleben von Wohlbefinden, Geborgenheit, Vertrautheit, die Einbindung in soziale Gefüge, das Gefühl zuhause zu sein etc..

Das mit dem Aufenthalt an diesem Ort verbundene Erleben wurde bspw. von Frau Wiesel so geschildert:

„[...] Wissen Sie, wenn ich so sitze (unverständlich), dann denke ich, ach Gott, hast du doch alles so schön. Und alles schon uralt“ (1, 32, 998-1000).

„Das ist ja mein Zuhause“ (4, 17, 515).

Liebingsplätze zeigten sich geprägt durch biografisch geprägte Vorlieben. Sie ermöglichten Daseinsgenuss (Thomae, 1968) (vgl. Falldarstellung Werther), unterstützten selbstbestimmtes Handeln und boten Möglichkeiten zur Kontrolle, Gestaltung und Veränderung (vgl. Falldarstellung Urban).

Im Hinblick auf ihre Lieblingsplätze berichteten die Befragten, diese selbst aufzusuchen und dort gerne und häufig Zeit zu verbringen. Beispielhaft sei hier eine Äußerung von Frau Werther angeführt:

„Ich bin froh, dass der da ist. Ich habe Kaffee getrunken, Mittag gegessen, Abend, alles draußen gemacht. Mein ganzes Essen raus getragen und draußen gegessen“ (1, 8, 238-240).

Häufig wurde die Interviewerin aufgefordert, sich diesen präferierten Ort anzusehen (Wohnung bei Frau Wiesel, Balkon bei Frau Werther, Zimmer/Balkon bei Frau Urban).

Auch wurden einige Explorationsen auf Wunsch der Befragten an diesem Ort geführt (auf dem Balkon bei Frau Urban und Frau Werther).

13.1.8. Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit negativen Emotionen verbunden

Bei einigen Personen (N = 3) wurden in den Explorationsen negative Erlebnisinhalte in Bezug auf einen gegenwärtigen Handlungsraum geschildert.

In allen drei Fällen, in denen Personen gegenüber einem aktuellen Wohnort negative Emotionen zum Ausdruck brachten, handelte es sich um ein Pflegeheim, allerdings aus unterschiedlichen Gründen.

Als Begründung wurden entweder die räumliche Lage der Einrichtung angeführt (vgl. Falldarstellungen Urban und Hortus) und/oder mangelnde bzw. unpassende soziale Kontakte genannt (vgl. Falldarstellungen Urban und Lingua).

Als Beispiele seien an dieser Stelle die Aussagen von Frau Urban und Frau Lingua zitiert:

„Ach, ich muss sagen, ich bin noch gar nicht umgestellt. Das ist immer noch so.. .ich fühl mich hier einfach gar nicht zuhause, ne“ (2, 3, 95-96).

„Ja ja, es ist halt sehr einsam. Und die Leute hier, mit denen können Sie sich auch nicht richtig unterhalten oft“ (1, 21, 645-646).

Insofern negative Emotionen mit einem aktuellen Ort verbunden waren, äußerten sich diese zumeist in Verbindung mit den Kategorien *„Vermissen eines Ortes der Vergangenheit“* bzw. unter einer Zukunftsperspektive mit dem *„Wunsch nach Veränderung der aktuellen Wohnsituation“* (vgl. die Falldarstellungen Urban und Hortus).

Häufig wurden auch Vergleiche zwischen dem aktuellem und einem biografischem Wohnort gezogen (vgl. Kategorie *„Vergleich zwischen aktueller und früherer Wohnsituation“*).

13.1.9. Wunsch nach Beibehaltung der aktuellen Wohnsituation

Die Kategorie *„Wunsch nach Beibehaltung der aktuellen Wohnsituation“* beschreibt das Festhalten an der bisherigen Wohn- und Lebenssituation, d. h. nach dem Verbleib im vertrauten Umfeld. Diese Kategorie wurde bei zwei der befragten Personen gefunden.

Zur Begründung wurden verschiedene Argumentationsfiguren angeführt. So wurden emotionale Aspekte thematisiert (Gefühl des Zuhause-seins, Geborgenheit, Wohlbefinden, Zufriedenheit), kognitiv-biografische Aspekte (mit dem Ort sind biografische Erinnerungen verbunden), soziale Aspekte (Eingebundenheit in ein soziales Netzwerk, familiäre Beziehungen, Erleben von Gemeinschaft und Nachbarschaft) und Handlungsaspekte (Erleben von Kompetenz und Autonomie).

Unter einer Zukunftsperspektive fand eine gedankliche Auseinandersetzung mit einem Wohnortswechsel statt; dieser wurde abgelehnt und mit den Daseinstechniken Leistung, Selbstbehauptung und Widerstand beantwortet (vgl. Falldarstellungen Wiesel und Felix). Deutlich trat der Wunsch nach Selbstbestimmung im Hinblick auf die eigene Wohnsituation hervor. Frau Wiesel und Herr Felix brachten dies in den Explorationen folgendermaßen zum Ausdruck:

„Wenn ich fort muss, das bestimme ich. [...] Das fühle ich ja, ob ich nicht mehr zuhause sein kann. Aber solange ich das Gefühl habe, dass ich fertig werde und alles, bleibe ich zuhause.[...] Solange dass ich geistig rege bin, bleibe ich. Das ist meine Wohnung!“ (2, 18, 554-557; 19, 580).

„Nein, ich gehe nicht mehr fort. Ich will daheim bleiben“ (1, 25, 784-788).

13.1.10. Wunsch nach Veränderung der aktuellen Wohnsituation

Zwei der Befragten äußerten den Wunsch, an einen Ort, an dem sie in der Vergangenheit gelebt hat, zurückzukehren, um dort wieder zu leben.

Frau Urban und Herr Hortus drückten dies folgendermaßen aus:

„Ich wollte, es gäbe einen Ruck, ich hätte meine Wohnung und könnte leben wie ich immer gelebt habe“ (2, 3, 86-87).

„Also ich wäre gerne rübergemacht, wieder“ (3, 2, 48).

Als Gründe für den Wunsch nach Veränderung der aktuellen Wohnsituation wurden neben emotionalen Aspekten (Gefühl von Unzufriedenheit, Einsamkeit, Gefühl, nicht zuhause zu sein) auch räumliche Aspekte (Wohnlage), kognitiv-biografische Aspekte (mangelnde Vertrautheit, Unterbrechung biografischer Bindungen), soziale Aspekte (unbefriedigende soziale Kontakte) und Handlungsaspekte (fehlende Handlungsspielräume, eingeschränkte Autonomie, mangelnde Veränder- oder Gestaltbarkeit) angeführt.

In den angewandten Daseinstechniken zeigten sich die Bitte um Hilfe, Hoffnung, aber auch Resignation, wie diese Äußerungen von Frau Urban zeigen:

„Sehen Sie eine Möglichkeit?“ (1, 6, 174).

„Ich glaube nicht, dass es so eine Möglichkeit gibt. Also wenn, das wäre natürlich ganz herrlich, aus dieser Umgebung raus in eine ganz neue Umgebung rein und alles wieder neu aufbauen, wäre natürlich wunderbar. Aber ich glaube nicht, dass es die Möglichkeit gibt“ (2, 17, 509-512).

13.1.11. Wunsch einen bestimmten Ort zu besuchen

Einige der befragten Personen (N = 5) äußerten in den Explorationen explizit den Wunsch, einen bestimmten biografischen Ort zu besuchen. Beispielhaft seien hier Äußerungen von Herr Patria und Frau Urban angeführt:

„Ja, ich möchte schon, ich möchte schon einmal heim fahren“ (4, 18, 543).

„Ich würde gerne in die Stadt gehen“ (1, 2, 56).

In allen Fällen handelte es sich um einen Ort, an dem die Befragten früher gelebt hatten. Dabei konnten sowohl bereits Besuche des Ortes stattfinden (vgl. Kategorie *„Aufsuchen eines Ortes der Vergangenheit“*), die jedoch für das subjektive Erleben der Befragten nicht häufig genug stattfanden (vgl. Falldarstellung Urban); daneben wurde der Wunsch aber auch auf Orte gerichtet, die die befragten Personen seit Jahren nicht gesehen hatten (vgl. Falldarstellung Amt).

Verbunden mit dem gedanklich antizipierten Besuch eines Ortes konnte auch der Wunsch einhergehen, bedeutsame Andere (z. B. Eltern, Geschwister, Tiere), die mit diesem Ort verknüpft waren, wieder zu sehen. Frau Amt äußerte sich dazu folgendermaßen:

„Ja, ich habe jetzt.. habe ich mir, ähm, dann habe ich gesagt, wenn ich kein Fahrrad habe, dann laufe ich. Ich will mal wieder da hingehen. Zu den Tieren“ (1, 5, 130-131).

13.2. Empirisch gefundene Kategorien in Bezug auf Gegenstände

13.2.1. Gegenstand weckt Erinnerungen

Wie die Explorationen gezeigt haben, wecken persönlich bedeutsame Gegenstände häufig biografische Erinnerungen, die in den Explorationen von den Befragten berichtet wurden (N = 8). Diese können sich auf konkrete Ereignisse, Orte oder andere Menschen (lebend oder verstorben) sowie bestimmte Lebensphasen beziehen.

In diese Kategorie fielen vor allem Fotos und Bilder, auf denen bestimmte Personen und Orte abgebildet waren (vgl. Falldarstellungen Wiesel und Amor). Die Gegenstände waren teilweise selbst angeschafft bzw. hergestellt worden (vgl. Falldarstellungen Urban, Werther, Wiesel, Schlager, Felix), teilweise handelte es sich bei diesen Gegenständen auch um

Geschenke, die an die schenkende Person oder eine bestimmte Lebensphase erinnerten (vgl. Falldarstellung Lingua und Hortus) oder um Dinge, die einer verstorbenen Person gehört hatten (vgl. Falldarstellung Frau Amor).

Die mit dem Gegenstand verbundene Erinnerung wurde von den befragten Personen häufig direkt thematisiert. So berichtete bspw. Frau Lingua in Zusammenhang mit einem Kalender sowie ihrer Teddybärensammlung, dass es sich hierbei um Erinnerungen an bestimmte Personen handle:

„Das ist auch ein.. von meiner Mutter eine Erinnerung“ (2, 22, 671-672).

„[...] so ein Bär, das ist dann eine Erinnerung, die bleibt. Und dann wird man immer wieder erinnert an.. durch den Bär. An die Person.“ (5, 12, 356-381).

Meistens wies ein Gegenstand mehrere biografische Bezüge gleichzeitig auf, bspw. an ein bestimmtes Ereignis und damit verbundene Personen.

Die Befragten berichteten in diesem Zusammenhang einerseits von Situationen des stillen, privaten Erinnerns – als Beispiel sei hier eine Äußerung von Herr Schlager bzgl. seiner Tagebücher angeführt:

„Wenn ich mein Ding [Tagebücher, A. d. V.] auspacke da und gucke da, was da alles drin steht [...] Und wenn ich als dabei bin, dann komme ich nicht mehr weg. Dann denke ich als, ach Gott, das war.. Das war da und das war da und ach du lieber Gott“ (5, 5, 128-135).

Andererseits zeigte sich aber auch der Wunsch, mit anderen Menschen – in diesem Fall der Interviewerin - über die mit einem Gegenstand verbundenen Erinnerungen zu sprechen und diese mitzuteilen.

13.2.2. Gegenstand hat Selbstbezug/stiftet Identität

Ähnlich wie Orte können auch Gegenstände Selbstbezüge aufweisen und identitätsstiftend wirken. Gegenstände, die dieser Kategorie zugeordnet wurden, reflektierten dementsprechend etwas von der befragten Person (aktuell oder früher ausgeübte Tätigkeiten, Fähigkeiten, Vorlieben etc.). In den Explorationen wurden durch diese Objekte selbstbezogene Kognitionen ausgelöst, sie dienten als persönlicher Leistungsnachweis oder wurden zur Selbstdarstellung bzw. sozialer Abhebung von anderen Personen genutzt.

Herr Hortus beschrieb diese Bedeutung seiner Urkunden folgendermaßen:

„Ich hab von allem Urkunden gehabt“ (5, 1, 25).

„Alles mitgemacht und miterlebt und...[...] Ja, da könnten sich manche Funktionäre irgendwie überzeugen, was man gemacht hat. [...] Manche Funktionäre können sich hier ein Beispiel nehmen“ (5, 6-7, 178; 193; 216-217).

Weitere Selbstbezüge ergaben sich bspw. durch die individuell-persönliche Herstellung oder Um-/Gestaltung eines Gegenstandes (z. B. Handarbeit von Frau Werther, Notenblätter und Tagebücher von Herrn Schlager, Möbel von Herrn Felix):

Darüber hinaus vermittelten diese persönlichen Objekte durch den langen Besitz/Gebrauch das Gefühl einer synchronen und diachronen Kontinuität oder ermöglichten selbstkonzept-relevante Tätigkeiten (Instrumente in der Falldarstellung Herr Schlager).

In einigen Fällen schien die Verbundenheit mit einem Gegenstand so ausgeprägt, dass dieser zum einem Teil der Identität geworden war. So beschrieb Frau Urban ihr Auto als „*typisch ich*“ (5, 7, 203). Die ehrenamtliche Begleiterin führte diese Beobachtung in ihren eigenen Worten ebenfalls aus:

„Daseinsthema Auto: schildert lebhaft, dass sie mit dem Auto sozusagen verwachsen war (,Autofahren ist für mich wie Schuhe anziehen'), war viel unterwegs, zu Kunden, Im In- und auch im Ausland“ (Interventionsprotokoll_Urban, S. 1).

13.2.3. Gegenstand löst positive Emotionen aus/dient der Emotionsregulation

In Anlehnung an die Einteilung von Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton (1989) kann hier unterschieden werden zwischen Gegenständen, die eher der Kontemplation dienen und solchen, die handelnd und/oder instrumentell genutzt wurden.

Als Beispiele für die „Aktionsobjekte“ sind bspw. die Musikinstrumente von Herrn Schlager zu nennen. Wie er berichtete, löst das Spiel auf ihnen bei ihm Freude aus:

„Mit so einem Gerät [Akkordeon. A. d. V.] kann man auch was machen, was Schönes, gell“ (1, 6, 165-166).

Wie die Fallanalyse von Herrn Schlager gezeigt hat, führen die durch den Gegenstand ausgelösten positiven Emotionen teilweise bis hin zum einem Flow-Erleben (Csikszentmihalyi, 1975).

Des Weiteren kann die instrumentelle Nutzung eines Gegenstandes Stolz auslösen, weil man bspw. noch in Lage ist, damit umzugehen. Frau Amor schildert dieses Erleben mit Bezug auf ihren Nähkasten:

„Da unten habe ich meinen großen Nähkasten. Bin ich aber froh, dass das meiner ist und.. ich kann.. wenn da was ist, kann ich das halt machen oder nähen oder stopfen oder sonst was, von meinem Zeug.[...], ich kann das, also was ich denke, das mache ich.“ (1, 22, 673-676).

Emotionen können aber auch ausgelöst werden durch alltägliche Wahrnehmungsprozesse, wie etwa dem Betrachten von Bildern.

Zu den Gegenständen, die durch eine Kontemplation (in Sinne einer Betrachtung, Zuwendung, Bezogenheit) positive Emotionen auslösen, zählten vor allem Fotos, aber auch bspw. die Teddybären von Frau Lingua, die der Emotionsregulation dienen und Trost gegen die empfundene Einsamkeit spenden. Sie beschreibt dies folgendermaßen:

„Ah ja, wenn ich so alleine bin und dann.. die Bären [...] Aber ich habe halt hier auf dem Stock so niemand. Wenn ich da noch eine Freundin hätte.. [...]“ (3, 33, 1043-1045).

„Meine Bären. Die sind meine Freunde. Man kann zwar nicht mit ihnen sprechen, aber.. man kann doch mit ihnen sprechen.“ (4, 21, 663-665).

13.2.4. Gegenstand dient als Interaktionsmedium zwischen Personen

Teilweise wurden Gegenstände von den Befragten während der Explorationen aktiv eingebracht bzw. an die Interviewerin herangetragen.

In dieser Bedeutung fungierten persönliche Objekte als Medium, indem sie den Kontakt zu einer anderen (fremden) Person (in diesem Fall der Interviewerin) erleichterten und gemeinsame Aktivitäten förderten. Häufig wurden damit auch interpersonale Aktivitätsaufforderungen (Ehret, 2008) verbunden, z. B. sich Fotoalben anzusehen. Hierzu sei beispielhaft Frau Werther zitiert:

„Möchten Sie sich mal die Alben angucken, die da unten drin sind?“ (2, 8, 230)

„[...] Gucken wir noch Bilder an, ich habe so einen Stoß!“ (5, 13, 397)

Typisch für diese Kategorie war, dass die Befragten die Aufmerksamkeit der Interviewerin explizit und z. T. wiederholt auf bestimmte Gegenstände lenkten, indem sie beispielsweise darauf zeigten oder diese zum Gespräch dazu holten. In diese Kategorie fielen vor allem Fotos. Herr Schlager nutzte seine Instrumente, indem er der Interviewerin und seiner Großnichte anbot, etwas darauf zu spielen:

„Ich spiele. Was wollt Ihr denn hören?“ (1, 3, 89).

„Also ich kann Euch auch erfreuen, wenn Ihr mal irgendwas sagt, was ich spielen soll“ (1, 6, 180).

14. Diskussion

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit war die Überlegung, dass die Lebensqualität demenziell erkrankter Menschen nicht nur von der Art der Pflege und Betreuung, sondern auch von räumlich-dinglichen Umweltgegebenheiten beeinflusst wird (Lawton, 1991, 1996, 1997; Heeg & Bäuerle, 2008).

Während bislang jedoch der Einfluss der räumlichen Umwelt vorwiegend im Hinblick auf bestimmte Ausstattungsmerkmale bzw. Gestaltungsprinzipien („objektive Umweltaspekte“) betrachtet wurde, lag der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit auf dem subjektiven Erleben räumlich-dinglicher Umwelten („subjektive Umweltaspekte“).

Ausgehend von bisherigen empirischen Befunden (Bär, Kruse & Re, 2003; Ehret, 2008) wurde angenommen, dass auch bei einer Demenzerkrankung noch bedeutsame Beziehungen zur räumlich-dinglichen Umwelt bestehen können, deren Erschließung im Hinblick auf die erlebte Lebensqualität möglicherweise Potenziale enthält, die bislang noch nicht systematisch berücksichtigt wurden.

Diese subjektiv bedeutsamen Beziehungen demenziell erkrankter Menschen zur räumlich-dinglichen Umwelt empirisch zu erforschen, war Ziel der vorliegenden Arbeit.

Dabei wurde folgenden Fragen nachgegangen:

Welche konkreten Inhalte zeigen sich in der räumlichen Extension des subjektiven Lebensraumes, d. h. welche Orte und Gegenstände sind für demenzerkrankte Menschen als „*significant others*“ (Levinson, 1986) noch bedeutsam?

Warum sind sie bedeutsam, was symbolisieren diese Orte und Dinge, welche Funktionen haben sie?

Lassen sich theoretisch postulierte und empirisch bei kognitiv unbeeinträchtigten Personen nachgewiesene umweltpsychologische Konzepte wie Ortsbindung und Ortsidentität auch bei demenziell erkrankten Menschen finden?

Auf welcher räumlichen Ebene finden sie statt; von welcher Intensität und Art sind sie?

Stehen subjektive bedeutsame räumlich-dingliche Umweltausschnitte in Verbindung mit biografisch zentralen Lebensthemen (also den „Daseinsthemen“)?

Als theoretische Fundierung dienen zunächst Ansätze aus der ökologischen Gerontologie, die primär subjektive Aspekte der Bedeutung und des Erlebens von Umwelt fokussieren bzw. die Relevanz individuell bedeutsamer Umweltausschnitte für psychisches Wohlbefinden

finden und Identität in den Mittelpunkt stellen. Wahl und Oswald (2010) fassen diese unter dem Begriff „*Belonging*“ zusammen und postulieren, dass Prozesse des „*Belonging*“ zum Erleben von Kontinuität und Vertrautheit sowie zur Aufrechterhaltung von Identität bzw. identitätsrelevanter Persönlichkeitsaspekte im höheren Lebensalter beitragen.

Der Zugang zu den subjektiv bedeutsamen Umweltbeziehungen führte über die kognitive Persönlichkeitstheorie von Hans Thomaе, die anstrebt, das „Individuum in seiner Welt“ zu beschreiben. Für die Bearbeitung der Fragestellung wurde eine qualitative methodische Vorgehensweise gewählt, die an der Perspektive des Subjekts und dessen subjektive Deutungsmuster anknüpfte, um dadurch mehr über die „Welt“ der untersuchten Individuen in Erfahrung zu bringen.

Die Erfassung der individuellen Welten der demenziell erkrankten Menschen erfolgte mit der Methode der biografischen Exploration (Thomaе, 1968; Kruse, 1987) in Verbindung mit daseinsthematischer Kommunikation (Ehret, 2010a; vgl. Kap. 9.2.2.2).

Mit zehn demenziell erkrankten Personen im leichten, mittleren und schwerem Erkrankungsstadium (6 Frauen, 4 Männer, Durchschnittsalter 88,4 Jahre, MMST 2-24 Punkte) wurden im Abstand von einigen Wochen insgesamt fünf biografische Explorationen pro Person geführt. Dabei wurde allerdings keine Verlaufsanalyse angestrebt; vielmehr dienten die wiederholten Gespräche der Stärkung einer Vertrauensbasis sowie der Erhebung von ausführlicherem Datenmaterial, als bei einer einzigen Exploration zur Verfügung gestanden hätte. Auch vor dem Hintergrund krankheitsbedingt wechselnder Tagesformen bzw. schwankender Konzentrations- und Aufmerksamkeitsspannen erwies sich dieses Vorgehen als angemessen und sinnvoll.

Im Anschluss an die Datenerhebung wurden alle Explorationen transkribiert. Zur Auswertung wurde eine modifizierte Version der Heidelberger Struktur-lege-Technik genutzt, um die subjektiven Erlebenswelten zu rekonstruieren, ihre Inhalte in Beziehung zu setzen und grafisch abzubilden.

In einer idiografischen Perspektive, die dem Ziel diente, jede befragte Person in ihrem individuellen Erleben zu beschreiben, wurden die Ergebnisse zunächst in Form von ausführlichen Einzeldarstellungen präsentiert. Im Anschluss erfolgte in Anlehnung an das Vorgehen der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1990) eine Zusammenführung der Ergebnisse. Zu diesem Zweck wurden wiederkehrende Inhalte in Bezug auf Orte und Gegenstände aus den Explorationen zusammengetragen und daraus induktive Kategorien abgeleitet.

Zunächst ist festzuhalten, dass alle demenziell erkrankten Personen in den Explorationen ihre Anliegen, Interessen, Vorlieben, Wünsche und Befürchtungen zum Ausdruck bringen konnten. Dies deckt sich mit den Forschungen von Bär, Kruse & Re (2003), Ehret (2008) und Berendonk & Stanek (2010), die postulieren, dass die Fähigkeit Personen, Dingen und Situationen persönliche Bedeutsamkeit beizumessen auch bei einer demenziellen Erkrankung weiter besteht. Dass diese subjektiven Bedeutsamkeiten noch durch sprachliche Äußerungen, Handlungen und Emotionen mitgeteilt werden können, haben die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit wiederholt bestätigt.

In der vorliegenden Arbeit wurde nun der Fokus speziell auf räumlich-dingliche Bedeutsamkeiten, d. h. Orte und Gegenstände gerichtet.

Alle befragten Personen äußerten sich in den Explorationen verbal und/oder handelnd zu für sie individuell bedeutsamen Umweltausschnitten.

Die spontane und wiederholte Thematisierung räumlich-dinglicher Elemente generell in allen Explorationen, oft verbunden mit Emotionalität, deutet insgesamt auf eine hohe da-seinsthematische Relevanz dieses Themenkreises hin. Dies zeigte sich auch in den Gesprächen, die mit Angehörigen, Betreuern oder Pflegekräften geführt wurden.

Die gefundenen empirischen Ergebnisse stimmen insofern mit den theoretischen Annahmen des Entwicklungspsychologen Levinson (1986) überein, der davon ausgeht, dass räumlich-dingliche Umweltausschnitte wichtige Komponenten der Lebensstruktur eines Menschen darstellen können. Er zählt zu den subjektiv bedeutsamen Beziehungen zu „*significant others*“ nicht nur Personen, sondern auch Orte oder Objekte, an die sich ein Mensch in besonderer Weise gebunden fühlen kann.

In den Explorationen haben sich Umweltausschnitte von der Mikro- (persönliche Gegenstände, Wohnung) bis zur Mesoebene (Dorf, Stadt) als bedeutsam erwiesen; sowie auch größere, nicht klar abgegrenzte räumliche Kontexte (z. B. bezeichnet als „Heimat“).

Die räumlich-dinglichen „bedeutsamen Anderen“ zeigten in den Explorationen bspw. in Form des Elternhauses (vgl. Falldarstellung Hortus), der eigenen Wohnung (vgl. Falldarstellung Wiesel), eines früheren Wohnortes (vgl. Falldarstellung Urban) oder persönlichen Gegenständen (vgl. Falldarstellung Schlager: Instrumente).

Neben positiv getönten Aussagen in Bezug auf die räumliche Umwelt zeigten sich in den Explorationen auch Sequenzen, die negative Erlebnisinhalte (Nicht-Zuhause fühlen, Heimweh) beinhalteten.

Bei der Zusammenführung der Einzelfallstudien konnten im Hinblick auf Orte insgesamt elf induktive Kategorien herausgearbeitet werden:

1. Erinnern an einen Ort der Vergangenheit
2. Vermissen eines Ortes der Vergangenheit
3. Aufsuchen eines Ortes der Vergangenheit
4. Ort stiftet Identität
5. Auseinandersetzung mit Wohnortswechsel
6. Vergleich zwischen aktueller und früherer Wohnsituation
7. Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit positiven Emotionen verbunden
8. Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit negativen Emotionen verbunden
9. Wunsch nach Beibehaltung der aktuellen Wohnsituation
10. Wunsch nach Veränderung der aktuellen Wohnsituation
11. Wunsch einen bestimmten Ort zu besuchen

Die Bedeutsamkeit der räumlichen Umwelt spannte sich über alle drei Zeitebenen (Gegenwart – Vergangenheit – Zukunft).

Neben der Thematisierung aktueller Umweltgegebenheiten - in positiven wie negativen Aspekten – fanden sich in den Explorationen auch Berichte über vergangene, biografische Umwelten, die zwar keinen aktuellen Handlungsraum mehr darstellen, aber dennoch kognitiv repräsentiert als Erinnerungen in ihrer Bedeutsamkeit nachwirken und das aktuelle Erleben der befragten Personen beeinflussen.

Darüber hinaus konnte ein Gerichtetsein auf die Zukunft festgestellt werden, das sich in Plänen oder Wünschen äußerte, einen bestimmten Ort aufzusuchen oder die aktuelle Wohnsituation beibehalten oder verändern zu wollen.

Einen Überblick gibt nachfolgende Abbildung 81.

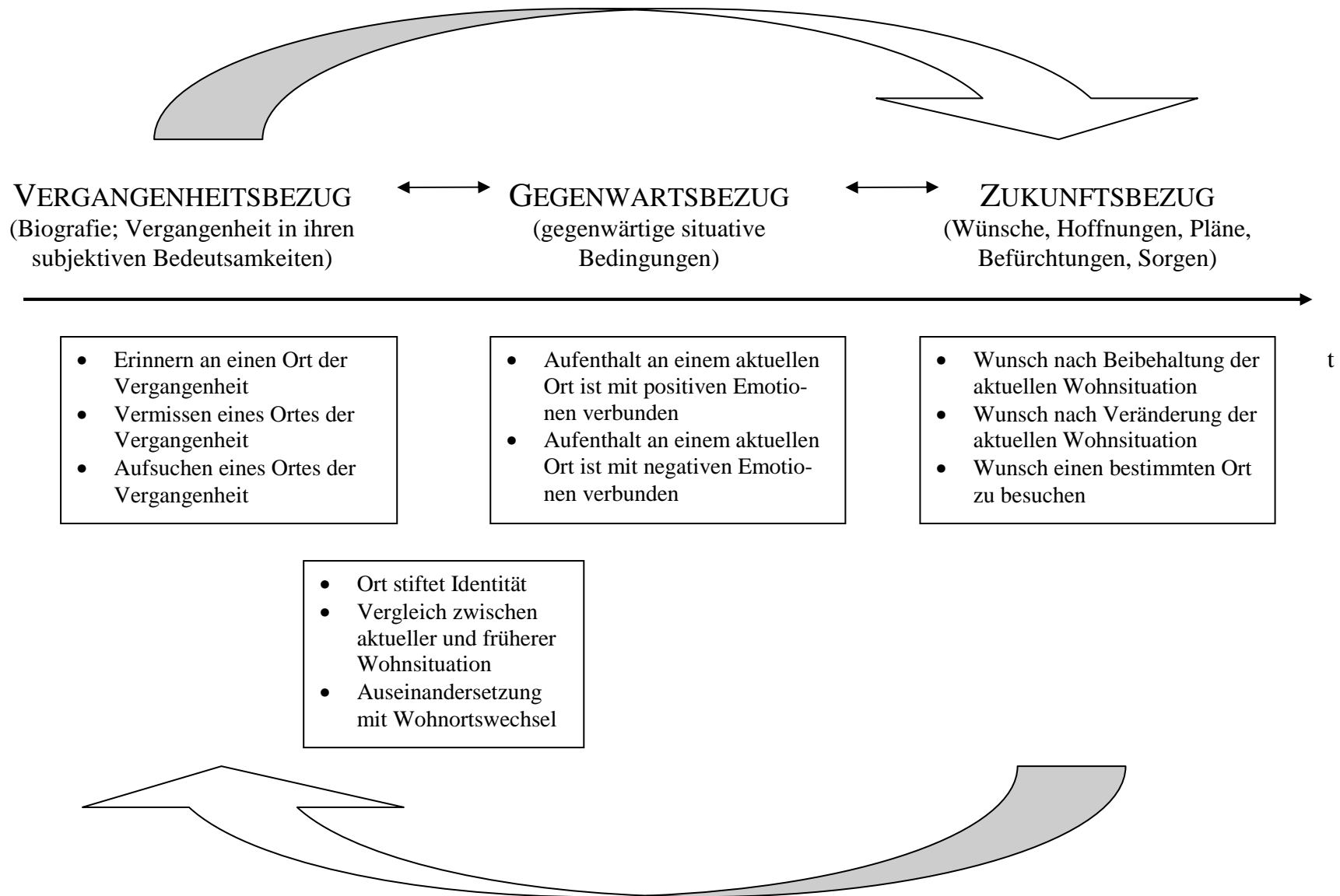


Abbildung 81: Empirisch gefundene Bedeutungskategorien in Bezug auf Orte

Während sich bisherige Forschungen in diesem Themenbereich ausschließlich auf kognitiv unbeeinträchtigte ältere Menschen konzentrierten, konnte mit der vorliegenden Arbeit erstmals der empirische Nachweis erbracht werden, dass erlebensbezogene, sinnstiftende Umweltbeziehungen auch bei einer Demenzerkrankung weiterhin bestehen können.

Erlebensbezogene ökogerontologische Ansätze, die Person-Umwelt-Beziehungen über emotionale Bindungen und Zugehörigkeitsgefühle beschreiben, konnten durch verbale und non-verbale Äußerungen der Befragten somit auch für diese Personengruppe empirisch gestützt werden.

Der Wohnung – einem der wichtigsten Alltagskontexte im Alter – wird aus ökogerontologischer Sicht besonderes Interesse entgegengebracht. Zeitbudgetstudien zeigen, dass alte Menschen im Schnitt 20 bis 21 Stunden täglich in ihrer Wohnung verbringen (BMFSFJ, 1998). Wie zahlreiche empirische Studien darlegen konnten, ist die Wohnung dabei mehr als nur ein Schlaf- und Aufenthaltsort, sondern beinhaltet vielfältige Bedeutungsaspekte (Oswald, 1996). Die Wohnung ist „*Erlebens- und Gefühlsraum*“ (Saup, 1993), „*Ich-Museum*“ (Selle, 1996) und persönlich bedeutsames Zuhause (Oswald, 1996; Bollnow, 1990; Rubinstein et al., 1992).

In der untersuchten Stichprobe befand sich nur eine demenziell erkrankte Person, die noch in ihrer Privatwohnung lebte (vgl. Falldarstellung Wiesel). Die Einzelfallanalyse konnte dennoch eindrücklich darlegen, welche vielschichtigen subjektiven Bedeutungsaspekte mit der eigenen Wohnung verbunden sein können.

In dieser Hinsicht stimmen die Ergebnisse mit den Befunden von Oswald (1996) überein, der empirisch nachweisen konnte, dass das Umwelterleben in Bezug auf den Wohnbereich räumlich-dingliche, verhaltensbezogene, kognitiv-biografische, emotionale und soziale Bedeutungsaspekte beinhaltet (vgl. Kap. 4.2.1).

In der Fallanalyse Frau Wiesel zeigten sich vor allem emotionale und kognitiv-biografische Bedeutungsaspekte, die sich in einer innigen Verbundenheit mit der Wohnung äußerten. Auch konnte die eigene Wohnung in dieser Falldarstellung – wie bereits im 2. Altenbericht (BMFSFJ, 1998) postuliert - als Ausdruck eigener Kompetenz verstanden werden und zwar im Sinne einer erhaltenen Selbständigkeit und Selbstverantwortung.

Ingesamt betrachtet zeigte sich bei sechs der befragten Personen die Auseinandersetzung mit der aktuellen Wohnsituation (unabhängig von der Art des Settings - eigene Wohnung,

Pflegeheim, Demenz-Wohngemeinschaft, Betreutes Wohnen, Haushalt der Kinder) als wichtiges Thema in den Explorationen.

Der aktuelle Handlungsraum war dabei sowohl mit positiven (Wohlbefinden, Geborgenheit etc.), als auch mit negativen Emotionen (Unwohlsein, Gefühl, nicht Zuhause zu sein, etc.) verbunden.

Positive Emotionen bezogen sich entweder auf die Wohnung als Ganzes (vgl. Falldarstellung Wiesel) bzw. das Wohnumfeld (vgl. Falldarstellung Felix), ein Zimmer im Pflegeheim (vgl. Falldarstellung Amor) oder auf einen bestimmten Ausschnitt der Wohnung im Sinne eines „Lieblingsplatzes“ (vgl. Falldarstellungen Werther und Urban).

Bei den Lieblingsplätzen handelte es sich um Orte innerhalb des Wohnbereichs, die von den Befragten als bedeutsam erlebt wurden. Dies äußerte sich darin, dass diese sich zu einem solchen Lieblingsplatz gefühlsmäßig hingezogen fühlten; häufig bedingt durch biografisch geprägte Vorlieben. Auch konnte ein Lieblingsplatz Daseinsgenuss (Thomae, 1968) ermöglichen (vgl. Falldarstellung Werther), selbstbestimmtes Handeln unterstützen und Möglichkeiten zur Kontrolle, Gestaltung und Veränderung bieten (vgl. Falldarstellung Urban).

Drei Personen schilderten in den Explorationen negative Erlebnisinhalte in Verbindung mit einem gegenwärtigen Handlungsraum. Dabei handelte es sich in allen Fällen um eine Einrichtung der stationären Altenpflege; wobei zur Begründung der negativen Emotionen unterschiedliche Gründe (räumliche Lage, soziales Bezugssystem) angeführt wurden.

In Anlehnung an die theoretischen Modelle von Carp & Carp (1980) und Kahana (1975) kann vermutet werden, dass die negativen Emotionen auf eine mangelnde Person-Umwelt-Passung zurückzuführen sind. Daraufhin deuten auch Äußerungen der Befragten, die sich auf die Diskrepanz zwischen individuellen Präferenzen, die sich aus der daseinsthematischen Strukturierung ergaben (z. B. soziale Kontakte, bestimmte räumliche Lage), und tatsächlichen Gegebenheiten bezogen.

Die räumlich-dingliche Umwelt als beeinflussbare Dimension der Lebensqualität hat in der Demenzforschung und Pflegepraxis in den letzten Jahren vermehrt Aufmerksamkeit erfahren. Während in der bisherigen Forschung der Einfluss der räumlichen Umwelt bislang vor allem im Hinblick einer kompensatorisch und therapeutisch wirksamen Umwelt („objektive Umweltaspekte“) untersucht wurde, lag der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit – wie bereits dargelegt – auf der subjektiven Perspektive des demenziell erkrankten Menschen.

Eine Studie von Dröes et al. (2006), die demenziell erkrankte Menschen zu subjektiv bedeutsamen Aspekten von Lebensqualität befragte, kam zu dem Ergebnis, dass die Möglichkeit, so lange wie möglich zuhause zu wohnen, zur erlebten Lebensqualität beitrug.

Die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit unterstützen diesen Befund. Wie die Explorationen gezeigt haben, können jahrelang vertraute Wohnumwelten¹⁶³ dazu beizutragen, die Identität zu stützen und das subjektive Wohlbefinden demenziell erkrankter Menschen zu erhalten. Dies äußerte sich im Erleben von Geborgenheit und Vertrautheit, dem Gefühl, zuhause zu sein sowie dem Erleben von Kompetenz und Selbstbestimmung (vgl. Falldarstellungen Wiesel und Felix).

Zwei Befragte äußerten ausdrücklich den Wunsch, in ihrem vertrauten Umfeld wohnen zu bleiben. Dieses Bestreben, das in der gerontologischen Forschung unter dem Begriff des „*Aging in place*“ eingeführt wurde, wurde bereits bei kognitiv unbeeinträchtigten Personen mehrfach empirisch belegt (BMFSFJ, 1998; Heinze et al., 1997; Schneider-Sliwa, 2004). Mit der vorliegenden Arbeit konnte der Wunsch nach dem Verbleib in der vertrauten Wohnung/Wohnumgebung auch bei demenziell erkrankten Personen nachgewiesen werden.

In theoretischer Hinsicht lassen sich diese Ergebnisse in Anknüpfung an die Kontinuitätstheorie von Atchly (1989) interpretieren, der davon ausging, dass Menschen im Prozess des Alterns versuchen, innere und äußere Kontinuität zu wahren. Interaktionen mit vertrauten Personen an vertrauten Orten spielen dabei eine herausragende Rolle.

Die empirischen Ergebnisse entsprechen zudem den theoretischen Annahmen des SPOT-Ansatzes von Wahl & Lang (2003), in dem davon ausgegangen wird, dass im hohen Alter - bedingt durch Ressourcenverluste (die bei einer demenziellen Erkrankung zweifellos gegeben sind) - raumbezogene Zugehörigkeiten eine hohe Priorität gewinnen und die Bedeutung von Kontinuität und Sinnerhaltung in den Vordergrund tritt.

Wie Wahl und Lang ausführen, kommt das Streben nach Zugehörigkeit dann u. a. in dem Gefühl, an einen bestimmten Ort zu gehören und sich dort zuhause zu fühlen, zum Ausdruck. Die Falldarstellungen Urban, Hortus, Wiesel und Felix ließen dies deutlich erkennen.

Als Argumentationsfiguren für den Wunsch nach Beibehaltung der vertrauten Wohnsituation wurden in den Explorationen neben räumlichen Aspekten vor allem das Erleben emotionaler, sozialer und/oder kognitiv-biografischer Bindungen genannt.

¹⁶³ Nicht nur bezogen auf die eigene Wohnung, sondern auch auf ein vertrautes Wohnumfeld (vgl. Falldarstellung Felix: dörflicher Kontext).

Diese Befunde können in Einklang mit vorangegangenen empirischen Studien zur Ortsbindung gesehen werden. So unterscheidet Rowles (1983a, 1983b) drei verschiedene Formen der Bindung an einen Ort, die er als „*physical*“, „*social*“ und „*autobiographical insideness*“ bezeichnet. Alle drei dieser postulierten Formen der „Verinnerlichung“ konnten auch bei den befragten demenziell erkrankten Personen – zumindest noch bruchstückhaft – anhand der Äußerungen der Befragten rekonstruiert werden.

Ortsbindungen bezogen sich dabei nicht nur auf den gegenwärtigen Wohnort, sondern auch auf biografische Orte („*geographical fantasy*“ nach Rowles, 1983b).

So beschrieben einige der befragten Personen das Erleben, sich an einem bestimmten Ort nahezu „blind“ zurechtzufinden und dort „jeden Schritt“ zu kennen („*physical insideness*“, vgl. Falldarstellungen Urban und Patria); andere berichteten von einer sozialen Einbindung, z. B. in familiäre und/oder freundschaftliche Beziehungen und nachbarschaftliche Gefüge („*social insideness*“, vgl. Falldarstellungen Felix, Hortus, Patria).

Der Begriff „autobiografische Verinnerlichung“ bezieht sich auf biografische Erinnerungen in Verbindung mit bestimmten Umweltgegebenheiten; sie kann nach Rowles sowohl auf aktuelle als auch auf vergangene Wohnorte gerichtet sein. Wie bereits bei der Darstellung der Kategorien ausgeführt, wurden von nahezu allen befragten Personen autobiografische Erinnerungen in Zusammenhang mit bestimmten Orten (Wohnort, Urlaubsort etc.) aktualisiert. Diese bezogen sich bspw. auf das Zusammenleben mit der Familie an diesem Ort, auf bestimmte Erlebnisse, sinnliche Erfahrungen oder konkrete Handlungen.

Insofern eine subjektive Bindung an einen aktuellen Wohnort vorliegt, ist davon auszugehen, dass diese sich stabilisierend auf Identität und subjektives Wohlbefinden auswirkt (Habermas, 1999).

Auf der anderen Seite können Wohnortswechsel, die zu Unterbrechungen langjähriger Bindungen führen, das subjektive Wohlbefinden bedrohen und im Falle starker Verwobenheiten sogar identitätsgefährdend wirken. In diesem Fall treten sowohl emotionale als auch kognitive Bindungen an einen Ort besonders deutlich hervor.

Ein Wohnortswechsel stellt wie in Kapitel 4.2.3. ausgeführt einen ökologischen Übergang dar, der sich oftmals zugleich als kritisches Lebensereignis präsentiert. Während schon bei gesunden Älteren die Adaptation an eine neue Umwelt hohe Anforderungen an die Bewältigungskompetenzen stellt, handelt es sich bei demenziell erkrankten Menschen um eine Subgruppe von Älteren, die gegenüber Umweltveränderungen besonders vulnerabel ist. Der Großteil der befragten Personen hat durch den Umzug in eine stationäre Einrichtung,

ins Betreute Wohnen oder den Haushalt von Kindern einen ökologischen Übergang erfahren. Dieser lag jedoch bei allen Personen bereits mehrere Jahre zurück, so dass keine kurzfristigen Auswirkungen oder Anpassungsprozesse erfasst werden konnten. Dennoch thematisierten einige der befragten Personen in der Auseinandersetzung mit ihrer gegenwärtigen Wohnsituation spontan auch einen länger zurückliegenden Wohnortwechsel und damit verbundene, aktuell wirkende Erlebensprozesse.

In theoretischer Hinsicht schließen die gefundenen Ergebnisse an die Ausführungen von Hormuth (1990), Fischer & Fischer (1990), Filipp (1990) und Fried (1963) an, die davon ausgehen, dass ein Wohnortwechsel als Angriff auf die eigene Identität erlebt kann, der negative psychosoziale Folgen in Form von depressiven Reaktionen auslösen kann.

Den Hintergrund dieses Erlebens bildet der Verlust der Ortsidentität. Nach Proshansky (1978) stellt Ortsidentität einen Teil der Selbstidentität dar, der die kognitive Repräsentation und affektive Bewertung jener Ausschnitte der räumlichen Umwelt umfasst, die ein Individuum in sein Selbstkonzept einbezieht. Dabei spielen Prozesse der Identifikation bzw. des „sich Identifizierens“ eine Rolle (Graumann, 1983).

Wie die Ausführungen in Kapitel 5.2.2.2. zur narrativen Identität zeigen, kann Identität als empirisch zugängliches Phänomen betrachtet werden (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002). Dabei wird davon ausgegangen, dass sich Identität im Erzählen der eigenen Lebensgeschichte sprachlich konstituiert, indem Erfahrungen und Ereignisse in einen persönlichen Sinnzusammenhang gebracht werden.

Bei mehreren Personen, ganz besonders deutlich jedoch im Fall von Frau Urban, konnten umweltbezogene Identifizierungsprozesse herausgearbeitet werden. In der Aussage *„im Grunde bin ich ja Frankfurterin“* zeigte sich hier eine direkt verbalisierte Identifikation mit der Stadt – ihrem früheren Wohnort. Der Verlust der Ortsidentität – bedingt durch die Übersiedlung in eine Pflegeeinrichtung – führte in diesem Fall zu einer ausgeprägten Trauerreaktion. Es konnte gezeigt werden, dass die psychische Ablösung von der vertrauten Wohnumgebung weit über den Umzug hinaus reichte und den Prozess der Anpassung an die neue Wohnumgebung erschwerte.

Es bleibt festzuhalten, dass sich die Bedeutung der räumlichen Umwelt bei einer demenziellen Erkrankung keinesfalls auf ihre unterstützende (prothetische) und ausgleichende (kompensatorische) Funktion beschränken lässt. Genauso wichtig ist die von Lawton als „Beibehaltung“ (*„maintenance“*) beschriebene Funktion, die die Bedeutung der Wohnung bzw. des Wohnumfeldes im Hinblick auf die Bewahrung biografischer Kontinuität hervor

hebt. Ebenfalls eine Rolle spielt in diesem Zusammenhang das von Saup (1993) als bedeutsam erachtete Umweltattribut der Vertrautheit, die sich durch langjähriges Wohnen am selben Ort entwickelt.

Aus ethischer Sicht lässt sich an die Diskussion um die bereits in den Falldarstellungen Wiesel, Felix und Urban angesprochene Selbstbestimmung und Selbstverantwortung demenziell erkrankter Menschen anknüpfen. Der Begriff der Selbstverantwortung - nach Kruse eine zentrale Kategorie einer ethischen Betrachtung des Alters - beschreibt die Fähigkeit und Bereitschaft eines Menschen, den Alltag nach den persönlichen Vorstellungen eines guten Lebens zu gestalten und sich reflektiert mit der eigenen Person sowie den Anforderungen und Möglichkeiten der persönlichen Lebenssituation auseinanderzusetzen (Kruse, 2005b).

Der Wunsch nach Selbstbestimmung im Hinblick auf die eigene Wohnsituation – als Gegenstück zur empfundenen Fremdbestimmung – zeigte sich bei einigen der befragten Personen als überaus bedeutsam. Mit den aktiven Daseinstechniken Widerstand und Selbstbehauptung wurden eigene Wünsche deutlich zum Ausdruck gebracht.

Aus den empirischen Erkenntnissen ergeben sich in diesem Zusammenhang Hinweise auf entsprechende Interventionsmaßnahmen. Diese sollten – wie Oswald (2000) ausführt – *„notwendige unterstützende Veränderungen mit dem Wunsch nach Aufrechterhaltung gewohnter Bezüge verbinden“* (S. 213). Wohnraumanpassungsmaßnahmen - verknüpft mit Elementen des biografischen Arbeitens können in diesem Zusammenhang als eine notwendige und effiziente Optimierungsform zur Aufrechterhaltung dieses Aspektes der Lebensqualität betrachtet werden (Kruse & Wahl, 2010).

Wie die empirischen Ergebnisse gezeigt haben, sind subjektiv bedeutsame Umweltbeziehungen jedoch nicht nur auf aktuelle Handlungsräume bezogen. Aus der Analyse der subjektiven Lebensräume ging hervor, dass die Vergangenheit in ihren subjektiv bedeutsamen Aspekten bis in die Gegenwart präsent ist, d. h. neben aktuellen Umweltgegebenheiten bestimmten auch biografische Handlungsräume das aktuelle und in die Zukunft gerichtete Erleben.

Die in den Explorationen thematisierten biografischen Orte beinhalteten Orte der Kindheit, aber auch des jüngeren, mittleren oder höheren Erwachsenenalters.

Der emotional aufgeladene Begriff „Heimat“ wurde von sechs der befragten Personen in den Explorationen spontan gebraucht. Fünf Personen verstanden darunter den Ort, an dem sie geboren und aufgewachsen sind; Reuber (1993) spricht in diesem Zusammenhang von der „Kindheimat“. Eine Person bezeichnete einen Wohnort im Erwachsenenalter als ihre „Wahlheimat“ (vgl. Falldarstellung Urban). In Zusammenhang mit der Heimat wurden von allen Personen räumlich-dingliche Aspekte genannt (Landschaft etc.), aber auch von familiäre Bindungen und freundschaftlichen Beziehungen berichtet. Mit ihrer Heimat fühlen sich die befragten Personen vor allem in emotionaler Hinsicht noch stark verbunden; darüber hinaus zeigten sich jedoch auch kognitive Zuschreibungsprozesse im Sinne von „*place identity cognitions*“ (Proshansky, 1978).

Die als bedeutsam hervorgehobenen biografischen Orte waren in der Regel mit spezifischen Ereignissen oder Abschnitten der eigenen Biografie verknüpft, die das Individuum als persönlich bedeutsame Stationen oder Einschnitte interpretierte (Kruse, 2000).

Unter Bezugnahme auf die Ausführungen von Kruse (2000) kann vermutet werden, dass es sich hierbei um so genannte „Knoten“ handelt, die im Lebensrückblick an den zugehörigen Schauplätzen verortet werden. Mit den Erinnerungen an den Ort wurden gleichzeitig bestimmte Ereignisse und soziale Bezugssysteme, mit diesem Ort verbunden waren, aktualisiert.

Über die Erinnerungen hinaus berichteten einige der befragten Personen, diese Orte noch regelmäßig – allein oder in der Begleitung von Angehörigen – zu besuchen.

In theoretischer Hinsicht lassen sich diese Ergebnisse wiederum an die Kontinuitätstheorie von Atchley (1989) anschließen. Durch die Besuche vertrauter Orte wird die – durch einen Wohnortswechsel unterbrochene – Kontinuität zumindest teilweise wieder hergestellt. Twigger-Ross & Uzzel (1996) bezeichnen dies daher auch als „*place-referent continuity*“. Der häufig geäußerte Wunsch, einen früheren Wohnort wieder zu besuchen, kann in diesem Zusammenhang ebenfalls als das Bestreben nach Kontinuität interpretiert werden.

Neben Orten sind auch Gegenstände - quasi die „*kleinstmöglichen Umweltausschnitte*“ (Oswald, 1996) - ein wesentlicher Bestandteil der räumlichen Umwelt. Jenseits ihrer materiellen Beschaffenheit sind Gegenstände in der Lage, verschiedenste Bedeutungen symbolisch zu repräsentieren (Boesch, 1980; Habermas, 1999, Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989).

Im Gegensatz zu vorangegangenen empirischen Studien (Habermas, 1999; Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989), die sich mit der Bedeutung von Gegenständen für kognitiv unbeeinträchtigte Personen beschäftigten, wurden die demenzerkrankten Menschen in der vorliegenden Arbeit nicht explizit nach „Lieblingsgegenständen“ bzw. „geliebten Objekten“ gefragt.

Stattdessen wurde im Rahmen der Explorationen darauf geachtet, welche Gegenstände eine Person spontan erwähnte, welche Gegenstände Emotionen auslösten und mit welchen Gegenständen eine Person während der Explorationen interagierte. Diese Spontanberichte und/oder –aktionen wurden durch entsprechende Nachfragen weiter vertieft.

Auch wurden im Raum vorhandene Gegenstände als Gesprächsimpulse genutzt, wobei die Reaktionen und Antworten der Befragten Rückschlüsse über deren persönliche Bedeutsamkeit zuließen.

Es konnte gezeigt werden, dass ein Großteil der befragten Personen persönliche Gegenstände besitzt, denen eine besondere Bedeutsamkeit zumessen wird. Diese Bedeutung konnte von den Befragten durch verbale Äußerungen, Mimik und/oder Handlungen zum Ausdruck gebracht werden. Häufig waren Spontanaktionen auf persönliche Gegenstände bezogen. So konnte z. B. bei Frau Amor eine „*Hinwendung zum Bindungsobjekt*“ (Ehret, 2008) beobachtet werden, die sich in einer besonderen Form der Kommunikation (z. B. Kuschhände werfen) mit den Fotos ihres verstorbenen Mannes zeigte.

In Anlehnung an das Vorgehen der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring wurden insgesamt vier Kategorien induktiv auf der Basis des Explorationsmaterials herausgearbeitet:

1. Gegenstand weckt Erinnerungen
2. Gegenstand hat Selbstbezug/stiftet Identität
3. Gegenstand löst positive Emotionen aus/dient der Emotionsregulation
4. Gegenstand dient als Interaktionsmedium

Die aus vorangegangenen empirischen Studien mit gesunden Älteren (Habermas, 1999; Rubinstein, 1987; Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989) beschriebene Bedeutungsvielfalt persönlicher Gegenstände konnte somit bestätigt werden.

Die induktiv gebildeten Kategorien finden sich so oder in ähnlicher Form auch in Kategorisierungen anderer Autoren wieder (Habermas, 1999; vgl. Kap. 4.3; Oswald, 1996).

Die Erinnerungsfunktion persönlicher Gegenstände wurde bereits in anderen empirischen Studien betont (Sherman, 1995; Habermas, 1999; Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton, 1989; Rubinstein, 1987; Kroger & Adair, 2008; Oswald, 1996). Auch in dieser Untersuchung hat sich gezeigt, dass persönliche Gegenstände häufig mit biografischen Erinnerungen an andere Personen, Orte und/oder Ereignisse „aufgeladen“ sind. Sie werden damit – wie Saup (1993) ausführt – zum Teil der eigenen Biografie, zu „Zeugen“ des gelebten Lebens. Aus empirischer Sicht kann zum Vergleich die Studie von Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton (1989) herangezogen werden. Hier zeigte sich erwartungsgemäß eine starke Zunahme des Erinnerungswertes von Gegenständen zwischen Kindheit und hohem Erwachsenenalter. 83,7 % der befragten Großelterngeneration nannten als Grund für die Besonderheit des von ihnen präferierten Objektes seinen Erinnerungswert.

Vor dem Hintergrund, dass bei einer Demenzerkrankung häufig die Identitätserhaltung und –stabilisierung als Ziel psychosozialer Interventionsmaßnahmen angesehen wird, ist neben der Erinnerungsfunktion die identitätsstiftende Bedeutung von Gegenständen als empirischer Befund hervorzuheben.

Selbstbezüge ergaben sich bspw. durch die individuell-persönliche Herstellung oder Um-/Gestaltung eines Gegenstandes (z. B. Handarbeit von Frau Werther, Notenblätter und Tagebücher von Herrn Schlager, Möbel von Herrn Felix), wodurch diese etwas von der befragten Person (aktuelle oder früher ausgeübte Tätigkeiten, Fähigkeiten etc.) repräsentierten.

Daneben ermöglichten Gegenstände selbstkonzeptrelevante Tätigkeiten (vgl. Falldarstellung Schlager: Spiel auf Instrumenten), vermittelten Kontinuität oder dienten der Selbstdarstellung nach außen (Urkunden in der Falldarstellung Hortus).

Insgesamt stützen die empirisch gefundenen identitätsbezogenen Funktionen persönlicher Gegenstände die Annahmen der ökologischen Selbstkonzeptforschung (Hormuth, 1990), die explizit die Bedeutung von Gegenständen und räumlichen Umwelten für die Entwicklung und Stabilisierung von Selbstkonzept und Identität betont. Allport (1955) bezeichnete die Tendenz, Gegenstände in das Selbstkonzept einzuschließen, als „*ego-extension*“, James (1984) spricht von einem „*material me*“. Rubinstein (1987, 1989) verweist ebenfalls auf die Selbstbezogenheit von räumlich-dinglichen Umweltelementen mit dem Begriff der „*Verkörperlichung*“ („*embodiment*“), die sich dadurch auszeichnet, dass die Grenzen zwischen Gegenstand und Person verwischen bzw. sogar fließend werden, so dass das Objekt mit der Person sozusagen verwächst.

Auch diese innigste Form der Verbundenheit mit einem Gegenstand konnte in einem Fall herausgearbeitet werden. So schilderte Frau Urban eine enge Beziehung zu ihrem Auto, bei der sie das Auto als Teil ihres Selbst erlebte. Das Auto ist in diesem Fall nicht nur ein Transportmittel, sondern auch Identitätssymbol. Das Autofahren aufzugeben – bei einer demenziellen Erkrankung früher oder später unvermeidlich – bedeutet dann nicht nur eine Einschränkung hinsichtlich der Mobilität, sondern kann Selbstwertgefühl und Identität bedrohen und depressive Reaktionen auslösen¹⁶⁴.

In den Explorationen konnte weiterhin beobachtet werden, dass durch vorhandene persönliche Gegenstände positive Emotionen ausgelöst wurden – sei es durch Wahrnehmungsprozesse (z. B. Betrachten von Fotos) oder durch Interaktion mit dem Gegenstand (z. B. Spiel auf Instrumenten, Streicheln einer Katze). Auch verbale Äußerungen der Befragten bestätigten diesen Befund. So erklärte bspw. Herr Schlager, das Spiel auf seinen Instrumenten würde ihm Spaß machen.

Auch in der Studie von Csikszentmihalyi & Rochberg-Halton (1989) wurde die Kategorie „Freude“ als zweithäufigste Bedeutungskategorie von 79% der Befragten genannt. Den Zustand freudvoller Interaktion bezeichnete Csikszentmihalyi (1975) als Flow. Die Autoren vermuten, dass die Begünstigung von Flow-Erlebnissen einer der Hauptgründe dafür ist, dass Personen Objekte schätzen. Dies ließ sich jedoch in der eigenen Erhebung nicht bestätigen; so konnte lediglich bei Herrn Schlager ein Flow-Erleben beobachtet werden. Auch Ehret (2008) konnte jedoch spontanes Flow-Erleben bei demenziell erkrankten Menschen nachweisen, das häufig auf bestimmte Gegenstände gerichtet war.

Persönliche Gegenstände wurden auch häufig von den Befragten spontan in die Explorationen mit eingebracht. In dieser Funktion dienten sie als Medium, indem sie den Kontakt zur Interviewerin erleichterten, Anknüpfungspunkte zum Gespräch boten und gemeinsame Aktivitäten förderten (z. B. gemeinsames Anschauen von Fotos oder Urkunden; Falldarstellungen Frau Werther und Herr Hortus). Damit verbunden wurden häufig interpersonale Aktivitätsaufforderungen (Ehret, 2008), die sich bspw. darauf bezogen Fotoalben anzuschauen.

Ähnliche Beobachtungen finden sich auch bei Niebuhr (2004), die bei anhand von qualitativen Interviews mit demenziell erkrankten Menschen feststellte, dass diese in den Gesprä-

¹⁶⁴ Vgl. hierzu auch die Ausführungen von Saup (1993) bzgl. des Verlustes eigener Möbel und persönlicher Gegenstände bei einem Heimeinzug. Falls diese als Ausweitung des Selbst erlebt werden, kann der Entzug dieser Dinge ebenfalls als Verlust persönlicher Identität empfunden werden.

chen häufig Gegenstände wie Urkunden, Fotos, Chroniken oder selbstgefertigte Kunstarbeiten zeigten. Nach Niebuhr sind diese „*biografischen Symbole [...] von großer Bedeutung, da sie die eigenen Lebensleistungen nachweislich und belegbar machen, zum anderen können diese Symbole auch verlorene Worte ersetzen*“ (S. 46).

Auf die Bedeutsamkeit eigener Möbel und persönlicher Gegenstände bei der Einrichtung eines Pflegeheimzimmers hatte Saup (1993) bereits verwiesen. Auch Bronfenbrenner geht davon aus, dass Übergänge aus der alten in eine neue Umwelt leichter bewältigt werden, je mehr Verbindungen zwischen alter und neuer Umwelt bestehen bzw. wenn vertraute Umweltelemente aus der alten mit in die neue Umwelt hinüber genommen werden (Habermas, 1999).

Fünf der zehn befragten Personen bewohnten ein Zimmer in einer Pflegeeinrichtung. Bei vier Personen fand sich eine Vielzahl mitgebrachter persönlicher Einrichtungsgegenstände. Aufgrund der Selektivität der Stichprobe sowie einer fehlenden Vergleichsgruppe erlauben die Explorationen allerdings keine Rückschlüsse darauf, ob die Mitnahme persönlicher Gegenstände die Adaptation an die neue Wohnumwelt erleichtert bzw. von denjenigen Personen besser bewältigt wird, die persönliche Objekte mitbringen (Wapner et al., 1990). Der Wunsch bestimmte persönliche Gegenstände um sich zu haben, wurde jedoch von einigen Befragten explizit geäußert (vgl. Falldarstellungen Hortus, Lingua, Amor und Schlager).

Aufgrund der Äußerungen sowie der beobachtbaren Verhaltensweisen der Befragten lässt sich zudem vermuten, dass das Vorhandensein persönlicher Gegenstände im Pflegeheim dazu beitragen kann, das subjektive Wohlbefinden zu erhöhen, Kontinuität zu vermitteln und die eigene Identität zum Ausdruck zu bringen.

Die in die Einrichtung mitgebrachten Objekte besitzen – wie anhand der gebildeten induktiven Kategorien gezeigt werden konnte – in der Regel einen bestimmten persönlichen Symbolgehalt (bergen z. B. Erinnerungen an biografische Erlebnisse, Personen, Orte etc.), lösen positive Emotionen aus und dienen der Identitätsstabilisierung (in Form einer Selbstvergewisserung) oder/und der Darstellung des eigenen Selbst nach außen.

Häufig besitzen bedeutsame Gegenstände nicht nur eine, sondern polyvalente Bedeutungen. So kann ein Gegenstand Freude auslösen (emotionale Bedeutung); gleichzeitig können damit aber auch Erinnerungen an biografische Erlebnisse verbunden sein (vgl. Falldarstellung Schlager).

Über alle Bedeutungskategorien hinweg zeigten sich persönlich bedeutsame Gegenstände in der Regel mit individuellen Daseinsthemen verbunden. So kann bspw. eine bedeutsame soziale Bezugsperson oder der Glaube an Gott in den persönlichen Gegenständen dinglich manifest werden (vgl. Falldarstellungen Amor und Lingua).

Wie die Ergebnisse der empirischen Untersuchung aber auch gezeigt haben, existieren nicht bei allen befragten Personen bedeutsame Gegenstände bzw. messen nicht alle Befragten Gegenständen eine persönliche Bedeutsamkeit zu.

Dies mag teilweise mit den äußeren Umständen zusammenhängen (so wohnten zwei der befragten Personen im Haushalt der Kinder, so dass sich hier keine eigenen Einrichtungsgegenstände befanden; eine weitere Person hatte keine persönlichen Gegenstände in die Pflegeeinrichtung mitgebracht), zum anderen können sich in diesem Sachverhalt aber auch generelle Haltungen und Persönlichkeitseigenschaften widerspiegeln¹⁶⁵.

Es konnte jedoch gezeigt werden, dass auch „fremde“, d. h. von der Interviewerin mitgebrachte Gegenstände (statt persönlicher Gegenstände, die ein Mensch selbst besitzt) für einen demenzkranken Menschen von Bedeutung sein können, wenn sie daseinsthematisch bedeutsame Inhalte widerspiegeln (mitgebrachte Bilder bei Frau Amt, Stadtführer von Frankfurt bei Frau Urban, Kegelkugel, Kastanie und Karlsbader Oblaten bei Herrn Patria). Die mitgebrachten Gegenstände weckten Interesse, lösten verbale und non-verbale Freudereaktionen und Dank aus und dienten als Erzählstimulus.

Obgleich häufig schon bereits im Rahmen der daseinsthematischen Begleitung (Ehret, 2008) von vielen Ehrenamtlichen intuitiv praktiziert, wurde somit in der vorliegenden Arbeit die empirische Evidenz für den gezielten Einbezug von daseinsthematisch bedeutsamen Gegenständen erbracht.

Mit den im Zentrum der Untersuchung stehenden subjektiven Bedeutungsaspekten räumlich-dinglicher Umwelten wurde mit der vorliegenden Arbeit ein empirischer Beleg für die Relevanz räumlich-dinglicher Elemente im Erleben und Handeln demenziell erkrankter Menschen erbracht. Orte und Gegenstände sind dabei nicht nur als Randbedingungen des

¹⁶⁵ Nach Balint (1972) existieren zwei gegensätzliche Bindungstypen – der Oknophile und der Philobat –, die gravierend unterschiedliche Objektbeziehungen entwickeln. Während für oknophile Menschen irgendeine Objektbeziehung unerlässlich ist, will und muss sich der Philobat weder an Menschen noch an Orte oder Gegenstände binden.

Auch Frau Urban antwortete auf die Frage, ob es irgendwelche Erinnerungsstücke gebe, die ihr wichtig wären: „*Nein, nein. An so was habe ich noch nie gehangen*“ (2, 16, 489). Und Frau Amt entgegnete auf die Bemerkung der Interviewerin, dass in ihrem Zimmer gar keine Fotos ständen: „*Nee, das ist nicht so wichtig*“ (1, 35, 1084).

täglichen Lebens anzusehen, sondern als sinnstiftende Inhalte der subjektiven Erlebenswelt.

Insofern Gedanken, Wünsche, Befürchtungen und Hoffnungen um einen bestimmten Umweltausschnitt (z. B. Wohnung, Heimat) kreisen, kann dieser zu einem das subjektive Erleben bestimmenden aktuellen oder chronischen Daseinsthema werden. So fand bspw. in den Falldarstellungen Wiesel und Urban eine sehr starke, andauernde Auseinandersetzung mit der aktuellen Wohnsituation statt, in der Emotionen, Belastungen, Befürchtungen sowie auf die Zukunft gerichtete Wünsche und Hoffnungen mehrfach zum Ausdruck gebracht wurden.

Des Weiteren hat sich gezeigt, dass persönliche Gegenstände häufig individuelle Daseinsthemen dinglich manifest werden lassen bzw. diese symbolisch repräsentieren.

Es hat sich jedoch auch gezeigt, dass es sich bei Mensch-Umwelt-Beziehungen stets um ein individuenpezifisches Phänomen handelt und sich die befragten Personen im Hinblick auf ihre Beziehungen zu Orten und Gegenständen voneinander unterscheiden. Nicht für alle Betroffenen scheinen räumlich-dingliche Komponenten von gleicher Relevanz.

In diesem Zusammenhang vermutet der Humangeograf Weichhart (1990), dass *„territoriale Bezüge zwar [...] als ‚anthropologische Konstante‘ angesehen werden können, dass Einzelindividuen aber in unterschiedlicher Intensität auf dieses Phänomen ansprechen“* (Weichhart, 1990, S. 45).

Auch ist das Konstrukt der Ortsidentität nach Weichhart *„weder eine inter- noch eine intraindividuell stabile Größe, es lassen sich Unterschiede der individuellen Ausprägung und Unterschiede in verschiedenen Lebensabschnitten bzw. Lebensstilen erkennen“* (ebd., a. a. O.).

Durch die idiografische Ausrichtung der Arbeit konnten diese Unterschiede deutlich herausgearbeitet werden.

In der vorliegenden Arbeit konnten wichtige Erkenntnisse zu Person-Umwelt-Beziehungen bei demenziell erkrankten Menschen gewonnen werden, die anschlussfähig an erlebensbezogene ökogerontologische Theorien sind. Empirische Befunde, die auf Untersuchungen mit kognitiv unbeeinträchtigten Personen beruhen, konnten darüber hinaus für den Personenkreis der demenziell erkrankten Menschen bestätigt werden.

Ausführlichen Recherchen zu bisherigen empirischen Studien in diesem Forschungsbereich zufolge ist die vorliegende Untersuchung die erste, die das subjektive Erleben der

räumlich-dinglichen Umwelt bei demenziell erkrankten Menschen in den Blick genommen hat. Die vorliegenden empirischen Daten sind in dieser Form daher bislang einzigartig.

Eine Stärke dieser Arbeit liegt in der empirischen Zugangsweise. So wurde die Erlebenswelt der befragten demenziell Erkrankten direkt erfasst, das Individuum wurde dabei im Sinne Thomaes als „Experte“ seiner Welt betrachtet. Neben verbalen wurden auch non-verbale Ausdrucksformen in der Analyse berücksichtigt. Im Gegensatz zu reinen Befragungen konnten durch das Beobachten von Handlungen an bestimmten Orten oder mit persönlichen Gegenständen weitere Erkenntnisse gewonnen werden.

Die Entscheidung, sich vor der Untersuchung nicht auf einen vorgegebenen Phänomenbereich (z. B. „Wohnen“) festzulegen, hat sich als sinnvoll erwiesen. Auf diese Weise war es möglich, subjektiv bedeutsame Umweltausschnitte sämtlicher Größenordnung, aktuell und biografisch, positiv oder negativ besetzt, zu erfassen.

Es gelang durch die wiederholten Explorationen zwischen Interviewerin und befragten Personen eine Vertrauensatmosphäre zu schaffen, die sicherlich zu der großen Offenheit der demenziell erkrankten Menschen beigetragen hat. Durch die insgesamt fünf Gespräche pro Person stand ein großer Materialkorpus zu Verfügung, der es erlaubte, bedeutsame Inhalte zu erschließen und einzuordnen.

Unabhängig vom Schweregrad der Erkrankung konnte bei allen Personen ein Zugang zur subjektiven Erlebenswelt gefunden werden. Die Reaktionen der demenzerkrankten Personen auf die Explorationen waren ausschließlich positiv. Häufig bekundeten die Teilnehmer Freude über die Besuche und bedankten sich im Anschluss an die Gespräche. Viele äußerten spontan Einladungen zu weiteren Treffen. Keine Person zeigte Anzeichen von Unwohlsein bzw. äußerte den Wunsch, die Gespräche abubrechen.

Auf Grundlage der Explorationen war es möglich, die Individuen in ihrem biografischen Gewordensein zu erfassen (im Sinne der Forderung Thomaes nach einer ganzheitlichen Sichtweise) und über die einzelnen subjektiv bedeutsamen Umweltausschnitte hinaus zu dem „Gesamtzusammenhang“ vorzudringen (Thomae, 1968; Kruse, 1987).

Durch die umfassende Beschreibung und Reflexion der methodische Vorgehensweise sowie der Verwendung zahlreiche Originalzitate in den Einzelfalldarstellungen wurde Forderungen nach Transparenz und Nachvollziehbarkeit Rechnung getragen.

Bei der Interpretation der Ergebnisse muss jedoch berücksichtigt werden, dass diese auf einer kleinen, selektiven Stichprobe beruhen. Die Teilnehmer verfügten über gut erhaltene

sprachliche Kompetenzen und eine weitgehend erhaltene dialogische Kohärenz, was gerade in fortgeschrittenen Stadien der Erkrankung häufig nicht mehr der Fall ist.

Darüber hinaus beschränkt sich die empirische Erhebung auf eine Querschnittsanalyse, die den Forschungsgegenstand lediglich zu einem bestimmten Zeitpunkt abbildet.

Aussagen über Stabilität oder Veränderungen der Person-Umwelt-Beziehungen im Verlauf der Erkrankung können daher anhand der vorliegenden Ergebnisse nicht getroffen werden.

15. Ausblick

Angesichts der demografischen Entwicklungen ist in den kommenden Jahren mit einem weiteren Anstieg an demenziell erkrankten Menschen zu rechnen. Diskussionen um angemessene Versorgungs- und Lebensformen führen nicht zuletzt auch zu Auseinandersetzungen mit einer an individuelle Bedürfnisse angepassten räumlich-dinglichen Umwelt.

Die Planung und Gestaltung demenzspezifischer Umwelten, verbunden mit dem Einsatz technischer Hilfsmittel (Wahl et al., 2010), kann dazu beitragen, krankheitsbedingte Funktionseinbußen zu kompensieren und Sekundärsymptome therapeutisch zu beeinflussen (Heeg, 1994; BMFSFJ, 2002).

Nach den Postulaten der kognitiven Persönlichkeitstheorie von Thomae ist jedoch darüber hinaus davon auszugehen, dass Verhalten und Erleben nicht nur durch objektive Rahmenbedingungen, sondern vor allem durch subjektive Bedeutungszuschreibungen und Bewertungsprozesse bestimmt wird (Thomae, 1971, 1988, 1996).

Wie die vorliegende Arbeit gezeigt hat, ist es im Hinblick auf das subjektive Wohlbefinden (Lawton, 1984) und die Erhaltung des Selbst (Romero & Eder, 1992) ebenso wichtig, neben objektiven Umweltaspekten auch komplexere Bedeutungen und Funktionen, die sich aus dem subjektiven Erleben räumlich-dinglicher Umwelten ergeben, in den Blick zu nehmen.

Damit soll generell die Notwendigkeit betont werden, anhand qualitativer Erhebungen die Perspektive und Erlebenswelt der Betroffenen zu erfassen. Eine wachsende Zahl empirischer Studien konnte zeigen, dass demenziell erkrankte Menschen durchaus in der Lage sind über ihr Erleben und ihre Emotionen Auskunft zu geben, wenn die methodischen Zugänge entsprechend angepasst sind (vgl. u. a. Bosch, 1998; Sabat, 2001; Bär, Kruse & Re, 2003; Niebuhr, 2004; Stechl, 2006; Edvardsson & Nordvall, 2008; Ehret, 2008).

Durch die vorliegende Arbeit konnte dieser Befund wiederholt bestätigt werden.

Um die empirischen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit einerseits zu replizieren, andererseits aber auch themenbereichsbezogen zu differenzieren und zu erweitern, sind weitere Studien nötig, die die prozesshafte Entwicklung von subjektiven Person-Umwelt-Beziehungen im Längsschnitt untersuchen.

In dieser Arbeit wurden überwiegend Personen in einem leichten bis mittleren Erkrankungsstadium befragt. In schwereren Erkrankungsstadien bestimmen möglicherweise basālere Prozesse der Umweltwahrnehmung und –bewertung die Erlebenswelt der Betroffenen (Becker, Kaspar & Lindenthal, 2010). Wenn erkrankungsbedingte Orientierungsschwierigkeiten zunehmen, wird möglicherweise auch die eigene Wohnung, die zu einem früheren Zeitpunkt von großer Bedeutung war, nicht mehr erkannt.

Es stellt sich daher die Frage, wie zeitstabil subjektiv bedeutsame Beziehungen zur räumlich-dinglichen Umwelt sind und wie sie sich über längere Zeiträume (Monate, Jahre) hinweg möglicherweise verändern. Es scheint daher sinnvoll, den bisherigen Erkenntnissen längsschnittliche Erhebungen folgen zu lassen, um Aussagen über Stabilität und Veränderungen treffen zu können.

Darüber hinaus könnten verschiedene inhaltliche Fragestellungen tiefergehend und systematischer untersucht werden, bspw. die Auswirkungen eines Wohnortswechsels. Auch könnte das Person-Umwelt-Erleben bei unterschiedlichen Subgruppen demenziell Erkrankter (Zuhause vs. in einer stationären Einrichtung lebend; Männer vs. Frauen) verglichen werden.

Als Untersuchungsgruppe wurden in dieser Arbeit demenziell erkrankte Personen mit relativ intaktem Sprachverständnis und -vermögen ausgewählt, mit denen noch eine verbale Kommunikation möglich war. Daneben verbleibt jedoch eine große Gruppe der Betroffenen, die sich gar nicht mehr oder nur sehr eingeschränkt verbal äußern können.

Hier könnten zwar Gespräche mit Angehörigen oder anderen engen Bezugspersonen zum Einsatz kommen; diese böten allerdings keinen direkten Zugang zur Erlebenswelt der Erkrankten. Möglicherweise müssten daher weitere neue Zugangsweisen entwickelt werden, die sich auf kleinste Beobachtungseinheiten fokussieren und dabei äußert sensibel gegenüber Reaktionen und Veränderungen im Bereich der Mimik und Gestik sind. So könnte selbst in schweren Stadien möglicherweise ein Gegenstand (z. B. ein Hochzeitsfoto) noch eine emotionale Reaktion z. B. in Form eines Lächelns auslösen. Blickrichtung und -dauer wären dann in diesem Zusammenhang möglicherweise als kleinste Analyseparameter zu betrachten.

Auf die Verschränkung zwischen räumlicher und sozialer Umwelt haben bereits Wahl und Lang (2003) im Rahmen ihres SPOT-Ansatzes verwiesen. Auch in der vorliegenden Arbeit kam das Zusammenwirken zwischen räumlichen und sozialen Faktoren mehrfach zum Ausdruck (so wurde bspw. in Zusammenhang mit der Verbundenheit mit einem Ort auch die Integration in soziale Netzwerke berichtet). Der gewählte Schwerpunkt lag jedoch bei der räumlich-dinglichen Umwelt, so dass das Zusammenspiel räumlicher und sozialer Aspekte weiterer Analysen bedarf.

So konnte bspw. eine Studie von Kraft Alsop (1996) bei Paaren im jungen bis mittleren Erwachsenenalter zeigen, dass Orte als externes Gedächtnis der Paarbeziehung dienen und das Paar in seiner Identität stärken können. Es könnte vor diesem Hintergrund daher interessant sein, auch Paarbeziehungen mit einem demenzerkrankten Partner in den Blick zu nehmen und zu untersuchen, ob und in welcher Weise räumliche Umweltausschnitte (z. B. die gemeinsame Wohnung, langjährige Urlaubsorte) im „Beziehungsgedächtnisses“ (Wahl et al., 2009) eine Rolle spielen und bspw. zum gemeinsamen Erleben positiver Emotionen beitragen.

Literaturverzeichnis

- Allen, K. & Killick, J. (2001). *Communication and the care of people with dementia*. Buckingham: Open University Press.
- Allport, G.W. (1955). *Becoming*. New Haven: Yale University Press.
- Altman, I. (1975). *The environment and social behavior*. Monterey: Brooks/Cole.
- Altman, I. & Low, S.M. (1992). *Place Attachment*. New York: Plenum.
- Atchley R.C. (1989). A continuity theory of normal aging. *The Gerontologist*, 29 (2), 183–190.
- Atchley, R.C. (1993). Continuity theory and the evolution of activity in later adulthood. In J. Kelly (Hrsg.), *Activity and aging* (S. 5-16). Newbury Park: Sage.
- Bachelard, G. (1960). *Poetik des Raumes*. München: Hanser.
- Balint, M. (1972). *Angstlust und Regression. Beitrag zur psychologischen Typenlehre*. Reinbek: Rowohlt.
- Bär, M. (2009). *Sinn unter den Bedingungen der Alzheimerdemenz. Ein anthropologischer Bezugsrahmen*. Dissertation, Universität Heidelberg.
- Bär, M., Kruse, A. & Re, S. (2003). Emotional bedeutsame Situationen im Alltag demenzkranker Heimbewohner. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 36 (6), 454-462.
- Barker, R.G. (1968). *Ecological psychology: Concepts and methods for studying the environment of human behavior*. Stanford: Stanford University Press.
- Bausinger, H., Braun, M. & Schwedt, H. (1963). *Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen* (2., veränderte Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bayles, K.A. (2003). Effects of working memory deficits on the communicative functioning of Alzheimer's dementia patients. *Journal of Communication Disorders*, 36, 209-219.
- Becker, S. & Kasper, R. (2011). Zur Bedeutung der Erfassung der Lebensqualität demenzkranker Menschen. In J. Haberstroh & J. Pantel (Hrsg.), *Demenz psychosozial behandeln* (S. 255-267). Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.

- Becker, S., Kaspar, R. & Kruse, A. (2006). Die Bedeutung unterschiedlicher Referenzgruppen für die Beurteilung der Lebensqualität demenzkranker Menschen. *Zeitschrift für Gerontologie & Geriatrie*, 39, 350-357.
- Becker, S., Kaspar, R. & Kruse, A. (2010). Heidelberger Instrument zur Erfassung der Lebensqualität demenzkranker Menschen (H.I.L.DE.) - das Instrument in seinen konzeptionellen Grundlagen und in seiner praktischen Anwendung. In A. Kruse (Hrsg.), *Lebensqualität bei Demenz? Zur Auseinandersetzung des Menschen mit Grenzsituationen* (S. 249-260). Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Becker, S., Kaspar, R. & Kruse, A. (2011). *H.I.L.DE. Heidelberger Instrument zur Erfassung der Lebensqualität demenzkranker Menschen (H. I.L.DE.)*. Bern: Hans Huber.
- Becker, S., Kaspar, R., & Lindenthal, M. (2010). Zentrale theoretische Zugänge zu Lebensqualität bei Demenz. In A. Kruse (Hrsg.), *Lebensqualität bei Demenz? Zur Auseinandersetzung des Menschen mit Grenzsituationen* (S. 73-98). Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Becker, S., Kruse, A., Schröder, J., & Seidl, U. (2005). Das Heidelberger Instrument zur Erfassung von Lebensqualität bei Demenz (H.I.L.DE.). *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 38 (2), 108-121.
- Behnken, I. & Schulze, T. (Hrsg.). (1997). *Tatort: Biographie. Spuren - Zugänge - Orte - Ereignisse*. Opladen: Leske + Budrich.
- Behnken, I., Bois-Reymond, M. & Zinnecker, J. (1988). *Raumerfahrung in der Biographie. Beispiel Kindheit und Jugend*. Fernkurs, Universität Hagen.
- Belschner, W., Grubitzsch, S., Leszczynski, C. & Müller-Doohm, S. (Hrsg.). (1995). *Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Berendonk, C., Stanek, S., Schönit, M., Kaspar, R., Bär, M. & Kruse, A. (2011). Biographiearbeit in der stationären Langzeitpflege von Menschen mit Demenz – Potentiale des DEMIAN-Pflegekonzepts. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 44 (2), 13-18.
- Berendonk, C. & Stanek, S. (2010). Positive Emotionen von Menschen mit Demenz fördern - Die Gestaltung individuell bedeutsamer Alltagssituationen durch Pflegefachpersonen und pflegende Angehörige. In A. Kruse (Hrsg.), *Lebensqualität bei Demenz? Zum gesellschaftlichen und individuellen Umgang mit einer Grenzsituation im Alter* (S. 157-176). Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Bertels, L. & Herlyn, U. (Hrsg.). (1990). *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen: Leske + Budrich.

- Beyreuther, K., Einhäupl, K.M., Förstl, H. & Kurz, A. (Hrsg.). (2002). *Demenzen. Grundlagen und Klinik*. Stuttgart: Thieme.
- Birkhan, G. (1987). Die Sicht mehrerer Subjekte: Probleme der Zusammenfassung von Subjektiven Theorien. In J.B. Bergold & U. Flick (Hrsg.), *Ein-Sichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung* (S. 230-246). Tübingen: DGVT.
- Birren, J.E. & Schroots, J.J.F. (2006). Autobiographical memory and the narrative self over the life span. In, J.E. Birren & K.W. Schaie (Eds.). *Handbook of the psychology of aging*, (pp. 477-498). San Diego, CA: Academic Press.
- Blimlinger, E. (1996). *Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen*. Hannover: Vincentz.
- Blinkert, B., Klie, T. & Roloff, J. (2001). *Zukünftige Entwicklung des Verhältnisses von professioneller und häuslicher Pflege bei differierenden Arrangements und privaten Ressourcen bis zum Jahr 2050*. Expertise im Auftrag der Enquete- Kommission Demographischer Wandel des Deutschen Bundestages.
- Bluck, S., Levine, L.J. (1998). Reminiscence as autobiographical memory: a catalyst for reminiscence theory development. *Ageing and Society*, 18, 185-208
- Böll, H. (1967). Heimat und keine. In H. Böll (Hrsg.), *Aufsätze, Kritiken, Reden*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Boesch, E.E. (1980). *Kultur und Handlung: Einführung in die Kulturpsychologie*. Bern: Hans Huber.
- Boesch, E.E. (1982). Das persönliche Objekt. In E.D. Lantermann (Hrsg.), *Wechselwirkungen - Psychologische Analysen der Mensch-Umwelt-Beziehung*. Göttingen: Hogrefe.
- Boesch, E.E. (1991). *Symbolic Action Theory and Cultural Psychology*. Berlin: Springer.
- Bollnow, O.F. (1984). Der Mensch braucht heimatliche Geborgenheit. Philosophische Betrachtungen. In Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.), *Heimat heute*. (S. 28-33). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bollnow, O.F. (1990). *Mensch und Raum* (6. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bonaiuto, M., Aiello, A., Perugini, M., Bonnes, M. & Ercolani, A.P. (1999). Multidimensional perception of residential environment quality and neighbourhood attachment in the urban environment. *Journal of Environmental Psychology*, 19, 331-352.
- Bortz, J. & Döring, N. (2005). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (3., überarbeitete Aufl.). Berlin: Springer.

- Bosch, C. (1998). *Vertrautheit: Studie zur Lebenswelt dementierender alter Menschen*. Wiesbaden: Ullstein Medical.
- Bowlby, J. (1982). *Attachment and loss. Volume 1: Attachment* (2. Aufl.). New York: Basic Books.
- Brawley, E. (1997). *Designing for Alzheimer's Disease-Strategies for creating better care environments*. New York: Wiley.
- Bredow, W. von & Foltin, H.-F. (1981). *Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls*. Berlin: Dietz.
- Brehpol, W. (1953). Die Heimat als Beziehungsfeld. Entwurf einer soziologischen Theorie der Heimat. *Soziale Welt*, 4 (3), 12-22.
- Breuer, F. (2009). *Vorgänger und Nachfolger. Weitergabe in institutionellen und persönlichen Bezügen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Brewer, W.F. (1986). What is autobiographical memory? In D.C. Rubin (Hrsg.), *Autobiographical memory* (S. 25-49). Cambridge: Cambridge University Press.
- Brockhaus Enzyklopädie Online (2005-2011), Leipzig: Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG.
- Bronfenbrenner, U. (1976). *Ökologische Sozialisationsforschung*. Stuttgart: Klett.
- Bronfenbrenner, U. (1978). Ansätze zu einer experimentellen Ökologie menschlicher Entwicklung. In R. Oerter (Hrsg.), *Entwicklung als lebenslanger Prozeß* (S. 33-65). Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Bronfenbrenner, U. (1979). *The Ecology of Human Development*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bronfenbrenner, U. (1981). *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brown, B., Perkins, D. & Brown, G. (2003). Place attachment in a revitalizing neighborhood: Individual and block levels of analysis. *Journal of Environmental Psychology*, 23, 59-271.
- Bruce, G. (1992). Comments. In J. Svartvik (Hrsg.), *Directions in Corpus Linguistics. Proceedings of the Nobel Symposium 82, Stockholm, August 4-8, 1991* (S. 145-147). Berlin: de Gruyter.
- Brückerhoff, A. (1982). *Vertrauen. Versuch einer phänomenologisch-idiographischen Näherung an ein Konstrukt*. Dissertation, Westfälische Wilhelms-Universität zu Münster.

- Buchwald, K. (1984). Heimat heute: Wege aus der Entfremdung. Überlegungen zu einer zeitgemäßen Theorie von Heimat. In Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.), *Heimat heute* (S. 34-59). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (1998). *Zweiter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Wohnen im Alter*. Bericht der Sachverständigenkommission an das BMFSFJ, Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2001a). *Dritter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Alter und Gesellschaft*. Bericht der Sachverständigenkommission an das BMFSFJ, Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2001b). *Qualitätsbeurteilung der institutionellen Versorgung und Betreuung dementiell Erkrankter (Literatur-Expertise)*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2002). *Vierter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Risiken, Lebensqualität und Versorgung Hochaltriger – unter besonderer Berücksichtigung demenzieller Erkrankungen*. Bericht der Sachverständigenkommission an das BMFSFJ, Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2006). *Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft – der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen*. Bericht der Sachverständigenkommission an das BMFSFJ, Berlin.
- Bundesministerium für Gesundheit (BMG) (2007): *Rahmenempfehlungen zum Umgang mit herausforderndem Verhalten bei Menschen mit Demenz in der stationären Altenhilfe*, Berlin.
- Busch, H.-J. (1995). Heimat als ein Resultat von Sozialisation – Versuch einer nicht-ideologischen Bestimmung. In W. Belschner, S. Grubitzsch, C. Leszczynski & S. Müller-Doohm (Hrsg.), *Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen* (S. 81-86). Opladen: Leske + Budrich.
- Carp, F.M. & Carp, A. (1980). Person-environment congruence and sociability. *Research on Aging*, 2, 395-415.
- Carp, F.M. (1987). Environment and Aging. In D. Stokols & I. Altman (Hrsg.), *Handbook of Environmental Psychology* (S. 329-360). New York: John Wiley & Sons.
- Carstensen, L.L., Isaacowitz, D.M., & Charles, S.T. (1999). Taking time seriously: A theory of socioemotional selectivity. *American Psychologist*, 54, 165-181.

- Charlton, M. & Neumann, U. (1982). *Fernsehen und die verborgenen Wünsche des Kindes*. Weinheim: Beltz.
- Chaudhury, H. (1999). Self and reminiscence of place: A conceptual study. *The Journal of Aging & Identity*, 4 (4), 231-254.
- Chaudhury, H. (2002). Place-Biosketch as a tool in caring for residents with dementia. *Alzheimer's Care Quarterly*, 3 (1), 42-45.
- Chaudhury, H. (2008). *Remembering home: Rediscovering the self in dementia*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Clark, L.W. (1995). Interventions for persons with Alzheimer's disease: strategies for maintaining and enhancing communicative success. *Topics in Language Disorders*, 15 (2), 47-65.
- Clarke, C.L. & Keady, J. (2002). Getting down to brass tacks. A discussion of data collection with people with dementia. In H. Wilkinson (Hrsg.), *The Perspectives of People with Dementia. Research Methods and Motivations* (S. 25-46). London: Jessica Kingsley Publishers.
- Cohen, U. & Weisman, G. (1991). *Holding on to home. Designing environments for people with dementia*. Baltimore: John Hopkins University Press.
- Cooper-Marcus, C. (1992). Environmental memories. In I. Altman & S.M. Low (Hrsg.), *Place attachment* (S. 87-112). New York: Plenum Press.
- Cotrell, V. & Schulz, R. (1993). The perspective of the patient with Alzheimer's disease: a neglected dimension of dementia research. *The Gerontologist*, 33, 205-210.
- Cross, J.E. (2001). *What is "Sense of Place"?* (*Archives of the Twelfth Headwaters Conference, November 2-4, 2001*), Zugriff am 15. Dezember 2010 unter http://www.western.edu/academics/headwaters/headwaters-conference/archives/cross_headwatersXII.pdf
- Csikszentmihalyi, M. (1975). *Das Flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile: Im Tun aufgehen*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Csikszentmihalyi, M. & Rochberg-Halton, E. (1989). *Der Sinn der Dinge: Das Selbst und die Symbole des Wohnbereichs*. München: Psychologie-Verlags Union.
- Dann, H.-D. (1992). Variation von Lege-Strukturen zur Wissensrepräsentation. In B. Scheele (Hrsg.), *Struktur-Lege-Verfahren als Dialog-Konsens-Methodik. Ein Zwischenfazit zur Forschungsentwicklung bei der rekonstruktiven Erhebung Subjektiver Theorien* (S. 3-41). Münster: Aschendorff.

- Daum, E. (2007). Heimat machen! Über Verbindungen von Ort und Selbst. *Heimspflege in Westfalen 20* (2), 1–10. Zugriff am 4. Februar 2011 unter [http://www.lwl.org/westfaelischer-heimatbund/pdf/Heimatpfl%20in%20Westf_Internet .pdf](http://www.lwl.org/westfaelischer-heimatbund/pdf/Heimatpfl%20in%20Westf_Internet.pdf)
- Dausien, B. (2004). Biographieforschung. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 314-325). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dettbarn-Reggentin, J. & Reggentin, H. (2006). *Demenzkranke in Wohngruppen betreuen und fördern*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Deusinger, I.M. (1987). Selbstkonzept und Selbstwertgefühl bei psychischen Störungen. In H.-P. Frey & K. Hauser (Hrsg.), *Identität. Entwicklungslinien psychologischer und soziologischer Forschung* (S. 258-271). Stuttgart: Enke.
- Deutsche Alzheimer Gesellschaft e.V. (2010). *Allein leben mit Demenz. Herausforderung für Kommunen*. Berlin: Deutsche Alzheimer Gesellschaft.
- Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) & Deutsche Gesellschaft für Neurologie (DGN) (2010). *Diagnose- und Behandlungsleitlinie Demenz. Interdisziplinäre S3 Praxisleitlinien*. Berlin: Springer.
- Dittmar, H. (1992). *The social psychology of material possessions*. New York: St. Martin's Press.
- Dörner, K. (2005). Die neue menschliche Seinsweise der Demenz. *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz*, 48 (5), 604-606.
- Dovey, K. (1985). Home and Homelessness. In I. Altman & C. Werner (Hrsg.), *Home Environments* (S. 33-64). New York: Plenum.
- Downs, R.M. & Stea, D. (1982). *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*. New York: Harper & Row.
- Dröes, R.M., Boelens E.J., Bos J., Meihuizen L., Ettema T.P., Gerritsen D.L. et al. (2006). Quality of life in dementia in perspective; an explorative study of variations in opinions among people with dementia and their professional caregivers, and in literature. *Dementia: The International Journal of Social Research and Practice*, 5 (4): 533-558.
- Eco, U. (1975). *Trattato di semiotica generale*. Mailand: Bompiani.
- Edvardsson, D. & Nordvall, K. (2008). Lost in the present but confident of the past: Experiences of being in a psycho-geriatric unit as narrated by persons with dementia. *Journal of Clinical Nursing*, 17, 491-498.

- Ehret, S. (2008). *Ich werde wieder lebendig. Personale Geschehensordnung und Daseinsthematische Begleitung bei Menschen mit Demenz*. Dissertation, Universität Heidelberg.
- Ehret, S. (2010a). Daseinsthemen und Daseinsthematische Begleitung bei Demenz. In A. Kruse (Hrsg.), *Lebensqualität bei Demenz? Zur Auseinandersetzung des Menschen mit Grenzsituationen* (S. 217-230). Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Ehret, S. (2010b). Daseinsthematische Begleitung durch ehrenamtlich engagierte Menschen. In J. Haberstroh & J. Pantel (Hrsg.), *Demenz psychosozial behandeln* (S. 243-251). Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Eichhorn-Kösler, E. (2004). Erinnerungspflege mit verwirrten Menschen. *Mitteilungen für die Altenarbeit, 1*, Zugriff am 12. Februar 2010 über <http://www.seniorenwebfreiburg.de/Altenheims/2004/Erinnerungspflege.pdf>
- Epstein, S. (1979). Entwurf einer integrativen Persönlichkeitstheorie. In S.-H. Filipp (Hrsg.), *Selbstkonzept-Forschung: Probleme, Befunde, Perspektiven* (S. 15-45). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Erikson, E.H. (1968). *Jugend und Krise*. Frankfurt am Main: Klett.
- Erikson, E.H. (1973). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feil, N. (2000). *Validation. Ein Weg zum Verständnis verwirrter alter Menschen* (6. Aufl.). München: Reinhardt.
- Feldman, R.M. (1996). Constancy and change in attachments to types of settlements. *Environment and Behavior, 28*, 419-445.
- Filipp, S.-H. (1981). Ein allgemeines Modell für die Analyse kritischer Lebensereignisse. In S.-H. Filipp (Hrsg.), *Kritische Lebensereignisse* (S. 3-52). München: Urban und Schwarzenberg.
- Filipp, S.-H. & Mayer, A.-K. (2005). Selbstkonzept-Entwicklung. In J.B. Asendorpf (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Soziale, emotionale und Persönlichkeitsentwicklung* (S. 259-334). Göttingen: Hogrefe.
- Fischer, M. & Fischer, U. (1990). Wohnortwechsel und Verlust der Ortsidentität als nicht-normative Lebenskrisen. In S.-H. Filipp (Hrsg.), *Kritische Lebensereignisse* (S. 139-153). München: Psychologie Verlags Union.
- Fischer, M. (1982). Wohnortwechsel als psychischer Anpassungsprozess. In H. Janig, E. Löschenkohl, J. Schofnegger & G. Süßenbacher (Hrsg.), *Umweltpsychologie. Bewältigung neuer und veränderter Umwelten* (S. 293-299). Wien: Literas.

- Flade, A. (1987). *Wohnen psychologisch betrachtet*. Bern: Hans Huber.
- Flade, A. (2006). *Wohnen psychologisch betrachtet* (2., vollständig überarbeitete und erweiterte Aufl.). Bern: Hans Huber.
- Flick, U. (1998). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendungen in Psychologie und Sozialwissenschaft* (3. Aufl.). Reinbek: Rowohlt.
- Flick, U. (2006). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung* (4. Aufl.). Reinbek: Rowohlt.
- Folstein, M.F., Folstein, S.E. & McHugh, P.R. (1975). "Mini-mental state". A practical method for grading the cognitive state of patients for the clinician. *Journal of Psychiatric Research*, 12 (3), 189-198.
- Förstl, H. (Hrsg.). (2001). *Demenzen in Theorie und Praxis*. Berlin: Springer.
- Frank, J. (2005). Semiotic Use of the Word "Home" Among People with Alzheimer's Disease: A Plea for Selfhood? In G. Rowles & H. Chaudhury (Hrsg.), *Home and Identity in Late Life. International perspectives* (S. 171-196). New York: Springer.
- Franz, P. & Ueltzen, W. (1984). Umweltfaktoren in alterssoziologischen Theorien: Ein empirischer Test der Umwelttheorie des Alterns von J.F. Gubrium. *Zeitschrift für Gerontologie*, 17, 328-335.
- Frey, H.-P. & Hauser, K. (1987). Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In H.-P. Frey & K. Hauser (Hrsg.), *Identität. Entwicklungslinien psychologischer und soziologischer Forschung* (S. 3-26). Stuttgart: Enke.
- Fried, M. (1963). Grieving for a lost home. In L.J. Duhl (Hrsg.), *The urban condition* (S. 151-171). New York: Simon & Schuster.
- Friedrich, K. (1995). *Altern in räumlicher Umwelt. Sozialräumliche Interaktionsmuster älterer Menschen in Deutschland und in den USA*. Darmstadt: Steinkopff.
- Froggatt, A. (1988). Self-awareness in early dementia. In B. Gearing, M. Johnson und T. Heller (Hrsg.). *Mental Health Problems in Old Age: A Reader* (S. 131-136). Buckingham: Open University Press.
- Frohnhofen, A. (2003). *Jugendliche im „Raum ohne Eigenschaften“*. Eine Regionalanalyse des Kreises Heinsberg mit Garzweiler II. Opladen: Leske + Budrich.
- Fuchs, T. (1995). Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Die Erinnerung in der Demenz. *Fortschritte der Neurologie - Psychiatrie*, 63, 38-43.

- Fuchs, T. (2010). Das Leibgedächtnis in der Demenz. In A. Kruse (Hrsg.), *Lebensqualität bei Demenz? Zur Auseinandersetzung des Menschen mit Grenzsituationen* (S. 231-242). Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Fuhrer, U. (1996). Person-Umwelt-Kongruenz. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E. Lantermann (Hrsg.), *Ökologische Psychologie: Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 143-153), München: Psychologie Verlags Union.
- Fuhrer, U. (1999). Identitätsentwicklung als Bedeutungsbildung in tetradischen Transaktionen. In U. Fuhrer & I.E. Josephs (Hrsg.), *Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung* (S. 83-108). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Fuhrer, U. (2008). Ortsidentität, Selbst und Umwelt. In E.-D. Lantermann & V. Linneweber (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie* (S. 415-442). Göttingen: Hogrefe.
- Fuhrer, U. & Kaiser, F.G. (1992). Bindung an das Zuhause: Die emotionalen Ursachen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 23 (2), 105-118.
- Fuhrer, U. & Kaiser, F.G. (1993). Ortsbindung: Ursachen und deren Konsequenzen für die Wohn- und Siedlungsgestaltung. In H.J. Harloff (Hrsg.), *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus. Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung* (S. 45-58). Göttingen: Hogrefe.
- Füsgen, I. (2001). *Demenz. Praktischer Umgang mit Hirnleistungsstörungen*. München: Urban und Vogel.
- Gebhardt, H. & Schweizer, G. (Hrsg.). (1995). *Zuhause in der Großstadt. Ortsbindung und räumliche Identifikation im Verdichtungsraum. Kölner Geographische Arbeiten*. (Heft 61). Köln: Geographisches Institut der Universität zu Köln.
- Gebhardt, H., Reuber, P., Schweizer, G., Stegmann, B.-A., Weiss, G. & Zehner, K. (1995). Ortsbindung im Verdichtungsraum – Theoretische Grundlagen, methodische Ansätze und ausgewählte Ergebnisse. In H. Gebhardt & G. Schweizer (Hrsg.), *Zuhause in der Großstadt. Ortsbindung und räumliche Identifikation im Verdichtungsraum. Kölner Geographische Arbeiten* (Heft 61) (S. 3-58). Köln: Geographisches Institut der Universität zu Köln.
- Goffman, E. (1973). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goldsmith, M. (1996). *Hearing the Voice of People with Dementia*. London: Jessica Kingsley Publishers.

- Gräbel, E. Römer, H. & Donath, C. (2009): Betreuungsgruppen. Prädiktoren der Inanspruchnahme und Qualitätserwartungen aus Sicht pflegender Angehöriger eines Demenzkranken. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 42, 394–401
- Grass-Kapanke, B., Kunczik, T. & Gutzmann, H. (2008). *Studie zur Demenzversorgung im ambulanten Sektor – DIAS*. Berlin: Deutsche Gesellschaft für Gerontopsychiatrie und -psychotherapie.
- Graumann, C.-F. (1978). *Ökologische Perspektiven in der Psychologie*. Bern: Hans Huber.
- Graumann, C.-F. (1983). On Multiple Identities. *International Social Science Journal*, 35, 309–321.
- Graumann, C.-F. (1992). Alte Menschen in ihren Umwelten. In A. Niederfranke, U.M. Lehr, F. Oswald & G. Maier (Hrsg.), *Altern in unserer Zeit* (S. 94-102). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Greverus, I.-M. (1972). *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*. Frankfurt: Athenaenum.
- Greverus, I.-M. (1979). *Auf der Suche nach Heimat*. München: Beck.
- Greverus, I.-M. (1995). Wem gehört die Heimat? In W. Belschner, S. Grubitzsch, C. Leszczynski & S. Müller-Doohm (Hrsg.), *Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen* (S. 23-39). Opladen: Leske + Budrich.
- Groeben, N. (1986). *Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie. Wissenschaftstheoretischer Überblick und Programmwurf zur Integration von Hermeneutik und Empirismus*. Tübingen: Francke.
- Groeben, N., Wahl, D., Schlee, J. & Scheele, B. (1988). *Forschungsprogramm Subjektive Theorien. Eine Einführung in die Psychologie des reflexiven Subjekts*. Tübingen: Francke.
- Giuliani, M.V. (1991). Towards an analysis of mental representations of attachment to the home. *Journal of Architectural and Planning Research*, 8, 133-146.
- Guschker, S. (2002). *Bilderwelt und Lebenswirklichkeit. Eine soziologische Studie über die Rolle privater Fotos für die Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens*. Frankfurt am Main: Lang.
- Gutzmann, H. & Brauer, T. (2007). *Sprache und Demenz*. Idstein: Schulz-Kirchner.
- Gutzmann, H. & Zank, S. (2005). *Demenzielle Erkrankungen. Medizinische und psychosoziale Interventionen*. Stuttgart: Kohlhammer.

- Habermas, J. (1971). Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In J. Habermas & N. Luhmann (Hrsg.), *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* (S. 101-104). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, T. (1999). *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haberstroh, J., Ehret, S., Kruse, A., Schröder, J. & Pantel, J. (2008). Qualifizierungsmaßnahmen zur Steigerung der Lebensqualität demenzkranker Menschen über eine Förderung der Kommunikation und Kooperation in der ambulanten Altenpflege (Quadem). *Zeitschrift für Gerontopsychologie & -psychiatrie*, 21 (3), 191–197.
- Haeckel, E. (1870). Ueber Entwicklungsgang und Aufgaben der Zoologie. *Jenaische Zeitschrift für Medizin und Naturwissenschaften*, 5, 353-370.
- Halbwachs, M. (1985). *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt: Fischer.
- Heeg, S. (1994). Heimarchitektur und Lebensqualität. Zur Notwendigkeit eines krankheitsangemessenen Milieus für verwirrte alte Menschen. In S. Heeg & S. Lind (Hrsg.), *Gerontopsychiatrie in Einrichtungen der Altenhilfe. Versorgungsstrategien und bauliche Erfordernisse* (S. 141-166). Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe.
- Heeg, S. & Bäuerle, K. (2008). *Heimat für Menschen mit Demenz. Aktuelle Entwicklungen im Pflegeheimbau – Beispiele und Nutzungserfahrungen*. Frankfurt am Main: Mabase.
- Heinze, R.G., Eichener, V., Naegele, G., Bucksteeg, M. & Schauerte, M. (1997). *Neue Wohnung auch im Alter: Folgerungen aus dem demographischen Wandel für Wohnungspolitik und Wohnungswirtschaft*. Darmstadt: Schader-Stiftung.
- Heinzelmann, M. (2004). *Das Altenheim – immer noch eine „Totale Institution“? Eine Untersuchung des Binnenlebens zweier Altenheime*. Dissertation, Universität Göttingen.
- Hellbrück, J. & Fischer, M. (1999). *Umweltpsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Hellpach, W. (1924). Psychologie der Umwelt. In E. Abderhalden (Hrsg.), *Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden* (Band 1) (S. 109-122). Berlin: Urban & Schwarzenberg.
- Herlyn, U. (1990). Zur Aneignung von Raum im Lebensverlauf. In: L. Berthels & U. Herlyn (Hrsg.), *Lebenslauf und Raumerfahrung* (S. 7-34). Opladen: Leske + Budrich.

- Hermanns, H. (2004). Interviewen als Tätigkeit. In U. Flick, E. v. Kardoff & I. Steinke (Hrsg.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 360-368). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hibbeler, B. (2004). *Subjektive Lebensqualität von Palliativpatienten*. Dissertation, Universität Köln.
- Hidalgo, M.C. & Hernández, B. (2001). Place Attachment: Conceptual and Empirical Questions. *Journal of Environmental Psychology*, 21, 273-281.
- Hoffmann, D. (Hrsg.). (1996). *Orte der Erinnerung oder: Wie ist heute sichtbar, was einmal war?* Loccum: Evangelische Akademie.
- Hopf, C. (2004). Qualitative Interviews – ein Überblick. In U. Flick, E. v. Kardoff & I. Steinke (Hrsg.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 349-360). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hormuth, S.E. (1990). *The ecology of the self. Relocation and self-concept change*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Howell, S.C. (1983). The meaning of place in Old Age. In G.D. Rowles & R.J. Ohta (Hrsg.), *Aging and Milieu. Environmental Perspectives on Growing Old* (S. 97-107). New York: Academic Press.
- Hummon, D.M. (1992). Community attachment: local sentiment and sense of place. In I. Altman & S.M. Low (Hrsg.), *Place Attachment* (S. 253-278). New York: Plenum Press.
- Iken, U. (2007). *Orte des Alterns – Weichenstellung der Wohn-Lebens-Situation im höheren Lebensalter*. Hamburg: Kovač.
- Ittelson, W.H., Proshansky, H.M., Rivlin, L.G. & Winkel, G.H. (1977). *Einführung in die Umweltpsychologie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- James, W. (1890). *The Principles of Psychology*. New York: Henry Holt and Company.
- James, W. (1909). *Psychologie*. Leipzig: Quelle & Meyer.
- James, W. (1984): *Psychology: The Briefer Course*. Cambridge: Harvard University Press.
- Joisten, K. (2003). *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*. Berlin: Akademie.
- Kahana, E. (1975). A congruence model of person-environment interaction. In P.G. Windley & G. Ernst (Hrsg.), *Theory Development in Environment and Aging* (S. 181-214). Washington: Gerontological Society.
- Kaminski, G. (Hrsg.). (1976). *Umweltpsychologie*. Stuttgart: Klett.

- Kamptner, N.L. (1989). Personal Possessions and Their Meanings in Old Age. In S. Spacapan & S. Oskamp (Hrsg.), *The Social Psychology of Aging* (S. 165-196). Newbury Park: Sage.
- Kastner, U. & Löbach, R. (2007). *Handbuch Demenz*. München: Urban und Fischer.
- Kessler, J., Markowitsch, H.J. & Denzler, P. (1990). *Mini-Mental-Status-Test*. Weinheim: Beltz.
- Kitwood, T. (2000). *Demenz. Der personenzentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen*. Bern: Hans Huber.
- Klüter, H. (1986). *Raum als Element sozialer Kommunikation. Gießener Geographische Schriften* (Heft 60). Gießen: Institut für Geographie der Universität Gießen.
- Knebel, M. & Schröder, J. (2010). Gesundes vs. pathologisches Altern - Diagnostik demenzieller Erkrankungen. In J. Haberstroh & J. Pantel (Hrsg.), *Demenz psychosozial behandeln* (S. 43-55). Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Knox, K., Mok, M. & Parmenter, T.R. (2000). Working with the experts: Collaborative research with people with an intellectual disability. *Disability and Society* 15 (1), 49-61.
- Koch-Straube, U. (2003). *Fremde Welt Pflegeheim. Eine ethnologische Studie* (2. Aufl.). Bern: Hans Huber.
- Korosec-Serfaty, P. (1973). The case of newly constructed zones: Freedom, constraint, and the appropriation of spaces. In R. Küller (Hrsg.), *Architectural Psychology* (S. 389-396). New York: Plenum.
- Korosec-Serfaty, P. (1984). The home from attic to cellar. *Journal of Environmental Psychology*, 4, 303-321.
- Korpela, K. (1992). Adolescents' favourite places and environmental self-regulation. *Journal of Environmental Psychology*, 12, 249-258.
- Kowal, S. & O'Connell, D.C. (2004). Zur Transkription von Gesprächen. In U. Flick, E. v. Kardoff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (3. Aufl.) (S. 437-447). Hamburg: Rowohlt.
- Kraft Alsop, C. (1996). *Dinge, Orte, Paare. Zur Bedeutung von Objekten, Orten und Zeremonien im Leben von Paaren*. Münster: Waxmann.
- Kroger, J., & Adair, V. (2008). Symbolic meanings of valued personal objects in identity transitions of late adulthood. *Identity*, 8 (1), 5-24.

- Kruse, A. (1986). *Strukturen des Erlebens und Verhaltens bei chronischer Erkrankung im Alter*. Dissertation, Universität Bonn.
- Kruse, A. (1987). Biographische Methode und Exploration. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographie und Psychologie* (S. 119-136). Heidelberg: Springer.
- Kruse, A. (1989). Wohnen im Alter - Beiträge aus der Gerontologie. In C. Rott & F. Oswald (Hrsg.), *Kompetenz im Alter. Beiträge zur III. Gerontologischen Woche*. (S. 286-315). Vaduz: Liechtenstein.
- Kruse, A. (1996). Alltagspraktische und sozioemotionale Kompetenz. In M. Baltes & L. Montanda (Hrsg.), *Produktives Leben im Alter* (S. 290-322). Frankfurt: Campus.
- Kruse, A. (2000). Zeit, Biographie und Lebenslauf. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 33, Suppl. 1, 90-97.
- Kruse, A. (2005a). Biografische Aspekte des Alter(n)s: Lebensgeschichte und Diachronizität. In U. Staudinger & S.-H. Filipp (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie, Entwicklungspsychologie des mittleren und höheren Erwachsenenalters* (S. 1-38). Göttingen: Hogrefe.
- Kruse, A. (2005b). Selbstständigkeit, bewusst angenommene Abhängigkeit, Selbstverantwortung und Mitverantwortung als zentrale Kategorien einer ethischen Betrachtung des Alters. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 38, 273-287.
- Kruse, A. (2008, Dezember). *Die Welt Demenzkranker. Die Lebensqualität demenzkranker Menschen - wissenschaftliche, praxisbezogene und ethische Überlegungen*. Vortrag gehalten auf dem 3. Sächsischen Altenhilfe-Kongress „Herausforderung Demenz“.
- Kruse, A. & Schmitt, E. (2000). *Wir haben uns als Deutsche gefühlt. Lebensrückblick und Lebenssituation jüdischer Emigranten und Lagerhäftlinge*. Darmstadt: Steinkopff.
- Kruse, A. & Wahl, H.-W. (2010). *Zukunft Altern. Individuelle und gesellschaftliche Weichenstellungen*. Heidelberg: Spektrum.
- Kruse, L. (1974). *Räumliche Umwelt*. Berlin: de Gruyter.
- Kruse, L. & Graumann, C.-F. (1978). Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung. In K. Hammerich & M. Klein (Hrsg.), *Materialien zur Sozialpsychologie des Alltags* (S. 177-219). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kruse, L. & Graumann, C.-F. (1987). Environmental Psychology in Germany. In D. Stokols & I. Altman (Hrsg.), *Handbook of Environmental Psychology* (S. 1195-1225). New York: John Wiley & Sons.

- Künemund, H. & Hollstein, B. (2000). Soziale Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke. In M. Kohli & H. Künemund (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alterssurvey* (S. 212-276). Opladen: Leske+Budrich.
- Kuntz, A. (1989). Biographie und biographisches Objekt. Zur Bedeutung von Erinnerungsgegenständen in lebensgeschichtlichen Berichten. In O. Bockhorn, H. Eberhardt & W. Zupfer (Hrsg.), *Auf der Suche nach der verlorenen Kultur. Arbeiterkultur zwischen Museum und Realität. Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse* (Band 3) (S. 165-183). Wien: Institut für Volkskunde.
- Kuntz, A. (1990). Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkskundlichen Erforschung rezenter Sachkultur. *Ethologia Europea*, 20, 61-80.
- Kurz, A. (2002). Klinik. In K. Beyreuther, K.M. Einhäupl, H. Förstl & A. Kurz (Hrsg.), *Demenzen. Grundlagen und Klinik* (S. 168-186). Stuttgart: Thieme.
- Lalli, M. (1989). *Stadtbezogene Identität. Theoretische Präzisierung und empirische Operationalisierung*. Darmstadt: Institut für Psychologie der Technischen Hochschule Darmstadt.
- Lamura, G., Mnich, E., Wojszel, B., Nolan, M., Krevers, B, Mestheneos, L. et al. (2006). Erfahrungen von pflegenden Angehörigen älterer Menschen in Europa bei der Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen: Ausgewählte Ergebnisse des Projektes EUROFAMCARE. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 39 (6), 429-442.
- Laser, S., Josephs, I.E. & Fuhrer, U. (1999). Die Bedeutung von Dingen für die Identität Jugendlicher. In U. Fuhrer & I.E. Josephs (Hrsg.), *Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung* (S. 134-147). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lawton, M.P. (1989). Three functions of the residential environment. *Journal of Housing for the Elderly*, 5 (1), 35-50.
- Lawton, M.P. (1991). A multidimensional view of quality of life in frail elders. In J.E. Birren, J.E. Lubben, J.C. Rowe & D.E. Deutchman (Hrsg.), *The concept of measurement of quality of life in the frail elderly* (S. 3-27). San Diego: Academic Press.
- Lawton, M.P. & Nahemow, L. (1973). Ecology and the aging process. In C. Eisdorfer & M.P. Lawton (Hrsg.), *Psychology of adult development and aging* (S. 619-674). Washington: American Psychological Association.
- Lawton, M.P., van Haitsma, K., Klapper, J. (1996). Observed affect in nursing home residents with Alzheimer's disease. *Journal of Gerontology: Psychological Sciences*, 51B, 3-14.

- Lawton, M.P., Weisman G.D., Sloane P.D. & Calkins, M. (1997). Assessing environment for older people with chronic illness. In J. Teresi, M.P. Lawton, D. Holmes & M. Ory (Hrsg.), *Measurement in elderly chronic care populations* (S. 193-209). New York: Springer.
- Lehr, U. (1961). Veränderungen der Daseinsthematik der Frau im Erwachsenenalter. *Vita humana*, 4, 193-228.
- Lehr, U. (1998). Der Beitrag der biographischen Forschung zur Entwicklungspsychologie. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S. 309-331). Weinheim: Beltz.
- Lehr, U. & Thomae, H. (Hrsg.). (1987). *Formen seelischen Alterns. Ergebnisse der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA)*. Stuttgart: Enke.
- Levinson, D.J. (1979). *Das Leben des Mannes. Werdenskrisen, Wendepunkte, Entwicklungschancen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Levinson, D.J. (1986). Conception of adult development. *American Psychologist*, 41 (1), 3-13.
- Lewin, K. (1951). *Field theory in social science*. New York: Harper.
- Lind, S. (2005). *Betreutes Wohnen im Alter. Eine Literaturrecherche und Sekundäranalyse zur Entwicklung des Betreuten Wohnens in Deutschland, Großbritannien und den USA*. Zugriff am 12. Januar 2007 unter http://www.alzheimerforum.de/3/1/6/18/Betreutes_Wohnen_im_Alter.pdf
- Lucius-Hoene, G. (2010). Narrative Analysen. In K. Mruck & G. Mey (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 584-600). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lucius-Hoene, G. & Deppermann, A. (2002). Rekonstruktion narrativer Identität. *Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen: Leske & Budrich.
- Marottoli, R.A., Mendes De Leon, C.L., Glass, T.A., Williams, C.S., Cooney L.M., Berkman, L.F. et al. (1997). Driving cessation and increased depressive symptoms: Prospective evidence from the New Haven EPESE. *Journal of the American Geriatrics Society*, 45, 202-206.
- Marquis, R. & Jackson, R. (2000). Quality of life and quality of service relationships: Experiences of people with disabilities. *Disability and Society* 15 (3), 411-425.
- Martin, M. & Kliegel, M. (2008). *Psychologische Grundlagen der Gerontologie* (2. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.

- Marwedel, U. (2004). *Fachwissen Pflege. Gerontologie und Gerontopsychiatrie. Lernfeldorientiert*. Haan-Gruiten: Verlag Europäische Lehrmittel.
- Marx, W. (1983). *Bindungen an ländliche Wohnstandorte, dargestellt am Beispiel ausgewählter Gemeinden in Hessen und Rheinland-Pfalz* (Band 72). Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung.
- Mauss, M. (1990). *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mayring, P. (1990). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (2. Aufl.). Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Mayring, P. (2008). Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung und der Qualitativen Inhaltsanalyse. In P. Mayring & M. Gläser-Zikuda (Hrsg.), *Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse* (2. Aufl.) (S. 7-19). Weinheim: Beltz.
- McAdams, D.P. (1993). *The stories we live by. Personal myths and the Making of the Self*. New York: Guilford Press.
- McAdams, D.P. (2001). The Psychology of Life Stories. *Review of General Psychology*, 5 (2), 100-122.
- McAdams, D.P., Josselson, R. & Lieblich, A. (2006). *Identity and Story. Creating Self in Narrative*. Washington: American Psychological Association.
- McAdams, D.P. (2008). Personal Narratives and the Life Story. In O. John, R. Robins & L. Pervin (Hrsg.), *Handbook of personality: Theory and research* (3. Aufl.) (S. 241-261). New York: Guilford Press.
- Mergenthaler, E. (1992). *Die Transkription von Gesprächen. Eine Zusammenstellung von Regeln mit einem Beispieltranskript*. Ulm: Ulmer Textbank.
- Mesch, G. & Manor, O. (1998). Social ties, environmental perception, and local attachment. *Environment and Behavior*, 30, 504-519.
- Milligan, M. (1998). Interactional Past and Potential: The Social Construction of Place Attachment. *Symbolic Interaction*, 21 (1), 1-33.
- Mitscherlich, A. (1965). *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mitscherlich, B. (1995). „Heimat ist etwas, was ich mache“. *Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozeß von Beheimatung*. Herbolzheim: Centaurus.
- Mitscherlich, B. (2004, November). *Heimat ist etwas, was ich mache!* Referat im Rahmen der Tagung „Das Ende der Gemütlichkeit? Wege zu einer neuen Dorfkultur“ der Heinrich-Böll-Stiftung Brandenburg, Wittenberge.

- Mogel, H. (1984). *Ökopsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Mollenkopf, H., Oswald, F., Wahl, H.-W. & Zimber, A. (2004). Räumlich-soziale Umwelten älterer Menschen: Die ökogerontologische Perspektive. In A. Kruse & M. Martin (Hrsg.), *Enzyklopädie der Gerontologie* (S. 343-361). Bern: Hans Huber.
- Morris, J.C. (1993). The Clinical Dementia Rating (CDR): current version and scoring rules. *Neurology*, 43, 2412-2414.
- Motel, A., Künemund, H., & Bode, C. (2000). Wohnen und Wohnumfeld älterer Menschen. In M. Kohli & H. Künemund (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte - Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey* (S. 124-175). Opladen: Leske + Budrich.
- Muchow, M. & Muchow, H. (1935). *Der Lebensraum des Großstadtkindes*. Hamburg: Riegel.
- Murphy, G. (1947). *Personality. A biosocial approach to origins and structure*. New York: Harper.
- Namazi, K., Rosner, T. & Rechlin, L. (1991). Long-term memory cueing to reduce visuo-spatial disorientation in Alzheimer's disease patients in a special care unit. *The American Journal of Alzheimer's Care and Related Disorders & Research*, 6, 10-15.
- Neff, D. (1958). *Der Heimatverlust bei den Flüchtlingen. Ein Beitrag zum Phänomen der Heimat*. Gießen: Stempel-Kreuter.
- Neisser, U. (1988). Five kinds of self-knowledge. *Philosophical Psychology*, 1, 35-59.
- Neisser, U. (1993). *The perceived self*. Cambridge: Cambridge University press.
- Neumeyer, M. (1992). *Heimat. Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens. Kieler Geographische Schriften* (Band 84). Kiel: Geographisches Institut.
- Niebuhr, M. & Alzheimer Gesellschaft, Bochum e.V. (Hrsg.). (2004). *Interviews mit Demenzkranken. Wünsche, Bedürfnisse und Erwartungen aus Sicht der Betroffenen. Eine qualitative Untersuchung zur subjektiven Lebensqualität von Demenzkranken*. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe.
- Nolan, B. (2002). Evaluation of the effect of orientation cues on wayfinding in persons with dementia. *Alzheimer's Care Quarterly*, 3 (1), 46-49.
- Obliers, R., Waldschmidt, D.T., Poll, H., Albus, C. & Köhle, K. (1993). „Schau mich gefälligst an dabei!“ Arzt-Patient-Kommunikation: Doppelperspektivische Betrachtung und subjektive Meta-Invarianten. In P. Löning & J. Rehbein (Hrsg.), *Arzt-*

- Patient-Gespräche: Kommunikationsanalysen zu einem interdisziplinären Problem* (S. 265-310). Berlin: de Gruyter.
- Obliers, R., Diedrich, M., Kaerger-Sommerfeld, H. & Köhle, K. (2005). *Subjektive Lebensqualität und drohender Tod aus der Sicht von Palliativpatienten*. Zugriff am 20. August 2010 unter <http://www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1c-ppsy-t-01/projekt-subsites/subjektive-theorien/texte/Obliers-Buch.pdf>
- Orlich, R. (1996). „Da hängt halt was dran!“ *Zur Bedeutung von vertrauten Dingen um das häusliche Krankenbett pflegebedürftiger Menschen*. München: Utz.
- Oswald, F. (1996). *Hier bin ich zu Hause. Zur Bedeutung des Wohnens: Eine empirische Studie mit gesunden und gehbeeinträchtigten Älteren*. Berlin: Roderer.
- Oswald, F. (2010). Subjektiv erlebte Umwelt in ihrer Bedeutung für Identität und Wohlbefinden älterer Menschen. In A. Kruse (Hrsg.), *Leben im Alter. Eigen- und Mitverantwortlichkeit in Gesellschaft, Kultur und Politik. Festschrift zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Dr. h.c. Ursula Lehr, Bundesministerin a.D.* (S. 169-179). Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Park, R., Burgess, E.W. & McKenzie, R.D. (1925). *The City*. Chicago: University of Chicago Press.
- Pawletko, K. (2002). *Ambulant betreute Wohngemeinschaften für demenziell erkrankte Menschen*. Zugriff am 12. März 2011 unter <http://www.wg-qualitaet.de/src/documents/article440-25-25.pdf>
- Perrig-Chiello, P. & Perrig, W. (2007). Die rekonstruierte Vergangenheit. Mechanismen, Determinanten und Funktionen biographischer Erinnerung in der zweiten Lebenshälfte. In H.-W. Wahl & H. Mollenkopf (Hrsg.), *Alternsforschung am Beginn des 21. Jahrhunderts. Alterns- und Lebenslaufkonzeptionen im deutschsprachigen Raum* (S. 43-61). Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Petzold, H.G. (1988). *Integrative Bewegungs- und Leibtherapie – Ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie* (Band 1 + 2). Paderborn: Junfermannsche Verlagsbuchhandlung.
- Pinquart, M. & Silbereisen, R.K. (2008). Die Rolle der Umwelt in der Entwicklungspsychologie. In E.D. Lantermann & V. Linneweber (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie* (S. 99-129). Göttingen: Hogrefe.
- Pohl, R. (2007). *Das autobiographische Gedächtnis. Die Psychologie unserer Lebensgeschichte*. Stuttgart: Kohlhammer.

- Porschke, C. (2009). *Denkmäler des Lebens: biografische Aspekte der Ortsidentität*. Dissertation, Fernuniversität Hagen.
- Proshansky, H.M. (1978). The city and self-identity. *Environment and Behavior*, 10, 147-169.
- Proshansky, H.M., Fabian, A.K. & Kaminoff, R. (1983). Place-identity: Physical world socialization of the self. *Journal of Environmental Psychology*, 3, 57-83.
- Proust, M. (1954). *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Re, S. (2003). *Erleben und Ausdruck von Emotionen bei schwerer Demenz*. Hamburg: Kováč.
- Reinhardt, C. (1999). *Die Richardstraße gibt es nicht. Ein konstruktivistischer Versuch über lokale Identität und Ortsbindung*. Frankfurt: Campus.
- Reisberg, B., Ferris, S.H., de Leon, M.J. & Crook, T. (1988). The Global Deterioration Scale (GDS). *Psychopharmacology Bulletin*, 24, 661-663.
- Reitzes, D. (1986). Urban Identification and Downtown Activities: A Social Psychological Approach. *Social Psychology Quarterly*, 49, 167-179.
- Relph, E. (1976). *Place and placelessness*. London: Pion.
- Remmers, H. (2006). Zur Bedeutung biografischer Ansätze in der Pflegewissenschaft. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 39, 183-191.
- Reuber, P. (1993). *Heimat in der Großstadt. Eine sozialgeographische Studie zu Raumbegzug und Entstehung von Ortsverbindungen am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel*. *Kölner Geographische Arbeiten* (Heft 58). Köln: Geographisches Institut der Universität Köln.
- Reuber, P. (1995). Ihr parkt auf meinen Erinnerungen. Einige Gedanken zur Rolle der räumlichen Umwelt für die Entstehung von Ortsbindung. In H. Gebhardt & G. Schweizer (Hrsg.), *Zuhause in der Großstadt. Kölner Geographische Arbeiten* (Heft 61) (S. 59-74). Köln: Geographisches Institut der Universität Köln.
- Richard, N. (2001). Wertschätzende Begegnungen. Integrative Validation (IVA). In P. Dürrmann (Hrsg.), *Besondere stationäre Dementenbetreuung* (S. 56-61). Hannover: Vincentz.
- Ripich, D.N. (1994). Functional Communication with AD Patients: A Caregiver Training Program. *Alzheimer Disease and Associated Disorders*, 8 (3), 95-109.
- Robert Koch-Institut (Hrsg.) (2005). *Altersdemenz*. Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Themenheft 28, Berlin.

- Rogers, C. (1995). *Die klientenzentrierte Gesprächstherapie* (10. Aufl.). Frankfurt am Main: Fischer.
- Romero, B. & Eder, G. (1992). Selbst-Erhaltungs-Therapie (SET): Konzept einer neuropsychologischen Therapie bei Alzheimer-Kranken. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 5 (4), 267-282.
- Rösler, A., Schwerdt, R. & von Renteln-Kruse, W. (2005). Was die Sprache Alzheimer-Kranker mit der Celans verbindet - Über Kommunikation mit schwer betroffenen Demenzpatienten. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 38, 354-359.
- Rowles, G.D. (1978). *Prisoners of space?* Boulder: Westview Press.
- Rowles, G.D. (1983a). Geographical Dimensions of Social Support in Rural Appalachia. In G.D. Rowles & R.J. Ohta (Hrsg.), *Aging and Milieu. Environmental Perspectives on Growing old* (S. 111-130). New York: Academic Press.
- Rowles, G.D. (1983b). Place and personal identity in old age: Observations from Appalachia. *Journal of Environmental Psychology*, 3, 299-313.
- Rowles, G.D. (1986). The geography of ageing and the aged: toward an integrated perspective. *Progress in Human Geography*, 10, 511-39.
- Rowles, G.D. & Chaudhury, H. (1995). *Home and Identity in Late Life: International Perspectives*. New York: Springer.
- Rubinstein, R.L. (1987). The significance of personal objects to older people. *Journal of Aging Studies*, 1, 225-238.
- Rubinstein, R.L. (1989). The home environments of older people: A description of the psychological process linking person to place. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 44 (2), 45-53.
- Rubinstein, R.L. (1990). Personal identity and environmental meaning in later life. *Journal of Aging Studies*, 4, 131-148.
- Rubinstein, R.L. & Parmelee, P.A. (1992). Attachment to place and the representation of life course by the elderly. In I. Altman & S.M. Low (Hrsg.), *Human behavior and environment: Vol. 12. Place Attachment* (S.139-163). New York: Plenum Press.
- Rubinstein, R.L., Kilbride, J. & Nagy, S. (1992). *Elders living alone: Frailty and the perception of choice*. New York: de Gruyter.
- Sabat, S.R. (1994). Recognizing and working with remaining abilities: Toward improving the care of Alzheimer's disease sufferers. *The American Journal of Alzheimer's Care and Related Disorders and Research*, 9, 8-16.

- Sabat, S.R. (2001). *The Experience of Alzheimer's Disease: Life Through a Tangled Veil*. Massachusetts: Blackwell Publishers.
- Sachs, K. (1993). *Ortsbindung von Ausländern. Eine sozialgeographische Untersuchung zur Bedeutung der Großstadt als Heimatraum für ausländische Arbeitnehmer am Beispiel von Köln. Kölner Geographische Arbeiten* (Heft 60). Köln: Geographisches Institut der Universität Köln.
- Sachweh, S. (2008). *Spurenlesen im Sprachdschungel. Kommunikation und Verständigung mit demenzkranken Menschen*. Bern: Hans Huber.
- Saß, H. (1998). *Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen DSM-IV*. Göttingen: Hogrefe.
- Saup, W. (1993). *Alter und Umwelt*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Saup, W. (1999). Alte Menschen in ihrer Wohnung: Sichtweise der ökologischen Psychologie und Gerontologie. In H.-W. Wahl, H. Mollenkopf & F. Oswald (Hrsg.), *Alte Menschen in ihrer Umwelt. Beiträge zur Ökologischen Gerontologie* (S. 43-51). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schäufele, M., Köhler, L., Teufel, S. & Weyerer, S. (2006). Betreuung von demenziell erkrankten Menschen in Privathaushalten: Potenziale und Grenzen. Selbständigkeit und Hilfebedarf bei älteren Menschen in Privathaushalten. In H.-W. Wahl & U. Schneekloth (Hrsg.), *Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung in privaten Haushalten (Mug III). Integrierter Abschlussbericht* (S. 103-145). Stuttgart: Kohlhammer.
- Scheele, B. & Groeben, N. (1984). *Die Heidelberger Struktur-Lege-Technik (SLT). Eine Dialog-Konsens-Methode zur Erhebung subjektiver Theorien mittlerer Reichweite*. Weinheim: Beltz.
- Scheele, B. & Groeben, N. (1988). *Dialog-Konsens-Methoden zur Rekonstruktion Subjektiver Theorien*. Tübingen: Francke.
- Scheele, B., Groeben, N. & Christmann, U. (1992). Ein alltagssprachliches Struktur-Lege-Spiel als Flexibilisierungsversion der Dialog-Konsens-Methodik. In B. Scheele (Hrsg.), *Struktur-Lege-Verfahren als Dialog-Konsens-Methodik. Ein Zwischenfazit zur Forschungsentwicklung bei der rekonstruktiven Erhebung Subjektiver Theorien* (S. 152-195). Münster: Aschendorff.
- Schmidt, W. (1978). Aufgaben einer zeitgemäßen Heimatpflege. Heimat – Heimatvereine – Heimattreffen. In J. Kruse & K. Juhl (Hrsg.), *Heimat. Referate und Ergebnisse einer Tagung in der Evangelischen Akademie Nordelbien* (S. 55-70). Schleswig: Schleswiger Verlagshaus.

- Schmitt, E., Hinner, J., Kruse, A. (2011). Dialogue between generations – basic ideas, implementation and evaluation of a strategy to increase generativity in post-soviet societies. *Procedia Social and Behavioral Sciences*, 12, 300–310
- Schneberger, M., Jahn, S. & Marino, E. (2008). „Mutti lässt grüßen..“. *Biografie und Schlüsselwörter in der Pflege von Menschen mit Demenz*. Hannover: Schlütersche Verlagsgesellschaft.
- Schneekloth, U. & Wahl, H.-W. (Hrsg.). (2007). *Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung in stationären Einrichtungen (MuG IV). Forschungsprojekt im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Integrierter Abschlussbericht*. München: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Schneider-Sliwa, R. (2004). *Städtische Umwelt im Alter. Präferenzen älterer Menschen zu Wohnumfeld- und Quartiersgestaltung. Basler Stadt- und Regionalforschung (Band 26)*. Basel: Geographisches Institut.
- Schröder, J., Pantel, J. & Förstl, H. (2004). Demenzielle Erkrankungen – Ein Überblick. In A. Kruse & M. Martin (Hrsg.), *Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht* (S. 224-239). Bern: Hans Huber.
- Schröder, J., Haberstroh, J. & Pantel, J. (2010). Früherkennung und Diagnostik demenzieller Erkrankungen. In A. Kruse (Hrsg.), *Lebensqualität bei Demenz? Zur Auseinandersetzung des Menschen mit Grenzsituationen* (S. 297-315). Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Schulze, R. (2001). Zwischen Heimat und Zuhause. Einige Anmerkungen zu einer Diskussion, die noch lange nicht beendet ist. In R. Schulze, R. Rohde & R. Voss (Hrsg.), *Zwischen Heimat und Zuhause. Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene in (West-) Deutschland 1945-2000* (S. 288-298). Osnabrück: Secolo.
- Schulze, T. (1983). Ökologie. In D. Lenzen & K. Mollenhauer (Hrsg.), *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft. Theorien und Grundbegriffe der Erziehung und Bildung* (Band 1) (S. 262-279). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schütze, F. (1984). Kognitive Figuren des autobiografischen Stegreiferzählens. In M. Kohli & G. Robert (Hrsg.), *Biografie und Soziale Wirklichkeit* (S. 78-117). Stuttgart: Metzler.
- Schwerdt, R. & Tschainer, S. (2002). Spezifische Anforderungen an die Pflege dementiell erkrankter Menschen. In Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.), *Expertisen zum Vierten Altenbericht der Bundesregierung. Hochaltrigkeit und Demenz als Herausforderung an die Gesundheits- und Pflegeversorgung* (Band 3) (S. 181-287). Hannover: Vincentz.

- Seabrook, J. (1991). „My life is in that box“. In P. Holland & J. Spence (Hrsg.), *Family Snaps. The Meanings of Domestic Photography* (S. 171-185). London: Virago.
- Selle, G. (1996). *Die eigenen vier Wände. Zur verborgenen Geschichte des Wohnens*. Frankfurt: Campus Verlag.
- Setterstein, R.A. (1999). *Lives in time and place: The problems and promises of developmental science*. Amityville: Baywood.
- Sherman, E. (1995). Reminiscentia: Cherished Objects as Memorabilia in Late-Life Reminiscence. In J. Hendricks (Hrsg.), *The meaning of Reminiscence and Life Review* (S. 193-204). Amityville: Baywood.
- Sherman, E. & Newman, E. (1977-1978). The Meaning of Cherished Personal Possessions for the Elderly. *International Journal of Aging and Human Development*, 8, 181-92.
- Sherman, E. & Dacher, J. (2005). Cherished objects and the home: Their meaning and roles in later life. In G.D. Rowles & H.D. Chaudhury (Hrsg.), *Home and identity in late life: International perspectives* (S. 63-79). New York: Springer.
- Shumaker, S.A. & Conti, G.J. (1985). Understanding mobility in America. In I. Altman & C. Werner (Hrsg.), *Home environments* (S. 237-253). New York: Plenum.
- Simmel, G. (1903). Soziologie des Raumes. In G. Schmoller (Hrsg.), *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich* (Band 1) (S. 27-71). Leipzig: Duncker & Humblot.
- Sixsmith, J. (1986). The meaning of home: An exploratory study of environmental experience. *Journal of Environmental Psychology*, 6, 281-298.
- Sloane, P.D., Mitchell C.M., Weisman, G. & Zimmerman, S. (2002). Therapeutic Environment Screening Survey for Nursing Homes (TESS-NH): An observational instrument for assessing the physical environment of institutional settings for person with dementia. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 57B, 69-78.
- Sloterdijk, P. (1999). Der gesprengte Behälter. Notiz über die Krise des Heimatbegriffs in der globalisierten Welt. *Spiegel Spezial*, 6, 24-29.
- Spranger, E. (1923). *Vom Bildungswert der Heimatkunde*. Berlin: Hartmann.
- Stanjek, K. (1980). *Die Entwicklung des menschlichen Besitzverhaltens*. Berlin: Max-Planck Institut für Bildungsforschung.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.). (2003). *Bevölkerung Deutschlands bis 2050. 10. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

- Stechl, E. (2006). *Subjektive Wahrnehmung und Bewältigung der Demenz im Frühstadium. Eine qualitative Interviewstudie mit Betroffenen und ihren Angehörigen*. Berlin: Dr. Köster.
- Stern, W. (1923). *Person und Sache. System des kritischen Personalismus. Die menschliche Persönlichkeit* (Band 2) (3. Aufl.). Leipzig: Barth.
- Stokols, D. (1981). Group x place transactions. In D. Magnusson (Hrsg.), *Toward a Psychology of Situations: An Interactional Perspective* (S. 393-415). Hillsdale: Erlbaum.
- Strauss, A.L. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Sütterlin, S., Hoßmann, I. & Klingholz, R. (2011). *Demenz-Report. Wie sich die Regionen in Deutschland, Österreich und der Schweiz auf die Alterung der Gesellschaft vorbereiten können*. Berlin: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.
- Taylor, R. (2007). *Alzheimer's from the Inside Out*. Baltimore: Health Professions Press.
- Thiele, C., Feichtinger, L., Baumann, U., Mitmansgruber, H. & Somweber, M. (2002). Der Umzug ins Seniorenheim – Erfahrungen von Senioren und Angehörigen. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 35, 556-564.
- Thomae, H. (1951). *Persönlichkeit. Eine dynamische Interpretation*. Bonn: Bouvier.
- Thomae, H. (1952). Über Daseinstechniken sozial auffälliger Jugendlicher. *Psychologische Forschung*, 23, 11-33.
- Thomae, H. (1968). *Das Individuum und seine Welt*. Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1971). Die Bedeutung der kognitiven Persönlichkeitstheorie für die Theorie des Alterns. *Zeitschrift für Gerontologie*, 4, 8-18.
- Thomae, H. (1976). Ökologische Ansätze der Gerontologie. *Zeitschrift für Gerontologie*, 9, 407-410.
- Thomae, H. (1988). *Das Individuum und seine Welt* (2., völlig neu bearbeitete Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1996). *Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie* (3., erweiterte und verbesserte Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1998). Psychologische Biographik. Theoretische und methodische Grundlagen. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S. 75-97). Weinheim: Beltz.

- Thomae, H. & Petermann, F. (1983). Biographische Methode und Einzelfallanalyse. In H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Datenerhebung* (Band 2) (S. 362-400). Göttingen: Hogrefe.
- Tismer, K.G. (1970). Zur sozialen Lebensthematik im höheren Erwachsenenalter. In A. Strömer (Hrsg.), *Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie* (Band 4) (S. 89-95). Darmstadt: Steinkopff.
- Tismer K.G. (1995). Entwicklungsaufgaben und Entwicklungsthemen als Einheiten einer psychologischen Analyse der Persönlichkeit. In A. Kruse & R. Schmitz-Scherzer (Hrsg.), *Psychologie der Lebensalter* (S. 69-80). Darmstadt: Steinkopff.
- Tismer, W.G. (1969). *Untersuchungen zur Lebensthematik älterer Menschen*. Dissertation, Universität Bonn.
- Tolman, E.C. (1948). Cognitive maps in rats and men. *Psychological Review*, 55, 189-208.
- Treinen, H. (1965). Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 17 (1), 73-97.
- Tuan, Y.-F. (1974). *Topophilia: A Study of Environmental Perceptions, Attitudes and Values*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Tulving, E. (1972). Episodic and semantic memory. In E. Tulving & W. Donaldson (Hrsg.), *Organization of memory* (S. 381-403). New York: Academic Press.
- Twigger-Ross, C.L. & Uzzell, D.L. (1996). Place and identity processes. *Journal of Environmental Psychology*, 16, 205-220.
- Undeutsch, U. (1983). Exploration. In H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Datenerhebung* (Band 2) (S. 321-361). Göttingen: Hogrefe.
- Veenhoven, R. (2000). The Four Qualities of Life. *Journal of Happiness Studies*, 1 (1), 1-39.
- Vinke, A. (2005). *Virtuelle Arbeitsstrukturen und organisationales Commitment. Das Büro als entscheidender Faktor sozialer Identifikation*. Lüneburg: Deutscher Universitätsverlag.
- Wahl, H.-W. (2000). Ergebnisse der ökogerontologischen Forschung. In H.-W. Wahl & C. Tesch-Römer (Hrsg.), *Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen* (S. 203-208). Stuttgart: Kohlhammer.

- Wahl, H.-W. & Kruse, A. (1994). Sensible Bereiche der pflegerischen Arbeit in Heimen. In A. Kruse & H.-W. Wahl (Hrsg.), *Altern und Wohnen im Heim: Endstation oder Lebensort?* (S. 83-112). Bern: Hans Huber.
- Wahl, H.-W. & Lang, F. (2003). *Altern in räumlichen und sozialen Kontexten: Alte und neue Herausforderungen für entwicklungspsychologische Theoriebildung und empirische Forschung. Newsletter Entwicklungspsychologie 1/2003*. Zugriff am 11. Dezember 2008 unter http://www.dgps.de/fachgruppen/entwicklungs/doc/newsletter/nl2003_1.pdf
- Wahl, H.-W. & Oswald, F. (2005). Sozialökologische Aspekte des Alterns. In S.-H. Filipp & U.M. Staudinger (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Entwicklungspsychologie des mittleren und höheren Erwachsenenalters* (Band 6) (S. 209-250). Göttingen: Hogrefe.
- Wahl, H.-W. & Oswald, F. (2007). Altern in räumlich-sozialen Kontexten: Neues zu einem alten Forschungsthema. In M. Reichert, E. Gösken & A. Ehlers (Hrsg.), *Was bedeutet der demografische Wandel für die Gesellschaft?* (S. 55-75). Berlin: Lit.
- Wahl, H.-W. & Oswald, F. (2010). Umwelten für ältere Menschen. In E.-D. Lantermann, V. Linneweber & E. Kals (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Spezifische Umwelten und umweltbezogenes Handeln* (Band 2) (S. 235-264). Göttingen: Hogrefe.
- Wahl, H.-W., Oswald, F., Claßen, K., Voss, E. & Igl, G. (2010). Technik und kognitive Beeinträchtigung im Alter. In A. Kruse (Hrsg.), *Lebensqualität bei Demenz? Zur Auseinandersetzung des Menschen mit Grenzsituationen* (S. 99-115). Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Wahl, H.-W., Oswald, F. & Schmitt, M. (2009). Wohnumwelt als „Hülle“ von Beziehungswelten: Ökogerontologische Zugänge. *Psychotherapie im Alter*, 6 (2), 137-149.
- Wahl, H.-W. & Reichert, M. (1994). Übersiedlung und Wohnen im Altenheim als Lebensaufgabe. In A. Kruse & H.-W. Wahl (Hrsg.), *Altern und Wohnen im Heim: Endstation oder Lebensort?* (S. 15-47). Bern: Hans Huber.
- Wapner, S., Kaplan, B. & Ciottone, R. (1981). Self-world relationships in critical environmental transitions: childhood and beyond. In L. Liben, A. Patterson & N. Newcombe (Hrsg.), *Spatial Representation and Behavior Across the Life Span* (S. 251-281). New York: Academic Press.
- Wapner, S., Demick, J. & Redondo, J.P. (1990). Cherished possessions and adaptation of older people to nursing homes. *International Journal of Aging and Development*, 31, 219-235.

- Wastl-Walter, D. (1989). Einflußgrößen lokaler Identität: Eine von Logit-Modellen unterstützte Stadtteiluntersuchung. In E. Aufhauser, R. Giffinger & G. Hatz (Hrsg.), *Regionalwissenschaftliche Forschung: Fragestellungen einer empirischen Disziplin* (S. 394-403). Wien: Arbeitskreis für Regionalforschung.
- Weichhart, P. (1990). *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. Erdkundliches Wissen* (Heft 102). Stuttgart: Steiner.
- Weichhart, P. (1999). *Raumbezogene Identitäten I*. Zugriff am 16. Juli 2010 unter <http://socgeo.ruhosting.nl/colloquium/PlaceId01new.pdf>
- Weichhart, P. (2009). Multilokalität - Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen. In Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.), *Multilokales Wohnen. Informationen zur Raumentwicklung*. (Heft 1/2) (S. 1-14). Bonn.
- Weigelt, K. (1984). Heimat – der Ort personaler Identitätsfindung und sozio-politischer Orientierung. In K. Weigelt (Hrsg.), *Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen* (S. 15-25). Mainz: v. Hase und Koehler.
- Weiss, G. (1993). *Heimat vor den Toren der Großstadt. Eine sozialgeographische Studie zu raumbezogener Bindung und Bewertung in Randgebieten des Verdichtungsraums am Beispiel des Umlandes von Köln. Kölner Geographische Arbeiten* (Heft 59). Köln: Geographisches Institut der Universität Köln.
- Weltgesundheitsorganisation; Dilling, H., Mombour, W., Schmidt, M. H. & Schulte-Markwort, E. (Hrsg.) (2011). *Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F). Diagnostische Kriterien für Forschung und Praxis*. (5., überarbeitete Aufl.). Bern: Huber.
- Werthmüller, E. (1995). *Räumliche Identität als Aufgabenfeld des Städte- und Regionalmarketing*, Frankfurt am Main: Lang.
- Weyerer, S. & Bickel, H. (2007). *Epidemiologie psychischer Erkrankungen im höheren Lebensalter*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Weyerer, S., Schäufele, M. & Hendlmeier, I. (2005). Besondere und traditionelle stationäre Betreuung demenzkranker Menschen im Vergleich. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 38 (2), 85-94.
- Wilhelm, H.-J. (1998). *Gefangene ihrer Wahrheit. Wahrheit, Wirklichkeit und Normalität in der stationären Altenpflege*. Oberhausen: Athena.
- Wimmer, E. (1986). Heimat. Ein Begriff und eine „Sache“ im Wandel. In D. Harmening & E. Wimmer (Hrsg.), *Volkskultur und Heimat. Festschrift für Josef Dünninger zum 80. Geburtstag* (S. 13-24). Würzburg: Königshausen & Neumann.

- Winter, G. (1995). Heimat in ökopsychologischer Sicht. In W. Belschner, S. Grubitzsch, C. Leszczynski & S. Müller-Doochm (Hrsg.), *Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen* (S. 87-94). Opladen: Leske + Budrich.
- Yassuda, M.S., Wilson, J.J. & Mering, O. von (1997). Driving cessation: The perspective of senior drivers. *Educational Gerontology*, 23, 525-538.
- Zeiger, H. (1990). Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern – Einheitlichkeit oder Verinselung? In L. Berthels & U. Herlyn (Hrsg.), *Lebenslauf und Raumerfahrung* (S. 35-57). Opladen: Leske + Budrich.
- Zingmark, K., Norberg, A. & Sandman, P.-O. (1993). Experience of at-homeness and homesickness in patients with Alzheimer's Disease. *The American Journal of Alzheimer's Care and Related Disorders & Research*, 8, 10-16.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Ein Rahmenmodell zur Ordnung theoretischer Konzepte der ökologischen Gerontologie	66
Abbildung 2: Ortsbindung in Abhängigkeit von der Wohndauer	73
Abbildung 3: Methodisches Vorgehen in Anlehnung an Hibbeler (2004) und Obliers et al. (2005)	125
Abbildung 4: Kupferstich von Frankfurt	146
Abbildung 5: Strukturbild Urban 1	147
Abbildung 6: Strukturbild Urban 2	153
Abbildung 7: Strukturbild Urban 3	154
Abbildung 8: Balkon	155
Abbildung 9: Strukturbild Urban 4	158
Abbildung 10: Strukturbild Urban 5	161
Abbildung 11: Strukturbild Wiesel 1	172
Abbildung 12: Strukturbild Wiesel 2	173
Abbildung 13: Strukturbild Wiesel 3	176
Abbildung 14: Strukturbild Wiesel 4	178
Abbildung 15: Elternhaus	182
Abbildung 16: Herr Hortus mit Familie vor seinem Elternhaus	182
Abbildung 17: Luftaufnahme des letzten Wohnhauses	184
Abbildung 18: Strukturbild Hortus 1	189
Abbildung 19: Ehemaliger Garten	190
Abbildung 20: Herr Hortus mit Ehefrau im Garten	190
Abbildung 21: Strukturbild Hortus 2	195
Abbildung 22: Strukturbild Hortus 3	198
Abbildung 23: Aschenbecher	199
Abbildung 24: Strukturbild Hortus 4	202
Abbildung 25: Strukturbild Amt 1	212
Abbildung 26: Kognitive Karte: Wohnort als Zentrum mit Aktionsradius	218
Abbildung 27: Strukturbild Amt 2	220
Abbildung 28: Strukturbild Amt 3	221
Abbildung 29: Strukturbild Lingua 1	228
Abbildung 30: Holzkreuz	233
Abbildung 31: Neukirchener Kalender	233
Abbildung 32: Strukturbild Lingua 2	235
Abbildung 33: Teil der Teddybärensammlung	236
Abbildung 34: "Amerikanischer Bär"	239
Abbildung 35: Bär mit "I love you Herz"	241
Abbildung 36: Strukturbild Lingua 3	243
Abbildung 37: Bild von San Remo	244
Abbildung 38: Strukturbild Lingua 4	248
Abbildung 39: Ansichtskarte des Gasthauses der Eltern	256
Abbildung 40: Strukturbild Patria 1	266
Abbildung 41: Strukturbild Patria 2	267
Abbildung 42: Strukturbild Patria 3	268
Abbildung 43: Strukturbild Patria 4	269
Abbildung 44: Strukturbild Amor 1	275
Abbildung 45: Foto des Ehemannes	278
Abbildung 46: Foto des Ehemannes	278

Abbildung 47: Vom Ehemann gemalte Bilder	280
Abbildung 48: Elefanten des Ehemannes	281
Abbildung 49: Setzkastenfiguren des Ehemannes	281
Abbildung 50: Bild vom Arbeitsplatz	282
Abbildung 51: Zeitungsausschnitt	283
Abbildung 52: Nähkasten	284
Abbildung 53: Strukturbild Amor 2	285
Abbildung 54: Strukturbild Amor 3	286
Abbildung 55: Frau Werther mit Bild von Wetzlar	290
Abbildung 56: Wandteller mit Sehenswürdigkeiten von Wetzlar	290
Abbildung 57: Wandteller mit Sehenswürdigkeiten von Wetzlar	290
Abbildung 58: Strukturbild Werther 1	297
Abbildung 59: Strukturbild Werther 2	298
Abbildung 60: Balkon	300
Abbildung 61: Balkon	300
Abbildung 62: Strukturbild Werther 3	304
Abbildung 63: Strukturbild Werther 4	308
Abbildung 64: Strukturbild Felix 1	317
Abbildung 65: Strukturbild Felix 2	318
Abbildung 66: Strukturbild Felix 3	323
Abbildung 67: Strukturbild Schlager 1	327
Abbildung 68: Mundharmonika	329
Abbildung 69: Herr Schlager beim Spielen seiner Handharmonika	331
Abbildung 70: Handharmonikas	331
Abbildung 71: Keyboard	332
Abbildung 72: Kassettenrekorder	333
Abbildung 73: Strukturbild Schlager 2	334
Abbildung 74: Strukturbild Schlager 3	335
Abbildung 75: Strukturbild Schlager 4	336
Abbildung 76: Gesammelte Notenblätter	337
Abbildung 77: Selbst geschriebenes Notenblatt	337
Abbildung 78: Strukturbild Schlager 5	339
Abbildung 79: Gesammelte Tagebücher von 1941 - 2009	340
Abbildung 80: Strukturbild Schlager 6	342
Abbildung 81: Empirisch gefundene Bedeutungskategorien in Bezug auf Orte	362

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Person-Umwelt-Passung und SPOT.....	31
Tabelle 2: Funktionen persönlicher Objekte nach Habermas.....	60
Tabelle 3: Wohnpräferenzen bei Hilfsbedürftigkeit.....	74
Tabelle 4: Überblick über die sieben „Basis-Themen“ (Thomae, 1968).....	103
Tabelle 5: Überblick über Daseinstechniken.....	105
Tabelle 6: Überblick über Spontanaktionen.....	107
Tabelle 7: Motivationale und kognitive Voraussetzungen zum daseinsthematischen Gespräch.....	122
Tabelle 8: Überblick über die Stichprobe.....	129
Tabelle 9: Übersicht über die Studienteilnehmer.....	130
Tabelle 10: Erhobenes Datenmaterial.....	137
Tabelle 11: Bedeutungskategorien Orte.....	414
Tabelle 12: Verteilung der Bedeutungskategorien Orte.....	418
Tabelle 13: Bedeutungskategorien Gegenstände.....	419
Tabelle 14: Verteilung der Bedeutungskategorien Gegenstände.....	421
Tabelle 15: Transkriptionsrichtlinien.....	422

Abkürzungsverzeichnis

a. a. O.	am angegebenen Ort
Abb.	Abbildung
AD	Alzheimer-Demenz
BMFSFJ	Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
BoLSA	Bonner gerontologische Längsschnittstudie
bspw.	beispielsweise
bzw.	beziehungsweise
DEMIAN	Demenzkranke Menschen in individuell bedeutsamen Alltagssituationen
d. h.	das heißt
ebd.	ebenda
etc.	et cetera
ggf.	gegebenenfalls
h	Stunde(n)
H. d. V.	Hervorhebung der Verfasserin
H.I.L.DE.	Heidelberger Instrument zur Erfassung der Lebensqualität Demenzkranker
H. i. O.	Hervorhebung im Original
i. d. R.	in der Regel
Kap.	Kapitel
min	Minute(n)
MMST	Mini-Mental-Status-Test
sec	Sekunde(n)
Tab.	Tabelle
THELIA	Thematische Lebenswegbegleitung im Alter und bei Demenz
QUADEM	Qualifizierungsmaßnahmen zur Steigerung der Lebensqualität demenzkranker Menschen über eine Förderung der Kommunikation und Kooperation in der ambulanten Altenpflege
u. a.	unter anderem
u. U.	unter Umständen
vgl.	vergleiche
vs.	versus
z. B.	zum Beispiel
z. T.	zum Teil

Anhang

Kodierleitfaden

Tabelle 11: Bedeutungskategorien Orte

	Kategorie	Beschreibung	Ankerbeispiele	Kodierregeln
Vergangenheitsbezug	<i>Erinnern an einen Ort der Vergangenheit</i>	Rückblickende Aktualisierung (Erinnerung) an biografisch zurückliegende Umweltausschnitte.	<p>„Ja, ich komme aus dem Egerland. Aus Eger. Da war meine Jugendzeit in Eger. [...] Das war schön, da habe ich immer noch Erinnerungen an Eger. Es war immer eine schöne Zeit, ja.“</p> <p>„Ein Eckhaus [...] großes, dreistöckiges Haus, wunderschön [...] Ein großer Garten. [...] Da ist außen rum alles Garten gewesen.“</p> <p>„[...] ich muss sagen, ich habe da eine schöne Zeit gehabt, wirklich.“</p>	
	<i>Vermissten eines Ortes der Vergangenheit</i>	Die befragte Person äußert sich dahingehend, einen Ort, an dem sie aktuell nicht lebt, zu vermissen.	<p>„Ich trauere dem auch nach. Habe da gerne gewohnt.“</p> <p>„Ja, die Heimat.. da fehlt mir halt viel.“</p> <p>„Ja, ich sage ja, wenn ich jetzt wieder an das ehemalige Elternhaus denke, dann denke ich, wenn ich jetzt zuhause wäre, da hätte ich die Gärten wieder in Ordnung gebracht“</p>	Aussagen sind emotional negativ getönt bzw. Mimik/Stimme lässt auf negative Emotionen (im Sinne von Heimweh) schließen.
	<i>Aufsuchen eines Ortes der Vergangenheit</i>	Die befragte Person besucht einen oder mehrere bestimmte(n) Ort(e) der Vergangenheit, diese Besuche sind für die Person subjektiv bedeutsam.	<p>„Ich bin oft, ein, zwei Mal, war ich immer in Wetzlar.“</p> <p>„Ich fahre jedes Jahr mal hin.“</p> <p>„Dann gehen wir heim, in mein K.“ [...] [um] die Erinnerungen [zu] sehen.“</p> <p>„Da gucke ich heute noch. Das ist meine Wohnung, steht noch tiptop da.“</p>	Die Person sucht diese(n) Ort(e) tatsächlich (allein oder in Begleitung) auf und hegt nicht nur den Wunsch, dies zu tun (sonst: Kategorie „Wunsch einen bestimmten Ort zu besuchen“).

Vergangenheitsbezug/ Gegenwartsbezug	<i>Auseinandersetzung mit Wohnortswechsel</i>	Die Äußerungen einer Person beziehen sich auf einen bereits stattgefundenen Wohnortswechsel. Dieser konnte freiwillig oder unfreiwillig erfolgt sein.	„Ich habe auch nicht gedacht, dass ich mal von der Stadt weggehe“ „Und dann bin ich krank geworden, dann hat man mich hierher geschafft“ „Und wenn das mit der M., der Enkeltochter, nicht gekommen wäre, dann wären wir noch geblieben“	
	<i>Vergleich zwischen aktueller und früherer Wohnsituation</i>	Person äußert sich zu aktuellem und vergangenen Wohnort und nimmt dabei Vergleiche vor.	„Ich hab mich früher viel wohler gefühlt .. und fühl mich jetzt sehr eingeengt und so“ „Am schönsten war die Heimat. So hier, hier war es auch ganz schön, aber das war halt fremd. Das war fremd alles“ „Also jedenfalls steht das fest, wenn ich da geblieben wäre, wo ich her gekommen bin, da hätten wir es heute besser gehabt“	Vergleiche sind in der Regel wertend und beziehen sich auf Gefühle (z. B. früher wohler gefühlt), räumlich-dingliche Aspekte (Wohnortlage, Anregung/Stimulation), oder ein soziales Bezugssystem.
	<i>Ort stiftet Identität</i>	Diese Kategorie umfasst Aussagen der Befragten, die darauf schließen lassen, dass ein bestimmter Ort der Gegenwart oder der Vergangenheit identitätsstiftend wirkt.	„Im Grunde bin ja Frankfurterin.“ „Geboren, geboren bin ich in St. A. Das ist oberhalb in Eger, ja. Ja, ja, als Kind bin ich aufgewachsen in Eger.“ Man muss sagen, ich war immer in N..“ „Da bin ich, ich bin auch die einzige vom ganzen Block, wo jede.. freie Minute bin ich da draus.“	In den Explorationen finden sich selbstbezogene Aussagen mit Bezug auf einen biografischen oder aktuellen Ort; die räumliche Umwelt wird zur Selbstbeschreibung als Identitätsdimension genutzt (im Sinne einer Ortsidentität); Bezugnahme auf einen Ort dient der Darstellung von Individualität bzw. der sozialen Abhebung von anderen Personen; Ort vermittelt diachrone Kontinuität.

Gegenwartsbezug	<i>Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit positiven Emotionen verbunden</i>	Der Befragte äußert sich über den Aufenthalt an einem bestimmten aktuellen Ort positiv.	<p>„Bin ja auch den ganzen Tag draußen, habe schon draußen gegessen. Bin draußen. Bin froh, dass ich den Balkon habe.“</p> <p>„[...] Wissen Sie, wenn ich so sitze, dann denke ich, ach Gott, hast du doch alles so schön.“</p> <p>„Im Sommer ist es schön hier draußen.“</p> <p>„N. gefällt mir.“</p> <p>„Das ist ja mein Zuhause.“</p>	Bezieht sich auf positiv gefühlsorientierte Aussagen, die eindeutig auf den Aufenthalt an einen bestimmten, aktuell gegebenen Umweltausschnitt bezogen sind, der bspw. als „Lieblingsplatz“ existiert. Dazu können z. B. zählen: Wohlbefinden/ Zufriedenheit, Heimatgefühl, Gefühl des Zuhause-Seins, Gefallen, Erleben von Autonomie/ Selbstbestimmung/ Kontrolle, Anregung/Stimulation, Geborgenheit/ Gemütlichkeit, Erleben sozialer Beziehungen.
	<i>Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit negativen Emotionen verbunden</i>	Die befragte Person äußert sich über den Aufenthalt an einem bestimmten aktuellen Ort negativ.	<p>„Ich muss halt mein Leben jetzt hier fristen. Ob es mir gefällt oder nicht.“</p> <p>„Hier gibt es keine schönen Dinge. [...] Hier ist nichts, was schön ist.“</p> <p>„Ich fühl mich hier einfach gar nicht zuhause.“</p> <p>„Ja ja, es ist halt sehr einsam. Und die Leute hier, mit denen können Sie sich auch nicht richtig unterhalten oft.“</p>	Bezieht sich auf negativ gefühlsorientierte Aussagen, die auf den Aufenthalt an einen aktuellen Ort bezogen sind. Dazu können z. B. zählen: Unwohlsein, Unzufriedenheit, sich nicht Zuhause fühlen, Einsamkeit, Langeweile, Fehlen sozialer Beziehungen.
Zukunftsbezug	<i>Wunsch nach Beibehaltung der aktuellen Wohnsituation</i>	Die befragte Person äußert den Wunsch, an dem Ort, an dem sie gegenwärtig lebt, auch zukünftig bleiben zu wollen.	<p>„Ich möchte so lang, dass es mir meine Gesundheit erlaubt, hier wohnen bleiben.“</p> <p>„Nein, ich gehe nicht mehr fort. Ich will daheim bleiben.“</p>	Gedankliche Auseinandersetzung mit der Zukunft. In den Explorationen zeigen sich Hinweise auf eine Verbundenheit mit der aktuellen Wohnumwelt, wobei der Wunsch geäußert wird, diese beizubehalten. Falls ein Umzug antizipiert wird, wird dieser abgelehnt.

	<i>Wunsch nach Veränderung der aktuellen Wohnsituation</i>	Der Befragte äußert den Wunsch, an einen Ort, an dem er in der Vergangenheit gelebt hat, zurückzukehren, um dort wieder zu leben.	<p>„Ich würde auch gerne im Zentrum wohnen und jeden Tag da zu tun haben.“</p> <p>„Wenn wir da wären, das wäre mir lieber.“</p> <p>„Also ich wäre gerne rübergemacht, wieder.“</p>	Gedankliche Auseinandersetzung mit der Zukunft. Durch die Aussagen des Befragten kommt zum Ausdruck, dass er diesen Ort nicht nur besuchen möchte, sondern seinen aktuellen Wohnsitz verlassen möchte, um an diesem Ort wieder zu leben. (sonst Kategorie „Wunsch einen bestimmten Ort zu besuchen“).
	<i>Wunsch einen bestimmten Ort zu besuchen</i>	Der Befragte äußert den Wunsch, einen Ort, an dem er in der Vergangenheit gelebt hat, zu besuchen.	<p>„Ja, ich habe jetzt.. habe ich mir, ähm, dann habe ich gesagt, wenn ich kein Fahrrad habe, dann laufe ich. Ich will mal wieder da hingehen. Zu den Tieren.“</p> <p>„Naja, ich möchte jetzt schon noch mal hinfahren.“</p> <p>„Ich würde gerne in die Stadt gehen.“</p> <p>„Ich würde gerne in die Heimat, das ist das Einzige, was ich gerne mal wieder hätte.“</p>	Gedankliche Auseinandersetzung mit der Zukunft. Durch die Aussagen des Befragten wird deutlich, dass dieser einen bestimmten Ort besuchen möchte. Die befragte Person äußert in diesem Zusammenhang nicht, den aktuellen Wohnort verlassen zu wollen, um an diesem anderen Ort wieder zu leben. (sonst Kategorie „Wunsch nach Veränderung der aktuellen Wohnsituation“).

Tabelle 12: Verteilung der Bedeutungskategorien Orte

Kategorie	Nennungen
Erinnern an einen Ort der Vergangenheit	Urban, Werther, Wiesel, Hortus, Amt, Patria, Amor, Felix, Schlager
Vermissen eines Ortes der Vergangenheit	Urban, Hortus, Patria
Aufsuchen eines Ortes der Vergangenheit	Urban, Werther, Schlager, Wiesel, Felix
Ort stiftet Identität	Urban, Wiesel, Amt, Amor, Patria, Felix, Werther
Auseinandersetzung mit Wohnortswechsel	Urban, Hortus, Patria
Vergleich zwischen aktueller und früherer Wohnsituation	Urban, Hortus, Schlager
Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit positiven Emotionen verbunden	Werther, Urban, Wiesel, Felix, Amor
Aufenthalt an einem aktuellen Ort ist mit negativen Emotionen verbunden	Lingua, Hortus, Urban
Wunsch nach Beibehaltung der aktuellen Wohnsituation	Wiesel, Felix
Wunsch nach Veränderung der aktuellen Wohnsituation	Urban, Hortus
Wunsch einen bestimmten Ort zu besuchen	Urban, Hortus, Patria, Amt, Werther

Tabelle 13: Bedeutungskategorien Gegenstände

	Kategorie	Beschreibung	Ankerbeispiele	Kodierregeln
Vergangenheitsbezug	<i>Gegenstand weckt Erinnerungen</i>	Gegenstand weckt Erinnerungen an vergangene Zeiten, Personen (lebend oder verstorbene), Ereignisse oder Orte.	<p>„Aber ich hatte ein Erinnerungsstück [...]. Ein Aschenbecher. So groß. Aus Porzellan.“</p> <p>Und.. aber so ein Bär, das ist dann eine Erinnerung, die bleibt. Und dann wird man immer wieder erinnert an.. durch den Bär. An die Person.“</p> <p>„Das ist auch ein.. von meiner Mutter eine Erinnerung.“</p> <p>„[...] das habe ich mir immer gut aufgehoben und.. gedacht, das kann man immer mal wieder gucken was das ist und wie es ist. Wie es gewesen ist, ne, vor allen Dingen.“</p>	
Gegenwartsbezug/Vergangenheitsbezug	<i>Gegenstand hat Selbstbezug/ stiftet Identität</i>	Gegenstand hat expliziten Bezug zur Person des Befragten, bringt seine persönliche Identität zum Ausdruck, dient der Selbstdarstellung und/oder – vergewisserung.	<p>„Ich hab von allem Urkunden gehabt [...] ich habe immer eine nach der anderen gekriegt.“</p> <p>„Das war mein Auto. Das war ganz typisch ich.“</p> <p>„Mit Aufheben, fallenlassen, dann wieder auf-, fallengelassen, wieder aufheben, dann wieder weiter. [...] Und das ging aber so schnell, ich habe das so schnell kapiert. Das ging eins, zwei, drei, war das Ding fertig. [...] Ich glaube vier oder fünf hab ich von den Dingen gemacht.“</p> <p>„Das ist auch von mir, das sehe ich. [...] Sehen Sie, das sehe ich ohne Weiteres, dass das von mir ist.“</p>	Gegenstand reflektiert etwas von der Person (aktuelle oder früher ausgeübte Fähigkeiten, Tätigkeiten, Vorlieben etc.), Gegenstand löst selbstbezogene Kognitionen aus, Gegenstand fungiert als persönlicher Leistungsnachweis/spiegelt Eigenleistung wider, Gegenstand verkörpert persönliche Werte oder Ziele, dient der Darstellung der von Individualität bzw. der sozialen Abhebung von anderen Personen.

Gegenwartsbezug	<i>Gegenstand löst positive Emotionen aus/dient der Emotionsregulation</i>	Der Kategorie werden verbale Aussagen oder beobachtete Handlungen zugeordnet, die erkennen lassen, dass ein vorhandener Gegenstand positive Emotionen auslöst bzw. der Emotionsregulation dient.	<p>„Mit so einem Gerät [Akkordeon] kann man auch was machen, was Schönes, gell.“</p> <p>„Wenn ich mein Ding [Tagebücher] auspacke da und gucke da, was da alles drin steht [...] Und wenn ich als dabei bin, dann komme ich nicht mehr weg. Dann denke ich als, ach Gott, das war.. Das war da und das war da [...]</p> <p>„Da unten habe ich meinen großen Nähkasten. Bin ich aber froh, dass das meiner ist und.. ich kann.. wenn da was ist, kann ich das halt machen oder nähen oder stopfen oder sonst was, von meinem Zeug.[...]“</p> <p>„Meine Bären. Die sind meine Freunde. Man kann zwar nicht mit ihnen sprechen, aber.. man kann doch mit ihnen sprechen.“</p>	Dazu zählen bspw. die Betrachtung eines Gegenstandes (z. B. Fotos anschauen), das Handeln mit einem Gegenstand (z. B. auf einem Instrument spielen), die instrumentelle Nutzung eines Gegenstandes (z. B. Nähkasten um einen Knopf annähen, Musik mit einem Kassettenspieler hören) bzw. der (imaginäre) Dialog mit einem Gegenstand (z. B. „Gespräch“ mit Teddybären). Zu den positiven, durch den Gegenstand ausgelösten Gefühle können zählen: Wohlbefinden/Zufriedenheit, Unterhaltung/Spaß, Sicherheit, Stolz, Flow- Erleben, Autonomie, Freude darüber, etwas damit selbst noch machen können (Erleben von Kompetenz). Emotionsregulation durch: Trost, Entspannung, Anregung/Stimulation etc.
	<i>Gegenstand dient als Interaktionsmedium zwischen Personen</i>	Gegenstand erleichtert Kontakt zu anderen, fördert Interaktion zwischen Personen/ gemeinsame Aktivitäten, bietet Anknüpfungspunkte für eine Kontaktaufnahme, häufig verbunden mit interpersonaler Aktivitätsauf-forderung.	<p>„Ich spiele. Was wollt Ihr denn hören?“</p> <p>„Möchten Sie sich mal die Alben angucken, die da unten drin sind?“</p> <p>„Jetzt zeige ich Ihnen mal was!“</p> <p>„Jetzt gucken Sie mal. Das hab ich alles aufgeschrieben (zeigt die Tagebücher im Schrank).“</p>	In Aussagen über den Gegenstand bzw. beim aktuellen Handeln mit dem Gegenstand während der Exploration wird deutlich, dass der Gegenstand nicht allein, sondern in der Interaktion mit mindestens einer anderen Person (z. B. der Interviewerin) genutzt wird.

Tabelle 14: Verteilung der Bedeutungskategorien Gegenstände

Kategorie	Nennungen
Gegenstand weckt Erinnerungen	Lingua, Amor, Urban, Hortus, Wiesel, Schlager, Werther, Felix
Gegenstand stiftet Identität/hat Selbstbezug	Hortus, Werther, Felix, Schlager
Gegenstand löst positive Emotionen aus/ dient der Emotionsregulation	Schlager, Amor, Lingua, Amt
Gegenstand dient als Interaktionsmedium zwischen Personen	Werther, Schlager, Hortus, Amor

Konventionen für die Transkription der Gespräche

Die Transkription der Gespräche orientierte sich vor dem Hintergrund der Ausführungen in Kapitel 9.5 hauptsächlich an den folgenden Gesichtspunkten:

- Leichte Lesbarkeit der erstellten Transkripte
- Geringer Aufwand bei der Transkription

In der Kopfzeile des Transkripts finden sich Datum, Ort und Dauer der jeweiligen Exploration sowie teilnehmende Personen. Alle Seiten der Transkripte sind durchnummeriert und mit Zeilennummern versehen.

Einzelne Sprecher werden vor Beginn ihres Redezuges durch die abgekürzte Sprechermarkierung gekennzeichnet. Sprechen zwei Sprecher gleichzeitig, wurden die Aussagen hintereinander transkribiert. Die Entscheidung, mit welchem Sprecher begonnen wurde, oblag der Verfasserin. Orts-, Straßen-, und Eigennamen wurden - soweit nicht anders beschlossen - mit dem Anfangsbuchstaben abgekürzt und ggf. in eckigen Klammern erläutert.

Die Erstellung der Transkripte erfolgte in einer weitgehend dialektbereinigten, hochsprachlichen Version des Gesprächs in Standardorthografie.

Transkribiert wurden alle hörbaren verbalen, nonverbalen und paraverbalen Äußerungen sowie nicht sprachliche Handlungen der beteiligten Sprecher und situationsgebundene Geräusche.

Tabelle 15: Transkriptionsrichtlinien

Transkriptionszeichen/Beispiel	Bedeutung
A, F, W, U, L, P, H	Sprechermarkierung; Abkürzung für interviewte Person
I	Sprechermarkierung; Abkürzung für Interviewerin
.?!	Interpunktionen werden durch Punkt, Fragezeichen und Ausrufezeichen angedeutet (auch wenn es sich formal nicht um einen Ausruf oder eine Frage handelt)
(unverständlich)	Akustisch unverständlicher Redeteil.
(lacht) (weint)	Nonverbale Äußerung Nicht sprachliche stimmliche Phänomene wie Lachen, Weinen, Seufzen etc.
(zeigt auf ein Bild) (trommelt mit den Fingern auf den Tisch)	Nicht sprachliche Handlungen Sichtbare (Blickzuwendung, Gesten) und hörbare, nicht vokale (Applaus, Trommeln mit den Fingern) Verhaltensweisen, die redebegleitend auftreten
(Telefon klingelt)	Situationsgebundenes Geräusch
Mhm, ähm	Paraverbale Äußerung Laute oder Lautfolgen, die nicht als Wörter bezeichnet werden können.

	Dienen als Pausenfüller, Ausdruck des Zweifelns, Bestätigens, Fragens etc.
Fahr-	Wortabbruch, Versprecher. Ein nicht zu Ende gesprochenes Wort wird durch einen unmittelbar nachgestellten Bindestrich gekennzeichnet.
(...)	Pause
(Auslassung)	Nicht transkribierte Passage
..	Abgebrochene Sinneinheit, im Anschluss kurze Pause
Und <u>die</u> Wohnung	Worte, Silben oder Satzteile, die vom Sprecher durch deutliche Betonung hervorgehoben sind, werden durch Unterstreichung gekennzeichnet.
[Tochter]	Erläuterung, die von der Interviewerin hinzugefügt wurde, um dem Leser des Transkripts das Verständnis zu erleichtern
Nicht so einfach (?)	Akustisch schwer verständlicher Redeteil, vermuteter Wortlaut
Und da sagt die zu mir: ‚Ach, entschuldigen Sie.‘	Wörtliche Rede und Zitate werden zur Abgrenzung der vom Sprecher sonst hervorgebrachten Redeteile in Hochkommata eingeschlossen.





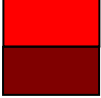






Die verwendeten Transkriptionsrichtlinien sind angelehnt an:

Transkriptionsrichtlinien für das Forschungsprojekt „Psychologische Analyse von Sehbeeinträchtigung im Alter“ (PASA), in: Oswald, F. (1996): Hier bin ich zu Hause. Zur Bedeutung des Wohnens: Eine empirische Studie mit gesunden und gehbeeinträchtigten Älteren. Berlin: Roderer.


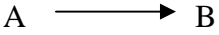
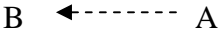

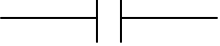
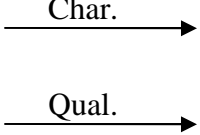
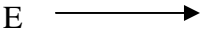
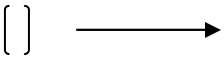
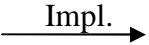
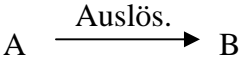
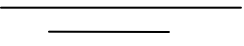
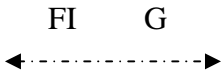

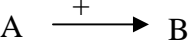
Mergenthaler, E. (1992): Die Transkription von Gesprächen. Eine Zusammenstellung von Regeln mit einem Beispieltranskript. Ulm: Ulmer Textbank.

Leitfaden für die modifizierte Heidelberger Struktur-lege-Technik

(basierend auf Scheele und Groeben, 1984, 1988; Ehret, 2008; Brückerhoff, 1982; Hibbeler, 2004)

Blaue rechteckige Kästchen		Daseinsthematische Konzepte
Blaugestreifte rechteckige Kästchen		Daseinsthematisch bedeutsame Objekte
Gelbe rechteckige Kästchen		Denkprozesse/Kognitionen
Orangefarbene rechteckige Kästchen		Selbstbildaussagen
Rote rechteckige Kästchen		Emotionen (mitgeteilt oder sichtbar) Hellrot – positive Emotionen Dunkelrot – negative Emotionen
Lilafarbene rechteckige Kästchen		Daseinstechniken
Türkisfarbene rechteckige Kästchen		Werte /Wertaussagen
Grüne rechteckige Kästchen		Aktuelles Handeln/Verhalten
Ovale Kästchen (alle Farben)		Fremderhobene Daten
Mehrfarbige Kästchen	 	Konzepte lassen sich nicht eindeutig zuzuordnen (Kognitionen werden bspw. von ausdrucksstarker Mimik begleitet, die auf Emotionen schließen lassen)

Relationen (Formale Beziehungen)	
$A = B$	A ist identisch mit B
<pre> A / \ B C </pre>	A hat die Unterkategorien B und C
<div style="border: 1px solid black; background-color: yellow; padding: 2px; margin-bottom: 5px; width: fit-content; margin-left: auto; margin-right: auto;">Kirschbäume</div> <div style="border: 1px solid black; background-color: yellow; padding: 2px; margin-bottom: 5px; width: fit-content; margin-left: auto; margin-right: auto;">Apfelbäume</div> <div style="border: 1px solid black; background-color: yellow; padding: 2px; width: fit-content; margin-left: auto; margin-right: auto;">Pfirsichbäume</div>	<p>Das Nebeneinanderstellen von Konzepten haben Scheele & Groeben als „Und-Verbindungen“, das Untereinanderstellen als „Oder-Verbindungen“ etabliert. Diese Unterscheidung wird in dieser Arbeit nicht realisiert.</p> <p>Untereinanderstellungen sind als „Und-Verbindungen“ zu verstehen.</p> <p>„Oder-Verbindungen“ im Sinne von „entweder-oder“ kommen in der vorliegenden Arbeit nicht vor.</p>
<p style="text-align: center;">Manif.</p> <p style="text-align: center;">→</p>	<p>Manifestation für den jeweiligen Begriff/das Konzept; Objekte, Ereignisse, Phänomene etc., die als Beispiele für das jeweilige Konzept in der Realität angesehen werden können</p>
<p style="text-align: center;">Ind.</p> <p style="text-align: center;">→</p>	<p>Indikator für die mit einem jeweiligen Begriff/Konzept gemeinten Objekte, Ereignisse, Phänomene etc.; signalisiert das vorliegende gemeinte Objekt</p>
<pre> A \ Abs. B </pre>	<p>Absicht, Intention einer Handlung = Ziel, Zweck, um dessentwillen eine Handlung ausgeführt wird;</p> <p>durch A wird B beabsichtigt</p>

	<p>Voraussetzung, die als notwendig impliziert/unterstellt wird; A setzt B als notwendig voraus</p>
	<p>A hat B zur Konsequenz/kann B bewirken</p>
	<p>B kann A vorauslaufen</p>
	<p>Konflikt</p>
	<p>Diskrepanz</p>
	<p>Charakterisierung (Personen) Qualifizierung (Sachen)</p>
	<p>Ist Element von</p>
	<p>Ist nicht Element von</p>
	<p>A impliziert B</p>
	<p>Auslöser: A löst B aus. Spontan, keine Kausalität.</p>
	<p>Annäherung zweier entfernter Konstrukte</p>
	<p>Familiäre Identität bzw. Generativität</p>
	<p>Zukunftserleben</p>
	<p>A bewirkt B, je mehr A, desto mehr B</p>

$A \xrightarrow{-} B$	A bewirkt B, je mehr A, desto weniger B
$A \longleftrightarrow B$	Gegenseitig abhängig
$A \overset{+}{\longleftrightarrow} B$	Gegenseitig abhängig, sich aufschaukelnd
$A \overset{-}{\longleftrightarrow} B$	Gegenseitig abhängig, sich reduzierend
$A \overset{+}{\mid} C \overset{+}{\mid} B$	A bewirkt B, aber nur, wenn gleichzeitig C vorliegt (positive Richtung)
$A \overset{-}{\mid} C \overset{+}{\mid} B$	A bewirkt B, aber nur, wenn gleichzeitig C nicht vorliegt (positive Richtung)
$A \overset{+}{\mid} C \overset{-}{\mid} B$	A bewirkt B, aber nur wenn gleichzeitig C vorliegt (negative Richtung)
$A \overset{-}{\mid} C \overset{-}{\mid} B$	A bewirkt B, aber nur, wenn gleichzeitig C nicht vorliegt (negative Richtung)